<36602376390010

<36602376390010

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

Kruenitz

S. Halle sc.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System
der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunst-Geschichte,
in alphabetischer Ordnung:

Zuerst fortgesetzt
von

Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von

Heinrich Gustav Flörke,

Der philomatischen Gesellschaft zu Berlin Mitgliede, der naturforschenden Gesellschaften zu Jena, Göttingen und Rostock, so wie der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Bibliothek des Finanz-Collegiums

Zwey und neunzigster Theil,
von Mistbeller bis Mohur.

Nebst 1 Kupfertafel auf ½ Bogen und 1 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1803.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths
Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

M. M.

Mistbeller, in einigen Gegenden ein Nahme des Murmelthiers. Auch ein Bauerhund, welcher immer auf seinem Miste bellet, führet zuweilen diesen Nahmen.

Mistberg, zu Hervorbringung der Champignons, s. unter **Champignon**, Th. 8, S. 16 fl.

Mistbier, in einigen Gegenden Niedersachsens ein Schmaus in Bier, welchen jemand den Nachbaren eines Dorfes giebt, wofür ihm jeder ein oder mehrere Fuder Mist zur Düngung seines Ackers bringt; Niederf. **Meßbeer**.

Mistblätterschwamm, eine Art Blätterschwämme mit einem hohlen Stiele, und glockenförmigem zerrissenen Hute, dessen Blätter schwarz sind, und welcher gern auf den Misthaufen zu wachsen pflegt; Agaricus fimetarius, **Mistbilz**, **Milzschwamm**.

Mistbreiten, heißt in der Landwirthschaft den in Haufen zeilenweise auf die Ackerbeete geführten und geschlagenen Mist mit der Mistgabel zerstreuen und von einander werfen. Diese Arbeit muß kurz vor dem Pflügen geschehen, denn die Luft ziehet sonst den Mist sehr aus, daß fast nichts als das Stroh daran bleibt. In dem einzigen Falle ist es gut, wenn ein gelinder Regen auf das Breiten folgt; alsdann können die fruchtbar machenden Theile einziehen. Sonst ist es aber allemahl eine schlechte Wirthschaft, den Mist lange vorher zu breiten. Es taugt auch nicht im Herbste, den Mist über die junge Saat zu streuen. Der Frost zieht die besten Kräfte im Winter aus, das Stroh bleibt ohne sonderliche Kraft liegen, und Arbeit und Dünger ist verloren.

An einigen Orten, sonderlich bey großen Vorwerken, wird der Mist in große Haufen auf dem Felde geschlagen, damit er den Winter durch verfaule, auch die Kräfte nicht so sehr ausgezogen werden. Wenn alsdenn gelindere Witterung anfängt, so wird er fuderweise auf das Feld vertheilt, abgehackt, und kurz vor dem Pflügen gebreitet; auf welche Weise ihm die Winterwitterung weniger Nachtheil bringt. Besser ist es aber, wenn der Mist in zweckmäßig eingerichteten Mistgruben aufbehalten wird, wo er den gehörigen Grad der Gährung erlangen kann. — Wo der Zehentschnitt im Gebrauche ist, müssen diejenigen, die künftig um den Zehenten schneiden wollen, den Mist vorher auf solchen Feldern unentgeltlich breiten, und nachmahls, wie es an einigen Orten üblich ist, auch über dieses den darauf gewachsenen Hafer oder die Gerste umsonst harken.

Ein Hauswirth kann nicht genug Acht geben, daß der Mist gleichförmig, oder gleich dick gebreitet

tet werde, worin die Arbeiter gemeiniglich sehr nachlässig sind, und vorgeben, der Pflug arbeite alles durch einander. Man sieht aber nachgehends die Mergerflecke, wo nichts hingekommen ist, und die Lagerflecke, welche zu viel erhalten haben, sehr deutlich. Wenn der Mist sehr lang ist, schiebt er sich vor den Pflug, und manche Stellen bekommen zu viel.

Mistbret, in der Landwirthschaft, Breter, womit man den Mistwagen, wenn Mist darauf geführet wird, unten und an der Seite zu belegen pflegt. Ingleichen eine mit Bretern beschlagene Wagenleiter auf dem Mistwagen.

Mistel, *) die, eine Pflanze, welche nach dem Linné zu den Gewächsen mit ganz getrennten Geschlechtern und vier Staubfäden (Dioecia Tetrandia) gehört, und bloß auf den Zweigen anderer Bäume wächst, aus welchen sie ihre Nahrung ziehet; Viscum album Linn. Da es mehrere Arten der Misteln gibt, so wird dieses Wort hier

 als

*) Im Dän. und Norweg. gleichfalls Mistel, im Engl. Mistletoe, Mistletoe, im Lat. Viscum, im Griech ἰξος: entweder wegen des zähen, leimigen, in den Beeren befindlichen Saftes, als ein Geschlechtsverwandter von Matz, Matte, (beyde in der 4ten Bedeutung) Masse ꝛc. oder auch wegen der schon sehr alten Meinung, daß die Samenkörner der Mistelbeeren von den Drosseln, denen sie eine sehr angenehme Speise sind, mit ihrem Kothe auf die Bäume getragen würden, folglich von dem Zeitworte misten. In beyden Fällen bedeutet das Suffixum el, ein Ding, ein Subject, von welchem etwas gesagt wird. In einigen Gegenden wird unsere europäische oder weiße Mistel Kinstel, Kenster, Asholder, Affolter, Offolter, und wegen ihrer verworrenen Zweige auch Mahrentacken genannt. In vielen Gegenden ist das Wort Mistel männliches Geschlechts, der Mistel, im Plur. die Mistel.

als Nahme der ganzen Gattung genommen, wovon folgendes zu bemerken ist.

Die männliche Blüthe hat eine vierspaltige Blumendecke, keine Blumenkrone, und vier mit der Blumendecke verwachsene Staubbeutel ohne Staubfäden. Die Blumendecke der weiblichen Blüthe sitzt über dem Fruchtknoten, und ist vierblättrig; die Blumenkrone fehlt; der Fruchtknoten ist dreykantig, mit einem vierspaltigen Rande gekrönt, und ohne Staubweg mit einer stumpfen Narbe versehen. Die einfächerige Beere enthält einen herzförmigen Samen.

Von den jetzt bekannten zwölf Arten ist vorzüglich die in Europa wachsende für uns interessant, weshalb auch diese nur eine genauere Beschreibung verdient. Diese heißt

die **weiße Mistel, gemeine Mistel, auch Eichenmistel, Lindenmistel, Weidenmistel, Tannenmistel, Haselmistel, Aeschenmistel** ꝛc. Viscum *album*, foliis lanceolatis, obtusis; caule dichotomo, spicis axillaribus. Linn. Syst. Nat. ed. Gmelin. Tom. II. p. 273. Miller Illustr. Tab. 87. Gaertner de fruct. et sem. plant. I. p. 131. Tab. 27. fig. 1. Reitter und Abel Abbild. Tab. 85. Kerner Abbild. T. 80. Die Blätter sind länglich zugespitzt und stumpf, der Stängel zweytheilig, die Blumen sitzen in den Winkeln der Stängel und Blätter.

Diese niedrige immergrüne Staude wächst in ganz Europa, desgleichen in Asien und vermuthlich auch in andern Welttheilen auf mancherley Bäumen; und wird wie gesagt im deutschen insgemein **Mistel**, an einigen Orten auch **Renster** oder **Affelter**, im Griechischen Ixos, und noch heutzutag von den Bauern in Griechenland Oxo, im Lateinischen Viscum, von den Italiänern Vischio

Viſchio oder Pania, von den Spaniern Viſco, oder Liga Mordago, von den Franzoſen Gui oder Guy, von den Holländern Marentakken, von den Engländern Miſſeltoe oder Miſſeltree, und von den Schweden Miſtel oder Wiſpelten genannt. Man findet ſie auf Haſelſtauden, Linden, Eichen, Birken, Fichten, Tannen, Eſchen, Eſpen, Nuß-, Caſtanien-, Aepfel- und Birnbäumen, und andern; und theils Beobachtungen, theils Verſuche haben gelehret, daß ſie beynahe auf allen Gattungen von Bäumen und Geſträuchen fortkommen könne; man findet ſie aber in einigen Ländern häufiger auf dieſer, und in andern häufiger auf einer andern Baumart. In Griechenland und einigen Theilen von Deutſchland findet man viele Miſtelſtauden auf den Eichen; in England hingegen ſind ſie häufiger auf Obſtbäumen, auf Linden, Weiden, Ulmen, Weißdorn und Maßholder, wie auch Haſelſtauden; in Oeſterreich auf Caſtanien-, Buchen-, Pappel- und Fichtenbäumen; und in der Provence auf Mandelbäumen.

Sie ſitzt ohne ſichtbare Wurzeln auf den Aeſten der Bäume, ſchlägt aber viele feine Faſern in die Rinde derſelben, welche bis in die holzige Subſtanz hineinlaufen; und da ſie ſolchergeſtalt ihre Nahrung gänzlich aus dem Baum ziehet, ſo erhellet daraus leichtlich, daß viele Miſtelſtauden dem Wachsthum und der Geſundheit eines Baums ſehr nachtheilig ſeyn müſſen. Sie treibt aus einem kurzen geraden Stämmchen viele gerade kurze Zweige nach allen Seiten, die ſich gabelförmig unter ſehr ſtumpfen Winkeln in kleinere zertheilen; die Zweige haben eine grüne oder gelblichte den Blättern gleichfarbige Rinde, und ſind an ihrem Urſprung und an den Abtheilungen dick und

knoticht. Die Blätter befinden sich nur an den Enden der Zweige, und zwar an der Spitze eines jeden Zweiges nur ein Paar gerade gegen einander über; sie sind ungefähr einen Zoll lang oder drüber, ganz ungezähnt und stumpf, und gegen die Basis zu verschmälert, von einer dicken, aber trockenen und mürben Substanz, und auf beyden Flächen gleichfarbig ohne Adern und glatt. Die Blüthzeit ist im März; die männlichen Pflanzen tragen längere Aehren, und zwar nur am Ende der Zweige in den Winkeln der Blätter; an den weiblichen aber sitzen je drey bis vier Blumen beysammen, sowohl am Ende der Zweige, als auch in den Winkeln derselben. Die Blumen sind klein, und mit den Blättern gleichfarbig. Die Beeren werden im September oder October reif; und sind ungefähr von der Größe der Erbsen, ganz weiß, und enthalten unter einem dicken sehr zähen Schleim einen flachen, mit einem silberweissen Häutlein bekleideten Samen.

Die Beschaffenheit ihrer Wurzeln macht, daß die Mistel nicht in der Erde, und nirgends, als auf den Bäumen wachsen kann, wie schon die Alten angemerket haben; es ist daher zu ihrer Fortpflanzung nöthig, daß ihr Same durch die Vögel von einem Baume auf den andern gebracht werde. Viele sind der Meynung, daß die Krammetsvögel, denen die Mistelbeeren im Winter zur Nahrung dienen, die Samen derselben mit ihrem Koth unverdaut von sich geben, welche alsdann an den Baumrinden hangen bleiben, und aufkeimen. Miller aber sagt in seinem Gärtnerlexicon, es seye nicht wahrscheinlich, daß die Mistel auf diese Weise allein fortgepflanzt werde, weil man sonst die Mistel niemals unten an den Baum-Aesten, sondern nur oben und an den Seiten derselben.

selben, wo der Mist der Vögel allein hangen bleibe, antreffen würde; und überdies sey es kaum zu glauben, daß die Samen der Verdauungskraft der gedachten Vögel so unverändert entgehen können. Er erklärt daher die Sache folgendergestalt: „Der Schleim der Beeren, welcher den Samen unmittelbar umgiebt, macht, daß dieser öfters außen an dem Schnabel des Vogels hangen bleibt, um nun dessen los zu werden, wetzt er seinen Schnabel an den Aesten der benachbarten Bäume, und läßt auf diese Weise den Samen sammt seinem Schleim an der Rinde hangen, wo derselbe hernach folgenden Winter treibt und zu einer neuen Pflanze wächst." Eben auf diese Weise, setzt er hinzu, kann man auch die Mistel durch die Kunst fortpflanzen; wenn man nähmlich eine reife Beere an die glatte Rinde eines Baums andrückt, daß ihr Same vermittelst des Schleims fest hangen bleibt, so wird solcher, wenn er nicht beschädigt wird, im folgenden Winter ausschlagen. Auf Eichen und andern Bäumen, deren Rinde rauh und dicht ist, geht der Versuch nicht so wohl von statten, wie auf Apfelbäumen, Eschen und einigen andern von glatter Rinde.

Unter den neueren hat übrigens Duhamel über die Fortpflanzung der Mistel schöne und merkwürdige Versuche gemacht.

Die Mistel ist schon von uralten Zeiten her in der Arzneykunst berühmt, und insonderheit für ein sehr großes Mittel gegen die fallende Sucht und andere gichterische Krankheiten gehalten worden, so daß ehemahls die Druiden sie wegen ihrer hochgepriesenen Arzneykräfte als ein Heiligthum verehret haben. Auch hat sie ihr Ansehen in gedachten Krankheiten bis auf unsere Zeiten, selbst bey vernünftigen und geschickten Aerzten, noch erhal-

ten, ob sie schon einige ebenfalls berühmte Männer der Unwirksamkeit beschuldigen und verwerfen; welches um so weniger zu verwundern ist, da die Ursachen dieser Krankheiten so mannigfaltig und öfters so verborgen sind, daß es sehr schwer ist, sowohl durch Vernunft als Erfahrung etwas gewisses von einer vorzüglichen Wirksamkeit dieser oder jener Arzney in denselben festzusetzen.

Die Beeren, welche weiß und durchscheinend sind, enthalten einen klebrigen Saft, welcher, nach Herrn Tielebein's Versuchen, ähnliche Eigenschaften mit dem Federharze besitzt, und vielleicht durch weitere Behandlungen zu gleichem Gebrauche vervollkommnet werden könnte. Mit Seifensiederlauge giebt dieser Saft eine gute, in Wasser und Weingeist auflösliche Seife. An manchen Orten wird er durch Kochen in Wasser und Vermischung mit Oehlen und Terpenthin zum Vogelleim gebraucht. Ob inzwischen aller käuflicher Vogelleim daraus bereitet werde, ist nicht so gewiß, vielmehr behaupten einige, daß man ihn häufiger aus der Rinde von Ilex Aquifolium mache, wovon im Art. **Vogelleim** das weitere nachzusehen ist. Für die Färberey scheinen die Zweige der Mistel von keinem vorzüglichen Gebrauche zu seyn.

Uebrigens sind noch zwey Varietäten dieser Art zu erwähnen: Die erste ist die **vielbeerige Mistel**, welche in der Schweiß gefunden wird, und deren Fruchtähren aus viel mehreren Beeren bestehen, als bey der gemeinen Sorte; die zweyte Sorte ist die **Mistel mit rothen Beeren**, welche Clusius in Spanien und Bellonius in der Gegend von Jerusalem auf Oehlbäumen angetroffen haben.

Eine

Eine sehr genaue und ausführliche, sowohl natürliche, als ökonomische und medicinische Geschichte der europäischen Mistel giebt Gleditsch in seiner vollständigen Geschichte der Pflanzen. Th. I. S. 254 — 335.

Sonst gehören hierher auch noch folgende Schriften:

Gleditsch vermischte Abhandl. I. S. 219.
Dessen Forstwissenschaft. II. S. 132.
Du Hamel II. S. 266.
Allgemeines ökonomisches Forstmagazin, herausgegeben von J. F. Stahl. I. Frankf. und Leipz. 1783. S. 177.
Ehrhardt's Beyträge zur Naturkunde. III. S. 23.
Tielebein in Crell's neuesten Entdeckungen in der Chymie. VII. S. 58.
Dambourney Recueil p. 218.

Die übrigen Arten der Mistel werden vorzüglich in Amerika auf den Bäumen angetroffen; da von ihnen indessen nichts besonderes bekannt ist, so können sie hier übergangen werden.

Misteldrossel, die, oder der Mistler, einer der ansehnlichsten Vögel aus der Gattung der Drosseln, Turdus Linn.

Die Kennzeichen, wodurch man die Drosseln überhaupt von andern Vögeln unterscheidet, sind folgende *): Der Schnabel ist rundmesserförmig, die obere Kinnlade an der Spitze niedergebogen, und gewöhnlich ausgeschnitten. Die Nasenlöcher sind bloß, oben mit einer dünnen Haut halb bedeckt und eyrund. Die Zunge ist faserig ausgeschnitten. Die Kehle ist mit kleinen steifen Haaren bedeckt. Die mittlere Zehe ist bis ans erste Gelenk mit der äußern verbunden. — Was sonst

*) Da diese Kennzeichen im Artikel Drossel, Th. 9, S. 641 ff. und im Art. Krammetsvogel, Th. 46, S. 758 ff. nicht genügend angegeben worden sind: so ist es nöthig, sie hier nachzuhohlen.

von den einheimischen Drosseln im Allgemeinen etwa zu bemerken ist, findet man im Art. Krammetsvogel, Th. 46, S. 758—765.

Die Misteldrossel ist in den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch unter allerley andern Nahmen bekannt, als Schnarre, Schnarrdrossel, Schnaar, Schnerre, Scharre, Zarizer, Zarer, Zerrer, Zeher, Zehrer, Mistelfink, Mistelziemer, Schnerrer, Ziering, Brachvogel, Brackvogel, Schnarrziemer, großer Krammetsvogel, große Drossel, Ziemer. Bey den ornithologischen Schriftstellern führet sie folgende Nahmen: Turdus *viscivorus*, dorso fusco, collo maculis albis, roltro flavescente Linn. Syst. Nat. ed. Gmel. T. I. P. II. p. 806. Turdus viscivorus. Gesner. av. 759. t. 760. Aldrov. orn. 2. p. 593. t 582. Turdus viscivorus major. Raj. av. p. 64. n. 1. Turdus major. Briss. av. I. p. 200. n. 1. Tordo. Olin. ucc. t. 25. Draine. Buff. hist. nat. des ois. III. p 295 t. 19 f. 1. Pl. enl. n. 489. Missel Bird or Shrite. Will. orn. p. 187. Alb. av. I. t. 33. Missel Thrush. Brit. zool. I. n. 105. Arct. zool. II. p. 341. B. Lath. syn. II. 1. p. 16. n. 1. Große Misteldrossel. Frisch. Vögel. t. 25. Mistler. Günth. Nest. u. Eyer ꝛc. t. 42.

Diese Art unterscheidet sich von den übrigen Drosseln dadurch, daß der Rücken olivenbraun, die Backen und Seiten des Halses weißgefleckt, und der ganze Leib groß gefleckt ist.

Nach der musterhaften Beschreibung des Hrn. Bechstein's *) ist sie der größte Vogel dieser Gat-

*) S. Bechstein's gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. IV. B Leipzig 1795. S. 1. f.

Gattung. Ihre Länge beträgt zwölf und einen halben Zoll, der Schwanz vier Zoll und die Flügelbreite einen Fuß und achthalb Zoll. Sie wiegt fast fünf Unzen. Die Flügel bedecken zusammengelegt zwey Drittel des Schwanzes.

Der Schnabel ist einen Zoll lang, hornfarbig braun, an der Spitze schwarz und an der Wurzel gelb. Der Rachen und die Zunge gelb; der Augenstern dunkelkastanienbraun, die geräucherten Beine einen Zoll vier Linien hoch, und so wie die Zehen schmutzig hellgelb oder vielmehr wie blaß geräuchertes Fleisch; die Fußsohlen gelb; die Mittelzehe einen Zoll lang, die hintere neun Linien; die Nägel dunkelbraun, und an der Hinterzehe, wie bey allen Drosseln, stark.

Der Kopf, Oberhals, Rücken, die Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel olivenbraun, am Kopfe ins Aschgraue, auf dem Steiß ins goldgelbe schimmernd; die Backen und Seiten des Halses gelblichweiß, schwarzgrau gefleckt; von den Nasenlöchern durch die Augen ein weißlicher Streifen; die Augenlieder weiß eingefaßt; um die Wangen herum ein Ansatz von weißer Einfassung; der Unterleib weißlichgelb, (bey sehr alten auch hellgelb) an der Kehle und am After am schwächsten, an der Brust und an den Seiten aber am stärksten gelb; von der Kehle bis zur Brust mit dreyeckigen, von da an mit eyrunden, gleichförmig zerstreuten schwärzlichen Flecken geziert, die an der Kehle und am Bauche am kleinsten, an der Brust und an den Seiten aber am größten sind; die mittelmäßigen Afterfedern haben große eyrunde graue Flecken; die mittelmäßigen Steißfedern sind grau mit weißlichen Spitzen; die Schenkel gelblichweiß; die Schwungfedern dunkelbraun mit oli-

ven-

olivengrauen schmahlen äußern Kanten, und die vier letztern mit weißen Spitzen, und von der vierten an die innere Fahne an der Wurzelhälfte weiß; die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, die kleinern mit olivengrauen Kanten, und die zwey großen Reihen mit röthlich weißen Kanten und weißen Spitzen; der Schwanz ist fast gerade, dunkelgrau, die Federn schief zugespitzt, die drey äußern etwas heller und mit weißen Spitzen, die übrigen schmahl olivengrau gesäumt, und alle mit einem perlgrauen Seitenglanze überzogen; die untern Deckfedern der Flügel hellweiß, welches den Vogel mit den hellweißen innern Fahnen der Schwungfedern im Fluge vor andern Drosselarten sehr auszeichnet.

Das Weibchen ist dadurch vom Männchen verschieden, daß die Schnabelwurzel nicht so gelb und der Unterleib heller, statt weißlichgelb, gelblichweiß ist.

Die Vogelsteller sagen, das Männchen kennt man daran, daß es unter den Achseln drey graue Flecken oder Federn hat.

Die Misteldrossel ist übrigens ein friedfertiger, schwerfälliger, obgleich scheuer Vogel. Niemals sieht man ihn mit seinen Kammeraden streiten, ausgenommen im Herbste, wenn sie sich nach der Nahrung drängen, aber dagegen den Jäger und jeden vermeinten Feind von weitem fliehen. Sein Flug ist, wie der Flug aller Drosseln, mittelmäßig geschwind, ungleich schief, hüpfend oder bogenförmig; dabey schlägt er, wie alle seine Gattungsverwandten, die Flügel so weit in die Höhe, daß man bey jeder Schwingung bis tief unter die Achseln sehen kann. Er hat einen sehr lauten, aus fünf bis sechs abgebrochenen Strophen bestehenden, melancholischen Gesang, den er, sobald

bald der Schnee schmilzt oder einige sonnige Tage einfallen, im März, ja oft im Februar schon, auf dem obersten Gipfel einer Fichte oder eines andern Baums, besonders des Abends und Morgens, hören läßt. Er singt aber nicht länger als acht bis zehn Wochen im Frühjahr; doch wird er dadurch um desto schätzbarer, weil er einer der ersten Vögel ist, die durch ihre Stimme den kommenden Frühling verkündigen. Seine Lockstimme, wodurch sich beyde Geschlechter einander ihre Bedürfnisse zu erkennen geben, und wodurch sie auch den Affect des Zorns und der Furcht ausdrücken, ist ein zischend schnarrendes Jis — Krr! Im Vogelbauer lebt es zehn bis zwölf Jahre und ersetzt dem Liebhaber und Jäger durch seinen angenehmen Gesang im Frühjahr, und als Lockvogel auf dem Heerde den üblen Geruch und die Unreinlichkeiten, die durch seine Exkremente entstehen, wenn sein Behältniß nicht alle zwey Tage gereinigt wird, reichlich.

Diese Drossel bewohnt Europa, die nördlichen Gegenden, bis in die Mitte von Norwegen hinauf, häufiger, als die südlichen. In Deutschland ist sie sehr gemein und im Thüringerwalde in großer Menge.

Die Misteldrosseln sind Strich- und Zugvögel, je nachdem die Witterung ausfällt. In England bleiben sie das ganze Jahr hindurch. In Deutschland aber nur, wenn wir gelinde Witterung haben, wo sie alsdann in kleinen Flügen ihrer Nahrung halber bald hier bald dorthin schwärmen. Als Zugvögel verlassen sie spät ihr Vaterland (wenigstens Thüringen) und kommen auch sehr früh wieder an. Gewöhnlich sind sie in der letzten Hälfte des Novembers, und zu Anfange des Decembers, wenn keine anhaltende Kälte und

hoher Schnee einfällt, noch da, und wenn das Wetter im Februar aufbricht, und schöne Tage eintreten, erfreuen sie uns auch schon wieder mit ihrem Gesange. Wenn sie von uns aus den Wachholderbüschen wegziehen, so nehmen gewöhnlich die Wachholderdrosseln ihre Stelle ein. Nur einzelne bleiben auch in harten Wintern in ihrer Heymath und fliegen und nähren sich mit den Wachholderdrosseln. Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen so sehr, daß man nur selten einen oder ein Pärchen einzeln antrifft, ob man sie gleich nicht in großen Zügen, wie die andern Drosseln ziehen sieht, weil ihre Wanderungen des Nachts geschehen. Diese Geselligkeit ist ihnen so eigen, daß man im Thüringerwalde im Sommer auf den Wiesen beständig große Heerden antrifft, daß sie sich zuweilen schon im Julius, wenn kalte Witterung einfällt, in großen Schwärmen zusammen rotten, nach den Gärten ziehen, und die Kirschbäume ableeren, vom September an bis zu ihrer Abreise auf der Sommerseite derjenigen Berge in Menge liegen, wo Wacholderstauden wachsen, und sich im Frühjahr, wenn sie nach ihrer Rückkehr anhaltende Kälte und Schnee in den Geschäften ihrer Fortpflanzung hindert, wieder in Heerden zusammen schlagen. Sie bewohnen die gebirgigen mit Holz bewachsenen Gegenden, am liebsten die Schwarzwälder, und werden in Thüringen da, wo Wiesen sind, durch welche sich Bäche schlängeln, in großer Menge angetroffen.

Ihre Hauptnahrung besteht in Regenwürmern, die sie eben in den feuchten Bergwiesen, wenn sie aus der Erde kriechen, um entweder ihren Unrath von sich zu geben, oder sich zu begatten, wegfangen; sonst fressen sie auch Schnecken, Rau

pen, Heuschrecken, Maykäfer und andere Insecten, und im Herbst Vogelbeeren, Wachholder-, Taxus-, Kreuzdorn-, Stechpalm-, Epheu- und Mistelbeeren *). Von letztern und dem Gewürme, das an warmen Quellen zu finden ist, nähren sich auch diejenigen einzelnen, die sich bey ihrer Auswanderung verspäten, und den Winter über bey uns bleiben.

Wenn im Winter oder Frühjahr der Schnee aufthauet, so sieht man sie, so wie die Wachholderdrosseln, sogleich auf die Wiesen fallen. Hier finden sie eine Menge Regenwürmer, die sich entweder aus Furcht vor den verfolgenden Maulwürfen oder von selbst aus der unter dem Schnee unaefrornen Erde heraus begeben haben, und alsdann in dem Schnee erstarrt liegen geblieben sind. Dieß ist auch die Hauptnahrung der meisten Vögel aus dieser Gattung, wenn sie auf ihren Rückzügen sind, daher trifft man im März oft ganze Schaaren Wachholder-, Sing- und Rothdrosseln auf den Wiesen und Haiden an.

Die gezähmten Misteldrosseln werden mit Gerstenschrot oder bloßer Weitzenkleye, das beydes mit Milch oder Wasser angefeuchtet wird, erhalten, fressen aber auch Semmeln, Brod, Fleisch, und manche andere Kost, die der Mensch genießet. Sie baden sich im Wasser.

Schon im März findet man ihr Nest mehr auf Tannen, Kiefern und Fichten, als auf Eichen, Buchen und Aespen. Sie setzen es bald hoch bal-

*) Da aus den Beeren der Mistel der beste Vogelleim gemacht wird, und sie diese Pflanze nach der alten Meinung durch die unverdauten Kerne, die sich in ihren Exkrementen befinden, fortpflanzen, so hat man das lateinische Sprichwort: Turdus sibi ipse malum cacat.

bald tief auf einen Zweig *), und seine Unterlage ist grobes Baummos, die äußere Lage dürre Reiser mit kleinerm Baummos umwunden, die mittlere Erdmos mit sammt der Erde, die Oeffnung mit einem Ringe von dünnen Wurzeln oder Zweigen von Heidelbeersträuchern umgeben, und die inwendige Aushöhlung mit klaren dürren Grashalmen ausgefüttert; alles gut und fest in einander gewirkt. Sie legen zweymal des Jahrs drey bis fünf recht ovalrunde Eyer, die im Grunde grünlichweiß und mit einzelnen großen violetten und rothbraunen Punkten, die am stumpfen Ende zu größeren Flecken werden, bezeichnet sind. Beyde Geschlechter brüten wechselsweise funfzehn Tage. Die Jungen werden mit Insecten und Regenwürmern gefüttert, sehen in der Jugend am Oberleibe grau, und am Unterleibe sehr schmuzig gelbweiß, rein weiß und dunkelbraun gesprengt aus, und lassen sich gern zahm machen, sind aber ungelehrig, und lernen ausser ihrem natürlichen Gesange selten mehr als einzelne Töne, die sie wenn sie sie von andern Vögeln hören, oder ihnen vorgepfiffen werden, nachpfeifen.

Die Krankheiten, welchen diese Art unterworfen ist, hat sie mit allen Drosselarten gemein, und die gewöhnlichsten sind Verstopfung der Fettdrüsen, der Eingeweide, und die Dürrsucht oder Auszehrung. Sie werden wie bey andern Vögeln behandelt. Sie leben zehn bis vierzehn Jahre in der Stube.

Ihre Feinde sind die wilden Katzen, Baummarder und Haselmäuse welche ihre Brut aufreiben; die Falken und Sperber verfolgen die Alten.

Diese

*) In England, sagt Latham, banen sie in Büsche und niedrige Bäume.

Diese scheuen Vögel gehören zur niedern Jagd. Wenn man im Herbste und im Winter an solchen Orten, wo sie sich aufhalten, Sprenkel, Dohnen oder Schlingen mit Vogelbeeren aufstellt, so fängt man ihrer viel, und sie fallen auch einzeln auf die Heerde, die nahe am Walde liegen, und mit ihrem Geloche versehen sind. Wer ihre schnarrende Stimme mit dem Munde oder einer Pfeife nachahmen kann, kann sie im Herbst und Frühjahr sehr leicht an sich locken, und aus einem Hinterhalte mit Schießgewehr erlegen.

Im Sommer wird die Misteldrossel auch mit dem Käutzchen auf den Feld- oder Plattbäumen gefangen. Im Herbste ist noch eine besondere Art des Fanges üblich. Die Vogelsteller setzen nähmlich eine zahme Misteldrossel in einen Käfich und hängen diesen an einen Baum, auf welchem Misteln wachsen. Oben über dem Bauer wird ein Netz oder eine Anzahl von Leimspindeln angebracht. Wenn nun eine herumfliegende Misteldrossel die eingesperrte zahme erblickt, so fliegt sie auf dieselbe zu, oder sticht sie, wie die Vogelsteller sagen, und wird gefangen. Das heißt man den **Mistlerstich**, welcher den Vogelfängern auf einem gewissen Bezirk in Pacht gelassen wird, dafür sie ein gewisses Geld oder etliche Mandel Vögel geben müssen. Dieser sogenannte Mistlerstich geht von Allerheiligen an, und dauert den ganzen November hindurch, denn weil die Erde um diese Zeit zu frieren anfängt, und die Misteldrosseln das Gewürm nicht mehr aus der Erde kratzen können, so wählt sich von denen, die nicht im Striche mit weggegangen, sondern im Winter da bleiben, eine jede einen oder auch mehrere Bäume aus, auf welchen Misteln wachsen, und leidet auf denselben, oder auf den nächsten Bäumen ihres Glei-

chen nicht, weshalb die wilde Misteldrossel sogleich auf die zahme schießt, und sich das aufgestellte Garn über den Kopf zuschläget, oder an den Leimspindeln hangen bleibt. Auf diese Art kann man in einem Tage 20 und mehr Stück fangen, sonderlich bey kaltem Wetter, wenn es reift oder wenn Schnee fällt; man muß aber die Lockvögel auswechseln, daß sie nicht matt werden.

Wenn von andern Vögeln ihrer Gattung vier zu einem Club gerechnet werden, (so werden diese Art Küchenvögel gekauft), so rechnen die Vogelsteller von diesen größern Vögeln nur zwey dazu, und halten sie also am Werthe zwey andern gleich. Zugerichtet werden sie in der Küche auf eben die Art, wie es bey den Krammtsvögeln, im Art. **Krammtsvogel**, Th. 46, S. 780 fl gezeigt worden ist. Daselbst ist auch die Art angegeben, wie sie gemästet werden können. Das Fleisch dieser Drossel ist übrigens weniger schmackhaft, als das der übrigen Arten dieser Gattung. Sie ist zwar am fleischigsten, aber ihr Fleisch ist zugleich sehr zähe und unverdaulich. In Italien indessen, wo dieser Vogel mehrentheils Oliven genießt, ist das Fleisch so wohlschmeckend, daß Rajus sie sogar allen übrigen Arten vorzieht.

Durch ihren Gesang vergnügen sie den Menschen, und durch ihren lebendigen Fraß verhüten sie ihm manchen Schaden.

Der Schaden, welchen diese Vögel verursachen, besteht besonders darin, daß sie die Kirschen, Cornelkirschen, Weinbeeren, Oliven und andere Früchte angehen, wenn es ihnen an anderer Nahrung fehlt. Auch ist es bekannt, daß sie die Mistel, welche den Bäumen in manchen Gegenden durch ihre Menge so nachtheilig wird, auf

die

die im Art. Mistel angegebene Art fortpflanzen helfen. Wenn daher ein schlechter Wirth erst einen Busch von dieser Schmarotzerpflanze auf einem Obstbaume hat und sorglos stehen läßt, so wird man bald durch diese Art der Fortpflanzung alle Bäume damit angefüllt sehen.

Es giebt übrigens noch zwey Spielarten. 1. **Die weiße Misteldrossel**, Turdus viscivorus candidus. Sie ist entweder ganz weiß, oder hat braune Flecken an den untern Theilen.

2. **Die graue Misteldrossel**, Turdus viscivorus cinereus. Sie ist entweder aschgrau, mit bräunlich gefleckter Brust und weißlichen Flügeln und Schwanz; oder röthlich graublau, unten am hellsten, am Bauch weiß mit einigen lichtbläulichen Flecken.

Mistelfink, ein Nahme der **Misteldrossel**.

Mistelharz, ein elastisches Harz, welches Tielebein aus dem klebrigen Schleime der Mistelbeeren bereitet hat. S. im Art. Mistel, oben, S. 8 und Crell's chem. Annalen, 1787. II. B. VIII. St. S. 164, so wie Crell's neueste Entdeckungen, VII. S. 58.

Misten, verb. regul., welches von dem Hauptworte Mist abstammet, und in doppelter Gestalt üblich ist.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte **haben**, seinen Koth von sich geben, wo es in der anständigen Sprechart des gemeinen Lebens besonders von größeren Thieren gebraucht wird. **Das Pferd mistet.** Schon bey dem Notker milton.

2. Als ein Activum,

1) von Mist, Koth, in Gestalt des Kothes, oder mit dem Kothe von sich geben, am häufigsten von größeren Thieren. Z. B. **Blut misten.**

2) Von Mist, so fern es die mit Thierkoth vermischten vegetabilischen Theile bedeutet. a) Diesen Mist aus dem Stalle schaffen, doch nur in dem zusammen gesetzten ausmisten. b) Mit diesem Miste düngen. Den alten Acker misten. Nieders. messen.

Mistfink, eigentlich ein Nahme des Bergfinken, Fringilla Montifringilla Linn. Figürlich ist es im gemeinen Leben auch eine Benennung einer unreinlichen, schmutzigen Person beyderley Geschlechts, welche man wohl auch einen Misthammel zu nennen pflegt.

Mistfliege, eine Art Fliegen, welche sich gern auf den Misthaufen aufhalten; Musca fimetaria Linn.

Mistforke, s. Mistgabel.

Mistfuhre, in der Landwirthschaft eine Fuhre, so fern damit der Mist auf die Aecker geschafft wird. Zuweilen auch von der Zeit, zu welcher der Mist auf die Aecker geführet wird. Die erste Mistfuhre fällt in den Junius, die zweyte in den August ꝛc.

Die Mistfuhren werden bey der noch in vielen Gegenden bestehenden Verfassung der Landwirthschaft, wenn keine richtige Ladung bestimmt ist, von den auf Dienstage gesetzten Bauern gewöhnlich dergestalt schlecht und elend verrichtet, daß es fast nicht werth ist, sich ihrer dazu zu bedienen. In der That thut man, wenn man außer den vorhandenen Bauerdiensten annoch tüchtiges eigenes Gespann halten muß, am besten, daß man solches lediglich zu den vorbenannten Fuhren gebraucht, und dagegen die Bauern zu andern Geschäften, wobey sie mehr übersehen und in Ordnung gehalten werden können, bestimmt.

Inzwischen ist ein Landwirth und Gutsbesitzer, dieses nach seinem Willen und auf die vortheilhafteste Art einzurichten, nicht allemahl im Stande, sondern öfters die Bauern bey diesen Arbeiten mit anzuwenden, genöthiget.

In solchen Fällen nun haben die Bauern ganz vorzüglich eine strenge und genaue Aufsicht nöthig, wenn nicht ihr ganzer Dienst vereitelt, und öfters lächerlich werden soll.

Ist auch gleich bey den Mistfuhren der Bauern weder durch die Gesetze, noch auch durch ihre Annehmungsbriefe etwas Gewisses bestimmt, so bleibt es doch eine unstreitige Wahrheit, daß die Bauern dabey nicht allein mit den Kräften ihrer Pferde in Verhältniß stehende Ladungen thun, sondern auch so oft, als es die verschiedene Länge der Tage und Weite des Orts verstattet, dergleichen Fuhren in den Dienstagen wiederhohlen müssen.

Die Mißbräuche, die sich hierbey durch die Bosheit der Unterthanen auf vielen Landgütern eingeschlichen haben, gehen bis zum Erstaunen, und es ist bekannt, daß es vielen Herrschaften, die dieses sehr wohl einsehen, und es daher auch gern abändern wollten, an der nöthigen Anleitung, wie sie es hierbey anzufangen, und was für eine Bestimmung sie diesen Fuhren zu geben haben, mangele, weshalb nachfolgende Bemerkungen nicht überflüssig seyn werden.

Aus der Natur dieser Fuhren ergiebt sich von selbst, daß es dabey theils auf die Zeit, die den Bauern zu diesen Fuhren zu verstatten, theils aber auch auf die Ladung ankomme.

Die gemeinen auf Tage gesetzten Dienstbauern geben nicht selten durch die zum Mistfahren mitgebrachten Wagen den Vorsatz, die Herrschaft

bey dieser Arbeit betrügen zu wollen, schon hinlänglich zu erkennen. Diese Wagen sind nicht allein dergestalt kurz eingerichtet, daß die Hinter- und Vorderräder beynahe zusammen stoßen, sondern auch die Rungen dermaßen enge zusammen gezogen, daß die aufgesetzten Mistleitern nur einen sehr engen Raum bilden können. Die Leitern selbst sind ungewöhnlich niedrig, und das Versetzbret auf der einen Seite so schmahl, daß, wenn der Mist nur etwas kurz ist, davon wenig oder gar nichts, wenn er nicht unter dem Fahren wieder abfallen soll, aufgeladen werden kann.

Daß diese Beschreibung der Dienstbauermistwagen der Wahrheit vollkommen gemäß sey, wird ein jeder selbst finden, der sich die Mühe geben will, solche etwas näher zu untersuchen.

Wird auch gleich ein dergleichen Wagen bis zum Haufen voll geladen, so kann er doch niemahls eine Ladung, die den Kräften auch der schlechtesten Bauerpferde gemäß wäre, in sich fassen, sondern es wird damit nur immer eine nichts bedeutende Kleinigkeit von Mist, die beynahe des Anspannens nicht werth ist, zu Felde gebracht.

Eine Herrschaft, die hierin eine Aenderung treffen, und die Mistladungen der Bauern mit ihrem Gespann verhältnißmäßig machen will, muß daher vor allen Dingen mit den Wagen, die die Bauern zum Mistfahren auf den Dienst mitzubringen gewohnt sind, eine Aenderung vornehmen, indem von selbst einleuchtet, daß sie sonst zu ihrem Endzweck nicht gelangen kann.

Mit einem Worte, die Bauern müssen ihre Mistwagen dergestalt einrichten, daß diejenige Quantität von Mist, die das Bauergespann nach der Verschiedenheit, ob die Bauern zwey- oder vierspännig zu Hofe zu dienen schuldig sind, ohne dem-

demselben Ueberlast zu thun, ganz bequem zu Felde gebracht werden kann, darauf zu laden möglich ist.

Um dieses zu bewerkstelligen, wird es auf folgende zwey Punkte ankommen.

1) Muß ausgemittelt werden, wie viel Last einem jeden Bauerpferde bey dergleichen Arbeiten, ohne daß es dadurch allzu sehr entkräftet und zu Grunde gerichtet werden darf, zuzumuthen sey? und

2) wie die Mistwagen dergestalt einzurichten sind, daß die Herrschaft versichert seyn könne, daß der Bauer jederzeit die festgesetzte Quantität von Mist wirklich aufgeladen habe?

Sich des Gewichts bey dem Mistfahren zu bedienen, ist zwar bisher ungewöhnlich gewesen, und es würde allerdings lächerlich seyn, wenn den Bauern ein jedes Fuder Mist, das sie laden und zu Felde bringen, zugewogen werden sollte. Allein dazu kann man sich des Gewichts auch bey dem Mistladen bedienen, um das Maß eines Wagens, der so viel Mist, als das Bauergespann nach seinen Kräften bequem zu Felde zu bringen im Stande ist, in sich fassen kann, zu bestimmen.

Ist aber nur erst die Länge, Breite und Höhe eines Mistwagens, der, wenn er vollgeladen ist, die gehörige Quantität von Mist enthalten muß, ausgemittelt worden, so wird es alsdenn, sich mit dem Wägen des Mistes abzugeben, ferner nicht nöthig, sondern man schon von selbst gegen die bisherigen unverantwortlichen Betrügereyen der Bauern gedeckt seyn.

Um inzwischen das Maß eines solchen Mistwagens nach seiner Länge, Breite und Höhe richtig bestimmen zu können, ist der vorhin bemerkte erste Punkt, wie viel nähmlich einem Bauerpferde

bey dieser Arbeit dem Gewichte nach an Ladung zuzutheilen sey, näher zu bestimmen.

Die Last, die ein jedes mäßiges gehörig gefuttertes und bey Kräften unterhaltenes Pferd ziehen kann, wird auf sechs Centner geschätzt, und daß die Fuhrleute auf ihre Pferde noch weit mehr laden, ist bekannt. Selbst in den Mittelgegenden ist ein zweyspänniger Bauer zwölf Scheffel Erbsen, oder Weitzen auf sechs bis acht Meilen weit zu verfahren schuldig, und es wird solches daselbst niemahls als ein unerträglicher, oder unverhältnißmäßiger Dienst angesehen. Zwölf Scheffel Erbsen oder Weitzen aber betragen, den Scheffel zu 95 Pfund gerechnet, zehn Centner vier Pfund; und es sind folglich die Bauerpferde in den dortigen Gegenden schon über fünf Centner Last fortzuschaffen gewohnt.

Nichts Uebermäßiges würde es daher seyn, wenn man auch in Ansehung der Mistfuhren eine gleiche Ladung festsetzte, zumahl dieselben nur auf einem ganz kurzen Wege geschehen, auf welchem aber eine weit größere Last, als auf einem weiten und entfernten, fortgeschafft werden kann.

Um inzwischen den Bauern allen Vorwand, daß die zur Abfahrung einer solchen Last von Mist einzurichtenden Wagen allzu groß und zu schwer würden seyn müssen, zu benehmen, wollen wir bey dieser Arbeit nur auf jedes Pferd vier Centner rechnen, dergestalt, daß ein zweenspänniger Bauer bey jedesmahligem Fahren eine Last von 8 Centnern Mist aufs Feld schaffen müsse. Durch diese Mäßigung der Last wird auf einer Seite dem Bauer alle Gelegenheit, dagegen eine gegründete Einwendung zu machen, beschnitten; andern Theils aber können auch die Herrschaften in diesen Gegenden vollkommen damit zufrieden [illegible], weil

[illegible] es

es gewiß ist, daß bisher die Bauern nicht ein Drittel davon zu Felde gebracht haben.

Um nun überzeugt seyn zu können, daß ein jedes Fuder Mist, welches der Bauer im herrschaftlichen Dienst fähret, vorstehendes Gewicht in sich halte: so müssen die dazu bestimmten Wagen in ihrer Länge, Breite und Höhe die zur Fassung einer solchen Mistmasse erforderliche Größe haben. Mit leichter Mühe kann hierzu ein Wagen gewählet werden, von welchem dem Augenschein nach zu vermuthen stehet, daß die benannte Menge von Mist, wenn er voll geladen wird, Platz darauf habe.

Hat man denselben mit 8 Centnern Mist, die allerdings zur Probe ordentlich abgewogen werden müssen, beladen, und man findet, daß derselbe nicht allein gehörigen Platz darauf hat, sondern er auch gehörig davon angefüllet worden, so ist man dadurch zu einem Probewagen gelanget, nach welchem künftig alle andere Mistwagen der Bauern, die sie auf den herrschaftlichen Dienst bringen müssen, einzurichten sind.

Zu bemerken ist hierbey aber, daß nicht alle Mistarten gleich schwer sind. Nicht allein der Unterscheid des Viehes, wovon derselbe gefallen ist, sondern auch die Verschiedenheit seiner Zubereitung, nachdem derselbe kurz oder lang ist, verursachet es, daß eine Art vor der andern mehr oder weniger in das Gewicht fällt. Ein trockener Schaf- und langer Pferdemist wird allemal weit leichter befunden werden, als ein fetter und kurz gefaulter Kuh- und Ochsenmist; und ein bloßer Hofmist, der im Freyen vor den Ställen gemacht worden, wird, da er nur wenige Vieh-Excremente bey sich führet, sondern hauptsächlich aus verfaul-

tem Stroh bestehet, noch weniger ins Gewicht fallen.

Daß bey der Ladung ein leichter Mist, wenn er mit dem schweren ein gleiches Gewicht betragen soll, einen weit größern Raum, als ein schwerer, erfordere, versteht sich. Von selbst folget hieraus, daß bey dem Schaf- und langen Pferdemist, wenn die Ladung jederzeit einerley Gewicht haben soll, die Mistwagen größer und geraumer, als bey dem fetten und kurzgefaulten Kuh- und Ochsenmist seyn müssen. Dem Bauer zuzumuthen, daß er sich so viele verschiedene Mistwagen, als es Arten von Mist gibt, halten solle, würde lächerlich seyn, und einem vernünftigen Gutsbesitzer wohl nie einfallen. Es brauchet auch solches nicht; sondern mit einem und demselben Wagen wird allemal, sowohl von leichtem, als schwerem Mist, eine dem Gewicht nach gleiche Menge davon zu Felde geschaffet werden können. Nur muß einem solchen Wagen bey einer jeden Mistart eine besondere Richtung, um entweder mehrern Platz zu verschaffen, oder denselben verhältnißmäßig einzuschränken, gegeben werden.

Die hierzu nöthigen Veränderungen des Wagens sind einem jeden Bauer von selbst bekannt, und er bedienet sich derselben fast jederzeit nach dem Unterschiede, ob er solchen zu den herrschaftlichen, oder seinen eigenen Geschäften brauchet. Der mechanische Bau eines dergleichen Bauerwagens macht auch diese Veränderungen, besonders vermittelst des daran befindlichen sogenannten Langwagens, sehr leicht und begreiflich.

Daß nun ein jeder Wagen, wenn den Pferden die ihren Kräften gemäße Last gegeben werden soll, die gehörige Länge, Höhe und Breite haben müsse, ist schon obey erinnert worden. In den

beyden

beyden leßten Stücken bedarf ein Mistwagen bey den leichtern Mistarten keiner besondern Abänderung, welches auch wegen der verschiedenen Mistleitern, die der Bauer dazu halten müste, mancherley Schwierigkeiten verursachen würde. Diese Schwierigkeiten wären zwar immer nur sehr wenig bedeutend, inzwischen könnten sie doch den fast allemal unvergnügten Bauern zum Murren und Klagen eine Gelegenheit geben, und auch dieses muß eine Herrschaft, die bey ihrer Wirthschaft glücklich leben will, auf alle mögliche Weise zu vermeiden suchen, wenigstens nicht selbst Anlaß dazu geben.

Aber nur blos die Länge der Mistwagen darf geändert werden, wenn eine leichte Mistart, die bey gleichem Gewichte mehrern Raum erfordert, geladen werden soll. Blos durch die mehrere Auslassung des Langwagens kann solches ohne die geringste Mühe bewirket, und ein solcher Bauerwagen so lang und so kurz, als nöthig befunden wird, gemacht werden.

Daß bey gleicher Höhe und Breite eine mehrere Länge, von einem halben, ganzen, oder auch wohl $1\frac{1}{2}$ Rheinländischen Fuß schon einen ansehnlich größern Raum auf einem zu beladenden Wagen verschaffe, ist von selbst einleuchtend, und es wird daher, blos durch diese ungekünstelte abgeänderte Länge des Wagens, allemal auf demselben ein gleiches Gewicht von Mist, er mag lang, oder kurz, schwer oder leicht seyn, zu bringen, möglich werden.

Um nun in einem jeden Fall, nach der mehrern, oder wenigern Schwere des Mistes die Länge des Wagens bestimmen zu können, so würde bey einem solchen Probewagen von einer jeden

Mistart

Mistart ein besonderer Versuch gemacht werden müssen.

Daß dergleichen Proben in Gegenwart der Bauern, oder doch wenigstens des Schulzen und der Gerichte angestellet werden, wird aus einem doppelten Grunde allemahl rathsam seyn. Einmahl können die Bauern dabey durch den eignen Augenschein, daß ihren Pferden bey einer solchen bestimmten Mistladung keine unerträgliche Last zugemuthet werde, überzeuget werden. Demnächst aber ist ihnen auch bey dieser Gelegenheit das nach diesem Probewagen eingerichtete Maß ihrer künftigen Mistwagen zuzustellen, und ihnen die Ursachen von allen demjenigen, was dabey zu beobachten vorfällt, zu erklären, und deutlich zu machen.

Mit keinen andern Wagen müssen alsdenn die Bauern, wenn sie zum Mistfahren bestellet werden sind, auf den herrschaftlichen Dienst erscheinen, und eine Herrschaft thut nicht unrecht, wenn sie gegen die Contravenienten eine bestimmte gemäßigte Strafe festsetzet.

Sonst aber können sie dessen ungeachtet bey diesem Geschäfte nicht ohne die genaueste Aufsicht, besonders im Anfange, ehe sie dieser neuen Einrichtung gewohnt worden, gelassen werden. Wolte man die Bauern, nachdem man ihnen diese neue Einrichtung bekannt gemacht, und anbefohlen hat, dennoch ferner bey ihrer Willkühr darunter belassen, so ist nichts gewisser, als daß die Sache in kurzer Zeit wieder in Vergessenheit gerathen, sie mit ihren vorigen untauglichen Mistwagen auf den Dienst erscheinen und die ganze Sache wieder vereitelt werden würde. Der Wirthschafter, der zur Aufsicht der Frohndienste bestellet ist, muß daher das bestimmte Maß zu den Mistwagen beständig bey der Hand haben, um diejenigen, die ihm

ihm verdächtig vorkommen, darnach untersuchen zu können.

Die Abänderung solcher Wagen, wenn kurzer Mist gefahren werden soll, kann allemal mit leichter Mühe auf dem Dienste selbst geschehen, und es ist daher am besten, daß die Bauern mit Wagen, die zum langen Mist, weil derselbe gemeiniglich in der Wirthschaft am häufigsten zu seyn pfleget, eingerichtet sind, zum Dienste kommen.

Der zweyte Punkt, der bey dem Mistfahren dieser Art von Bauern näher zu bestimmen ist, bestehet in der Festsetzung, wie viel Fuder von der im vorigen benannten Größe sie täglich, ohne ihren Pferden Uebertast thun zu dürfen, zu Felde fahren können. Wer ihre bisherige hierbey eingeführte Gewohnheit mit angesehen hat, der wird über die unverantwortlichen Betrügereyen, welche die Bauern bey allen Gelegenheiten gegen die Herrschaft auszuüben suchen, nicht genug erstaunen können. Sie kriechen mit ihren Pferden sowohl bey dem Heraus- als Hereinfahren mehr, als daß man es ein ordentliches Fahren nennen könnte, und sehr selten lassen sie die Pferde, wenn sie auch gleich ledig wieder zurück kommen, einen ordentlichen Schritt gehen. Ueberdem gehet es bey dem Auf- und Abladen so langsam und schläfrig zu, daß man in der Ferne kaum bemerken kann, daß Menschen, die sich bewegen, bey dem Wagen gegenwärtig sind. Kein Wunder ist es daher, wenn bey dieser Arbeit wenig oder nichts geschiehet, sondern der ganze Tag recht muthwillig verschleudert wird. In der That kommt dem Bauer selbst dabey nichts zu Nutzen, sondern nur blos sein auf den Dienst geschicktes Gesinde pfleget dabey seiner Faulheit auf eine unverantwortliche Weise.

An den Orten, wo außer den Bauerdiensten, annoch eigenes herrschaftliches Gespann gehalten werden muß, kann diese Zeitversäumniß dadurch gar füglich vermieden werden, daß man eines von seinen eigenen Gespannen vorfahren lässet, da alsdenn die Bauerknechte eben so oft, als dieses, nachfolgen, und mit die Reihe halten müssen. Bey einer zahlreichen Menge von Dienstbauern muß man aber dieselben in zwey Colonnen, theilen, und bey einer jeden einen besondern Herrenwagen vorfahren lassen, weil sonst dieses Geschäft sehr leicht in Verwirrung geräth, und es auch bey dem Aufladen, weil nicht alle Wagen zu gleicher Zeit an den Misthaufen kommen können, langsam hergehet.

Ueberhaupt ist das Laden bey dem Mistfahren jederzeit ein Geschäft, wozu, wenn dasselbe beschleuniget werden soll, eine hinlängliche Anzahl von Leuten erfordert wird. An vielen, und fast den meisten Orten sind die Bauern schuldig, bey dem Mistfahren einen eigenen Lader mitzubringen. Wo dieses gewöhnlich ist, da wird durch die Vertheilung der Bauern in zwey Classen oder Colonnen, das Mistfahren sehr beschleuniget, weil alsdenn, außer dem Knecht, noch bey einem jeden Wagen zwey Lader vorhanden sind; da hingegen, wenn die Bauern insgesammt nur eine Reihe halten, auch ein jeder Wagen nur einen Lader hat, folglich diese Arbeit natürlicherweise dadurch sehr verzögert und aufgehalten werden muß. Sind die Bauern, ihre eigenen Lader mitzubringen, nicht verbunden, so muß eine Herrschaft andre Dienstleute dazu bestellen, wenn sie diese Arbeit gehörig beschleuniget wissen will. Sonst kann solche auch durch die bekannten Wechselwagen sehr befördert werden. Solches gehet aber nur bey einer kleinen

Anzahl

Anzahl von Mistfuhren an. So bald schon mehr als drey bis vier zusammen sind, so findet dieses Beschleunigungsmittel füglich weiter nicht statt, weil die leeren Wagen den Ladern zu geschwinde kommen, und sie folglich dennoch warten, und die Zeit müßig zubringen müssen.

Hat man so viele Dienstbauern, daß man seine sämmtlichen Wirthschaftsgeschäfte damit zu bestreiten Hoffnung haben kann, und folglich eigenes Gespann zu halten nicht nöthig hat, so fällt von selbst in die Augen, daß sich eine Herrschaft alsdenn der vorbenannten Vortheile nicht bedienen könne, sondern das Mistfahren den Bauern allein überlassen müsse. Dieses ist denn der Fall, in welchem eine nähere Bestimmung der Fuderzahl, die sie täglich aufs Feld zu schaffen im Stande sind, nöthig wird.

Nicht allein die verschiedene Länge der Tage, sondern auch die Entfernung des Orts, wohin der Mist gefahren werden soll, ist hierbey zum Grunde zu legen.

Die langen Tage nehmen bekanntermaßen von Ostern, oder mit Eintritt des Aprils, ihren Anfang, und gehen wieder auf Michaelis, oder mit Ausgang des Septembers, zu Ende. Die kurzen Tage fangen hingegen mit Michael an, und endigen sich auf Ostern.

In Ansehung der Nähe oder Entfernung des zu bemistenden Ortes ist zu bemerken, daß ein jeder vernünftiger Wirth wohl vorzüglich die dem Dorfe am nächsten belegenen Aecker in Mist und Düngung zu unterhalten suchet, besonders wenn sein Stallmist nicht für das ganze Feld hinreichend sein will. Die weit entlegenen Aecker werden gemeiniglich durch den Hordenschlag, oder

auch wohl allerhand künstliche Düngungsarten, in tragbarem Stande erhalten.

Hierin allenthalben eine gemeine Weite und Entfernung zu bestimmen, hält schwer, weil es dabey gar sehr auf die Lage des Dorfs und der Aecker ankommt, und es einen großen Unterschied machet, ob die letztern um das Dorf in einer gleichen Entfernung rund herum liegen, oder nur der Länge nach auf ein oder zwey Seiten herauf schießen.

Bey der ersten Lage werden die Mistfuhren niemahls so weit, als bey der zweyten fallen. Inzwischen muß es schon ein großes Ackerwerk seyn, wenn man den Mist über zwey tausend Schritt vom Dorf, um damit auf den zur Bedüngung bestimmten Ort zu kommen, zu fahren genöthiget ist. Ist ein Landwirth in die Nothwendigkeit, seinen Mist weiter, als zweytausend Schritt zu fahren, gesetzet, so wird alsdenn, auf den entlegenen Aecker ein eigenes Vorwerk anzulegen allemahl rathsam seyn.

Inzwischen wollen wir, um hierin einen gewissen allgemeinen Satz ausfindig zu machen, die größeste Weite der von den Bauern zu verrichtenden Mistfuhren auf zweytausend, die von den nahen aber auf tausend Schritt annehmen. Beydes die verschiedene Länge der Tage, und die verschiedene Weite der Fuhren gegen einander gehalten, würde nun folgendes billiges Dienstmistfuhrenreglement zum Vorschein kommen:

1) Zwischen Ostern und Michael, folglich in derjenigen Jahreszeit, wo die längsten Tage einfallen, kann ein Dienstbauer, wenn der zu bemistende Acker nicht über tausend Schritt entfernt ist, den ganzen Tag hindurch ganz füglich zehn Fuder Mist, und zwar Vormittags sechs, und

Nach-

Nachmittags vier, weil derselbe wegen der Ausspannungsstunden allemahl etwas kürzer, als der Vormittag fällt, zu Felde schaffen.

2) Ist aber der zu bemistende Ort über tausend bis zwey tausend Schritt entfernt, so können alsdenn füglich nicht mehr, als täglich sieben Fuder nähmlich vier Vor- und drey Nachmittags, von ihm verlangt werden.

3) Von Michael bis Ostern ist ein Dienstbauer, wenn der zu bemistende Ort nicht über tausend Schritt vom Dorfe ablieget, ohne alle Beschwerde fünf Fuder, nähmlich drey Vor- und zwey Nachmittags, zu Felde zu bringen, im Stande; da ihm hingegen

4) in dieser Jahreszeit, wenn der zum bemisten bestimmte Platz über tausend, bis gegen zwey tausend Schritt entlegen ist, füglich nicht mehr, als auf den ganzen Tag drey Fuder zugemuthet werden können.

Oefters sind die mit Mist zu befahrenden Plätze kaum zwey hundert bis drey hundert Schritt von dem Dorfe entfernet, und alsdenn ist freylich das hierin für die Bauern festgesetzte Tagewerk zu geringe. Allein bey allgemeinen Bestimmungen kann man sich unmöglich in alle besondre Fälle und Umstände einlassen, sondern es muß dabey nur blos das gewöhnlichste zum Grunde geleget, auch überhaupt die Sache dergestalt eingerichtet werden, daß der Bauer niemahls sich darüber mit Recht zu beschweren, oder wohl gar die Unmöglichkeit vorzuschützen, Ursache haben möge.

S. Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. VII. S. 134 fl.

Mistgabel, in der Landwirthschaft, eine große dreyzackige Gabel mit einem hölzernen Stiele, den Mist oder Dünger damit aufzufassen, aufzuladen ꝛc. In Niedersachsen die Mistforke, Grepe. Schon in dem Schwabenspiegel Mistgabel.

Mistgauche, auch wohl Mistauge, die Gauche von dem Miste, d. i. das von dem Miste zusammen gelaufene Wasser; das Mistwasser, in einigen Gegenden die Mistgalle, die Mistgälle. Von deren Anwendung zum Düngen sehe man im Art. Mist, Th. 91, S. 547. 565. 568 und anderwärts.

Mistgräber, Podura fimetaria Linn., ein kleines Insect, welches zu den Pflanzenflöhen gerechnet wird, und sich vorzüglich im Miste und in fetter Erde aufhält. Es ist weiß und kommt im ersten Frühlinge, wenn die Erde feucht ist, zum Vorschein. Diese Art springt nicht.

Schrank Beyträge zur Naturgeschichte. S. 47. §. 4. Taf. 2. F. 1.

Mistgrube, in der Landwirthschaft, eine Grube, in welcher der Mist gesammelt wird, damit er faule und zur Düngung geschickt werde. Von der rechten Anlage solcher Mistgruben oder Düngerstätten s. im Art. Mist, Th. 91, S. 545. 570. 576 und anderwärts.

Misthaken, in der Landwirthschaft, ein zweyzackiger Haken an einem hölzernen Stiele, den Mist damit auf dem Felde von dem Wagen abzuziehen.

Misthammel, s. unter Mistfink, oben, S. 20.

Misthaufen, in Gestalt eines Haufens auf einander gelegter Mist; Nieders. Metzhoope, Metzfaal, von Faal, ein Haufe. Wie solche Haufen am zweckmäßigsten einzurichten sind, damit der Mist gehörig gähren könne, sehe man im Art. Mist, Th. 91, S. 545. 570. 576 fl.

Misthof, ein Hof neben den Stallgebäuden, welcher vorzüglich zur Aufbewahrung des Mistes bestimmt ist. S. Miststätte, im Art. Mist, Th. 91, S. 545. 570. 576.

Mistjauche, s. Mistgauche.

Mistichanza, Messanza, ein musikalisches Quodlibet, wenn aus vielen Motetten und Madrigalen, weltlichen und possirlichen Liedern, eine ganze oder halbe Zeile Text herausgenommen, und aus solchen Bruchstücken ein ganzes Lied gemacht wird.

Mistio, mit diesem Nahmen werden einige Marmorarten belegt, welche mit verschiedenen Farben durchzogen oder durchflossen sind. S. im Art. Marmor, Th. 84, S. 659 fl.

Mistkäfer, s. unter Käfer, Th. 32, S. 79.

Mistkarre, eine große Radeberge oder Schubkarre, womit der kurze Mist aus den Ställen auf die Miststätte gekarret wird, wenn man sich keiner Trage oder Bahre dazu bedient.

Mistkarren, ein einspänniger Karren, welcher an manchen Orten zum Verfahren des Düngers gebraucht wird. Man hält einen solchen Karren für vortheilhafter als einen gewöhnlichen Mistwagen. Jedoch ist hierbey zu bedenken, daß bey der Beschaffenheit der gewöhnlichen Bauerpferde ein Karren nur klein seyn, und man also nur wenig Mist aufladen könne. Da nun gleichwohl bey jedem Karren ein Mensch seyn muß, so würde man vielleicht noch einmahl so viele Menschen zum Mistfahren gebrauchen, als man bey vierspännigen Wagen nöthig hat. S. übrigens Schreber's neue Sammlungen, VIII, S. 650.

Mistkasten, s. Mistbad, Th. 91, S. 681.

Mistkorb, ein länglicht runder, auf einer Schleife befestigter Korb, welcher in manchen Gegenden die Stelle einer Mistkarre vertreten muß. Solche Mistkörbe werden von den Landleuten dazu gebraucht,

braucht, den Mist von den Wegen und Straßen aufzusammeln, und ihn nach der Düngerstätte zu tragen; besonders aber um den Dünger nach hochliegenden Aeckern und Bergwiesen zu tragen, wohin man mit keinem Fuhrwerke kommen kann.

Mistlache, eine Lache, d. i. Pfütze, von zusammen gelaufener Mistgauche; die **Mistpfütze**, der **Mistpfuhl**, im Oberdeutschen die **Mistgälle**, der **Mistsudel**, in Schlesien, die **Mistlusche**, im Niedersächs. **Meßaal**, **Meßlake**, **Adelpool**, **Adel**, **Eddel**, von Aal, Adel, Pfütze, stinkende Feuchtigkeit.

Die faulen Ausdünstungen von den Mistlachen, die so gewöhnlich in den Dörfern vor den Wohnungen der Bauersleute stehen, und entweder gar nicht, oder in die gemeine Straße abfließen, da man sie doch so vortheilhaft zur Düngung der Aecker und Wiesen gebrauchen könnte, wenn man sie gehörig benutzte, wie es im Art. Mist gezeigt worden, sind ihrer Gesundheit nicht wenig nachtheilig. Sie können verursachen, daß sich schlimme Faulfieber in dergleichen Orten erzeugen, und daß andere Krankheiten bösartig werden. In offnen hochliegenden Orten, wo die Luft die aufsteigenden schädlichen Dünste bald verwehen kann, da können sie zwar nicht so viel schaden. Es ist aber doch immer eine kluge Vorsicht von einem Landwirth, wenn er um seine Wohnung her nichts leidet, was die Luft verunreinigen kann, und lieber die Dunglacke auf seine Güter bringt. Die gefüllten Düngerplätze sind nicht so schädlich wie die, welche nicht ganz voll sind; da aber doch immer flüchtige, und übel riechende Theilchen von denselben aufsteigen: so ist es allemahl am räthlichsten, daß man sie, so wie auch die Viehplätze, wenig-

wenigstens nicht zu nahe an den Wohnstuben anlege.

Mistlauge, s. **Mistgauche**, oben, S. 34.

Mistleiter, eine Leiter auf einem Mistwagen.

Mistler, s. **Misteldrossel**, oben, S. 9.

Mistlerstich, bey den Vogelstellern, der Fang der Misteldrosseln im Herbste vermittelst einer im Bauer an einen Baum gehängten zahmen Misteldrossel, weil die wilden sehr begierig auf diese zustoßen oder **stechen**, wobey sie sich auf den in der Nähe befindlichen Leimruthen, oder in den aufgestellten Netzen fangen. S. im Art. **Misteldrossel**, Th. 5, S. 320.

Mistmelde, ein Nahme der gemeinen Melde oder Waldmelde, Atriplex patula Linn., vielleicht weil sie gern in Gärten und an gedüngten Orten wächst. Auch des **Bingelkrautes**, Th. 5, S. 320, aus eben der Ursache.

Mistpfuhl, **Mistpfütze**, s. **Mistlache**.

Mistral, so hieß der Gerichtsverwalter auf den Gütern in der ehemahligen Dauphinée.

Mistranze, die gesammten Unterofficiere und andere, welche über die gemeinen Bootsknechte einer Galeere gesetzt sind.

Mistrede, nennen die Bauern eine Leichenrede, weil der Verstorbene in Höfen, wo es am Platz fehlt, gewöhnlich auf der Miststätte in Parade liegt.

Mistschoppen, ein Schoppen, d. i. ein leichtes Gebäude mit einem Dache, worunter der Mist trocken und bedeckt liegen kann. S. im Art. **Mist**, Th. 91, S. 593, und Figur 5377. S. auch Sandhof Anweisung zur Holzersparniß, Leipzig, 1792. 8. S. 45. 66.

Mistschwamm, s. **Mistblätterschwamm**, oben, S. 1.

Miststatt, die, im Plur. die **Miststätte**, oder die

Miststätte, im Plur. die **Miststätten**, in der Landwirthschaft diejenige Statt oder Stätte, d. i. derjenige Platz, auf welchem man den Mist aus den Ställen zum künftigen Gebrauche aufbewahrt. S. im Art. **Mist**, Th. 91, S. 545. 570. 576 fl.

Mistsudel, s. **Mistlache**.

Mistrage, s. **Mistbahre**, Th. 91, S. 681.

Mistura, s. **Mixtur**.

Mistvermischung, s. **Düngergemenge**, im Art. **Mist**, Th. 91, S. 563 fl.

Mistwagen, s. im Art. **Mistfuhre**, oben, S. 20 fl. und im Art. **Wagen**.

Mistwasser, s. **Mistgauche**.

Mistwürmer, mit diesem Nahmen werden von einigen Landleuten die Larven der **Darmbremse**, Oestrus haemorrhoidalis Linn. belegt, welche mit dem Kothe ausgeworfen werden *); oder sie verstehen darunter auch die sogenannten **Spulwürmer**, die sich in den dicken Därmen aufhalten.

Misum, ein Saft, welchen die Chineser aus dem Kohl bereiten, und welchen sie sehr viel bey ihren Speisen gebrauchen. S. im Art. **Kohl**, Th. 42, S. 669.

Misur, heißt in der Fechtkunst eine Bewegung mit dem Fuße, vermittelst welcher man seinem Feinde desto besser zu Leibe gehen, und ihn überwältigen kann. Man hat deren zwey, nähmlich die weite und die enge.

Misy,

*) Dieses Insect legt seine Eyer in die Falten des Mastdarms des Viehes, wenn dasselbe mistet. Die kleinen Maden kriechen darauf, sobald sie aus den Eyern gekrochen sind, weiter in den Mastdarm hinauf, und halten sich daselbst so lange auf, bis ihre Verwandlungszeit herannahet. Alsdann begeben sie sich nach dem After, und fallen mit dem Miste auf die Erde, wo sie sich einscharren und verwandeln.

Misy, so heißt bey einigen ältern Schriftstellern ein Erz, welches sich am Chalcitis oder Atrament-Stein erzeugt, und von goldgelber Farbe ist.

Mitaines, s. **Klapphandschuhe**, im Art. **Handschuh**, Th. 21, S. 462.

Mitauische Rechnungsmünzen. Man rechnet daselbst nach Albertsthalern zu 4 Fl. oder 90 Alb. gr. oder 120 gr. Courant. 1 Fl. hat $22\frac{1}{2}$ Alb. gr. oder 30 gr. Cour.; 1 Alb. gr. $2\frac{2}{3}$ gr. Cour. 100 Albertsthalern sind 138 Thal. 23 gr. 6 pf. Convent. Münze, oder 145 Thlr. 22 gr. 3 pf. Preuß. Cour.

Mitbehandigte, sagt man in Oberdeutschland für **Mitbelehnte**.

Mitbelehnschaft, ist in dem Lehnrechte der Zustand, das Verhältniß, da jemand mit einem andern über eine und eben dieselbe Sache die Lehen empfangen hat, dessen Mitbelehnter ist. S. **Gesammtlehen**, im Art. **Lehen**, Th. 69, S. 215 fl.

Mitbewerbung, s. **Concurrenz**, Th. 8, S. 304.

Mite, Miethe, s. **Milbe**, Th. 90, S. 329.

Mite, ist ein englisches Gewicht, von welchem nach englischem Troys-Gewicht 20 auf ein Grain gehen. Nach dem cölnischen Markgewichte ist eine Mite $\frac{8}{8}\frac{7}{0}$ eines Richtpfennigtheiles.

Mitesser, Crinones, Comedones, Fr. Crinons, auch **Dürrmaden** und **Heimchen** genannt, sind kleine, einer Linie ungefähr lange, madenähnliche, braune oder etwas dunklere, oben an ihrer Spitze schwärzliche Fäden, welche aus der Haut ausgedrückt werden können. Mit diesen werden unreinlich gehaltene Kinder wie mit einem Ausschlag, gemeiniglich in den ersten Tagen ihres Lebens oder auch nach einem halben Jahr, und bisweilen, aber selten, erst nach dem zweyten Jahr befallen. Die Brust, die obern Theile der Schultern, die Stirn,

die Schläfe und der Oberschenkel sind diesem Uebel ausgesetzt. Die Haut dieser Theile fühlt sich dabey etwas rauh an, und ist wie mit unzähligen dunkeln oder gelben Punkten, oder ganz kleinen Erhabenheiten, ganz dicht besäet; da hingegen die übrige Haut weißer und zarter als gewöhnlich aussieht.

Um ein Kind von diesem Uebel zu befreyen, muß man es in ein warmes Bad bringen, und wenn dadurch die Haut erschlafft ist, eine in möglichst starke Gährung gesetzte Mischung aus zwey Löffeln voll Weitzenmehl, eben so viel guten Bierhefen, und einem Löffel voll Honig, und zuvor warm gemacht, in die Haut gelinde einreiben; nach 3 oder 4 Minuten wird diese gährende Mischung wieder von der Haut abgewaschen, worauf sich die sogenannten Mitesser oft in ungeheurer Menge auf der Haut zeigen werden, die man alsdenn vermittelst eines wollenen Lappens mit Seife von der Haut sorgfältig abreibt. Wenigstens die Woche zweymahl muß dieses warme Bad, Salbung und Abreibung wiederhohlt werden, und man wird bald das Kind von dem Uebel befreyt haben. Während dieser Behandlung, und auch noch einige Wochen nachher, giebt man dem Kinde täglich nach und nach folgendes Mittel: Pulv. rad. rub. tinctor. in zwey Caffeetassen voll Wasser, seiht es durch, und versüßt die Abkochung mit etwas Honig. Das Kind muß außerdem stets reinlich gehalten, gewaschen, und oft mit andern allemahl recht trocknen Kleidungsstücken versehen werden.

Mitfasten, s. **Mitfasten.**

Mitgabe, die, dasjenige, was einem andern mitgegeben wird. Am häufigsten in engerer Bedeutung, derjenige Theil der Güter, welchen die Aeltern

tern ihren Töchtern bey ihrer Verheyrathung mitgeben; die Mitgift, das Heyrathsgut. S. Brautschatz, Th. 6, S. 574 fl. und Leibgedinge, Th. 70, S. 688 fl.

Mitgenossen-Conto, s. Compagnie-Conto, Th. 8, S. 270.

Mitgift, s. Mitgabe.

Mithras, eine Gottheit, welche die Römer aus Persien erhielten, und in derselben die Sonne oder das Feuer verehrten. Sie wird entweder als ein Jüngling abgebildet, welcher in morgenländischer Kleidung auf einem niedergeworfenen Ochsen kniet, und ihm einen Dolch in den Hals stößt, oder auch als ein Mensch mit einem Löwenkopfe und vier Adlersflügeln. Diese Figur, die entweder ganz nackend oder nur leicht bekleidet ist, und um welche sich von oben herab eine Schlange windet, steht bald auf einer Kugel, die von der Sonne beleuchtete Erde anzuzeigen, bald vor einem Altare, auf welchem Feuer brennt.

Mithridat, der, eine sehr alte, aus vielen Kräutern und andern Mitteln zusammen gesetzte Arzney wider das Gift, sowohl bey Menschen als Thieren; und in weiterer Bedeutung oft eine jede wider das Gift kräftige Arzney. Von dem vom Pompejus besiegten Könige von Pontus, Mithridates, welcher sich mit der Kenntniß der einfachen Arzneymittel, besonders aber der Gifte und Gegengifte beschäfftigte, und durch eine häufige Genießung einer solchen Arzney alle Arten des Giftes ohne Schaden soll haben ertragen können. Quintus Serenus, ein Arzt des 4ten Jahrhunderts, setzt die aufgefundene Original-Composition sehr herunter; Galen, Aetius, Scribon und andere haben die Vorschrift aufbehalten; und die Formeln der neueren sind aus so unzäh-

ligen und öfters ganz widersinnigen Dingen zusammen gesetzt, daß der klügere Arzt dieses Opiat gar nicht mehr braucht.

Um das vorstehende noch mehr zu bestätigen und zugleich den Glauben an die heilsame Wirkung dieses Opiates zu untergraben, füge ich hier noch eine Stelle aus Unzer's Arzt hinzu *).

Unter den gemeinen Hausarzneyen, die seit uralten Zeiten in jedermanns Händen sind, kann wohl der Theriak und Mithridat oben an stehn, und um deswillen halte ich es für nützlich, meinen Lesern einmal zu sagen, was sie von dieser Arzney zu hoffen haben. Unter den neuesten Schriftstellern hat Herr D. Heberdeen dieselbe wohl am ausführlichsten beurtheilt, und ich werde mich hier seiner Gelehrsamkeit bedienen.

Der König Mithridates hielt sich selbst für den vollkommensten Kenner der Kräfte aller einfachen Arzneyen. Seine Schmeichler bestärkten ihn in seinem Wahne, und die Geschichtschreiber rühmen ihn als einen zweyten Salomon. Allein der Begriff von seiner Weisheit verringert sich sehr, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit und Hülfsmittel er zu dergleichen Untersuchungen haben konnte. Pompejus, der durch das Gerücht einen hohen Begriff von seinen Geheimnissen erhalten hatte, bemächtigte sich, nach erfochtenem Siege, der Schriften dieses Prinzen, mußte aber selbst über seine Leichtgläubigkeit lachen, als er, statt der Geheimnisse, nur ein paar schlechte Recepte fand. Wahrscheinlicher Weise suchten schon damals gewisse Leute von den Vorurtheilen der Menschen zu profitiren, und sich durch einen versteckten Betrug zu bereichern. Man machte alsobald zu Rom unter dem Titel eines Gegengifts vom Mithridates, das unter seinen Papieren gefunden worden wäre, eine prächtige Zusammensetzung bekannt, dergleichen noch heut zu Tage gemein sind, woran aber wohl Mithridates den wenigsten Antheil gehabt hatte. Plutarch, der sonst alle Kleinigkeiten von Schriften dieses Königs angemerkt hat, gedenkt zwar

*) Der Arzt. Neueste Ausgabe, IV. B. Leipzig, 1778. S. 358 f.

zwar in der That dieses Mittels nicht, vermuthlich weil es ihm an gehörigen Zeugnissen gemangelt. Allein dagegen lehrt uns doch Q. Serenus Sammonicus, daß, ungeachtet der verschiedenen Zubereitungen des Mithridats, die einzige im Kabinette des Königs gefundene Waare diejenige gemeine Composition sey, die aus zwanzig Rautenblättern, ein wenig Salze, zweyen Nüssen und so viel getrockneten Feigen bestanden. Dies war nun das Mittel, das allen Giften vorbeugen sollte; und wenn man des Morgens eine Dosin davon einnahm, so entkräftete dieses die Gewalt aller Gifte am folgenden Tage, wie Galenus anführt. Das Beyspiel des ersten Erfinders ward zum Beweise gegeben. Er hatte sich dessen so häufig bedient, daß er kein giftiges Kraut mehr finden konnte, das ihm im Nothfalle das Leben nehmen wollte.

Hierdurch erlangte dieses Mittel einen solchen Ruhm, daß römische Kaiser es mit eignen Händen zubereiteten, die Aerzte des Alterthums es zu verbessern suchten, und eine Menge von Büchern und nachgeahmten Compositionen daraus entstanden. Andromachus, Nerons Arzt, nahm große Veränderungen damit vor. Er ließ den Scink heraus, that die Vipern hinzu, und verminderte das Opium. Das Kind mußte einen neuen Namen haben. Er nennte es Γαλήνη bis es zu Trajans Zeiten, entweder wegen der Vipern, die darin waren, oder wegen seiner Tugend wider ihre Bisse, Theriak genannt wurde. Unter diesem Namen ist es noch bekannt, und gleichwohl machen unsre Apotheker noch den ursprünglichen Mithridat nach einem Recepte des Damocrates in Jambischen Versen, welches man im Galen findet.

Es liegt nichts daran, ob Mithridates der wahre Erfinder dieser Zusammensetzung sey, da man nunmehr weiß, daß es kein so herrliches Gegengift ist, als man zu einer Zeit glaubte, da man die Gifte schlecht, und also die Gegengifte nothwendig noch schlechter kannte. Was die Unwissenheit und große Liebe zum Leben angefangen hatte, trieb der hitzige Geschmack des Volks an allem, was wunderbar ist, noch höher. Wenn ein vornehmer Mann an seltnen Zufällen starb, so war gewiß eine Stiefmutter, ein Nachfolger, oder sonst jemand Schuld daran. Die List bekräftigte diese Fabeln, und schrieb den Tod ungebrachter Personen einem Gifte zu, das der Erblaßte

blaßte immer bey sich getragen und heimlich genommen haben mußte. Hierdurch wurden die nähern Untersuchungen der Sache und der Haß des Volks hintertrieben. Vermuthlich ist der Redner Demosthenes auf diese Weise umgekommen; denn die Umstände von seiner Vergiftung werden so verschiedentlich, und ihre Wirkung mit der Wirkung damals bekannter Gifte so wenig übereinstimmig erzählt, daß man nichts anders glauben kann. Dem Hannibal und andern mag es wohl nicht besser ergangen seyn. Dergestalt häuften sich die Gifte immer mehr an, und vermehrten also auch die Gegengifte. Starb jemand von einem unkräftigen Gifte nicht, so mußte ihn nothwendig ein andres erhalten haben.

Der Mithridat ist die allerseltsamste Vereinigung von Gegengiften, die man sich nur vorstellen kann. Ohne hier Vorwürfe zu wiederhohlen, welche schon tausendmal aus vernünftigen Gründen dagegen gemacht worden sind, kann bloß die Erfahrung allein dieser Panacee, welche sogar allein zukünftigen Uebeln vorbeugen sollte, alle ihre Ehre benehmen, indem sie sie mit zu dem gemeinen Haufen der schweißtreibenden Arzneyen hinunter setzt, welchen Namen viele führen, die wenig oder gar keine Tugenden haben. Seit fast zwey tausend Jahren, da er gebraucht worden, weiß man dem Mithridat keine bessere Wirkung zuzuschreiben. Der Kaiser Antonin fiel davon in eine gefährliche Schlafsucht, und Mithridates selbst hätte gewiß seines Todes wegen nicht in Verlegenheit kommen sollen, wenn nur sein Gift kräftig genug gewesen wäre, jeden andern, der keinen Mithridat gegessen hätte, hinzuopfern. Allen Giften, deren wir heut zu Tage so viel mehrere kennen, widersteht der Mithridat nicht besser, als das Opium; und wer es darauf wagen wollte, würde mit jenem Charlatan einerley Schicksal haben, der, nach Wepfers Berichte, ungeachtet des gepriesenen Gegengifts, so er zu sich nahm, dennoch an dem eingenommenen Arsenik sterben mußte, wieder das es nicht helfen konnte.

Fällt nun aber diese dem Mithridate ursprünglich zuerkannte Tugend ganz und gar weg, so wäre es wohl was Sonderbares, wenn er von ungefähr doch noch zu sonst was auf der Welt nützen sollte. Die vielen damit vorgenommenen Veränderungen

machen

machen ihn besonders als ein unnützes Ding verdächtig, und lassen uns fast nicht mehr unterscheiden, welches eigentlich der wahre seyn soll. Nach des Celsus Beschreibung bestand er aus acht und dreyßig einfachen Mitteln. Gegen die Zeiten des Nero nahm man fünfe davon, und that zwanzig andre hinzu. Andromachus that bald hernach wieder sechse davon, und setzte acht und zwanzig andre an die Stelle, so daß er nunmehr aus fünf und siebenzig Ingredienzien bestand. Aetius, ein Schriftsteller des fünften, und Myrepsus, einer des zwölften Jahrhunderts, beschrieben den Mithridat sehr verschieden, und nach der Zeit ist er noch immer mehr geändert worden. Viele einfache Arzneyen, die sonst hinein gekommen, sind uns heut zu Tage ganz unbekannt, andre ungewiß, und verschiedne sind, besonders seit den Zeiten des Plinius, sehr unbestimmt beschrieben worden. Man hat also nachher nach Belieben andre hinzu gesetzt, und unter den Beschreibungen des Andromachus, Damocrates, Critons, Magnus, Xenocrates und Demetrius, weiß man eben so wenig zu wählen, als unter den verschiedenen Compositionen, die fast in jeder Apotheke anders sind.

Doch dieses möchte alles seyn, wie es wollte, wenn nur nicht der Mithridat ein so schädliches Ding zugleich wäre, worin das Opium unter eine solche Menge andrer Arzneyen versteckt ist, daß gar leicht ein Irrthum, der tödtlich für Kranke seyn kann, daher entsteht. Galen will deshalb, daß man es eine Zeitlang aufbewahren soll, um die Kraft des Opiums dadurch zu schwächen, welches aber ein schlechtes Mittel dawider ist, ob man gleich noch jetzt, um eben dieser Ursache willen, den Mithridat dreyßig bis vierzig Jahr aufbehält. Hierzu kommt, daß durch diese weitläuftige Vermischung leicht eine Gährung hervorgebracht wird, die die Wirkung des Opiums um drey bis viermal stärker machen kann, als man vermuthen oder denken sollte. Jedoch man sieht zu unsern Zeiten, dem Himmel sey Dank! dieses elende Arzneymittel immer mehr und mehr in Verfall kommen; und wie schon ehedem Plinius, und, in den neuern Zeiten, Junker, dasselbe für eine Strafe Gottes erkannt haben, womit er die Menschen heimsucht, so werden auch alle treue Aerzte

daranf bedacht seyn, diese alte Landplage endlich einmal mit vereinigten Kräften auszurotten.

Man sehe übrigens auch

Baldinger's Neues Magazin. XIV B. 6 St. S. 454.

Pyl's Aufsätze und Beobachtungen VIII. S. 92 (Leichenöffnung eines nach einer kleinen Dosis vom sogenannten Kinder-Mithridat (Requies Nicolai) plötzlich verstorbenen zarten Kindes).

Desselb. Repertorium 3 B. 1 St. S. 145.

Mitigiren, heißt lindern, mildern.

Mitis, in der Schifffahrt, ein **Leguan** um die Masten, s. Th. 69, S. 47.

Mitkal, s. **Metecal**, Th. 89, S. 699.

Mitlaut, der, in der Sprachkunst, ein Laut, welcher nicht allein für sich, sondern nur in Gesellschaft eines Selbstlautes hervor gebracht und gehöret werden kann; ein **Consonant**, im Gegensatze dieses **Selbstlautes**, oder des **Vocales**. **Der Mitlauter** ist das Zeichen eines Mitlautes, oder derjenige Buchstabe, welcher den Mitlaut auch den Augen merklich macht.

Mitleiden, das, s. im Art. **Leidenschaft**, Th. 75, S. 346.

Mitlein, ein Getreidemaß, welches in Ulm 2896 und 1459 Par. Cub. Zoll hält.

Mitonniren, franz. mitonner, heißt Brot in heißer Suppe einweichen und es mit der Suppe anrichten. Wenn man nähmlich eine Suppe verfertigt hat, und bald anrichten will, so legt man Brot in die Schüssel, wo die Suppe hinein soll, entweder geröstete Semmelscheiben oder Krusten von geraspeltem Brote, oder nach Beschaffenheit ein ganz geraspeltes Brot. Wenn man ein ganzes Brot einlegt, so muß man erstlich unten ein kleines Loch machen, und etwas von den Brosamie heraus nehmen, alsdann gießet man gute klare Fleischbrühe ganz heiß kochend darauf, und setzt

es

es mit einem niedrigen Dreyfuß auf Kohlen oder eine Glutpfanne, mit einer andern Schüssel zugedeckt, und läßet es ein wenig langsam einkochen, und gießt hernach die Suppe darüber, und solches heißt, das Brot vorher mitonniren. Wenn man aber die Suppe in einer Porcellan-Schüssel anrichten will, welche man nicht auf das Feuer setzen kann, so legt man das Brot darein, und gießt die klare Fleischbrühe kochend heiß darauf, denn gleich zugedeckt und gegen das Feuer gesetzt, und läßt es also mitonniren oder einziehen.

Mitpfleger, so heißen in Frankfurt am Mayn 12 Deputirte der Bürgerschaft, welche mit 6 Raths-Deputirten die Einkünfte des Armenhauses verwalten.

Mitra, eine Mütze, ein Bischofshut. In der Naturgeschichte ist es der Beynahme einiger Schnecken, welche eine mützenförmige Gestalt haben.

Mitra Hippocratis, oder Mütze des Hippocrates, eine chirurgische Bandage um den Kopf.

Mitraille, Stücke altes Eisens, welche in die Kanonen geladen werden, um eine größere zerstörende Wirkung hervor zu bringen, als es mit einer Kugel allein möglich ist. Das Schießen damit heißt Kartätschenfeuer oder Mitraillade, welchen letzten Nahmen auch eine Art von Hinrichtungen während der Schreckensregierung in Frankreich bekommen haben. Zu einer Zeit, wo die Guillotine, so geschwind sie auch arbeitete, um die Schlachtopfer abzuthun, doch noch zu langsam ging, trieb man eine Anzahl derselben zusammen, und feuerte mit Kartätschen unter sie, bis sie niedergestürzt waren. Dieses schreckliche Mordspiel wurde zuerst gegen die unglücklichen Bewohner von Lyon angewendet, und der Erfinder desselben, der abschra-

scheuliche Collot-d'Herbois führte in der Folge den Nahmen Mitrailleur davon.

Von den Kartätschen sehe man übrigens im Art. Kanone, Th. 34, S. 381 fl. das weitere.

Im französischen Handel bedeutet Mitraille eigentlich allerley Kupfer und Messing, welches zum Verschmelzen dient. Auch pflegen die Kaufleute das in Fässer verpackte Geld unter diesem Nahmen zu verbergen, damit es die Räuber nicht so sehr reitze.

Mitricol, s. **Nietricol**, Th. 90, S. 26.

Mitrheder, auch ein **Schiffsfreund**, franz. Co-Bourgois oder Com-Bourgois, ein bey dem Seewesen und bey der Handlung zur See gebräuchliches Wort. Es bedeutet denjenigen, welchem ein Schiff nebst noch einem oder mehreren Eigenthümern gemeinschaftlich zugehört, der also nebst ihnen der Rheder davon ist. S. **Rheder.**

Mitschelinsholz, ein Nahme des gemeinen **Spindelbaums**, Evonymus europaeus Linn.

Mittag *), 1. eigentlich die Mitte des Tages, d. i. diejenige Zeit, zu welcher die Sonne am höchsten über dem Horizonte gesehen wird, oder in welcher der Mittelpunkt derselben in den **Mittagskreis** kommt, oder culminiret. **Es ist Mittag.**

*) Dieses Wort ist aus dem alten Beyworte mitte und Tag, so wie Mitternacht aus eben demselben und Nacht zusammen gesetzt, daher die ältern Schriftsteller, wie Notker, Willeram, Strycker und die schwäbischen Dichter es noch getheilt schreiben, mitten Tag, im Theuerdanke noch Mittentag, woraus endlich unser Mittag für Mittag zusammen gezogen worden, welches den Ton auf der ersten Sylbe behalten hat. Im Angels. Middaeg. im Holländ. und Nieders. Middag. Lat. Meridies. Franz. Midi.

tag. Zu Mittage essen. Figürlich in der höhern Schreibart, das muntere männliche Alter.

2. Diejenige Gegend des Himmels, in welcher die Sonne zu Mittage gesehen wird, und welche Mitternacht gegen über liegt, oder welche Morgen zur rechten, Abend aber zur linken Hand hat, ohne Plural; Süden. Gegen Mittag liegen, wohnen, reisen. Der Wind kommt von Mittag.

Die Astronomen fangen zu Mittage zu zählen an, und zählen in einem fort, bis zum Augenblicke, da der nächstfolgende Mittag wieder eintritt, 24 astronomische Stunden. Hingegen fängt man bey bürgerlichen Tagen 12 Stunden früher um Mitternacht an, und zählt bis zu Mittag 12 Stunden, und vom Mittage bis zur nächstfolgenden Mitternacht abermahls 12 Stunden; jene Stunden heißen daher auch Morgenstunden, und diese Nachmittagsstunden. Der Mittag selbst fällt in die Mitte des Tages oder der Zeit, welche die Sonne über dem Horizonte zubringt, und hat davon auch den Nahmen.

Beyde, die astronomische und bürgerliche Zeitrechnung richtet sich nach dem wahren Mittage, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andere Beobachtungsmittel geben. Von dem wahren Mittage wird der mittlere unterschieden, oder diejenige Zeit, in welcher der mit gleichförmiger Bewegung gegen Osten fortgehende mittlere Ort der Sonne im Meridiane anlangt. Der wahre Mittag erfolgt bald später, bald früher, als der mittlere, und viermahl des Jahres ist er mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitgleichung gibt den Unterschied zwischen beyden Mittagshöhen an, wovon im Art. Uhr das weitere.

Mittagsblume, Mesembryanthemum, s. Zaserblume.

Mittagscirkel, s. Mittagskreis.

Mittagsessen, dasjenige Essen, welches man um Mittag zu sich nimmt; ingleichen die Handlung, da man es zu sich nimmt, im gemeinen Leben. Das Mittagsessen versäumen. In der anständigeren Sprechart die Mittagsmahlzeit.

Mittagsfernrohr, Durchgangsfernrohr, ein astronomisches Fernrohr, welches so eingerichtet und befestiget ist, daß dessen Axen sich nur in der Mittagsfläche bewegen, sonst aber keine Seitenbewegung zulassen. Wenn durch ein solches Fernrohr ein Stern in der verlängerten Axe gesehen wird, so ist gerade die Culmination des Gestirns da; und der Augenblick, da dieses geschiehet, an einer Uhr beobachtet, gibt die Zeit der Culmination an.

Mittagsfläche, lat. Planum meridiani, ist 1. in der Astronomie und mathematischen Erdbeschreibung eine Ebene, durch die Vertical-Linie und durch die Weltaxe. Weil dem Anscheine nach die Himmelskugel sich täglich einmahl um ihre Axe drehet, so muß auch dieser Vorstellung gemäß ein jeder Punkt derselben dem Scheitelpunkte am nächsten kommen oder culminiren, wenn er sich in gedachter Ebene befindet. Es muß also diese Ebene durch die Mittagsgegend gehen. Davon heißt sie die Mittagsfläche, und ihr Durchschnitt mit dem Horizonte bestimmt daselbst den Mittelpunkt.

Die Mittagsfläche steht nicht allein auf der Ebene des Horizontes, sondern auch auf der Ebene des Aequators senkrecht.

Im Augenblicke des wahren Mittags, oder wenn der Mittelpunkt der Sonne culminiret, befinden

finden sich die Schatten lothrecht aufgerichteter Stäbe auch in der Mittagsfläche.

Mittagsgang liegender Gang, heißt beym Berg- und Hüttenwesen ein Gang, welcher zwischen der 12ten und 3ten Stunde streicht, weil er seine Richtung gegen Mittag nimmt.

Mittagshöhe, lat. Altitudo meridiana, franz. Altitude méridienne, heißt diejenige Höhe eines Sternes, da er in seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. In dieser Höhe hat er gerade die Mitte seines Weges vom Aufgange bis zum Untergange erreicht. Solche Sterne, welche bey uns nicht untergehen, kommen täglich zweymahl in den Mittagskreis, und erreichen das eine Mahl ihre größte, und das andere Mahl ihre kleinste Höhe. Ist von der Mittagshöhe schlechthin die Rede, so versteht man darunter gemeiniglich die größte Höhe.

Die Sonne hat also ihre Mittagshöhe zur Mittagszeit erreicht.

Mittagskind, ein Kind, welches Mittags zwischen 11 und 12 Uhr geboren ist, und nach der Meinung der Sterndeuter zu großen Ehren gelangen, oder doch wenigstens vor andern Personen seines Standes sich auszeichnen soll.

Mittagskreis, Mittagszirkel, Meridian, lat. meridianus, franz. méridien, heißt derjenige größte Kreis an der scheinbaren Himmelskugel, welcher durch beyde Pole und den Scheitelkreis gehet, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Wenn die Sterne bey ihrer scheinbaren täglichen Bewegung in diesen Kreis kommen, so haben sie ihre größte Höhe erreicht, und der Mittelpunkt der Sonne in selbigem bestimmt den wahren Mittag.

Der Mittagskreis theilet die Himmelskugel in zwey Halbkugeln ab, nähmlich in die westliche und östliche, hemisphaerium occidentale et orientale. Der Beobachter, welcher sich in unsern nördlichen Ländern mit dem Gesichte gegen Mittag kehret, hat die westliche Halbkugel zur Rechten, und die östliche zur Linken. Der Meridian schneidet den Horizont im wahren Mittagspunkte und Mitternachtspunkte; und die von diesen um 90 Grade entfernten Punkte des Horizontes, oder der Abendpunkt und Morgenpunkt sind die Pole des Mittagskreises.

Auf diesem Kreise werden die Polhöhe eines Ortes, die Aequator-Höhe, Declination der Sterne, u. s. w. angegeben.

Mittagskreise der Erdkugel, Meridiane der Erde, meridiani terrestres, s. terrae, méridiens de la terre, heißt ein jeder von den größten Kreisen auf der Oberfläche der Erdkugel, welche durch beyde Pole derselben gehen. Wird ein solcher Kreis durch irgend einen Ort auf der Erde gezogen, so ist er alsdann dieses Ortes Meridian, und seine erweiterte Ebene für denselben Ort die Mittagsfläche, welche an der scheinbaren Himmelskugel den Mittagskreis abschneidet.

Meistentheils aber versteht man unter dem Meridian eines Ortes auf der Erde nur die Hälfte des größten Kreises, welcher von einem Pole zum andern durch den Ort selbst gehet; in diesem Sinne wird alsdann die andere Hälfte des Kreises der entgegengesetzte Meridian des Ortes seyn. Es stehen daher auch alle Meridiane auf dem Erd-Aequator senkrecht, und diejenigen Orte, welche in einerley Meridian liegen, haben auch am Himmel einerley Mittagskreis, mithin zugleich Mittag und einerley Zeit; die Orte des entgegenge-

ſetzten Meridians werden alsdann die entgegenge-ſetzte Hälfte des Mittagskreiſes am Himmel ſehen, und folglich in Anſehung ihrer Mittage und Zeitangaben von jenem Orte um 12 Stunden verſchieden ſeyn.

Die Mittagskreiſe werden wie alle übrigen Kreiſe in 360 Grade getheilet. Die geographiſche Breite der Oerter wird in dergleichen Graden und Theilen davon angegeben. Nimmt man dabey auf die gegen die Pole zu abgeplattete Geſtalt der Erde Rückſicht, ſo können auch die Grade der Mittagskreiſe nicht von einerley Größe ſeyn, ſondern ſie ſind gegen die Pole zu größer als gegen den Aequator.

Alle Oerter, welche in einerley Meridiane liegen, haben einerley geographiſche Länge. Diejenigen hingegen, welche nicht in einerley Mittagskreiſe ſich befinden, haben auch verſchiedene Länge, und es wird der Unterſchied der Längen durch den Unterſchied der Meridiane, d. i. durch den Unterſchied der Zeit beſtimmt. M. ſ. Länge und Breite, geographiſche, Th. 64, S. 593 ff.

Mittagskreis, erſter, meridianus primus, prémier méridien, heißt derjenige Mittagskreis, welcher durch einen im Aequator willkührlich angenommenen Punkt geleget, oder welcher als der erſte unter allen betrachtet wird. Wenn man durch verſchiedene Oerter auf der Erdoberfläche Meridiane leget, ſo geben die zwiſchen ihnen gelegenen Bogen des Aequators die Unterſchiede der Längen dieſer Oerter an. Verlangt man aber abſolute Größen der Längen dieſer Oerter, ſo müſſen ſie alle von einerley Punkt des Aequators aus gerechnet werden, und eben der Mittagskreis durch dieſen Punkt gelegt, wird der erſte unter den übrigen genannt. Weil aber die Lage dieſes Punk-

tes ganz willkührlich ist, so hat man auch selbst dem ersten Mittagskreise verschiedene Lagen gegeben. Die Alten zogen ihn etwa durch die westlichen ihnen bekannten Länder; Ptolemäus durch die westwärts der afrikanischen Küste gelegenen canarischen Inseln, von welchen man die Erdfläche zu rechnen anfing, weil man damahls weiter gegen Westen hin kein Land mehr kannte. Selbst jetzt ist es noch gewöhnlich, den ersten Meridian in diese Gegend zu legen. Dadurch erlangt man wenigstens auf den Landkarten den Vortheil, daß die alte Welt ganz in die östliche, und die neue größtentheils in die westliche Halbkugel der Erde fällt. Dies verschafft besonders bey Planigloben, welche die ganze Erdfläche auf zwey neben einander liegenden Halbkugeln vorstellen, den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, dieselben durch die Ebene des ersten Mittagskreises zu zerschneiden.

Gerhard Mercator auf seinen Karten, und nach ihm Riccioli legten den ersten Meridian durch die canarische Insel Palma, und zwar durch den Hafen St. Creuz, weil Colom aus selbigem zur Entdeckung der neuen Welt ausgesegelt ist. Weiter westwärts wurde er von Wilhelm Blaeu durch die azorischen Inseln del Corvo und Flores gezogen, weil daselbst zu seiner Zeit die Magnetnadel keine Abweichung zeigte; nachher aber rückte er ihn selbst auf die canarische Insel Teneriffa, worin ihm nachher fast alle holländische Geographen gefolget sind.

In Frankreich hingegen zog man diesen Kreis durch den westlichsten Ort der canarischen Inseln, nähmlich durch die Insel Ferro oder Ferri. Und selbst Ludwig XIII. setzte durch einen Befehl vom 25. April 1634 fest, daß die französischen

Geogra-

Geographen und Seefahrer die Längen der Oerter nie anders, als von da aus rechnen sollten. Die westliche Küste dieser Insel liegt einige Minuten über 20 Grade vom Meridiane der pariser Sternwarte gegen Abend, und man nimmt den ersten Meridian, um die Rechnung zu erleichtern, genau 20 Grade von dem pariser Meridian an. Von dieser Zeit fängt man von diesem ersten Meridiane an die Grade des Aequators von Abend gegen Morgen um die ganze Erde herum fortzuzählen.

An sich kommt wenig darauf an, wo man den ersten Meridian hinlegen will, weil in der Ausübung nicht absolute Längen, sondern nur Unterschiede derselben gebraucht werden, um die wahre Lage der Oerter auf der Oberfläche der Erde zu bestimmen. (M. s. Länge, geographische, am oben angeführten Orte, S. 597 fl.) Daher auch die Astronomen mehrentheils den Mittagskreis ihrer Sternwarten als den ersten annehmen, wie z. B. Tycho den von Uranienburg, Flamstead den zu Greenwich, Manfredini den zu Bologna, u. s. w. *).

Mittagskreis, magnetischer, meridianus magneticus, méridien magnetique. Wenn sich eine Magnetnadel ganz frey bewegen kann, so bleibt sie zuletzt in einer Lage stehen, deren Richtung nicht ganz genau nach dem wahren Mittags- oder Mitternachtspunkte geht, sondern von selbiger mehr oder weniger abweicht. Legt man durch die Richtung der Magnetnadel eine auf den Horizont senkrechte Ebene, so wird diese gehörig erweitert

*) M. s. Lulof's Einleitung zur mathematischen und physikalischen Kenntniß der Erdkugel. A. d. Holl. durch Kästner. Gött. und Leipz. 1755. 8. s. 619. 6:c.

weitert durch den Mittelpunkt der scheinbaren Himmelskugel gehen, und diese selbst in dem größten Kreise schneiden, welcher der magnetische Meridian und seine Ebene die magnetische Mittagsebene genannt wird. Die Lage des magnetischen Mittagskreises ist an jedem Orte der Erde eine andere, und selbst für einerley Ort mit der Zeit veränderlich.

S. Fischer's physikalisches Wörterbuch III. Th. S. 612 fl.

Sonst sehe man auch noch:

Rösler's Astronomie, S. 256.

Rittenhousen's Methode, ein Absehen in der Mittagsfläche zu stellen. In Lichtenberg's Magazin V. B. II'. St. S. 170.

" Gothaisches Taschenbuch 1790, S. 76. 1794, S. 93.

Wollaston's Beschreibung eines Durchgangskreises, zu Bestimmung des Orts der Gegenstände am Himmel, so wie sie durch den Meridian gehen. S. Geißler's Instrumente und Kunstwerke. V. Th. Zittau und Leipzig, 1796. S. 57 fl.

Mittagslinie, (linea meridiana, ligne méridienne) ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit der Horizontalfläche. Man kann einen kleinen Theil derselben an einem Orte der Ebene als einen Theil des durch diesen Ort gehenden Mittagskreises der Erde selbst betrachten, welcher immer noch als gerade angenommen werden kann, so lange die Krümmung der Erde nicht merklich ist. Werden hingegen mehrere solche Theile der Mittagslinie für verschiedene Orte, die in einerley Mittagskreise liegen, mit einander verbunden, so machen sie endlich einen Bogen des Mittagskreises selbst aus. Wenn also die Mittagslinie eines Ortes sehr weit verlängert wird, so krümmt sie sich in einen wahren Bogen des Meridians.

Zu astronomischen Beobachtungen ist die Mittagslinie gar nicht zu entbehren, und im bürgerlichen

gerlichen Leben ist sie zu mehr als einer Absicht nützlich. So dient sie z. B. zur richtigen Bestimmung der Zeit und gehöriger Stellung der Uhren, zur Verzeichnung der Sonnenuhren u. s. f. Es gibt viele Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden. So bedienen sich die Astronomen folgender Methode, auf ihren Sternwarten die Mittagslinie zu suchen; in einer erhabenen gegen Süden liegenden Mauer oder in einem Fensterladen macht man ein kleines Loch, durch welches die Sonne zu Mittage auf den Boden, oder eine besonders dazu eingerichtete völlig horizontale Ebene, scheinen kann. Etwa 3 Stunden Vor- und Nachmittage sucht man einige Mahl übereinstimmende Sonnenhöhen mit einem genau eingetheilten Quadranten, und bemerket dabey die Zeit einer jeden Vor- und Nachmittag mit einander correspondirenden Höhe, durch das Mittel davon erhält man die Zeit, welche die Pendeluhr im wahren Mittage zeigte. Im folgenden Tage bemerket man um diese Zeit den Punkt des Bodens, wo das Sonnenbild hintrifft, und zieht durch denselben und den senkrecht unter der Oeffnung im Fensterladen liegenden Punkt des Bodens eine Linie, welche die Mittagslinie seyn wird.

Die gemeinste Art aber, selbige zu finden, besteht im folgenden: auf einer wagrechten Ebene beschreibet man aus einem Punkte Fig. 5381. c verschiedene concentrische Kreisbogen, und errichtet in den Mittelpunkte c dieser concentrischen Kreise einen Stift von etwa 6 bis 9 Zoll senkrecht auf; hiernächst bemerket man vor Mittage zwischen 9 bis 11 Uhr und nach Mittage zwischen 1 bis 3 Uhr die Punkte, wo das Ende des Schattens dieses Stiftes einen von den beschriebenen Kreisbogen berühret, alsdann zieht man durch diese

Punkte gerade Linien wie bey a b, und theilet sie in zwey gleiche Theile, so wird die durch c und die Theilungspunkte gezogene gerade Linie c d die Lage der Mittagslinie angeben. Durch dieses Verfahren werden ebenfalls correspondirende Sonnenhöhen beobachtet; denn weil die Punkte a und b in einerley Kreise um c liegen, so werden die Schatten Vormittags mit den des Nachmittags gleich lang, folglich stand die Sonne beyde Mahl gleich hoch. Da nun die Mittagsfläche zwischen den Gegenden, da die Gestirne auf der Morgen- und Abendseite gleiche Höhen erreichen, mitten inne stehet, so ist auch eine zwischen a und b gezogene Linie durch c in der Mittagsfläche, und weil sie zugleich horizontal ist, die Mittagslinie. Man sieht leicht, daß zu dieser Bestimmung nur ein Kreis um c hinreichend gewesen wäre, der Genauigkeit wegen aber werden mehrere beschrieben.

Eine ähnliche Methode ist im Art. Markscheidekunst, Th. 48, S. 491 fl. angegeben worden. In der monathlichen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Apr. 1801. S. 419—434 beschreibt der Herr von Zach eine neue leichte und bequeme Methode, ohne eigentliche Instrumente, ohne Loth und Sonnenschein, bloß mit einer Uhr und einem, gleiche Höhe und Distanzen anzeigenden Reflexions-Werkzeuge, eine Mittagslinie von beliebiger Ausdehnung, auf viele Meilen, über Berg und Thal in einem Lande zu ziehen. Ich führe davon nur an, daß Seefahrer, die auf ihren Entdeckungsreisen irgendwo landen, und eine Extemporan-Sternwarte aufschlagen wollen, nach dieser Methode ihren wahren Meridian in 6 Stunden sehr genau bestimmen können. Das übrige wird man am angeführten Orte nachsehen.

Bey den zuerst angegebenen Methoden, die Mittagslinie eines Ortes zu finden, müssen wegen der von Vor- bis Nachmittage veränderlichen Abweichung der Sonne eigentlich noch die gehörigen Berichtigungen gemacht werden, welche jedoch beym gewöhnlichen Gebrauche ganz weggelassen werden können, und auch überhaupt ganz wegfallen, wenn man zur Findung der Mittagslinie die Zeit der Sonnenwende wählet.

Außer dem Gebrauche der Mittagslinien zu astronomischen Beobachtungen sind auch Mittagslinien zur Abmessung der Grade auf der Erdkugel und überhaupt zur Verbesserung der geographischen Ortsbestimmungen durch ganze Länder gezogen und verlängert worden. Die berühmteste Unternehmung dieser Art ist die Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte, welche von Picard angefangen, von Johann Dominicus Cassini in den Jahren 1700 und 1701 südwärts bis Collioure an den Pyrenäen und von Jakob Cassini, Maraldi und de la Hire 1718 nordwärts bis Dünkirchen, zusammen durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde fortgesetzet worden *). Um diese Mittagslinie auf der Sternwarte selbst kennbar zu machen, sind Obelisken aufgerichtet, welche von da aus am Gesichtskreise den wahren Mittags- und Mitternachtspunkt bezeichnen **).

Auch sind verschiedene zu astronomischen Beobachtungen bestimmte Mittagslinien mit einem Gnomon, d. i. mit einer Veranstaltung versehen, durch

*) Jacques Cassini traité de la figure et de la grandeur de la terre; in der Suite des mémoir. de l'Acad. des scienc. 1718.

**) Le Monnier; in den mémoir. de l'Acad. des scienc. 1743.

durch welche zur Zeit des Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Unter andern ließ der Kaiser Augustus auf den Marsfeldern bey Rom, einen 116¾ römische Fuß hohen Obelisk zu einem Gnomen errichten, der größte bisher bekannte Gnomon wurde im 15ten Jahrhunderte von Toscanella zu Florenz errichtet, und seine Höhe ging auf 280 Fuß. Im Jahre 1575 wurde von Egnaz Dante zu Bologna ein Gnomon errichtet, und vom ältern Cassini 1695 geprüfet. Dieser Gnomon wurde besonders durch das Werk des Manfredini *) berühmt. In der Sulpicius-Kirche zu Paris hat le Monnier einen schon von Sully 1727 aufgestellten Gnomon verbessert. Je höher der Gnomon, oder die Oeffnung, wodurch die Sonne zu Mittag scheinet, über dem Boden ist, um desto genauer wird der Augenblick des wahren Mittags gefunden, desto genauere Veranstaltungen sind sie daher auch für die praktische Astronomie.

Fischer's physikalisches Wörterbuch III. S. 616 fl.

Mittagsluft, s. **Mittagswind**.

Mittagsmahl, in der höhern Schreibart und von hohen Personen, das Mahl, welches man zur Mittagszeit zu sich nimmt. S. das folgende.

Mittagsmahlzeit, in der anständigen Sprechart, diejenige Mahlzeit, welche man zur Mittagszeit hält, und die Speisen, welche man alsdenn zu sich nimmt. Zur Mittagsmahlzeit gehen. Die Mittagsmahlzeit halten, bereiten. Im gemeinen Leben, das **Mittagsessen**, in der höhern Schreibart, das **Mittagsmahl**. S. unter Essen, Th. 11, S. 595 und den Art. **Mahlzeit**, Th. 82, S. 738 fl.

Mit-

*) De gnomone Bononiensi. Bonon. 1736. 4.

Mittagspol, s. Südpol.

Mittagspunct, Südpunkt (meridies, auster, midi, sud) ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsseite hin. Von den Schiffern wird dieser Punkt **Süden** genannt. Er ist einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Punkten, durch welchen die vier Hauptgegenden im Horizonte bestimmt werden. Von diesem Punkte wird die ganze umliegende Gegend des Himmels die **Mittagsgegend** genannt, und man sagt von dem, was sich daselbst ereignet, es geschehe gegen Mittag. Von diesem Punkte aus rechnet man die Grade auf dem Horizonte des Azimuthal-Winkels der Gestirne.

Mittagsruhe, die Ruhe oder der Schlaf, welchen man nach der Mittagsmahlzeit hält; im gemeinen Leben der **Mittagsschlaf**.

Mittagsschlaf. Siehe das vorige, und den Artikel Schlaf. Uebrigens wird es hier nicht am unrechten Orte seyn, schon vorläufig mit einigen Worten die Zeichen zu bemerken, nach welchen der Mittagsschlaf für heilsam oder für nachtheilig zu halten ist. Denjenigen, die darauf sich heiter, erquickt und gestärkt fühlen ist er allerdings empfehlungswerth; dagegen andre, welchen der Kopf darnach schwer, eingenommen, und das Gesicht roth ist, mit Trägheit und Unlust zu allem, ihn lieber vermeiden müssen. Es kommt dabey übrigens viel auf die dermalige Disposition des Körpers, auf die vorhergegangene Mahlzeit in quanto und quali, auf äußere und innere Ruhe u. d. gl. an, so daß dieser Schlaf selbst bey demselben Menschen nicht immer die gleiche Wirkung hat. Wenn er nicht bald gelingt, welches sich leicht merken läßt, ist es besser sich davon zu enthalten für diesmahl, als ihn länger zu suchen. Auf

allen

allen Fall schlafe man im Sitzen, nach losgelösesten oder abgelegten Halsbinden, Kniebinden und andern fest anliegenden Kleidungsstücken.

Mittagssonne der Schein oder der Glanz der Sonne um die Mittagszeit; zum Unterschiede von der Morgen- und Abendsonne. Ein Zimmer hat die Mittagssonne, wenn die Strahlen der Sonne um die Mittagszeit in dasselbe fallen, d. i. wenn es gegen Mittag liegt.

Mittagsspeisen, solche Speisen, welche vorzüglich bey der Mittagsmahlzeit aufgetragen zu werden pflegen.

Da in verschiedenen Gegenden die Art zu speisen nach der Natur und Beschaffenheit des Landes sehr verschieden ist, und so gar schon jeder Ort seine Eigenthümlichkeiten, und was insonderheit die Speisung des Gesindes anlanget, jeder Stand und fast jede Haushaltung besondere Gewohnheiten hat: so läßt es sich im allgemeinen nicht bestimmen, welche Speisen sich zu Mittagsspeisen schicken oder nicht schicken. Um indessen einer angehenden Hausmutter die Führung ihrer Wirthschaft in diesem Stücke zu erleichtern, und sie in den Stand zu setzen, das Eigenthümliche ihres Ortes desto eher aufzufassen, um in Darreichung der Speisen weder zu viel noch zu wenig zu thun: so hat der Herr Prediger Germershausen in dem ersten Bande der Hausmutter*) eine beträchtliche Anzahl Fragen angegeben, die sehr dazu geeignet sind, das Urtheil einer Hausmutter bey Speisung ihrer Dienstleute und des Gesindes besonders auf dem Lande richtig zu leiten.

Mittagsspeisen an Werkeltagen.

Was für Vorkosten oder Gemüse sind an gemeinen Wochentagen am gebräuchlichsten?

Welche

*) Dritte Auflage, Leipzig 1791. 8. S. 237 ff.

Welche unter den gebräuchlichsten Vorkosten werden für die besten gehalten, oder von den Leuten am liebsten gegessen?

Da es mehr geachtete Vorkosten giebt, welche sind die weniger geachteten, und deshalb unter die schlechten des Orts zu zählen?

Sollten wohl nicht einige Vorkosten nur dieserwegen die weniger geachteten seyn, weil ihre Zubereitungsart nur immer so einförmig gewesen?

War die Zubereitungsart immer eine und eben dieselbe, sollte die Vorkost durch eine veränderte, aber nicht theurere, Zubereitungsart nicht in Achtung zu bringen seyn?

Wenn die Vorkosten bisher nicht einförmig bereitet worden, auf wie mancherley Art ist solches geschehen?

Dafern nicht alle Werkeltage Fleischtage, das ist, solche Tage sind, an welchen Fleisch gespeiset wird, welches sind dieselben?

Ist es etwas willkührliches, wenn nicht alle Tage Fleischtage sind, einen der Hausmutter beliebigen und bequemen Tag einem andern vorzuziehen?

Richtet man sich etwa mit dem Fleischgeben an gewissen Tagen nach dieser oder jenen schwerern Arbeit oder Fuhrwerke?

Was für eine Art des Fleisches ist die gebräuchlichste, in diesen oder jenen Umständen der Zeit und der Arbeiten, frisches, gepökeltes, oder geräuchertes?

Im Fall alle Tage Fleisch, nach der Observanz des Landes, gegessen werden muß: welche Art des Fleisches steht in der größten Achtung; Rindfleisch, Schweinefleisch, oder Schöpsenfleisch?

Ist die eine Art des Fleisches verachteter als die andre, vielleicht weil mit den Fleischarten unter einander nicht oft genug abgewechselt worden, oder die Zubereitungsart zu einförmig gewesen: sollte sie nicht, durch Abwechselung, auch veränderte Zubereitungsart, in Achtung zu bringen seyn?

Wird geräucherter Speck, gekochet, oder ausgebraten, oder auch wohl roh, dem andern Fleische gleich geachtet?

Dafern auch Eyerkuchen statt des Fleisches gelten können: sind sie des Orts nur von der gemeinen Art, oder müssen Knackwurst, oder in größern Scheiben

ben breit geschnittener Speck oder Schinken, darunter gebacken seyn?

Wenn jeder Wochentag auch ein Fleischtag ist, welche Vorkosten werden gemeiniglich vor, oder mit dem Fleische zugleich gegessen?

Häring, Stockfisch, und allerley Landfische, wenn sie die Stelle des Fleisches bey der Mittagsmahlzeit vertreten: welche Vorkost ist alsdenn die vorhergehende, oder die begleitende?

Die mancherley Arten der Würste, gelten sie nicht anstatt des Fleisches?

In welchem Werthe sind sodann die verschiedenen Arten der Würste bey dem gemeinen Manne?

Wenn aus der einen Art der Würste mehr gemacht wird, als aus der andern, was hat die Schuld davon: die erste Zubereitung beym Schlachten, oder das falsche Räuchern derselben bis zum Holzgeschmack, oder die übertriebene Dauer derselben, oder die Unwissenheit, selbige durch ein schickliches Aufkochen wieder zu erfrischen?

Sind alle und jede Wochentage auch zugleich Fleischtage, wie wird es mit dem Zubrote gehalten?

Wird nach der Fleischspeise einzig und allein Käse, oder Butter, oder beydes zugleich, noch gegeben?

Was und welcherley ist das Zubrot, wenn Fische, Wurst und Eyerkuchen gegessen worden?

Wenn Käse des Mittags auf den Tisch kommen, und dieses sind so genannte Handkäse, runde, viereckichte oder spitze: wie viel werden deren auf so und so viel Leute erfordert, im Falle keine Butter daneben gegeben wird?

Eben diese Käse können alt, weniger alt und noch ganz jung seyn; ist es gleichgültig, eine, oder die andere dieser Arten zu geben?

Wenn mit alten und jungen Käsen ein Unterschied zu halten, richtet sich solcher nach gewissen Jahreszeiten und Arbeiten?

Im Fall Streichkäse des Orts gebräuchlich ist, kann derselbe zu jeder Zeit, oder nur zu gewissen Jahreszeiten, gegeben werden?

Wenn Schweineschmalz oder Leinöhl anstatt der Butter gegeben werden können: findet solches alle Tage und zu allen Jahreszeiten, oder allein zu dieser oder jener Zeit, statt?

Ist das Pflaumenmus, Hollundermus auch Apfelmus, nicht ungewöhnlich?

Kann auch eine gewisse Art Kuchen zuweilen die Stelle des Zubrotes vertreten?

Mittagsspeisen an Sonn-, Fest- und Aerntetagen.

Ist des Sontags bereits eine gewisse Art der Vorkost, z. B. Erbsen und Fleisch, zum Mittagsessen eingeführt?

Dafern an Sonntagen eine Suppe, Vorkost und Fleischart von der Hausmutter beliebig erwählet werden kann, welche Arten derselben sind die gewöhnlichsten und geachtetsten?

Wird auch wohl des Sonntags nicht Braten, wo nicht immer, doch zuweilen, gegeben?

Wenn nicht immer Braten gegeben wird, sondern selbiges der Willkühr der Hausmutter frey steht; kommt alsdenn die Jahrszeit mit in Anschlag?

Werden daher im Frühjahre etwa nur einmahl junge Tauben, im Sommer junge Hühner, im Herbste eine fette Gans oder Enten, im Winter eine Kalbskeule gebraten?

Da solche Braten nicht des Mittags die einzige Kost sind, die zur Sättigung hinreichet, welche Vorkost ist gemeiniglich die vorhergehende oder die begleitende?

Wird des Sonntags Butter gegeben, oder kann an deren Statt auch Schweineschmalz auf den Tisch kommen?

Wenn des Sonntags beym Mittagsessen Bier gegeben wird, ist alsdenn für die Person ein Quart oder Maß, mehr oder weniger, eingeführt?

Hat jede trinkende Person ihr eigenes Gefäß, oder trinken sie das Bier, Knechte und Mägde, aus einem einzigen gemeinschaftlichen Kruge oder Kanne?

In guten Ländern sind die Festtage fürs Gesinde immer Bratentage; welche Braten sind an jedem Feste die gewöhnlichsten?

Ist in den sogenannten drey hohen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, nur allein der erste Tag ein Bratentag, oder sind es auch die folgenden Tage?

Welche Suppe oder Vorkost pflegen dem Braten voranzugehen?

Ist auch nicht ausser der Suppe und Vorkost noch ein Gericht Fleisch, vor dem Braten, gebräuchlich?

Wenn Weinbau des Orts ist, wird auch wohl nicht, an hohen Festtagen, dem Gesinde eine oder mehrere Kannen Wein gegeben?

Was sind es für Festkuchen, die nach dem Braten, oder überhaupt an allen Festtagen, zum Schlusse der Mahlzeit auf den Tisch kommen?

Ist es genug, nur eine einzige Art Kuchen oder mehrere, und welche, vorzusetzen?

Da auch in Weitzenländern, in Ostern und Pfingsten hin und wieder statt Rockenbrot Weitzenbrot die Festtage hindurch gegessen wird, ist solches auch hier üblich?

Wenn den Schnittern in der Kornärnte Braten gegeben werden muß; welche Art derselben ist die gemeinste?

Sind des Orts gebratene Tauben und Hühner nicht ungewöhnlich, und werden selbige dem Braten von vierfüßigen Thieren gleich oder besser gehalten?

Im Fall vorgedachte Braten für gleichgültig passiren, wird ihnen ein Sauer- oder Essigbraten von Rindfleisch, oder ein gebratener Schinken, der vorhin geräuchert gewesen, auch gleich gehalten?

Was für Suppen, Vorkosten und Fleisch sind an den nähmlichen Bratentagen in der Aernte die gebräuchlichsten?

Wie werden Tauben, Hühner, Kalb- und anderes frisches Fleisch, und wie wird das geräucherte oder gepöckelte Rind- oder Schweinefleisch gekocht?

Welche Aerntetage sind, in Ansehung der Speisungsart, die feyerlichsten, die ersten oder die letzten?

Welche Aerntezeit erfordert des Orts die beste Speisung, die Weitzen-, Rocken- oder Gerstenärnte?

Wird etwa nur an dem ersten Tage, oder dem Anfange der Weitzenärnte, Braten gegessen, oder muß damit die folgenden Tage hindurch fortgefahren werden?

Werden die Schnitter in der Rocken- und Gerstenärnte nicht auf eben dem vorigen Fuße gespeiset: was findet denn für ein Abfall oder Veränderung der Speisen statt?

Werden

Werden die Schnitter des Grases oder der Wiesen in der Heuärnte etwas schlechter, als beym Kornmähen gespeiset?

Was sind es für Speisen, die den Schnittern beym Gras- oder Wiesenmähen gereicht werden?

Wird den Schnittern in der Heuärnte etwa nur den ersten Tag, und denn nicht weiter, oder überhaupt gar kein Braten gereichet?

Dafern auch den Schnittern Kuchen gegeben wird, was ist es für eine Art derselben?

Empfangen die Schnitter nur ein- oder das anderemahl Kuchen, und dann nicht ferner?

Wenn immer Kuchen beym Abschneiden oder Abmähen des Korns gegeben wird: ist er sich denn immer gleich, oder findet eine Abwechselung eines guten und schlechtern Kuchens statt?

Wird den Schnittern bey ihrem zweymahligen Frühstücke des Morgens Kuchen gegeben: kann sodann die nähmliche Art auch des Mittags auf den Tisch kommen?

Muß den Schnittern alleinahl Butter des Mittags, als Zubrot, gegeben werden?

Wie viel Bier wird ihnen im Felde und bey Tische gegeben, ist darin was bestimmtes oder unbestimmtes?

Wird bey allen Arten des Kornschneidens, oder nur bey einigen, z. B. allein beym Wintergetreide, Bier, bey den übrigen und bey dem Grasmähen, nur allein Nachbier gereichet?

Ist es auch gebräuchlich, daß den Schnittern bey einigen, oder bey allen Mittagsmahlzeiten, auch Branntwein vorgesetzt werde?

Steht es in der Willkühr der Hausmutter, sodann das Maß nach Gutdünken einzurichten, oder ist eine gewisse Dosis für die Person gebräuchlich?

Was für Vesperbrot empfangen die Schnitter?

Wenn die Schnitter Kuchen zum Vesperbrot auch erhalten, was für eine Art ist es?

Worin besteht das Zubrot des Vesperbrotes?

Wenn es Butter und Käse zugleich seyn müssen, was für eine Art Käse muß es seyn, ganz alter, oder nur noch mittelmäßiger alter Käse?

Müssen die Schnitter ihr Vesperbrot in einem Kober, nach der im Hause genossenen Mittagsmahl-

zeit, sich selbst mitnehmen, oder wird es ihnen, wie das zweyte Morgenbrot, ins Feld nachgesendet?

Da die Harker und Korneinführer in der Aernte an den meisten Orten geringer als die Schnitter gespeiset werden, hat es damit hier gleiche Beschaffenheit?

Wenn dieses an dem ist, welches sind die gebräuchlichsten Vorkosten und Fleischspeisen für Harker und Korneinführer?

Was wird ihnen für Zubrot bey der Mittagsmahlzeit gereicht?

Da die Harker ihr Vesperbrot im Felde essen müssen: worin besteht es, und ist eine Art Kuchen, wo nicht allemahl, doch zu Zeiten dabey?

Wenn den Korneinführern auch des Orts Vesperbrot gegeben wird: ist dieses etwa eine Bierkalteschale, oder wird ihnen sodann auch Kuchen, oder Brot und Zubrot, oder nur eines und das andere gereicht?

Ist es der Gewohnheit gemäß, daß bey dem Heueinfahren dem Gesinde nur allein ein Butterbrot oder Stück Kuchen in die Hand gegeben werde, welches stehenden Fußes verzehrt werden muß?

Wenn nach vollendeter Aernte den Leuten ein sogenannter Aernteschmaus gegeben wird: welches sind die Arten der Vorkost, des Fleisches und des Bratens?

Wird beym Aernteschmause auch Bier und Branntwein, oder statt des letztern Landwein gegeben, in welchem Maße geschieht solches?

Wenn der Herrschaft ein sogenannter Aerntekranz von den Aernteleuten überbracht wird: ist sodann gebräuchlich, daß der Aerntekranz mit baarem Gelde, Bier, oder einer kleinen Collation gelöset werde?

Falls sodann eine kleine Collation auf der Stelle gegeben wird, worin besteht das Essen und Trinken?

Wenn in Flachsländern (bey dem Hanfbau geschieht ein Gleiches) die Gewohnheit ist, daß die Landleute sich unter einander unentgeltlich den Flachs ausbaken helfen, und nur dafür sich einander mit einer Mahlzeit tractiren, worin besteht eine solche Mahlzeit, und welches sind die gewöhnlichsten Hauptspeisen derselben?

In eben diesen Flachsländern ist das Flachsschwingen die allermühsamste Arbeit, indem mehrentheils eine gewisse Zahl des Flachsgebindes schon festgesetzt ist, welches von jeder schwingenden Person täglich absolvirt werden muß. Dieserhalb müssen die Flachsschwingenden die Arbeit schon des Morgens um zwey Uhr im Herbste anfangen, und damit bis auf den Abend anhalten. Die Billigkeit hat es daher eingeführt, daß bey dieser Arbeit etwas besser gespeiset werde. Hierbey entstehen nun die Fragen, worin besteht das Morgenbrot, Mittagsessen, Vesperbrot und Abendessen?

Was für Zubrot erhalten die Schwingenden; Butter, Pflaumen-, Hollunder- oder Apfelmus, oder etwa Streichkäse?

Welche Vorkosten sind in der Schwingezeit die gewöhnlichsten?

Empfangen die Schwingenden alle Tage des Mittags, oder nur einen und den andern Tag in der Woche, Fleischspeisen?

Wird etwa auch eben diesen Schwingenden zuletzt nicht, nach völlig geendigtem Flachsschwingen, die beste Mahlzeit erst gegeben, und was gehöret dazu?

Ist es bey der Wollschur eingeführet, daß auch den Schafscherern eine Mahlzeit gegeben werde, und wenn dieses ist, welches sind die Vorkosten, Fleischspeisen und das Zubrot?

Wenn der Hausvater kein Holz kaufen darf, sondern das seinige auf seinen Holzplätzen, und, wie gewöhnlich hinter einander, des Winters abschlagen läßt, was wird den Holzhauern zu solcher Zeit für Speise und Getränk gereichet?

Falls die Holzschläger des Mittags, wegen der Entlegenheit der Heide und des Busches, ihr Mittagsbrot mit dahin nehmen, und außerhalb des Hauses essen müssen: sind alsdann geräucherte oder gepökelte Fleischspeisen und Würste, und diese letztere welcher Art gebräuchlich?

Wenn aber die Holzhauer des Mittags im Walde nur kalte Speisen essen können, und die Abendmahlzeit in warmen Speisen, als die Hauptmahlzeit, gebräuchlich ist; was empfangen sie nach der Gewohnheit des Orts für Fleischspeisen und Getränke?

Wird dem Meyer oder Großknecht, welcher säen muß, während der Säezeit bessere Speise und Getränk, als sonst, gegeben, und worin bestehen dieselben?

Wenn des Orts Vesperbrot überhaupt gebräuchlich ist, wird solches zu allen Jahrszeiten, oder nur zuweilen in langen Tagen, als beym Mistfahren und Mistaufladen gegeben, und da es stehenden Fußes aus der Hand gegessen wird, worin besteht dasselbe?

Was für Speisen sich zu Mittagsmahlzeiten auf die herrschaftlichen Tische schicken, läßt sich eben so wenig im allgemeinen bestimmen, und es findet hierin nach Verschiedenheit des Landes, der herrschenden Gewohnheiten, des Vermögens und des Standes eine eben so große Verschiedenheit statt. Die gewöhnlichen Kochbücher geben indessen hierzu eine Menge Ideen an, die jede Hausmutter, oder wer ihre Stelle vertritt, nach Belieben benutzen kann.

Wie sich die Speisen bey großen Gastmahlen anordnen lassen, ist in den Artikeln **Mahlzeit**, Th. 82, S. 755 fl. und **Küchenzettel**, Th. 54, S. 516 fl nachzusehen.

Mittagsstunde, die Stunde des Mittags oder um den Mittag, d. i. die Stunde von zwölf Uhr bis eins.

Mittagsthau, Thau, welcher um die Mittagszeit fällt; zum Unterschiede von dem **Morgen-** und **Abendthaue**.

Mittagstisch, die gewöhnliche Mittagsmahlzeit, doch nur in einigen Fällen. Den Mittagstisch bey jemanden haben, d. i. gewöhnlich bey ihm speisen. Einen Mittagstisch halten, d. i. andere zu Mittage für Geld speisen.

Mittagsuhr, in der Gnomonik, eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Mittag gerichteten Fläche beschrieben wird; zum Unterschiede von einer

Mor-

Morgen-, Abend- und Mitternachtsuhr. S. unter Sonnenuhr.

Mittagswind, 1. ein Wind, welcher um die Mittagszeit wehet. Noch häufiger, 2. ein Wind, der aus Mittag kommt; der Südwind. Ein schwacher, aus dieser Gegend des Himmels kommender Zug der Luft heißt die Mittagsluft.

Mittagszirkel, s. Mittagskreis, oben S. 51.

Mitte, die, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher von dessen Enden gleich weit entfernt ist.

1. Eigentlich. Die Mitte des Zirkels, des Hauses, des Gartens, des Feldes, der Leinwand ꝛc. In der Mitte stehen, seyn. In die Mitte des Weges treten

2. Figürlich. 1) Derjenige Grad der Beschaffenheit, welcher von zweyen äußersten Graden gleich weit entfernt ist. In der Mitte zwischen Furcht und Hoffnung stehen. 2) Einer aus unserer Mitte, einer von uns, aus unserer Gesellschaft.

Im Nieders. Midde, bey dem Notker Mitti, bey dem Ulphilas Midja, im Schwed. Midt.

Mittel, das, I. Zunächst von Masse, Materie und andern Wörtern dieser Art, welche eine Verbindung bezeichnen, wo es doch nur noch in einigen besondern Fällen üblich ist.

1) In der Naturlehre heißt Mittel, Lat. Medium, Franz. Milieu, überhaupt diejenige Materie, welche andere Körper umgibt, und in welcher sie sich bewegen, oder worin sonst Bewegungen fortgepflanzet werden. So heißt die Luft das Mittel, in welchem wir uns befinden, worin der Schall sich fortpflanzet, das Licht sich fortbeweget u. s. f. Glas, Wasser, Crystall u. s. f. solche durchsichtige Mittel, durch welche das Licht

hindurch gehet; Wasser das Mittel, worin sich die Fische und andere Thiere bewegen. Geht das Licht aus der Luft ins Glas oder Wasser, und von da wieder in die Luft, so sagt man, es gehe aus einem Mittel in das andere u. s. f. Selbst der Widerstand, welcher ein in Bewegung versetzter Körper von der umgebenden Materie erleidet, wird unter dem Nahmen des **Widerstandes der Mittel** (resistentia mediorum) betrachtet.

2) **Taube Bergmittel**, sind im Bergbaue, taube Bergarten, so wie **schwebende Mittel** solche Erz- und Steinmassen, wo oben und unten schon die Erze oder Steine weggebrochen sind, welche also gleichsam in der Mitte schweben.

3) Eine Gesellschaft, Zunft, Verbindung mehrerer Personen; nur noch in einigen Gegenden und Fällen: so ist z. B. zu Aschersleben der Stadtrath in drey **Mittel**, d. i. Classen oder Ordnungen eingetheilt. An einigen Orten werden die Handwerkszünfte noch **Mittel** genannt, so wie auch die Bergleute ihre Zunft oder Innung noch ein **Mittel** zu nennen pflegen. Auch im Hochdeutschen sagt man noch zuweilen, **einer aus unserm Mittel**, d. i. von uns, aus unserer Gesellschaft, wofür aber das Hauptwort **Mitte** üblicher ist.

II. Zunächst von dem Beyworte **mittel**, dasjenige, was in der Mitte ist.

1) Eigentlich, derjenige Theil, Punct oder Linie eines Körpers, welcher gleich weit von den Enden entfernt ist, Nieders. **Middel**, Angels. Middel, Engl. Middle, Schwed. Medel, Franz. Milieu. **Das Mittel des Landes.** In der edlen Schreibart der Hochdeutschen ist dafür das Abstractum **die Mitte** üblicher

2) In weiterer Bedeutung.

a) Was zwischen andern Dingen in der Mitte ist, so wohl dem Orte nach, als auch der Würde, der Intension ꝛc. nach, was von zweyen Dingen, von zweyen Extremis, von dem Ersten und Letzten, von dem Höchsten und Niedrigsten, von dem Besten und Schlechtesten u. s. f. gleich weit, oder doch beynahe gleich weit entfernt ist; ohne Plural.

b) **Ins Mittel**, für das Nebenwort **unter**, ein im Hochdeutschen veralterter Gebrauch.

3) Figürlich.

a) **Sich in das Mittel schlagen** oder **legen, in das Mittel treten**, eine streitige Sache zwischen zwey oder mehreren Personen beyzulegen, zu vergleichen suchen. S. **Mittelsperson, Mittler** und **Vermitteln.**

b) Eine wirkende Ursache, so fern man sich ihrer zur Erreichung einer Absicht bedient.

aa) Ueberhaupt. **Alle Mittel und Wege versuchen. Sich durch unerlaubte Mittel bereichern.** So fern die wirkende Ursache, deren man sich bedient, eine Person ist, wird sie die **Mittelsperson** genannt.

bb) In engerer Bedeutung.

α) Ein Arzeneymittel, ein Mittel, die verlorne Gesundheit wieder herzustellen. **Ein Hausmittel, Brechmittel, Laxier-Mittel** u. s. f. **Ein kräftiges Mittel wider das Fieber.**

β) Vermögen, Reichthum, welcher auch im Spanischen Medios heißt; nur allein im Plural, und am häufigsten im gemeinen Leben. **Gute Mittel haben**, ein gutes Vermögen. In noch engerer Bedeutuug, gutes, hinreichendes zeitliches Vermögen. **Bey Mitteln seyn. Zu Mitteln gelangen.**

Dieses Wort ist mit dem Lat. Medium genau verwandt, von welchem es nur im Suffixo verschieden ist. Es ist aus mit, unter, Menge, Verbindung, oder mitten, und dem Suffixo —el zusammen gesetzt. In den meisten der folgenden Zusammensetzungen ist die erste Hälfte nicht so wohl dieses Hauptwort, als vielmehr das Beywort mittel welches überhaupt, was in der Mitte ist, sich in der Mitte befindet, bedeutet.

Die nähere Erklärung und Beschreibung der vielen unter besonderen Nahmen bekannten Mittel, in medicinischer Hinsicht, ist in denjenigen Artikeln aufzusuchen, die von der Sache handeln, worauf sie sich beziehen.

Mittelacker, s. Mittelboden.

Mittelader, bey einigen Zergliederern, diejenige Ader, welche unter dem halb Latein. Nahmen Median-Ader am bekanntesten ist. S. unter Median, Th. 86, S. 517.

Mittelalter, das mittlere Alter, welches zwischen der Jugend und dem hohen Alter in der Mitte ist, das männliche Alter. In der neueren Geschichte ist es der Zeitraum von dem 6ten Jahrhunderte, nach andern von dem 8ten, oder von Karl dem Großen bis auf Karl den V, oder bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Mittelänte, der Nahme einiger Aenten, als der Schnatteränte, Anas strepera Linn. und der Tafelänte, Anas ferina Linn.

Mittelart, eine Art, welche zwischen zweyen anderen Arten in der Mitte ist, von beyden gleich weit entfernt ist, aber doch von beyden etwas merkliches an sich hat; eine Bastardart. So sind die Mauleſel eine Mittelart zwischen den Pferden und Eſeln.

Mittelband, ein in der Mitte befindliches Band. An den Dreschflegeln ist das Mittelband ein ledernes Band, vermittelst dessen die an dem Fle-

gel und der Ruthe befindlichen Kappen verbunden werden. Oft nimmt man dazu auch eine Aalshaut. — An dem groben Geschütze ist es ein Band oder Gürtel zwischen dem hintern Friese und dem Stabe des Mundstücks, welches auch der **Mittelgürtel** heißt.

Mittelbar, 1. Was durch Mittel, d. i. durch gebrauchte wirkende Ursachen, ist oder geschiehet, die wirkende Ursache sey nun eine Person oder Sache. 2. In weiterer Bedeutung **Mittelbare Reichsstände**, welche höhern Reichsständen unterworfen sind, im Gegensatze der **unmittelbaren**, welche niemanden als dem Kaiser und Reiche unterworfen sind.

Mittelbauch, oder **Oberschmeerbauch**, Epigastrium, diejenige Gegend des Unterleibes, die sich ungefähr 2 Querfinger über dem Nabel endigt, und worin die Leber, Milz, Gekrösdrüsen und der Magen liegen.

Mittelbauholz, solches, welches 36 — 40 Fuß lang ist.

Mittelbaum, 1. ein Baum von mittler Größe. Im Forstwesen stehet der **Mittelbaum** zwischen einem angehenden Baume und zwischen einem Hauptbaume in der Mitte. 2. Ein in der Mitte befindlicher Baum.

Mittelbein, ein zwischen zweyen andern in der Mitte befindliches Bein. So werden bey den Bienen das zweyte Paar Beine die **Mittelbeine** genannt.

Mittelberge, im Bergbaue, in der Mitte zwischen zweyen andern liegende Berge, d. i. Erd- oder Steinarten. In dem hohensteinischen Flötzgebirge sind die **Mittelberge** ein schwarzer, mehrentheils thoniger und am Gehalte armer Schiefer, welcher zwischen der **Kaminschale** und dem **Dache** liegt.

Mittelbier, ein Bier von mittler Güte und Stärke, welches stärker als Kofent, und schwächer als starkes Bier ist.

Mittelblau, bey den Färbern, eine weniger dunkle blaue Farbe, die das Mittel vom rechten Dunkel und rechten Blau hat, und in einer mehr oder weniger starken Blaukûpe gefärbt wird, wobey es auf des Färbers Geschicklichkeit und Erfahrung ankommt, die verlangte Schattirung hervor zu bringen.

Mittelboden, von Boden, in so fern man darunter die Oberfläche der Erde in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit versteht, ein Boden oder Acker von mittler oder mittelmäßiger Güte. Daß man sich die Beschaffenheit eines solchen Bodens nicht allenthalben gleich vorstellen müsse, ist schon Th. 1, S. 290 fl. im Art. **Acker** bemerkt worden, und man findet daher an dem angeführten Orte mancherley Bestandtheile und Mischungsverhältnisse angegeben, welche man zu dem Mittelboden zu rechnen pflegt. Eben so verschieden ist gewissermaßen auch die Bestellungs- und Benutzungsart desselben, wobey die Landesweise, und die herrschenden Ackerbau-Systeme in Betrachtung kommen. Da sich in den mehrsten Gegenden hierin noch sehr große Verbesserungen anbringen ließen, worin die Engländer den Deutschen zum Theil schon voran gegangen sind: so halte ich es für nützlich, hier zu zeigen, wie man in England etwa einen Mittelboden zu behandeln pflegt, um von ihm so viele Früchte zu gewinnen, als es die Umstände nur zulassen.

Man wendet daselbst sehr häufig eine sechsfeldrige Wirthschaft nach dem anliegenden Plane an.

Die

Jahr	1stes Feld	2tes Feld	3tes Feld	4tes Feld	5tes Feld	6tes Feld
1stes	Rocken oder Weitzen	Hafer od. Erbsen, Rapsamen	Rapsamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Kartoffeln	Gerste und Kleesamen	Weide	Weide
2tes	Hafer oder Erbsen	oder Winterwicken, Turnips Kohl und Kartoffeln	Gerste und Kleesamen	Weide	Weide	Rocken oder Weitzen
3tes	Rapsamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Kartoffeln	Gerste und Kleesamen	Weide	Weide	Rocken oder Weitzen	Hafer oder Erbsen
4tes	Gerste und Kleesamen	Weide	Weide	Rocken oder Weitzen	Hafer oder Erbsen	Rapsamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Kartoffeln
5tes	Weide	Weide	Rocken oder Weitzen	Hafer oder Erbsen	Rapsamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Kartoffeln	Gerste und Kleesamen
6tes	Weide	Rocken oder Weitzen	Hafer oder Erbsen, Raps oder Winterwicken	Rapsamen oder Winterwicken, Turnips, Kohl, und Kartoffeln	Gerste und Kleesamen	Weide

Die erste Frucht (sagt der deutsche Landwirth, von welchem diese Bemerkungen herrühren*)) oder das Wintergetreide, es sey Rocken oder Weitzen, wird im Herbste einfährig in die gestürzte Klee- und Grasstoppel gesäet, die zwey Jahr zur Weide gelegen hat, und im ersten Jahre eingeärntet. Bey dieser Bestellung wird vorzüglich darauf gesehen, daß so gut wie möglich, und nicht zu flach gepflügt wird, so daß jede Fahre auf die andere ungefähr 1 bis 1½ Zoll überschlägt, damit der Same beym Eineggen die gehörige Krume bekommt. Wenn der Weitzen gegen das Frühjahr sehr zu wachsen anfängt, so werden die Schafe darauf gelassen, aber nur auf eine kurze Zeit, ungefähr bis Anfang Aprils, je nachdem die Umstände sind; denn wenn die Schafe zu lange darauf gehen, so wächst der Weitzen hernach zu schnell, der Halm wird zu weich, um nicht von starkem Gewitterregen ganz niedergedrückt zu werden. Wenn sich nach dieser Zeit viel Unkraut in dem Weitzen findet, so wird derselbe in vielen Provinzen Englands mit der Handhacke gereinigt, und diese kostbare Arbeit morgenweise verdungen; in andern Provinzen, wo viel Getreide mit Drellmaschinen gesäet wird, gebraucht man hierzu eigene Maschinen, die unter dem Nahmen von Pferdehaken (Horsehoes) und Reinigern (Scarificators) bekannt sind. In denjenigen aber, wo ich gedient habe, bediente man sich dazu des bey uns viel leichtern Eggens, was man selbst dann anwendet, wenn der Boden zwar rein, aber hart ist. Es geschieht einzinkig und lang gezogen, wenn der Weitzen auch bereits einen Fuß hoch ist, und nimmt nicht allein das Unkraut heraus, sondern giebt zugleich den Getreidepflanzen lockere Erde; daher man behauptet, daß der Weitzen nach dem Eggen schneller wächst, als ohne solches geschehen würde. Finden sich viele Disteln im Wintergetreide, so werden solche sehr frühzeitig heraus gestochen; gewöhnlich läßt man aber ein Land, wo diese sich finden, überliegen, und

brachet

*) Die nachfolgenden Bemerkungen haben wir einem deutschen Landwirthe zu danken, welcher sie in England selbst niedergeschrieben hat. Man sehe Albr. Thaer's Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft ꝛc. II. B. I Th. Hannover 1800. S. 272 ff.

brauchet es ordentlich, da kein Mittel sicherer die Disteln tödten soll, als gehöriges Pflügen im Monat July und August.

Im zweyten Jahre folgt nach dem Wintergetreide Hafer. Man wird dies unrecht finden; allein es wird behauptet, daß, nach der ganzen Anordnung dieser Wirthschaft, es zweckmäßig sey, und daß, wenn man bereits eine völlige Uebersicht derselben erhalten hat, man weniger geneigt seyn werde, dies Urtheil zu fällen *). Die Weitzenstoppel bleibt den Herbst und Winter über liegen, wird im Frühjahre, sobald man des Frostes wegen in die Erde kommen kann, gepflügt, und so früh wie möglich mit Hafer, Erbsen und Wicken einfährig besäet. Zu den Wicken nimmt man die zähesten und strengsten Stellen des Ackers, weil man es als eine alte Regel ansieht, daß dergleichen Boden, so viel wie möglich, in Schollen gehalten werden muß, indessen man leichten davon frey hält, und daher mit Hafer besäet. Sobald dies geschehen ist, wird derselbe mit einer hinreichend schweren Walze bey feuchtem Wetter gewalzt, damit die kleinen Fahren der Egge zu, und die Erde festgedrückt werde. Denn man hält es für entschieden, daß leichter und loser Boden dies durchaus bedürfe, um fruchtbar zu werden. Man sieht dies Walzen nicht als Nebenwerk an, um etwa zum bessern Ansehen des Ackers die von der Egge nicht bezwungenen Stücke zu brechen. Man hält es vielmehr um desto nothwendiger, je loser und sandiger der Boden ist, damit der scharfe Wind die Erde von den Wurzeln nicht wegnehmen, und die Sonnenhitze die Pflanzen nicht überwältigen könne. Wenn der Hafer grün ist, wird dies Walzen wiederhohlt, und geschieht dann, auf etwas stärkerem Boden, zum ersten Mahl; bey den Erbsen aber mit vieler Sorgfalt. Wenn die Erbsen und Wicken beym Aufgehen Würmer und Erdflöhe bekommen, so walzt man des Nachts, weil die mehresten Insekten des Nachts nur fressen, und dann durch das Walzen zum Theil getödtet werden. Wenn die Walze nicht die gehörige Wirkung thut, so bringt man die Schafe auf

*) Es wird nähmlich sonst in England als Regel angenommen, daß zwey halmtragende Getreidefrüchte nicht auf einander folgen dürfen.

auf den Schlag, und zwar auf zweyerley Art: entweder man hordet sie in warmen Frühjahrsnächten auf den Erbsen, oder bey kalter Witterung theilt man mit den Horden so viel Land ab, als man glaubt, daß die Schafe bey anhaltendem Hin- und Hertreiben, gleich einer Trift, festtreten werden, und treibt sie nur, nachdem sie sich satt gefressen, darauf, damit sie nicht zu viel abbeißen, und vielen Dünger und Urin zurücklassen, was als das beste Mittel gegen die Insecten angesehen wird. Man sollte glauben, daß dies Betreiben mit den Schafen die Erbsen tödten müßte; da aber eine Erbse nicht so leicht zurückbleiben soll, und zwey- bis dreymahl abgebissen werden kann, so behauptet man, daß sie nach diesem Verfahren einen stärkern und kraftvollern Stamm erhalte.

Wenn sich in diesem Haferschlage Stellen finden, die voller Quecken sind, so ist der Frühling die Zeit, welche man am liebsten zum Reinigen anwendet, weil in dieser Jahrszeit die Hitze noch nicht so groß ist. Man pflügt und eggt dann so oft, als es zum völligen Reinigen des Ackers nothwendig ist; aber jederzeit schnell hinter einander, damit der Acker nicht so sehr austrocknet. Es ist aber sehr selten, daß bey dieser sechsfeldrigen Wirthschaft Stellen von irgend einer beträchtlichen Größe verquecken. Sobald der Hafer und die Erbsen eingeärntet sind, pflüget man diesen Schlag wieder auf, und säet sogleich einfährig Rapsamen und Winterwicken darein. Wenn sich Stellen finden, welche man für zu mager oder zu unrein hält, um noch einmahl zu tragen, so läßt man diese liegen, und begnügt sich, solche im Herbst oder ganz im Anfange des Frühjahrs zu stürzen. So gut, wie der Winterraps in Deutschland, erträgt die Winterwicke selbst im nördlichen England, gleich Weitzen und Rocken, den Winter. Beyde Früchte werden im Frühjahre

des dritten Jahres abgehütet, oder die Wicken zu Heu gemacht, wodurch man im Ganzen die Menge des gemachten Futters vermehrt, und besonders dem Futtermangel für die Schafe dann abhilft, wenn im Frühjahre das trockne Futter knapp wird, und kalte Nächte und trockene Winde das Wachsen des Grases zurück halten, indem der junge, im Herbst und ersten milden Tagen des Frühlings gewachsene

Raps

Raps ihnen ein reichliches, und besonders in dieser Jahrszeit, wo sie schwächlich sind, sehr gesundes Futter darbietet. Ist daher der Raps nicht für die ganze Schäferey hinreichend, so jagt der Engländer nur die schlechtesten und die Mutterschafe darauf. Läßt es die Witterung zu, so werden die Schafe in diesem Schlage gehordet; jederzeit aber gegen die Zeit, da er beynahe ausgefressen ist, allein darauf gebracht, weil die Hauptabsicht des Engländers bey dieser ganzen Behandlung die ist, den leichten Boden fest zu machen, da eine feste Krume oben, auf die Wind und Sonne nicht so leicht wirkt, und eine lockere Krume unten, worin sich die Pflanzen ausbreiten können, das ist, was er erlangen will. Die Winterwicken werden in die strengsten Stellen gesäet; sie wachsen im Frühjahre sehr schnell, werden entweder für Kühe und Pferde grün verfuttert, oder mit den Schafen abgehordet, kurz, jedem Viehe gegeben, dem Futter fehlt, oder zu Heu gemacht, oder reif eingeärntet. In letzterem Falle liegen sie sehr lange auf dem Schwade, bevor sie trocknen, werden wie andere Wicken verbraucht, ihre Stoppel gedüngt, und entweder mit Rocken besäet, in welchem künftiges Frühjahr der Kleesame nachgesäet wird, oder man säet darauf einjährig Winter-Turnips, die vor dem Frühjahre schon der Gerste Platz machen.

Diese kleine Ausnahme abgerechnet, wird dieser Schlag, sobald er ausgehütet ist, zu Kartoffeln, Kohl und Turnips bereitet. Dieses geschieht, indem man ihn so oft pflügt, egget und die Quecken abharkt, als nothwendig ist, ihn recht zu reinigen. Dann wird er gedüngt, und zwar da, wo man am aufmerksamsten wirthschaftet, und mit dem von den Schafen den Winter über gemachten Mist, welchen man vorher im Stalle mit dem Heukneif ganz durchschneidet, und nachher gleich unterpflügt. Diese neue Bestellung des Ackers muß allerspätestens zu Ende Juny fertig seyn; je früher desto besser, damit die Pflanzen schon den Erdboden beschatten, wenn die große Hitze kommt.

Zu Kartoffeln wird der Mist nicht untergepflügt, sondern wenn das Land völlig zubereitet ist, zieht man mit dem Pfluge die Fahren, wo die Kartoffeln stehen sollen, drey Fuß aus einander, fährt sehr verrot-

verrotteten Mist, in dem sich also kein Unkrautsame mehr befindet, der aufgehen könnte, darauf, spreitet diesen dick vom Wagen in die Fahren, legt die in ganz kleine Stücke zu drey bis vier Augen geschnittenen Kartoffeln einzeln und sechs Zoll aus einander auf den Mist, und pflügt von beyden Seiten die Fahren zu, damit die Kartoffeln gehörig mit lockerer Erde bedeckt werden. So oft, wie es das dazwischen wachsende Unkraut nothwendig macht, (gewöhnlich dreymahl) werden die Kartoffeln mit dem Pfluge gereinigt, indem man zwischen den Reihen hinauf pflügt, wo man denn das erstemahl zu den Pflanzen, das zweytemahl von denselben, und das drittemahl wieder zu ihnen die Erde wirft. Im Herbst schlägt man das Kolter aus dem Pfluge, und pflügt so mit der bloßen Schaar die Kartoffeln aus, die man dann leicht kann aufleſen lassen; so daß man bey der Kartoffelcultur, die in einigen Provinzen von England sehr im Großen betrieben wird, durch dieses Reinigen und Herausbringen, vermittelst eines Pfluges, ein ansehnliches Tagelohn erspart.

Zu Kohl wird ebenfalls gut gedüngt, der Mist untergepflügt, und in die also lockere Erde werden mit einem Stocke die Löcher gestochen, worein man die vor Winter gesäeten Pflanzen sogleich pflanzt. Man sucht dazu die niedrigsten Stellen aus, bringt die Reihen der Pflanzen drey Fuß von einander ab, setzt die Pflanzen zwey Fuß weit aus einander, und zieht zwischen den Reihen so oft mit dem Pfluge ohne Räder hinauf, als es nöthig ist, um die Pflanzen zu reinigen und von Unkraut frey zu halten.

Die Turnips werden auf völlig reinem Boden, der nur mäßig gedüngt, und nach dem letzten Pflügen sogleich gewalzt wird, gesäet, mit der Buschegge eingeegget, weil jede andere Egge zu viel Mist obenauf bringen würde, oder auch wohl nur bloß überwalzt, oder mit den Schafen betrieben. Man hat Sommer-, Herbst- und Winterturnips, welche daher auch vom Anfange des Juny bis Ende Augusts zu verschiedenen Zeiten gesäet werden. Wo man, wie in Kingston geschah, keinen Drill bey der Saat gebraucht, da werden diejenigen, welche natürlich zu dick aufgehen, herausgehackt, damit die Pflanzen so weit von einander abkommen, daß sie nicht in die

Blätter, sondern in die Wurzel treiben. Ist der Anfang des Sommers sehr trocken, so sind Erdflöhe, Schnecken und andere Insecten wüthende Feinde der Turnipssaat, welche die Engländer durch Ueberstreuen derselben mit Kalk und durch nächtliches Walzen zu tödten suchen, aber nicht allezeit glücklich darin sind. Vom Herbst an bis zu Ende des Winters werden diese Wurzeln genutzt, indem man solche entweder mit einer zweyzackigen Mistgabel, die die Richtung einer Hacke hat, heraushackt, und für das Rindvieh, wenn es im Stalle steht, stampft, oder wenn es auf der Weide geht, auf solcher ausstreuet, damit es nach Gefallen davon fressen kann; oder man läßt die Turnips in der Erde, und weidet die Schafe darauf, wobey nichts weiter nothwendig ist, als daß, wenn diese Thiere den Keim tief herausgebissen haben, man mit einem scharfen Messer oder Schaufel die Turnips in der Mitte durchschneidet und umkehrt, damit die Thiere zwey neue Seiten zu befressen haben.

Durch diese Wurzel-Gartengewächse hilft der Engländer im Herbst und Winter jedem drückenden Futtermangel ab, und erlangt in dieser Gegend, wo ich gelebt habe, die vortreffliche Hammelzucht und Fetttrift, welche unter dem Nahmen von Leicester in ganz England bekannt ist.

Sollten dergleichen Mittel in Deutschland weniger wirksam seyn, da Kartoffeln bey uns so vortrefflich gerathen, die Cultur des Kohls äußerst leicht ist, und einige Turnipsarten auch unter schwedischem Schnee und Eise gut bleiben; die andern Arten aber, wenn man sie früh säet, im September auf erwähnte Art aushackt, und wenn das Kraut und die untere Wurzelspitze abschneidet, in Gruben, gleich den Kartoffeln, vergraben werden können? Dies Reinigen der Turnips erfordert zwar Arbeiter, geht aber schnell von statten, und geschieht in einer Jahrszeit, wo Handarbeiten nicht häufig sind.

Wenn der Boden, wo man Kartoffeln gebauet hat, zu leicht zu seyn scheint, um Gerste zu tragen, so säet man, nachdem solche ausgepflügt worden, Rocken darein. Sonst aber folgt in diesem Schlage nach den Feldfrüchten, im nächsten Frühjahre Gerste, und stürzt man solchen in so weit, wie selbiger bereits leer ist, im Herbst.

Im vierten Jahre also, sobald wie man vor dem Frost sicher zu seyn glaubt, wird die Gerste einfährig bestellt. Denn einige Engländer halten es für schlechte Cultur und Zeitverschwendung, im Frühjahre zu der Gerste drey- bis viermahl zu pflügen, und behaupten, daß die vorjährige Cultur ihr Land genug gereinigt hätte, und daß, wenn die Winterfeuchtigkeit im Acker bliebe, und er nicht, wie beym oftmahligen Pflügen geschieht, zu sehr austrocknete, vielmehr Fruchtbarkeit darin wäre, und man sicherer auf eine gute Gerstenärnte rechnen könnte *). Wenn die Gerste zwey bis drey Zoll lang ist, oder wenn alles Unkraut aufgegangen ist, walzt man solche, und säet Klee- oder Grassamen darein. Dieser Same fällt beym Säen sehr gerade, nur muß man einen windstillen Tag zum Säen wählen, weil sonst der feine Same auf Haufen fällt. Man rechnet 10 Pfund Klee, 5½ Metz- Grassamen auf einen dortigen Acre, oder 7½ Pfund und 8 Mtz. berliner Maß auf einen magdeburger Morgen, wenn der Boden sehr leicht ist, und behütet werden soll. Der Kleesamen wird gleich nach dem Säen eineggt. Dies Eggen thut der Engländer, um das Unkraut zu vertilgen; denn wenn auch nicht alles damit heraus gerissene vertrocknet, so wird es doch im Fortwachsen aufgehalten, und der Engländer behauptet, daß die Gerste, nachdem sie geegget worden, viel schneller wächst, und mit Gewißheit Herr des Unkrautes wird, was bey uns so oft unterbleibt. Gleich nach dem Eggen wird gewalzt, damit das aufgeritzte Erdreich nicht austrocknet. —

Ist im Herbst Weitzen oder Rocken in diesen Schlag gesäet, so wird nun der Klee- und Grassamen nachgestreuet, geegget und gewalzt, wie bey der Gerste. Nach geschehener Gerstenärnte kommen die Schafe gar nicht auf den frischen Klee, und das Rindvieh nur bey recht trockener Witterung. Das Gras wird darum unter den Klee gesäet, damit die Kühe nicht unmäßig davon fressen, noch anderer Schaden vom Abhüten des rothen Klee's

*) Allgemein ist dies aber die Meinung der Engländer nicht. Vielmehr halten die Norfolker, als die anerkannten besten Gerstenbauer in England, ein mehrmaliges Pflügen zur Gerste für unumgänglich erforderlich.

beym Viehe entstehe. Weißer Klee wird nähmlich in England nur auf Wiesen und da gesäet, wo man, wie z. B. in Homtonshire, auf drey, vier bis fünf Jahre das Land will dreesch liegen lassen. In allen andern Fällen, wo man nur ein oder zwey Jahr den Klee behütet, oder ihn wohl gar mähen will, säet man bloß rothen, weil dieser in den ersten Jahren viel stärker wächst. — Im ersten Herbst wird dieser neue Klee mit sehr verrottetem Mist gedüngt. Hierzu nimmt man den im vorigen Winter mit dem Rindvieh, Pferden und Schweinen gemachten Mist. Dieser wird durch einander, und an einigen Orten, wo es möglich ist, auch oft mit Erdflaken und Kalkschichten vermischt, in länglichten kubischen Haufen zusammengebracht, und mit einer Decke von Lehm belegt, damit ihn die Sonne nicht ausbrennen könne. Ist das Frühjahr nicht außerordentlich kalt, so wächst der Klee sehr bald, und wird nun

im fünften und

im sechsten Jahre zu Weide für allerley Vieh genutzt, und wo der Boden für schwerer gehalten wird, als er auf Stock's Farm in Kingston war, im fünften Jahre einmahl gemähet. Im Herbst des sechsten Jahres aber, wenn er noch einige Zoll lang ist, gestürzt, und darin einfährig die Weitzensaat bestellt. — Diese Methode, den Mist zu behandeln, und den Acker zu düngen, wird jetzt in England für die zweckmäßigste und beste gehalten. Man verliert zwar bey ersterer an der Zahl der Fuder; ein solches vermischtes und verrottetes Fuder soll aber auch so gut seyn, als zwey Fuder Strohmist. Und letztere soll sehr viele Vorzüge vor der gewöhnlichen Art zu düngen, und sowohl zu Wintergetreide, als zur Gerste und Braachfrüchten haben, weil man behauptet, daß dergleichen Mist, auf diese Art behandelt, im Winter dem Froste, und im Sommer dem schädlichen Brennen der Sonne widerstehe; man auch von dem Klee, dessen junge Pflanze davon Nutzen zieht, viel mehr erhalte, und der Weitzen oben eine durch den Dünger locker gewordene Krume, und unten eine gleichfalls nährende Kraft aus der verstockenden Kleegruse erhalte; da hingegen bey jener gewöhnlichen Methode die Wurzel desselben ihre Nahrung aus der Erde ziehen soll, die den ganzen Sommer über von der Sonne ausgebrannt worden.

Die

Die äußerst beschwerliche Bestellung in den schwülsten Monathen, der Verlust an Zugvieh und die Ausgabe für Eisen nicht einmahl zu rechnen, welchem allem größtentheils abgeholfen wird, wenn man, wie in dieser sechsfeldrigen Wirthschaft geschieht, nur in den kühlern Frühlings-Monathen, wo der Erdboden nicht so hart ist, zu Hafer und Feldfrüchten braachet, und den Acker stets in Würden und Kultur zu erhalten sucht *).

Mittelbogen, bey den Spielkartenmachern, der mittelste von den drey Bogen Papier, welche zusammen geleimt werden, um den Karten gehörige Steifheit und Undurchsichtigkeit zu geben; zum Unterschiede von dem **Vorderbogen**, auf welchem die Figuren und Steine der Karten zu stehen kommen, und dem **Hinterblatte**, welches mit der so genannten **Mussirung**, d. i. mit einem Muster von Sternchen oder andern Zeichen bedruckt wird, um theils das Schmutzen, theils die Durchsichtigkeit der Karten zu verhindern.

Mittelbohrer, beym Berg- und Hüttenwesen, der zweyte Bohrer in einem Satz- oder zweymännigen Bohrer, womit in ein Gestein, nach dem Anfangsbohrer, gebohret, und Löcher zum Schießen gemacht werden. Er ist 3 Fuß lang, entweder als ein Kolben- oder Meisselbohrer gestaltet, und wird, so wie die andern Bohrer, mit dem Fäustel geschlagen, oder hineingetrieben, nachdem man den Bohrer vorher allemahl $\frac{1}{8}$ herum gedrehet hat. Den Nahmen Mittelbohrer hat er davon, daß er unter den drey Bohrern, die zusammen ein Satzbohrer heißen, der mittelste ist.

*) Es versteht sich jedoch, daß hier nur die Rede von losem, sandigem Mittelboden sey. Auf bindendem thonigem Boden hält man dagegen in England das Unterbringen des strohigern Mistes, und die Bearbeitung in heissen Sommermonathen zuzeiten für sehr zuträglich.

Mittelbollwerk, an den Festungen, ein solches, das sich nicht auf den Ecken, sondern zwischen denselben befindet; auch **Plattbollwerk** genannt.

Mittelbruch, bey den Schlössern, ein tiefer Einschnitt in die Mitte des Schlüsselblattes oder Bartes eines französischen Schlosses; ingleichen derjenige Theil des Eingerichtes, um welchen sich dieser Mittelbruch drehet. Bey den Schlössern lautet der Plural dieses Wortes gemeiniglich **Mittelbruche**.

Mittelbündchen, bey den Messerschmieden, der mittlere Ring, welcher zuweilen auf feine Messerschalen auf zwey Hälften in der Mitte aufgelöthet wird.

Mitteldeich, 1. in den niederdeutschen Marschländern, Deiche, welche zwischen den **See-** und **Hassdeichen** in der Mitte liegen. 2. Bedeutet es eben so viel als **Sommerdeich**.

Mittelding, ein Ding, welches zwischen zwey andern in der Mitte ist. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein Ding, welches weder geboten noch verboten, folglich erlaubt, oder gleichgültig ist, und erst durch die Umstände entweder gut oder böse wird.

Mittelenke, der, s. im Art. **Enke**, Th. 11, S. 30.

Mittelerz, so wird im Hüttenwesen dasjenige zu verschmelzende Erz genannt, welches schlechter ist, als das **Stuferz**, und besser, als das gemeine.

Mittelfähig, bey den Bergleuten und an denjenigen Orten, wo **Mittel** noch für Zunft, Innung üblich ist, fähig in das Mittel oder in die Zunft aufgenommen zu werden; **zunftfähig**.

Mittelfalke, ein Nahme des Geyerfalken, Falco Gyrfalco Linn.

Mittelfarbe, eine Farbe, welche zwischen zweyen Hauptfarben in der Mitte ist. In der Mahlerey

sind

sind in einer etwas andern Bedeutung **Mittelfarben** solche Farben, welche aus dem Uebergange zweyer Farben in einander entstehen, und auch **halbe Farben**, **Halbfarben** und mit einem italienschen Kunstworte **Mezzetinte**, oder nur **Tinten** schlecht weg genannt werden. In Rücksicht auf die Farben durch deren Mischung sie entstehen, heissen sie auch **gebrochene Farben**.

Mittelfeder, in der Haushaltung, Federn von mittlerer Größe und Stärke, welche das Mittel zwischen den Schleißfedern und Flaumfedern halten. Auch wohl eine in der Mitte zwischen zwey andern befindliche Feder.

Mittelfell, in der Zergliederungskunst, ein doppeltes Häutchen im Oberleibe, welches die Brusthöhle und die Lunge der Länge nach in zwey gleiche Theile theilet, und nicht mit dem Zwerchfelle verwechselt werden muß; Mediastinum, Engl. Midriff.

Mittelfinger, der mittelste Finger an der Hand, welcher zugleich der längste ist, daher er im Nieders. **Langeley** heißt.

Mittelfisch, so nennt man die Kabeljaue von mittler Größe, wenn sie etwa 6 Pfund wiegen. S. im Art. **Kabeljau**, Th. 32, S. 31.

Mittelflasche, eine Flasche, welche bey dem Luftauffangungs-Apparate zum Auffangen der dabey vorkommenden tropfbaren Flüssigkeiten dient. S. Th. 81, S. 364.

Mittelfleisch, Lat. Perinaeum, ist derjenige Theil des menschlichen Körpers, welcher sich zwischen dem After und den Schamtheilen befindet.

Unter den Schäden und Zufällen, welche am Mittelfleische vorzukommen pflegen, sind besonders die **Fistel** und die **Brüche** am beschwerlichsten, weshalb ich hier von beyden etwas zu sagen nö-

thig erachte, wiewohl die Behandlnng derselben den Wundärzten überlassen bleiben muß.

Die Fistel des Mittelfleisches, Dammfistel, Lat. Fistula perinaei, ist ein Hohlgeschwür im Mittelfleische, welches am häufigsten bloß mit der Harnröhre, zuweilen aber gerade mit der Harnblase in Verbindung steht. Dergleichen Geschwüre öffnen sich auch zuweilen in den Hodensack, die Bedeckungen der männlichen Ruthe, ja sogar zuweilen an dem Bauch, und an den Schenkeln. Die verschiednen Ursachen, auf welche man bey der Kur mit Rücksicht nehmen muß, geben zu der Entstehung dieser Krankheit bloß durch zwey allgemeine Wirkungen Gelegenheit. Erstlich durch die Bildung eines Weges, gerade in die Harnröhre oder Blase, der entweder durch äußerliche Gewalt, oder durch die Zerstörung eines Theils der Harnröhre von Geschwüren in dem besagten Kanal, oder durch Ansammlung des Eiters in Abscessen, welcher den Harngang angegriffen hat, entstanden ist. Nicht selten ist dergleichen Fistel eine Folge vernachlässigter Tripper. Zweitens entstehen sie durch die bloße Wirkung von Verstopfungen in der Harnröhre. Auf eine von diesen beyden Wirkungen muß man bey der Behandlung dieser Fisteln genau Acht haben, so wie auch vorzüglich darauf zu sehen ist, ob sie bloß von einem örtlichen Uebel entstanden, oder ob sie mit einer allgemeinen fehlerhaften, als venerischen, skrophulösen, oder skorbutischen Beschaffenheit des Körpers verbunden sind, ohne welche Verbesserung keine gründliche Heilung zu erwarten ist.

Ist die Fistel bloß örtlich, oder doch die allgemeine Krankheit so viel als möglich gehoben, und ist blos eine Verstopfung in der Harnröhre die Ursache, so wird der Gebrauch der Bougies erfor-

erfordert, wenn man sie anders durch die verengerte Stelle hindurch bringen kann, denn zuweilen ist alle Mühe, dieses zu erlangen, vergebens. Im letztern Falle ereignet sich zuweilen der glückliche Umstand, daß der Harn, wenn er durch die starke Verengerung an seinem natürlichen Ausflusse gehindert wird, sich durch Vereiterung und Zerstörung der Theile neue Wege bahnt, zugleich die verengerte Stelle mit in Eiterung zieht, so daß nach geschehenem Aufbruch nun sehr leicht eine Kerze in die Blase gebracht werden kann.

Durch den in das Zellgewebe ausgetretnen Harn, wird in dem Zellgewebe und in der Haut ein mehr oder weniger großer Grad von Entzündung unterhalten, wodurch Anhäufung, Stockung der Säfte, und Callosität hervorgebracht wird, so daß der an seinem Ausfluß gehinderte Harn, neue Entzündungen, neuen Aufbruch der Haut, und neue Schwielen in den umliegenden Theilen erregt. Nie ist aber die Entzündung, welche den Fisteln vorangeht, eine reine, sondern sie bringt die Theile bald mehr bald weniger zum Absterben, daher die Theile in größerem oder geringerem Umfange und Grade zerstöret angetroffen werden. Am stärksten ist diese Zerstörung, wenn der Harn ursprünglich seinen Ausweg in das lockere Zellgewebe des Hodensacks findet, in welchem Falle der Hodensack und die Bedeckungen der Ruthe ungeheuer ausgedehnt, und durch den Brand so zerstöret werden, daß Ruthe und Hoden ganz entblößet von ihren Bedeckungen hangen.

Wenn sich der Harn ursprünglich in das Mittelfleisch ergießet, so sammelt sich der Harn leicht in dem lockern Zellgewebe um den Mastdarm herum, erzeuget Gänge, entblößet den Mastdarm, bringt ihn zur Entzündung und Eiterung,

verursacht also Mastdarmfisteln, welche ursprünglich wahre Harnfisteln waren. Bey fernerer Fortdauer des Uebels erzeugen sich steinige Ansammlungen in den Fistelgängen, wodurch die Eiterung und die Menge der Fistelgänge sehr vermehret werden. Die Theile verlieren nach und nach ihr natürliches Ansehen, die Geburtstheile stellen endlich einen unförmlichen Klumpen vor, durch die eitrige Ausleerung, Schlaflosigkeit u. s. w. wird der Kranke immer mehr geschwächt, magert ab, bekommt ein schleichendes Fieber, und stirbt endlich an Entleerung.

Die Hauptabsicht bey der Kur muß man auf die Hebung der Hindernisse in der Harnröhre richten, und zugleich verhindern, daß der Harn nicht ferner in dem Zellgewebe stockt, daher man selbigem einen freyen Ausgang durch die Fistelgänge verschaffen muß. Vor allen Dingen suche man daher die Harnröhre durch Darmsaiten und Bougies so zu erweitern, daß man einen biegsamen Catheter einbringen kann, denn es kömmt hauptsächlich darauf an, eher auf die Harnröhre, als auf die Fistelgänge zu wirken, indem, so bald der biegsame Catheter einige Tage ruhig liegen kann, der Reiz des Harns von den frisch aufgeschnittenen Fistelgängen abgewendet, und eben deswegen auch die Heilung beschleuniget wird.

Sobald durch den Gebrauch der Bougies die Verengerung gehoben ist, so muß man die Fistelgänge gehörig erweitern. Zu diesem Ende bringt man den Kranken in die Lage des Steinschnitts, hierauf eine gefurchte Blasensonde von angemessener Dicke in die Harnröhre und in die Blase, untersucht mit einer kleinen runden Sonde, welcher Fistelgang am geradesten gegen die Harnröhre hinläuft, und öffnet diesen mit einem tiefen

und langen bis auf die Harnröhre hinlaufenden Schnitte, schneidet die Harnröhre über und unter der Oeffnung durch, um die Verbindung der Fistelöffnung in der Harnröhre mit dem umliegenden Zellgewebe zu erleichtern, und um dadurch die Heilung zu befördern. Wenn durch diesen Haupt-Einschnitt nicht alle Nebengänge mit geöffnet werden können, so müssen sie noch besonders aufgeschnitten werden.

Nach gemachten hinreichenden Einschnitten kann man nun auch auf die durch den Harn veränderten Theile wirken, welche allemahl mehr oder weniger hart, unnachgiebig und callös sind, und dieses sind sie auf eine zweifache Art. Entweder findet man die Theile, außerdem daß sie hart sind, schmerzhaft, heiß entzündet, oder die Theile sind durch die Länge der Zeit unempfindlich, hart, blaß, schmutzig geworden, so daß hier Stockung ohne Entzündung ist. Im erstern Fall muß man krampfstillende erweichende Bähungen so lange anwenden, bis der Schmerz gehoben ist, und die Theile anfangen weicher und nachgiebiger zu werden, worauf man sie mit gewürzhaften weinigen Umschlägen verwechselt, um die Theile durch einen ihnen angemessenen Reiz zu stärken, und die Callositäten zu zertheilen. Im zweyten Falle, wenn die Theile hart, blaß und unempfindlich sind, erfordern sie zugleich mit den erweichenden Mitteln gelinde reizende, wozu die Kampfersalbe, Balf. arcaei oder Unguent. basiliconis mit etwas Merc. praecip. rubr. mit erweichenden und reizenden Breyumschlägen dienlich sind. Zuletzt kann man stärkende Mittel mit großem Vortheil anwenden.

Damit sich die Hautwunde nicht eher verengere, als bis sich der Grund der Wunde geschlossen hat, füllet man dieselbe sehr gelinde mit Charpie

pie aus, deren Menge man immer mehr vermindert, so wie sich der Grund immer mehr ausfüllet, so daß das Geschwür endlich bloß oberflächlich verbunden wird. Zuweilen bleibt nach einiger Zeit die Heilung der Fistel stille stehen, das Geschwür verkleinert sich nur bis auf einen gewissen Punkt, oder auch der Eiter wird dünn, wässerig, und das Geschwür scheint sich wieder erweitern zu wollen. Außer den bekannten Ursachen, den Diätfehlern, Anhäufungen in dem Unterleibe, tragen besonders Schwäche des Kranken und die Gegenwart des Catheters hierzu bey. Wenn in diesem Falle durch nahrhafte und stärkende Diät sich das Geschwür nicht verkleinert, so versuche man, da eine dicke Kerze den sich immer mehr zusammenziehenden Theilen lästig wird, eine dünnere, und wenn auch dieses nicht hilft, so lasse man die Kerze ganz hinweg, da dann das Geschwür gemeiniglich bald heilet.

Bey der Anwendung des biegsamen Catheters darf man aber den Harn nicht immerfort abfließen lassen, weil sonst die Blase leicht ihr Zusammenziehungs-Vermögen verliert, den Harn auch in einer geringen Menge aufbewahren zu können, wodurch leicht ein Harntröpfeln entsteht; man verschließt ihn daher mit einem Stöpsel, und lüftet diesen nur von Zeit zu Zeit. Sollte dieser Vorsicht ungeachtet nach der Heilung ein unwillkührliches Harntröpfeln zurück bleiben, so hebt sich dieses leicht von selbst, sobald der Sphinkter der Harnblase seine vorige Stärke wieder bekommt.

Wenn die Fisteln geheilt sind, so muß man immer noch fortfahren, seine Aufmerksamkeit auf die Verengerung zu richten, besonders wenn die verengerte Stelle mit in der Vereiterung begriffen war. Man muß daher den Gebrauch der Kerzen,

zen, besonders in dem letztern Falle, noch eine Zeitlang fortsetzen, weil sich die Verengerung leicht wieder von neuem erzeugen kann.

Sollte die Verengerung durch den Gebrauch der Kerzen nicht erweitert werden können, so muß sie durch das Messer bis an die Fistelöffnung der Harnröhre hin zertheilet werden. Man bringt eine gefurchte Sonde in die Harnröhre bis an die verengerte Stelle, öffnet die Harnröhre an dem gesunden Theile durch einen kleinen Einschnitt, bringt in diesen gemachten Einschnitt eine lange und dünne gefurchte Sonde durch die Verengerung hindurch, und erweitert den angefangenen Einschnitt in der Harnröhre bis jenseits der Fistelöffnung. Die übrige nachfolgende Behandlung geschieht auf die angezeigte Art.

Von der schlimmsten Art ist der Fall, wo bey der Verengerung der Harn sich einen Weg durch eine Oeffnung in der Blase selbst macht und Fistelgänge erzeugt. Man kann diesen Fall von andern dadurch leicht unterscheiden, daß bey solchem der Harn ohne Wissen des Kranken zu allen Zeiten herausträpfelt, so daß er, wenn die Fisteldffnung nicht sehr klein ist, selten zum Harnen genöthiget wird. So leicht diese Art Fistel von der andern unterschieden wird, so schwer ist ihre Heilung, ja bisweilen unheilbar, weil das Bespühlen der Theile durch den Harn nicht gehindert werden kann. Indessen suche man, außer der angegebenen Behandlungsart, durch einen ununterbrochen fortgesetzten Gebrauch der biegsamen Catheter in der Blase, den freyen Abfluß des Harns immer zu erhalten, und bemerkt man, daß die Fistel in dem Grunde heilet, so läßt man nach und nach den Harn in der Blase sich ansammeln.

S. Joh. Gottl. Bernstein's praktisches Handbuch für Wundärzte. Neue Ausgabe. II. Th. Leipzig bey Schwickert, 1799. S. 63 fl.

Der Mittelfleischbruch, Hernia perinaei, ist derjenige Bruch, welcher bey Mannspersonen zwischen dem Mastdarme und der Blase, bey Weibespersonen zwischen dem Mastdarme und der Mutterscheide herunter in die niedrigste Beckengegend dringt, und im Mittelfleische nahe an der Oeffnung des Hintern, gemeiniglich rechter- oder linkerseits, selten in der Mitte erscheint.

Zuweilen erscheint er äußerlich nicht, nähmlich der Darm steigt nicht so tief herunter, daß die äußere Haut in eine Geschwulst aufgehoben wird, wovon Herr Bromfield *) einen Fall beobachtete, als er einen Knaben, wegen eines Steins im Blasenhalse, operirte. Einen solchen unvollendeten und äußerlich nicht sichtbaren Bruch kann man äußerst schwer, ja zuweilen unmöglich erkennen. Wenn ein Kranker in der Gegend, wo ein solcher verborgener Mittelfleischbruch befindlich ist, oft eine ungewohnte Empfindung, ein Drücken, Ziehen, Spannen, oder eine Schwere empfindet, wenn er diese Empfindungen zuerst bey irgend einer Gelegenheit, z. B. bey einem Falle, verspürte; wenn er öfters Colikschmerzen hat, und diese jedesmahl in der untersten Beckengegend ihren Anfang nehmen, und von da sich über den ganzen Unterleib erstrecken; wenn er diese Colikschmerzen, und die übrigen Empfindungen vorzüglich häufig und heftig spürt, so oft er sich in eine horizontale Lage begiebt, könnte man vermuthen, daß der Kranke einen verborgenen Mittelfleischbruch habe.

Auch

*) Chirurgische Wahrnehmungen. Leipzig, 1774. p. 42[illegible]

Auch bey Frauenzimmern hat man dergleichen Brüche beobachtet, und nicht allein bey solchen, die bereits Kinder geboren haben, sondern sogar auch bey Schwangern. Indessen ist zu glauben, daß bey Weibspersonen ein Mittelfleischbruch gemeiniglich mit einem Mutterscheidenbruche vereinigt ist; wenigstens muß der Darm, der zwischen der Mutterscheide und dem Mastdarme liegt, immer mehr oder weniger eine Geschwulst auf der hintern Seite der Mutterscheide erregen.

Der Mittelfleischbruch kann von dreyfacher Art, ein Darm-, Netz- oder Blasenbruch seyn; gemeiniglich aber ist er ein Darmbruch. — Ausser den gewöhnlichen Ursachen der Brüche, und vorzüglich der Mutterscheidenbrüche, müssen vornehmlich starke und öftere Ausdehnungen des Mastdarms durch Koth und Winde, und der Blase durch Urin, wie auch der Vorfall der Mutterscheide und des Mastdarms, zu diesen Brüchen Anlaß geben. Sie entstehen gemeiniglich langsam und nach und nach, und auch in den Fällen, wo ein solcher Bruch äußerlich plötzlich erscheint, hat er vermuthlich vorher bereits eine Zeitlang hinter der Haut gelegen. Die Geschwulst erscheint gemeiniglich zur einen oder andern Seite, selten in der Mitte der Naht, und hat alle Eigenschaften einer Bruchgeschwulst. Sie wird größer und gespannt, wenn der Kranke steht, oder den Athem an sich hält, kleiner und weich, und verliert sich wohl gar, wenn der Kranke liegt; sie läßt sich zurück drücken; tritt mit einem Geräusch zurück; erregt öftere Colikschmerzen, anderer mit allen Brüchen gemeinen Zeichen zu geschweigen. — Wegen der Schwappung des Urins in dem Blasenbruche könnte man solchen vielleicht für einen Abscess, oder irgend eine andere Flüssigkeit enthalten-

de Geschwulst ansehen; aber der Mangel der Entzündung und Schmerzen, und die Gegenwart verschiedener Urinbeschwerden entdeckt bald die Natur der Geschwulst. — Bey Mannspersonen muß der Darm-Mittelfleischbruch nothwendig allerhand Urinbeschwerden, bey Weibspersonen aber immer eine Geschwulst auf der hintern Seite der Mutterscheide erregen.

Diese Brüche werden in der gewöhnlichen Lage durch einen Druck mit der Hand zurück gebracht, und auf folgende Art zurück gehalten. Weibspersonen dürfen nur einen Mutterkranz von der Art, wie im Art. **Mutterscheidenbruch** wird empfohlen werden, tragen, und demselben muß man hinten und zu beyden Seiten eine starke convexe, vorn aber eine ganz platte Gestalt geben. Um nun aber den Bruch zurück zu bringen, ist es nicht genug, daß man die Geschwulst im Mittelfleische mit den Fingern drückt, sondern man muß zu gleicher Zeit ein Paar Finger in die Mutterscheide bringen, und vermittelst derselben die hintere Seite der Mutterscheide drücken, streichen, und gleichsam den Bruch hinauf bis hinter die Gebärmutter, und in die Bauchhöhle schieben. — Bey Mannspersonen besteht alle Hülfe in einem Drucke aufs Mittelfleisch, um den Bruch zurück zu bringen, und um ihn zurück zu halten, in dem Gebrauche eines Riemens, in der Gestalt einer T Binde. An dem Beinriemen muß eine eyförmige Pelotte, die übrigens dem Kopfe eines Bruchbandes gleicht, befestigt seyn, die genau auf der Bruchstelle liegt, und dieselbe drückt. Diese Pelotte muß nicht zu klein seyn, damit sie bey verschiedenen Beugungen des Körpers nicht von der Bruchstelle verrückt wird.

Die Mittelfleischbrüche können auch eingeklemmt werden, vorzüglich bey der Schwangerschaft und Geburt. Einen eingeklemmten Bruch während der Geburt zu verhüten, brachte Herr Smellie, als bereits die Wasserblase stark hervor drang, die Hand in die Mutterscheide, drückte den Kopf zurück, zersprengte die Wasserblase, und in dem Augenblicke trat der Kopf des Kindes herunter in die Mutterscheide, und verhinderte einen neuen Vorfall des Bruchs. — Die Einklemmung bey der Schwangerschaft oder Geburt ist völlig eben so beschaffen, und erfordert dieselbe Behandlung, als ein aus derselben Ursache eingeklemmter Mutterscheidenbruch.

Der Mittelfleischbruch kann aber auch aus andern Ursachen, vornehmlich durch Anhäufung des Kothes, und Verengerung des Bruchsackhalses eingeklemmt werden. Außer den gewöhnlichen Mitteln, dem Aderlassen, dem Drucke, den Klystiren, u. s. w. und im Falle der Kothanhäufung, den Purgirmitteln, werden im gegenwärtigen Falle die fleißige Anwendung erweichender Klystire, und bey Weibspersonen erweichende Einspritzungen in die Mutterscheide empfohlen. Da der Druck aufs Mittelfleisch allein schwerlich den Bruch gänzlich bis in die Bauchhöhle zurück bringen wird, so kann man einen Finger in den Mastdarm, und bey Weibspersonen auch zugleich in die Mutterscheide bringen, und vermittelst dieser den Bruch gänzlich zurückschieben.

Wenn nun aber alle diese Mittel und Handgriffe die Einklemmung nicht heben sollten, so ist freylich alsdann die Operation das letzte und einzige Mittel. Die Eröffnung der Haut und des Bruchsacks wird, wie in jedem andern Falle, verrichtet; aber die Erweiterung des Bruchganges

kann nicht wohl durch einen Schnitt geschehen. Wenn der Darm nach Eröffnung des Bruchsacks auf keine Art und Weise zurückgeschoben werden kann, ist wohl nichts weiter übrig, als den Bruchgang nach Le Blanc's Methode auszudehnen und zu erweitern.

S. Bernstein, a. a. O. S. 402 fl.

Mittelflosse, ist bey einigen Fischen ein unmittelbar über den Bauchflossen von der Haut abgesonderter und spitz zulaufender Theil, der knorpelartig und zur Hälfte mit Schuppen bedeckt ist. Wahrscheinlich dient er der Bauchflosse zu einer besondern Unterstützung.

Mittelflosser, der Nahme eines fliegenden Fisches, Exocoetus Mesogalton Linn.

Mitelfrey, dieses Wort ist nur in dem Deutschen Staatsrechte üblich, für mittelbar frey. Die Mittelfreyen, solche Adelige, welche zwischen dem hohen und niedern Adel in der Mitte standen, und höherer Reichsstände Vasallen waren; im Gegensatze der Reichsfreyen. Von einer andern Bedeutung dieses Wortes, wo man nähmlich die Freygelassenen im Gegensatze der Freygebornen darunter verstand, s. im Art. Leibeigen, Th. 70, S. 455.

Mittelfries, ein Fries, d. i. Verstäbung an den Kanonen, welcher sich in der Mitte zwischen dem Hinterfriese und Bodenfriese befindet.

Mittelfurche, in dem Feldbaue, eine Furche mitten in einem Stücke, zum Unterschiede von den Wechselfurchen.

Mittelfuß, ein zwischen mehreren in der Mitte befindlicher Fuß. Imgleichen der mittlere Theil des menschlichen Fußes im engsten Verstande, welcher aus den fünf Beinen bestehet, so die Zehen tragen; Lat. Metatarsus.

Mittelgalopp, in der Reitkunst, ein aus dem Trabe und Galoppe zusammen gesetzter Gang des Pferdes, wobey das Pferd mit den Vorderfüßen trabt, und mit den Hinterfüßen galoppiert.

Mittelgattung, eine zwischen zwey andern in der Mitte befindliche Gattung, welche von beyden einige wesentliche Theile an sich hat, aber auch in andern wesentlichen Theilen von beyden verschieden ist. Nieders. **Middelslag.**

Mittelgebirge, s. unter **Gebirge**, Th. 16, S. 548.

Mittelgedackt, heißt ein Orgelregister, wenn es nur zum Theil gedackt ist.

Mittelgeige, eine Geige, welche zwischen der gewöhnlichen Geige oder Violine, und der tiefen Geige, oder dem Violon, in der Mitte steht, und am gewöhnlichsten mit dem italienischen Nahmen **Violoncello** genannt wird.

Mittelgeschirr, ein Theil des Pferdegeschirres. S. Th. 57, S. 429. im Art. **Kutschpferd.**

Mittelgesimse, der Nahme eines Gesimses an dem obern Theile eines gewöhnlichen Kachelofens, welches zwischen zweyen Leisten befindlich ist.

Mittelgras, der Nahme der Grasgattung Olyra Linn. Man kennt bisjetzt nur zwey Arten davon, welche in Westindien wachsen.

Mittelgrind, Mittelsand, so heißt in einigen Rheingegenden eine Insel.

Mittelgroschen, s. unter **Groschen**, Th. 20, S. 122.

Mittelgurt, eine Art Sattelgurte, welche in der Mitte des Sattels angebracht wird; zum Unterschiede von dem **Obergurte** und **Kreutzgurte.**

Mittelgürtel, s. unter **Mittelband**, oben, S. 59.

Mittelhaar, ein bey den Perrückenmachern übliches Collectivum, diejenigen Haare einer Perrücke zu bezeichnen, welche von der Decke bis zum Hinterkopfe hinabgehen, und kürzer als die Haare der Decke sind.

Mittel halb geschlagen, Goldblätter, welche mit weniger Kupfer als die hoch halb geschlagenen versetzt, und daher von einer hellern gelben Farbe sind.

Mittelhand, der mittlere Theil der Hand, zwischen den Fingern und der Handwurzel, Metacarpus.

Mittelhartwerk, auf Kupferwerken, der Stein, welcher aus abgedörrtem Steine, mit Roh- oder Haldenschlacken geschmelzt, erhalten wird.

Mittelhaue, eine Art Hämmer, welche in den Schieferbrüchen gebraucht wird, um die Schieferbänke zu bearbeiten.

Mittelhecht, s. unter Hecht, Th. 22, S. 581.

Mittelhengst, so nennt man auf den Blechhämmern eine Art Bleche, die zur dritten und 4ten Sorte der Bleche gehöret, und am Boden des Fasses, worein sie gepackt wird, mit F G. und I H G. bezeichnet ist. Sie gehört zu den schwarzen Doppelblechen von mittlerer Dicke.

Mittelholz, im Forstwesen ein Holz, d. i. Gehölz, oder Sammlung mehrerer Bäume, welche noch im besten Wuchse stehen, ein aus Mittelbäumen bestehendes Gehölz. Auch das Holz der Mittelbäume, oder die Mittelbäume in Ansehung ihres Holzes, wo der Plural, die **Mittelhölzer**, nur von mehreren Arten gebraucht werden kann. Das Mittelholz stehet in diesem Gehölze vortrefflich. Da das Holz in diesem Alter mehr Saft an sich ziehen kann, als wenn es noch klein ist, und es daher wegen der vollkommenen Wurzeln am Stamme und Aesten in die Länge und Dicke in einem Jahre mehr, als sonst in 4, 6 bis 10 Jahren wächst: so muß man es billig so lange, bis es vollwüchsig ist, schonen und nicht eher hauen lassen.

Mittelhorn, s. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 400.

Mitteljagd, s. unter Jagd, Th. 28, S. 304.

Mittelknecht, ein Knecht, welcher zwischen dem Groß- und Kleinknechte in der Mitte stehet. Auch in den Schäfereyen gibt es solche Mittelknechte, welche alsdann die Mutterschafe zu hüthen haben.

Mittelknorpel, s. unter Knorpel Th. 41, S. 715.

Mittelkreis, ein wenig gebräuchliches Wort, welches von einigen versucht worden, den Aequator der Erdbeschreiber auszudrücken, dafür andere Mittellinie gebraucht haben.

Mittelländisch, in der Mitte zwischen zwey oder mehr Ländern gelegen; ein Wort, welches fast nur noch allein von demjenigen Theile des atlantischen Weltmeeres gebraucht wird, welcher als ein großer Meerbusen zwischen Europa, Asien und Afrika liegt. Das mittelländische Meer, Mare mediterraneum, bey dem Notker mittellandig Mere, ehedem auch das Wendelmeer, oder Endelmeer, weil es gegen Morgen keinen Ausgang hat, und jetzt von vielen abgekürzt das Mittelmeer genannt.

Mittelleinwand, in der Landwirthschaft, eine Art Leinwand, welche zwischen der ganz hänfenen und ganz flächsenen das Mittel hält, und aus dem kurzen Werke verfertigt wird, daher sie auch Werkleinwand heißt.

Mittellerche, ein Nahme der Baumlerche, Alauda arborea Linn. welche auch Waldlerche, Heidelerche ꝛc. genannt wird. S. unter Lerche, Th. 77, S. 187.

Mittellinie, s. Mittelkreis.

Mittelmagd, in der Landwirthschaft auf großen Gütern, eine Viehmagd, welche zwischen der großen und kleinen Magd in der Mitte stehet.

Mittelmann, im gemeinen Leben mancher Gegen-

den, ein Mann von mittlerm Stande und mittlerm Vermögen.

Mittelmäßig, eigentlich ein mittleres Maß habend, weder groß noch klein, weder viel noch wenig, so wohl von der körperlichen Größe und Menge, als auch von allen Arten der Beschaffenheit und Intension. **Mittelmäßig groß, reich, gelehrt** ꝛc. **Der Weg ist mittelmäßig gut. Unschuld ohne Verstand ist ein mittelmäßiger Schatz.** Dieses Wort zeigt nur überhaupt etwas an, was weder groß noch klein, weder viel noch wenig, weder gut noch böse u. s. f. genannt zu werden verdienet, dagegen sich das Beywort **mittler** näher und bestimmter auf die zwey Extreme beziehet, zwischen welchen das Ding von **mittlerer Beschaffenheit** in der Mitte stehet. Niederf. **middelfarig, midfarig.**

Mittelmast, auf den dreymastigen Schiffen, der mittelste Mast, welcher, weil er zugleich der stärkste und höchste ist, auch der große Mast genannt wird.

Mittelmauer, s. im Art. **Mäurer**, Th. 85, S. 730.

Mittelmeer, s. unter **mittelländisch**, oben, S. 101.

Mittelmehl, s. im Art. **Mehl**, Th. 87, S. 373. und anderwärts daselbst.

Mittelmünze, eine Rechenmünze in den hallischen Salzwerken. 3 **Mittelpfennige** machen einen **Mittelgroschen**, 60 der letztern ein **Mittelschock**, 1 Mittelschock 17 Silbergroschen, 1 pf. 2 ½ **Mittelheller**, 3 ½ Mittelpfennige 4 pf. Silbergeld, 10 ½ Mittelpfennige 12 pf. oder 1 Silbergroschen, 3 ½ Mittelgroschen 1 Silbergroschen.

Mittelnadel, bey den Nadlern, der Nahme der gebräuchlichsten Art der Stecknadeln, welche aus dem Drahte

Drahte Nr. 12 gemacht wird und ungefähr 1 Zoll lang ist.

Mittelpfennig, s. unter **Mittelmünze**.

Mittelpunct, der mittelste Punct eines Körpers oder eines jeden Dinges, derjenige Punct oder Ort, durch welchen eine Größe in zwey gleiche Theile getheilet wird; lat. Centrum. Figürlich auch dasjenige, wo sich mehrere Dinge einer Art vereinigen. Paris ist von je her für den Mittelpunct des guten Geschmacks gehalten worden. Du lebst hier im Mittelpuncte der Geschäfte.

In der Größenlehre heißt der Mittelpunct derjenige Punct im begränzten Raume, welcher von der Gränze desselben allenthalben gleich weit entfernet ist, wie z. B. der Mittelpunct eines Kreises, einer Kugel. Der Mittelpunct einer regulairen Figur oder eines regulairen Körpers heißt derjenige, welcher nicht allein von allen Winkel- oder Eckpuncten, sondern auch von allen Seitenlinien oder Seitenflächen gleich weit entfernet ist. Auch nennt man überhaupt denjenigen Punct in einer Figur oder in einem Körper, durch welchen irgend eine gerade Linie oder Ebene so geleget werden kann, daß letztere die Figur oder den Körper in zwey gleichen und ähnlichen Hälften theilen, den Mittelpunct der ganzen Figur oder des ganzen Körpers. So läßt sich also selbst in manchen irregulairen Figuren und irregulairen Körpern ein Mittelpunct gedenken, wie z. B. in Parallelogrammen, Ellipsen, Cylindern, Prismen, Ellipsoiden u. s. Dieser Punct heißt der Mittelpunct der Größe (centrum magnitudinis).

Der Nahme Mittelpunct wird außerdem noch bey mathematischen und vorzüglich bey physischen Untersuchungen in verschiedener anderer Be-

deutung genommen. Wenn z. B. auf einen Körper an verschiedenen Stellen mehrere Kräfte wirken, so kann man sich vorstellen, als wenn alle diese Kräfte in einem einzigen Puncte des Körpers angebracht wären, und zusammen in diesem Puncte eben die Wirkung hervorbringen würden, welche sie zusammen an ihrer Stelle des Körpers bewirken würden. Dieser Punct wird alsdann ebenfalls der Mittelpunkt, und in diesem Beyspiele besonders der **Mittelpunct der Kräfte** genannt. Auf diese Art sind größtentheils folgende Benennungen entstanden.

Mittelpunct der Anziehung oder der Gravitation (centrum attractionis s. gravitationis, centre d'attraction ou de gravitation) heißt derjenige Punct des anziehenden Körpers, nach welchem die Richtung der ganzen Anziehung geht. Wenn z. B. ein Körper von allen Theilen einer Kugel angezogen würde, so könnte auch die Anziehung wegen der ungleichen Entfernungen des Körpers von den Theilen der Kugel allenthalben nicht gleich groß seyn. Kann man sich aber die Vorstellung machen, daß alle diese verschiedenen Anziehungen gleichsam in der Mitte der Kugel vereint wären, so heißt alsdann dieser Punct der **Mittelpunct der Anziehung.**

Newton hat im ersten Buche seiner Princip. die Mittelpuncte der Anziehung für verschiedene Fälle berechnet. Ist die Masse der Kugel, die gegen einen andern Körper Anziehung ausübet, in gleichen Entfernungen von dem Mittelpuncte gleichförmig dicht, so finden hier zwey Fälle statt, in welchen der Mittelpunct der Kugel als der Mittelpunct der Anziehung gedacht werden kann, nähmlich 1) wenn sich die Anziehungen der verschiedenen Theile der Kugel gegen den Körper verhalten gerade wie die Entfernungen, und 2) wenn sie sich verkehrt wie die Quadrate dieser Entfernungen verhalten. Wenn hinge-

gen

gen die Stärke oder Anziehung nach andern Verhältnissen der Entfernungen bestimmt wird, so kann auch die Größe der Anziehung nicht mehr so berechnet werden, als ob die ganze anziehende Masse im Mittelpuncte vereinigt wäre.

Weil in der Natur alle Materie wirklich Gravitation gegen einander nach dem Gesetze Num. 2. ausübet, und die himmlischen Körper als wirkliche Kugeln betrachtet werden können, welche von ihren Mittelpuncten aus in gleichen Entfernungen eine gleiche Dichtigkeit besitzen, so kann man auch bey Berechnungen der Gravitation die ganze Masse der Himmelskörper als vereint in ihrem Mittelpuncte ansehen.

In Ansehung der Schwere der Körper auf unserer Erde gegen selbige muß noch die abgeplattete Gestalt derselben in Betrachtung gezogen werden. Wenn sie eine vollkommene Kugel wäre, welche vom Mittelpuncte aus in gleichen Entfernungen gleich dichte Materie besäße, so würde auch hier ihr Mittelpunct der Größe mit dem Mittelpuncte der Schwere zusammenfallen. Die abgeplattete Gestalt aber verursachet, daß Abweichungen hiervon statt haben. Die Erfahrung lehret, daß die Richtungen der Schwere auf der Erdfläche in der Horizontal-Ebene senkrecht stehen, daher auch den Mittelpunkt des Erdsphäroids nur unter dem Aequator und unter den Polen treffen können, in allen übrigen Orten der Erde aber neben ihm vorbeygehen.

Mittelpunct der Bewegung (centrum motus, centre du mouvement) ist derjenige Punkt, um welchen sich ein oder mehrere Körper bewegen, und Kreise oder Kreisbogen beschreiben, wie z. B. der Mittelpunkt der Axe eines Rades an der Welle, der Ruhepunkt eines Hebels, der Auflösungspunkt eines Pendels; u. s. w.

Mittelpunct des Gleichgewichts (centrum aequilibrii s. aequilibrationis, centre d'équilibre) ist derjenige Punct in einem System von Körpern, welche mit einander verbunden und von äußern Kräften getrieben werden, der unterstützet werden muß, wenn das ganze

System im Gleichgewichte seyn soll. Es ist hier nähmlich eben so viel, als ob alle wirkende Kräfte des Systems in diesem Puncte beysammen wären. Ein besonderer Fall hiervon ist dieser, wenn die Körper, welche unter einander verbunden sind, bloß als Gewichte wirken; in diesem Falle wird der Punkt der **Mittelpunct der Schwere** genannt.

Mittelpunkt der Masse oder der Trägheit (centrum massae s. inertiae, centre de masse, ou d'inertie). Diesen Nahmen gibt Euler dem Schwerpunkte einer Masse, wenn man nicht sowohl auf die Schwere des Körpers, als vielmehr auf andere beschleunigende Kräfte, welche auf die Masse wirken, Rücksicht zu nehmen hat. Wie z. B. wenn ein horizontaler Wind auf den Flügel einer Windmühle wirkt, so kann man sich die ganze Wirkung im Schwerpuncte des Windflügels vereint vorstellen. Einen solchen Punct will Euler lieber den Mittelpunct der Masse oder der Trägheit nennen.

Mittelpunct, phonischer (centrum phonicum, centre phonique) ist die Stelle, wo sich die rufende Person bey einem vielfachen Echo befinden muß.

Mittelpunct, phonokamptischer (centrum phonocampticum, centre phonocamptique) ist der Ort, von welchem der Schall beym Echo reflectiret wird.

Mittelpunct der Schwere, s. **Schwerpunct**.

Mittelpunct des Schwunges, oder Schwungspunct (centrum oscillationis, centre d'oscillation) heißt derjenige Punkt eines zusammen gesetzten Pendels, in welchem die schwere Masse des ganzen Pendels vereiniget um denselben

den Aufhängungspunct eben so schnelle Schwingungspuncte machen würde, als das zusammen gesetzte Pendel selbst schwingt. Es sey Fig. 538 a e f g ein zusammen gesetztes Pendel, d der Mittelpunct der Schwere desselben und a der Aufhängungspunct, um welchen dasselbe freye Schwingungen machen kann, so kommt es nun darauf an, die Länge eines einfachen Pendels zu bestimmen, dessen Schwingungszeit einerley mit der Schwingungszeit des zusammen gesetzten Pendels ist. Man setze, die Länge des einfachen Pendels sey a c, welches mit dem zusammen gesetzten Pendel gleichzeitig schwingt, so muß der Punct c ganz allein als schwer betrachtet werden, wenn das zusammen gesetzte Pendel auf das einfache reducirt seyn soll. Diese Länge des einfachen Pendels wäre also die Entfernung des schweren Punctes c von dem Auflösungspuncte a. Wenn man daher nur diesen Mittelpunct der Schwingung zu bestimmen wüßte, so würde man das zusammen gesetzte Pendel als ein einfaches ansehen können, dessen Länge die Entfernung von dem Aufhängungspuncte bis zu diesem Mittelpuncte wäre, und es ließe sich die ganze Theorie des zusammen gesetzten Pendels auf die Lehre vom einfachen Pendel zurück bringen. Huygens *) hat die Theorie vom Schwingungspuncte erfunden. Schon im Jahre 1646 hatte der P. Mersenne die Aufgabe von den Schwingungen zusammen gesetzter Pendel von bestimmter Figur den Mathematikern zur Auflösung vorgelegt, und hierzu besonders Descart, Robervaln und den damahls noch jungen Huygens aufgefordert. Obgleich zu dieser Zeit die Mechanik noch nicht so weit entwickelt

*) Horologium oscillatorium, Paris 1673. Fol. p. 93.

ckelt war, sie allgemein aufzulösen, so haben doch Decartes und Roberval Auflösungen für einzelne Fälle angegeben, welche von einander verschieden waren. Es entstand darüber ein heftiger Streit, worin beyde Unrecht hatten. Sie fanden nähmlich eigentlich nur den Mittelpunct des Stoßes, welcher zufälliger Weise in diesen Fällen mit dem Schwingungspuncte einerley ist. Huygens hingegen betrachtete die Sache auf der rechten Seite, und fand zuerst eine wichtige allgemeine Theorie, welche in folgendem Satze enthalten ist:

Man dividire das Moment der Trägheit des Pendels für den Punct a durch das statische Moment seines Gewichtes für eben den Punct, so giebt der Quotient den gesuchten Abstand a c für den Mittelpunct des Schwunges.

Exemp. An der graden, unbiegsamen, nicht schweren Linie Fig. 5383 a d schwingen um a die Massen b, e, d; man sucht a c oder den Abstand des Schwingungspunctes c. Die Momente der Trägheit um a sind $ab^2.b$, $ae^2.e$, $ad^2.d$. M. s. Moment der Trägheit; die statischen Momente um a sind a b.b, a e.e, a d.d. M. s. Moment, statisches. Daher

$$ac = \frac{ab^2.b + ae^2.e + ad^2.d}{ab.b + ae.e + ad.d}.$$

Wenn die Linie a d in allen ihren Elementen schwer wäre, so muß man auch die Momente für alle diese schweren Elemente suchen, wozu die Integralrechnung die besten Hülfsmittel an die Hand gibt. Wäre Fig. 5382. a g die geometrische Axe einer prismatischen oder cylindrischen Stange, welche man nach ihrer ganzen Länge durch darauf senkrechte Ebenen in unendlich kleine Schichten getheilt hätte, so würden die Schwerpunkte aller der Schichten in dieser Axe liegen, und die Gewichte der Schichten allein könnten alsdann als Gewichte der dazu gehörigen Punkte in der Axe angesehen werden. Eben so verhält man sich, wenn an der Stange unten bey g noch eine schwere Kugel g e f oder sonst ein Körper von gegebener Gestalt und Größe hängt, welcher die Eigenschaft

genschaft hat, daß er durch wagrechte Ebenen in Schichten getheilt werden kann, die ihre Schwerpuncte in der verlängerten Axe a g haben.

Ist der Halbmesser der Kugel e f g = ϱ, die Länge a g = α, a der Aufhängungspunkt, das Gewicht der Kugel = p, und das Gewicht der Stange = π, so findet man

$$ac = \frac{p(\frac{2}{5}\varrho^2 + 2\varrho\alpha + \alpha^2) + \frac{1}{2}\pi\alpha^2}{p(\varrho + \alpha) + \frac{1}{2}\pi\alpha}$$

Ist a g ein zarter Faden, so daß man sein Gewicht als unmerklich annehmen kann, so wird

$$ac = \frac{\frac{2}{5}\varrho^2 + 2\varrho\alpha + \alpha^2}{\varrho + \alpha} = \varrho + \alpha + \frac{\frac{2}{5}\varrho^2}{\varrho + \alpha}$$

wäre die Kugel selbst in g aufgehangen, so wäre α = o, mithin a c = ϱ + ⅖ ϱ. Für die Stange a g allein ohne Kugel hat man p = o, und

$$ac = \frac{2}{3}\alpha.$$

Huygens leitete seine Theorie aus der Voraussetzung dieses Satzes ab, daß einzelne mit einander verbundene Massen durch den Fall so viel Kraft erhalten, daß ihr gemeinschaftlicher Schwerpunkt wieder eben so hoch steigen kann, so tief er gefallen ist, welcher Satz gewöhnlich der Grundsatz der aufsteigenden Kräfte genannt wird. Weil aber dieser Satz nicht allen evident genug zu seyn schien, so haben sich einige die Mühe gegeben, die Theorie auf andere Gründe zu bauen. Hiermit machte Jacob Bernoulli *) den Anfang, und bewies die Theorie aus der Lehre vom Hebel durch ein strenges mathematisches Verfahren, welches aber für zusammen gesetzte Fälle etwas weitläuftig wird. Leichter und allgemeiner hat diese Sache Johann Bernoulli **) vorgetragen, welchem auch größtentheils Herr Kästner ***) gefolgt ist. Aus der allgemeinen Theorie von der Umdrehung der festen Körper um

*) Mémoir. de l'Acad. des scienc. 1703. opp. Jac. Bernoulli p. 98.

**) Acta erudit. Lipſ. 1714. und opp. Jac. Bernoulli Tom. II. n. 96. und Tom. IV. n. 177.

***) Anfangsgründe der höhern Mechanik. Abſch. III. §. 6 u. f.

eine unbewegliche Axe trägt Euler *) diese Lehre als eine besondere Anwendung vor.

Mittelpunct des Stoßes (centrum percussionis, centre de percussion heißt derjenige Punct eines in Bewegung begriffenen Körpers, wo man sich seinen völligen Stoß vereint vorstellen kann, so daß das Hinderniß, auf welches dieser Punct stößt, die ganze Wirkung des Stoßes empfängt, und seine weitere Bewegung, wenn es nicht ausweicht, gänzlich aufhält. Bewegen sich alle materielle Puncte eines bewegten Körpers mit gleicher Geschwindigkeit nach parallelen Linien, so ist alsdann der Mittelpunct des Stoßes mit dem Mittelpuncte der Schwere einerley.

Wallis **) hat den Ausdruck, Mittelpunct des Stoßes, zuerst gebraucht, und nennt ihn den Punct des größten Stoßes (punctum percussionis). Unter diesem Ausdrucke kann auch derjenige Punct verstanden werden, durch welchen die Richtung des Stoßes durchgehen muß, wenn sie einem andern beweglichen Körper die größte Geschwindigkeit mittheilen soll. Wenn aber die bewegte Masse des Körpers nicht nach paralleler Richtung fortgehet, sondern sich um eine feste Axe drehet, so werden diese Puncte nicht alle Mahl einerley seyn. Wallis nahm den Ausdruck in dem zuerst erwähnten Sinne. Er betrachtete die Produkte aus den Massen aller einzelnen körperlichen Puncte des sich schwingenden Körpers in ihre Geschwindigkeiten, als so viele einzelne Pressungen in dem Augenblicke des Stoßes, und den Punct des unbeweglichen Widerstandes, woran der Körper anschlägt, als die Unterlage. Suchte er nun, wie weit diese Unterlage vom Bewegungspunct entfernet seyn müsse, damit alles im Gleichgewichte bleibe, so fand er für diese Entfernung eben den Ausdruck, welchen Huygens für den Mittelpunct des Schwunges gefunden hatte. Daraus schloß Wallis, daß der Mittelpunct des

Stoßes

*) Theoria motus corporum solid. cap. VI. VII.

**) Mechanic. cap. XI. prop. 15.

Stoßes vom Mittelpuncte des Schwunges nicht verschieden sey. Dadurch hat sich Stone *) verleiten lassen, beyde Ausdrücke als völlig gleichgültig anzusehen, welches auch selbst Jakob Bernoulli **) behauptet. Dagegen erinnert Johann Bernoulli ***) sehr richtig, daß diese Uebereinstimmung beyder Punkte nur zufällig sey, und bloß für einige Fälle Statt finde.

Euler †) nimmt den Ausdruck des Mittelpunctes des Stoßes im andern angezeigten Sinne.

Ausführlicher findet man die Theorie von den Mittelpuncten des Stoßes beym Karsten ††).

Mittelpunct der Umdrehung (centrum rotationis, centre de rotation) heißt derjenige Punct, um welchen ein Körper sich drehet. In den mehresten Fällen ist dieser Punkt einerley mit dem Mittelpuncte der Bewegung, als z. B. der Aufhängungspunct, um welchen sich ein Pendel drehet u. s. f.

In einer eigenen Bedeutung aber wird **freywilliger Mittelpunct der Umdrehung** (centrum rotationis spontaneum, centre spontané de rotation) derjenige Punct genannt, welcher unbewegt bleibt, und um welchen sich der Körper zu drehen anfängt, wenn er einen eccentrischen Stoß empfängt. Durch einen solchen Stoß nähmlich erhält der Körper nicht allein eine fortgehende Bewegung aller seiner Theile, sondern auch eine

Um-

*) Analyse des infinement petits comprenant le calcul integral. Paris 1735. 4. sect. VII. p. 131.

**) Demonstration du principe de Mr. Huygens touchant le centre du balancement. et de l'identité de ce centre avec celui de percussion; in opp. Tom. II. no. C. p. 951.

***) Remarques sur le calcul integral de Mr. Stone; in opp. Tom. IV. n. 170. p. 180. sqq.

†) Robins erläuterte Artillerie. S. 182.

††) Lehrbegriff der gesammten Mathematik. Th. IV. Abschnitt XVIII.

Umdrehung, welche für jeden Theil so stark ist, als sie bey eben dem Stoße seyn würde, wenn der Schwerpunct fest gehalten würde. Hierbey ist ein Punct in der Ebene, in welcher die Richtung des Stoßes und der Schwerpunct liegen, befindlich, welcher durch die fortgehende Bewegung eben so weit vorwärts, als durch die Umdrehung rückwärts geführet wird, welcher folglich ruhet, indem sich wirklich die übrigen bewegen. Johann Bernoulli *) hat diesem Punkte die angeführte Benennung beygeleget. Bey fortdauernder Bewegung ändert er sich beständig, und alle Puncte der Ebene, welche vom Schwerpunct gleich weit entfernet sind, werden der Reihe nach solche freywillige Mittelpuncte der Umdrehung.

S. Fischer's physikalisches Wörterbuch. III Th. Göttingen, 1800. S. 620 fl.

Die Hauptwerke über diese Materie sind:

Käſtner's höhere Mechanik. Absch. III. und an verschiedenen Stellen.

Karsten's Lehrbegriff der gesammten Mathematik Th. VI. Mechanik der festen Körper. Abschn. XI. und XVIII.

Mittelrabe, ein Nahme der **Rabenkrähe**, s. im Art. **Krähe**, Th. 46, S. 456.

Mittelrad, das mittelste Rad unter dreyen oder mehreren. In den Uhren ist es ein Rad mit 60 Zähnen, welches das Steigerad in Bewegung setzet.

Mittelrast, die mittelste Rast oder Ruhe an dem Schlosse eines Feuergewehrs, zum Unterschiede von der **Vorderrast** oder **Hinterrast**.

Mittelreif, der mittelste Reif unter dreyen oder mehreren. An den Kanonen ist es ein Reif, oder Stab mit zwey Plättchen, womit das Stück unten bey dem Zündloche verziert wird.

Mittel-

*) Opp. Tom. IV. n. 177. p. 265. sq.

Mittelriegel, ein in der Mitte befindlicher Riegel. An den Laffetten sind es Zimmerstücke, welche die Laffette in der Mitte zusammen halten.

Mittelring, der mittelste Ring unter dreyen oder mehreren, z. B. auf der Nabe eines Rades, der Ring neben dem Bocke.

Mittelröhrchen, das mittelste messingene hohle Röhrchen, welches an dem Schafte eines Gewehrs in der Mitte der Ladestockrinne, vermittelst zweyer Stifte durch seine beyden Zapfen befestigt, und wodurch der Ladestock in der Rinne gehalten wird, und durch welches er nach dem Spitzröhrchen gehet.

Mittel-Royal-Festungen, ein Ausdruck, welcher bey nach holländischer Manier angelegten Festungen vorkommt, welche man in Groß-, Klein- und Mittel-Royal-Festungen eintheilt. Diese letztern insonderheit sind solche, deren äußere Polygone 70 bis 80 Ruthen, die innere hingegen 50 bis 60 lang ist, und woran man 6 bis 7 Bollwerke antrifft.

Mittelrücken, in der Landwirthschaft, der mittlere erhabene Theil eines Ackerbeetes, welchen man deswegen mit dem Pflug etwas in die Höhe treibt, damit das Wasser von beyden Seiten ab, und in die Furchen fließe. Das übrige sehe man im Art. pflügen.

Mittelrunde, Scharrunde, welche unter einem Officiere von der Hauptwache um Mitternacht, mit klingendem Spiele, auf den Posten herum gehet.

Mittelsalze, Lat. Salia media. In der Chemie und Naturgeschichte bezeichnete man mit diesem Nahmen sonst überhaupt alle zusammengesetzten Salze, welche aus Verbindung der Säuren mit Alkalien, oder mit absorbirenden Erden, oder mit Metallen entstehen, wenn die Alkalien oder Er-

den ꝛc. mit Säuren gesättiget sind. Sie wurden eingetheilt in **vollkommene** und **unvollkommene**, unter jenen verstand man diejenigen zusammen gesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Alkalien entstehen, und nannte sie auch **wahre Mittelsalze**; unter diesen aber diejenigen, welche aus Verbindung der Säuren mit Erden entspringen, welche auch **analogische** oder **erdige Mittelsalze**, Salia media terrestria, genannt wurden. Die Ausdrücke **Neutral-Salze** und **Mittelsalze** waren einerley. Bergmann*) hingegen unterschied die **Mittelsalze** von den **Neutral-Salzen**. Er nannte nähmlich die gesättigten Verbindungen der Säuren mit alkalischen Salzen, die weder im Geschmacke noch auf gegenwirkende Mittel einen ihrer zwey Bestandtheile verrathen, **Neutral-Salze**; die Verbindungen von Erden oder Metallen mit Säuren, Laugensalzen oder Neutral-Salzen **Mittelsalze**, und zwar saure, laugensalzige, oder Neutral-Mittelsalze. So ist also z. B. der tartarisirte Weinstein nach Bergmann's Benennungsart ein **Neutral-Salz**, der Selenit, Alaun, Vitriol u. s. f. ein **saures Mittelsalz**, das flüchtige alkalische Kupfer- oder Silbersalz ein **laugensalziges Mittelsalz**, und das Alembrothsalz, die Eisensalmiakblumen, der spießglashaltige tartarisirte Weinstein u. s. w. ein **Neutral-Mittelsalz**.

Dieser, von Bergmann zuerst angegebene Unterschied ist in der Folge auch von andern Chemisten beybehalten worden, ausgenommen, daß man jetzt die Verbindung der Säuren mit Metallen

*) S. dessen Ausgabe von Scheffer's chemischen Vorlesungen, übers. von Weigel, Greifswald 1779. 8. S. 5 und 99. ingl. Sciagraphia regni mineralis.

tallen gewöhnlich **metallische Salze** nennt, um sie sogleich von den übrigen Salzen zu unterscheiden.

Da nun von den Neutral-Salzen, oder von den Verbindungen der Säuren mit Alkalien schon im Art. **Laugensalz**, Th. 66, S. 113 fl. gehandelt worden ist, wiewohl sie dort immer **Mittelsalze** genannt werden, und die metallischen Salze, oder die Verbindungen der Säuren mit Metallen im Art. **Metall**, Th. 89, S. 558 fl. vorkommen: so bleiben hier nur die nach dem neueren Sprachgebrauche der Chemiker eigentlich so genannten **Mittelsalze** übrig.

Diese Mittelsalze, im engeren Sinne sind, wie gesagt, Verbindungen der Säuren mit Erden, und zwar vorzüglich nur mit der **Kalkerde**, der **Talkerde**, der **Thonerde** und der **Schwererde**, indem nur diese Erden sich mit den Säuren auf eine ähnliche Art, wie die Alkalien, verbinden. Sie benehmen den Säuren nähmlich den sauren Geschmack und die übrigen Eigenschaften, als Säuren zu wirken. Die Erdarten, welche diese Wirkung auf die Säuren äußern, nennt man deswegen auch **alkalische** oder **verschluckende Erden**, terrae alcalinae, absorbentes, und die Verbindungen, welche aus denselben und einer Säure in einem solchen Verhältnisse entspringt, daß die Erde mit Säure ganz gesättigt ist, ein **erdiges Mittelsalz**, sal medium terreſtre, oder wie vorhin bemerkt, ein **Mittelsalz**, sal medium, schlechtweg.

Die Mittelsalze kommen in Absicht ihrer äußern Beschaffenheit sehr mit den Neutral-Salzen überein; sonst sind sie aber, wie diese, unter einander selbst in ihrem Geschmack, in ihrer Auflösbarkeit, Krystallengestalt, und der Fähigkeit,

sich zu krystallisiren, so wie in dem Verhalten an der Luft sehr verschieden. Einige sind so schwer auflöslich, oder ganz unauflöslich, daß man sie billig nicht unter die Salze, sondern unter die Erden und Steine zählen muß. Ihre Anzahl läßt sich aus der Anzahl der Säuren, mit der Anzahl der alkalischen Erden multiplicirt, bestimmen. Jede Erde ist für eigenthümlich zu halten, welche mit einer bestimmten Säure ein eignes Mittelsalz hervor bringt, das von allen andern, mit eben dieser Säure bereiteten, verschieden ist.

Der Sättigungspunct bey der Verbindung einer Säure mit einer alkalischen Erde zu einem Mittelsalze läßt sich eben so finden, als bey den Neutral-Salzen. Man kann nähmlich die Erde zu der flüssigen Säure nach und nach tragen, wo dann, wenn diese gesättiget ist, die überflüssige Erde unaufgelöset niederfällt, welche man durchs Filtriren absondern, und das aufgelöste Mittelsalz durchs Krystallisiren, oder sonst durchs Abrauchen scheiden kann.

Die Mittelsalze bestehen also aus einem wahren Salze, der Säure, und einem Stoffe, der eigentlich nicht salzartig ist, der Erde, die aber mehrentheils durch die Verbindung mit jener an der Natur ihres Auflösungsmittels so Antheil nimmt, daß sie jetzt in einem salzartigen Zustande erscheint. Alle im Wasser auflösbare Mittelsalze können daher einen Beweis von der aneignenden Eigenschaft geben. Die im Wasser wenig oder gar nicht auflösbaren mittelsalzigen Verbindungen können wir eben deswegen auch nicht krystallisirt darstellen, sondern sie schlagen sich bey ihrer Entstehung aus dem wässerigen Vehiculo sogleich als ein unförmliches Pulver nieder; obgleich die Natur dergleichen Verbindungen von Erden und Säuren

ren oft in sehr ansehnlichen krystallinischen Formen liefert.

Die Verwandtschaft der alkalischen Erden und Säuren gegen einander ist verschieden. Gewöhnlich geht die Schwererde voran, dann folgt die Kalkerde, hierauf die Talkerde, und dann die Thonerde. Bey vielen Säuren stehen die feuerbeständigen Alkalien noch vor der Kalkerde in der Stufenfolge der Wahlverwandtschaft, aber nicht bey allen Säuren; das Ammonik scheint bey mehreren Säuren mit der Talkerde einerley Verwandtschaft zu haben, bey andern steht es ihr vor, bey andern nach. Die Thonerde weicht in der Verwandtschaftsfolge der Säuren den übrigen Erden und Alkalien.

Die Mittelsalze erhalten ihren Nahmen, besonders nach der neuern Nomenclatur, von den Säuren mit dem Beysatze der dazu genommenen Erde, als z. B. schwefelgesäuerte Kalkerde (Selenit, Gyps), schwefelgesäuerte Bittererde (Epsomsalz, Bittersalz, engländisches Salz), schwefelgesäuerte Alaunerde (Alaun) u. s. f.

Nach dieser Benennungsart will ich hier die bekannten Mittelsalze, die für die Geschäfte und Gewerbe des gemeinen Lebens zum Theil von großem Nutzen sind, zur leichtern Uebersicht aufführen, wobey ich dem Grenschen Handbuche der gesammten Chemie folge; die nähere Beschreibung derselben ist mehrentheils aber in eigenen Artikeln, die besonders von ihnen handeln, nachzusehen.

1. Apfelsaure Mittelsalze.

Durch vollkommene Sättigung der Apfelsäure mit Kalk entstehen kleine unförmliche Krystalle, die viel siedendes Wasser zur Auflösung erfordern; wenn die Säure aber hervor sticht, so werden sie leicht in kaltem Wasser aufgelöset. Dieses Mit-

telsalz heißt **apfelsaure Kalkerde**, lat. Calx malica, franz. Malate de chaux.

Die Schwererde verhält sich gegen die Apfelsäure eben so, wie der Kalk; **apfelsaure Schwererde**, Barytes malicus, Malate de Baryte.

Die Alaunerde macht damit ein schwer auflösliches Mittelsalz; **apfelsaure Thonerde**, Argilla malica, Malate d'Alumine.

Die Talkerde hingegen ein zerfließendes; **apfelsaure Talkerde**, Magnesia malica, Malate de Magnesie.

Zur Kalkerde hat die Apfelsäure eine geringere Verwandtschaft, als die Zitronensäure, und das zitronensaure Ammoniak zersetzt die apfelsaure Kalkerde.

2. Arsenikſaure Mittelsalze.

Wenn man die Arsenikſäure in Kalkwasser tröpfelt, so wird sie in Verbindung mit der Kalkerde niedergeschlagen; aber bey mehrerer zugesetzter Säure wieder aufgelöset. Diese Auflösung abgedampft schießt zu kleinen Krystallen an, welche die **arsenikſaure Kalkerde** (Calx arsenicica, Arsenias calcis, franz. Arseniate de chaux), mit etwas überschüssiger Säure versehen, sind, und auch geradezu aus Kreide und Arsenikſäure erhalten werden können. Im Feuer läßt dieses Salz die Säure nicht fahren; sobald aber in der Glühehitze Kohlenstoff hinzu kommt, so steigt der reducirte Arsenik davon auf.

Die kohlensauren Alkalien schlagen aus der Auflösung dieses Salzes die Kalkerde freylich nieder; nicht aber die ätzenden. Das Kalkwasser macht vielmehr das Gewächs-Alkali aus der damit vereinigten Arsenikſäure frey. Es ist also die Arsenikſäure mit der Kalkerde auf nassem Wege näher verwandt, als mit den Alkalien.

Die

Die Talkerde wird von der flüssigen Arsenikſäure aufgelöſet; die Verbindung ſchlägt ſich, wenn ſie genau geſättigt iſt, zu einem im Waſſer höchſt ſchwer auflöslichen Salze nieder; löſet ſich aber bey einem Ueberſchuß von Säure wieder auf, und liefert dann durchs Abdampfen eine gallertartige Maſſe. Wenn man aber jenes ſchwer auflösliche Mittelſalz in Eſſig-, oder in Salpeterſäure auflöſet, und dann unmerklich abdunſten läßt; ſo ſchießt die arſenikſaure Talkerde (Magneſia arſenicica, Arſenias magneſiae, Arſeniate de magneſie) nach Bergman zu ſchönen, prismatiſchen, ſtrahlichten Kryſtallen an. Dieſe Kryſtalle verwittern allmählig in der Wärme und verlieren ihr Kryſtallenwaſſer. Durchs bloße Feuer wird dies Mittelſalz nicht zerſetzt, wohl aber beym Zuſatz kohliger Stoffe, wobey die Arſenikſäure reducirt wird und entweicht *).

Ob die ätzenden Alkalien und die Kalkerde dieſe arſenikſaure Talkerde auf naſſem Wege zerſetzen, iſt noch nicht durch Erfahrung geprüft. Bergman ſtellt in der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure wahrſcheinlicher Weiſe die Talkerde vor die feuerbeſtändigen Alkalien und nach der Kalkerde **).

Die Thonerde wird von der Arſenikſäure ebenfalls aufgelöſet, und liefert damit eine dickliche Maſſe (arſenikſaure Thonerde, Argilla arſenicica, Arſenias argillae, Arſeniate d'alumine). Im Feuer läßt dies Mittelſalz, ohne zugeſetztes Brennbares, ſeine Säure nicht fahren.

Die Alkalien, Kalkerde und Talkerde ſind, der Analogie nach mit andern Säuren zu ſchlie-

*) Bergman opuſc. phyſ. chem: Vol. I. S. 385.
**) Bergman opuſc. Vol. III. S. 362.

ßen, wahrscheinlich der Arsenikſäure näher verwandt, als es die Thonerde iſt.

Die Schwererde wird von der Arsenikſäure zwar leicht aufgelöſet, aber gegen den Punkt der Sättigung als ein ſchwer auflösliches Mittelſalz (arſenikſaure Schwererde, Barytes arſenicicus, Arſenias barytis, Arſeniate de baryte) wieder gefällt. Im Feuer verhält ſich dies Salz wie die arſenikſaure Kalkerde. In der Stufenfolge der Verwandtſchaft der Arſenikſäure ſtellt Bergman die Schwererde zwiſchen die Talkerde und Kalkerde.

Auf die Kieſelerde hat die Arſenikſäure weder auf trocknem, noch auf naſſem Wege auflöſende Kräfte.

Die wechſelſeitigen Verwandtſchaften der Arſenikſäure und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden müſſen hier übergangen werden, da ſie zu ſehr in das Gebiet der Chemie eingreifen. Das Grenſche Handbuch und andere unten nachzuweiſende Werke verbreiten ſich ausführlicher darüber. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den wechſelſeitigen Verwandtſchaften der im folgenden noch zu nennenden Säuren und anderer Säuren gegen Alkalien und Erden, von welchen hier nur zuweilen etwas berührt werden kann.

3. Benzoeſaure Mittelſalze.

Wenn man gepulverte Kreide und Benzoe-Salz zuſammen miſcht und Waſſer darauf gießt, ſo entſteht ſogleich unter Aufbrauſen der Angriff des Salzes auf die Kalkerde, und beyde liefern nun ein Mittelſalz, von dem es nach Hrn. Lichtenſtein's Bemerkung allerdings merkwürdig iſt, daß es leichter im Waſſer auflöslich iſt, als ſeine Beſtandtheile einzeln es ſind. Es ſchießt nach dem Abrauchen in der Kälte zu anſehnlichen ſpießichten,

ßichten, federartigen Kryſtallen an, die von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct, wo ſie zuſammenhängen, auslaufen. Dieſe benzoeſaure Kalkerde (Calx benzoica, Benzoas calcis, Benzoate de chaux) iſt nicht ſo leicht auflöslich im Waſſer, als die benzoeſauren Neutral-Salze, und hat einen ſtumpfſüßlichen Geſchmack. Im Feuer wird es zerſtört, und die Benzoe-Säure verflüchtiget.

Nach Hrn. Lichtenſtein ſchlagen zwar die Alkalien die Kalkerde aus der Auflöſung der benzoeſauren Kalkerde im Waſſer nieder; allein es iſt wahrſcheinlich, daß er kohlenſaures Alkali angewendet habe, und da muß denn freylich wegen der doppelten Verwandtſchaft ein Niederſchlag erfolgen, der nach Bergman und Tromsdorff mit ätzendem nicht erfolgt, indem vielmehr das Kalkwaſſer alle benzoeſauren Neutral-Salze zerſetzt, und die Alkalien frey macht; daß alſo die Verwandtſchaft der Benzoe-Säure zur Kalkerde größer iſt, als zu den Alkalien *).

Die Auflöſung der Talkerde mit der Benzoe-Säure im Waſſer giebt nach der Sättigung und dem Abrauchen kurze federartige Kryſtalle, die ſich ziemlich leicht im Waſſer auflöſen laſſen, an der Luft etwas verwittern, bitterlich ſcharf ſchmecken, und auch im Feuer zerſtört werden. Das Kalkwaſſer ſchlägt nach Bergman aus der Auflöſung dieſer benzoeſauren Talkerde (Magneſia benzoica, Benzoas magneſiae, Benzoate de Magneſie) letztere nieder. Die ätzenden Alkalien thun es nach Tromsdorff ebenfalls.

*) Lichtenſtein's Beytrag zur Geſchichte des Benzoe-Salzes. In Crell's neueſten Entdeckungen, Th. IV. S. 22. Bergman de attract. elect. in ſeinen opuſc. Vol. III. S. 374. Tromsdorff Abhandlung von der Benzoe-Säure in ſeinem Journal der Pharmazie, B. I.

Reine und noch etwas feuchte Thonerde wird vom Benzoe-Salz auf nassem Wege ziemlich leicht aufgelöst, und liefert nach dem Abrauchen ein Salz von geringem zusammenziehenden Geschmacke, **benzoesaure Thonerde** (Argilla benzoica, Benzoas argillae, Benzoate d'alumine), das durchs Abdunsten keine eigentliche Krystalle, sondern nur eine geronnene krystallinische Masse liefert, und sich im Wasser leicht auflöst. Die Alkalien, die Kalkerde, und Talkerde zerlegen es. Im Feuer wird es zerstört.

Die Schwererde giebt mit der Benzoe-Säure nach Bergman ein schwerauflösliches Salz, **benzoesaure Schwererde** (Barytes benzoicus, Benzoas barytae, Benzoate de baryte), das sich in zarten Nadeln krystallisirt, die bitterlich stechend schmecken. Das Kalkwasser zerlegt diese Verbindung; nicht aber das feuerbeständige ätzende Alkali, auch die Talkerde nicht.

Die Stufenfolge der Wahlverwandtschaft der Alkalien und Erden gegen Benzoe-Säure, wäre also folgende: Kalkerde, Schwererde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Talkerde, Thonerde *).

4. Bernsteinsaure Mittelsalze.

Die **bernsteinsaure Kalkerde** (Calx succinica, succinata, Succinas calcis, Succinate de chaux) giebt langspießichte Krystalle, die an der Luft beständig sind, und sich selbst im siedenden Wasser nur sehr schwer auflösen lassen. Im Feuer lassen sie nach Hrn. Wenzel ihre Säure gänzlich fahren **).

Die

*) Tromsdorff a. a. O.
**) Wenzel von der Verwandtschaft S. 339.

Die kohlensauren Alkalien zersetzen zwar die bernsteinsaure Kalkerde; da aber Kalkwasser aus den bernsteinsauren Neutral-Salzen die Säure in sich nimmt, und die Alkalien frey macht, so muß die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Bernsteinsäure auch den feuerbeständigen Alkalien vorgesetzt werden.

Die bernsteinsaure Talkerde (Magnesia succinica, succinata, Succinas Magnesiae, Succinate de Magnesie) läßt sich nicht krystallisiren, sondern erscheint in der Gestalt einer gummichten Masse, die im starken Glühefeuer ihre Säure nach Hrn. Wenzel ebenfalls fahren läßt. Kohlensaure Alkalien zersetzen freylich dies Mittelsalz; nach Hrn. Bergman aber entzieht die reine Talkerde den bernsteinsauren Neutral-Salzen die Säure, und er stellt daher in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Bernsteinsäure die Talkerde noch vor die feuerbeständigen Alkalien. Morveau hingegen stellt sie allen Alkalien, auch dem Ammoniak, nach. — Kalkwasser zersetzt die bernsteinsaure Talkerde, und die Kalkerde ist daher der Bernsteinsäure näher verwandt, als die Talkerde *).

Die bernsteinsaure Thonerde (Argilla succinica, succinata, Succinas argillae, Succinate d'alumine) liefert nach Hrn. Wenzel prismatische Krystalle, die im Feuer auch ihre Säure fahren lassen. Die ätzenden Alkalien, sowohl die feuerbeständigen als das Ammoniak, und Kalkwasser, schlagen die Thonerde aus der Auflösung dieses Salzes nieder **).

Die

*) Wenzel a. a. O. S. 319. Bergman opusc. Vol. III. S. 375. Morveau ꝛc. Anfangsgründe der Chemie II. S. 67.

**) Wenzel a. a. O. S. 334. 339.

Die bernsteinsaure Schwererde (Barytes succinicus, succinatus, Succinas barytis, Succinate de baryte) ist nach Bergman im Wasser sehr schwer auflöslich, und da die reine Schwererde die übrigen bernsteinsauren Neutral- und Mittelsalze zersetzt, so gebührt ihr die erste Stelle in der Verwandtschaft der Bernsteinsäure *).

5. Blausaure Mittelsalze.

Die reine Talkerde löst sich in der Blausäure durch Digeriren in einem verschlossenen Gefäße auf, und liefert damit eine kalkerdichte Blutlauge. Die Alkalien schlagen sämmtlich die Talkerde daraus nieder, und alle Säuren sondern das färbende Wesen daraus ab, selbst die Kohlensäure; und daher trübt sich die Auflösung, wenn sie der atmosphärischen Luft exponirt wird **).

Mit der Kalkerde giebt die Blausäure auch eine Auflösung, die sich wie kalkerdichte Blutlauge verhält. Alle Alkalien sondern die Kalkerde daraus ab; nicht die Talkerde, die durchs Kalkwasser vielmehr selbst vom färbenden Wesen geschieden wird. Die Säuren, und selbst die Kohlensäure zersetzen diese kalkerdichte Blutlauge. Im Feuer wird sie gänzlich zersetzt ***).

Von der reinen Schwererde löst nach Scheele das färbende Wesen nur sehr wenig auf; von der Thonerde aber gar nichts †).

6. Boraxsaure Mittelsalze.

Die Borax-Säure vereiniget sich mit der Kalkerde zu einem Salze, das sich im Wasser gar nicht auflöst, und daher bey seiner Entstehung auf

*) Bergman a. a. O. S. 375. Morveau a. a. O. S. 67.
**) Scheele Versuche über die färbende Materie im Berlinerblau. §. XI. d.
***) Scheele a. a. O. §. XI. g.
†) Scheele a. a. O. §. XI. a. E.

auf nassem Wege sogleich aus dem Wasser niederfällt, geschmacklos ist, und mehr zu den erdichten Verbindungen zu rechnen ist. Es heißt Kalk-Borax oder boraxsaure Kalkerde, Boracit (calx boracica, boraxata, borax calcarea, Boras calcis, Borate de chaux), und kann bequem so verfertiget werden, daß man eine Auflösung der Borax-Säure in heißem Wasser zum Kalkwasser schüttet, da der Kalk-Borax in Pulvergestalt zu Boden fällt. Im Feuer ist der Kalk-Borax leichtflüssig, und liefert eine dem Glase ähnliche Masse, die aber nach dem Erkalten nur halbdurchsichtig bleibt.

Die boraxsaure Kalkerde ist jetzt auch natürlich entdeckt worden, und zwar in dem ehedem sogenannten cubischen Quarze des Lüneburger Gypses. Diese Krystalle, deren Grundgestalt eigentlich ein Würfel ist, woran aber entweder mehrere oder alle Kanten und Ecken abgestumpft sind, fand Hr. Westrumb bey der Zergliederung derselben, zusammengesetzt aus 0,68 Borax-Säure, 0,11 Kalkerde, 0,13 Talkerde, 0,02 Kieselerde und 0,01 Thonerde. Diese Krystalle sind mehr oder weniger durchsichtig, weiß, grau, auch wohl aquamarinfarben, und so hart, daß sie mit dem Stahl Feuer schlagen. Sie schmelzen im starken Feuer zu einem gelblichen Glase *).

Die ätzenden Alkalien zersetzen die boraxsaure Kalkerde nicht, wohl aber wird der gemeine Borax zerlegt, wenn man ihn mit gebranntem Kalke kocht, und das ätzende Mineral-Alkali wird frey;

daß

*) Joh Fr. Westrumb chemische Untersuchung des Sedativspaths von Lüneburg; in seinen phys. chem. Abhandl. B. I. H. 1 S. 165. ff. Einige Versuche mit dem kalkartigen Borax, von Hrn. Heyer; in Crell's chem. Annalen 1788. B. II. S. 21. ff.

daß man daher der Borax-Säure auf nassem Wege eine nähere Verwandtschaft gegen die Kalkerde, als gegen die Alkalien zueignen muß.

Die Talkerde löst sich nur langsam und in geringer Menge in dem boraxsauren Wasser auf, und liefert nach dem Abrauchen unregelmäßig gebildete krystallinische Körner, die schwerauflöslich sind, und die **boraxsaure Talkerde** oder den **talkerdigen Borax** (magnesia boracica s. boraxata, Boras Magnesiae, Borate de Magnesie) ausmachen. Das in die heiße Auflösung dieses Salzes getunkte Papier brennt nach dem Trockenwerden mit einer dunkelgrünen Flamme. Im Feuer fließt es zu einem weißen, ganz durchsichtig bleibenden Glase. Der Weingeist scheidet nach Bergman die Borax-Säure daraus ab, und nimmt sie mit Zurücklassung der Talkerde in sich.

Das Kalkwasser schlägt aus der Auflösung dieses Salzes einen Kalk-Borax nieder, und zersetzt also dasselbe; die Talkerde muß natürlicherweise zugleich mit niederfallen. Die Borax-Säure ist also mit der Kalkerde näher verwandt, als mit der Talkerde. Bergman muthmaßt, daß die Alkalien entfernter damit verwandt sind, als die Talkerde.

Auch mit der Thonerde verbindet sich die Borax-Säure auf nassem Wege, wenn man die durch ein Alkali aus dem Alaune niedergeschlagene, ausgesüßte und noch nicht getrocknete Erde mit Borax-Säure und vielem Wasser kocht. Die durchgeseihete Flüssigkeit liefert nach dem Abdunsten keine Krystalle, sondern eine gummiartige Masse von einem sehr zusammenziehenden Geschmacke. Am besten und leichtesten läßt sich diese **boraxsaure Thonerde** (argilla boracica s. boraxata, Boras argillae, Borate d'alumine) dadurch verfertigen, daß man eine Auflösung des Borgres in heißem

heißem Wasser zu einer Auflösung des Alauns schüttet und das Gemisch aufkocht, das sich durch eine doppelte trennende Verwandtschaft die Schwefelsäure des Alauns mit dem Mineral-Alkali des Borax zu einem Glaubersalze vereinigt, und beym Erkalten zuerst anschießt, ein Theil der Thonerde niederfällt, und die übrige Lauge die Verbindung der Borax-Säure mit der Thonerde enthält. In Feuer fließt die boraxsaure Thonerde zu einer Art von Glas. Kalkerde, Talkerde und die Alkalien entziehen die Borax-Säure der Thonerde.

Mit der Schwererde liefert die Borax-Säure, wie mit der Kalkerde, ein erdichtes Salz, **boraxsaure Schwererde** (Barytes boracicus s. boraxatus, Boras baryris, Borate de barite), das noch nicht näher untersucht ist. Bergman vermuthet, daß die Borax-Säure mit der Schwererde nicht so nahe verwandt ist, als mit der Kalkerde, und stellt jene in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Borax-Säure gleich nach dieser vor der Talkerde und den Alkalien.

Die Kieselerde wird von der Boraxsäure auf nassem Wege, auch im Kochen, nicht angegriffen. Auf trocknem Wege löst es dieselbe im Schmelzfeuer zu einer glasähnlichen Masse auf, die sich durch Alkalien mehr oder weniger leicht beym Kochen zersetzen läßt, je nachdem mehr oder weniger Borax-Säure zu seiner Mischung gekommen ist *).

7. Essigsaure Mittelsalze.

Die Kalkerde wird von der reinen Essigsäure zwar langsam, aber doch vollkommen aufgelöset.

Die

*) Das Verhalten des Sedativsalzes mit den Erden im Feuer überhaupt, und bey verschiedenen Verhältnissen, findet man in Achard's Samml. phys. chemisch. Abhandlungen, B. I. S. 358. u. f.

Die Auflösung hat einen bitterlich scharfen Geschmack, und läßt sich, wenn sie keine überflüssige Essigsäure enthält, durch gelindes Abdunsten und Abkühlen zu sehr feinen, nadelförmigen, gewissermaßen seidenartigen Krystallen bringen, die an der Luft nicht zerfließen, sondern vielmehr zerfallen. Der Weingeist löset die essigsaure Kalkerde (Calx acetica, Sal ammoniacus fixus vegetabilis Schaef., Acetis calcis, Acetite de chaux) etwas schwer, das Wasser aber sehr leicht auf.

Hierher gehören: das **Kreidensalz, Krebsaugensalz, Korallensalz, Perlenmuttersalz der Alten.**

Im Feuer wird die essigsaure Kalkerde wie die Blättererde oder essigsaures Gewächs-Alkali zersetzt. Die kohlensauren Alkalien schlagen sämmtlich die Kalkerde roh daraus nieder; wenn sie aber luftleer oder ätzend sind, so fällen nur die beyden feuerbeständigen, nicht das flüchtige, die ätzende Kalkerde. Die gebrannte Kalkerde zersetzt auch sogleich das essigsaure Ammoniak, und entbindet das Ammoniak. Folglich ist die Essigsäure zwar mit den feuerbeständigen Alkalien näher, als mit der Kalkerde, aber mit dieser doch näher, als mit dem Ammoniak verwandt.

Die Talkerde wird von der Essigsäure sehr leicht aufgelöset. Die Auflösung schmeckt bitterlich, und läßt sich nicht krystallisiren, sondern gibt beym Eindicken eine schmierige, zerfließbare Masse, die sich auch im Weingeist leicht auflösen läßt. Die **essigsaure Talkerde** oder **Bittersalzerde** (Magnesia acetica, Acetis magnesiae, Acetite de magnésie) wird, wie die Blättererde, im Feuer zerstört. Die kohlensauren sowohl, als die ätzenden Alkalien, auch das Ammoniak und die gebrannte

brannte Kalkerde zerlegen dies Salz und fällen die Talkerde.

Die Thonerde wird von der Essigsäure in nicht sehr beträchtlicher Menge aufgelöst. Diese essigsaure Thonerde (Argilla acetica, Acetis argillae, Acetite d'alumine) läßt sich nicht krystallisiren. Nach dem gänzlichen Austrocknen bleibt eine weißlichte, an der Luft nicht zerfließende Salzmasse übrig, die im Feuer ihre Säure, wie die Blättererde, fahren läßt. Die Alkalien und die gebrannte Kalkerde sondern die Thonerde auf nassem Wege daraus ab.

Die Auflösung der Schwererde in reiner Essigsäure läßt sich nach Hrn. Buchholz allerdings krystallisiren, wenn man die hinlänglich abgedunstete Lauge der freywilligen Verdunstung durch die Sonnenwärme überläßt. Dies Salz oder essigsaure Schwererde (Barytes aceticus, Terra ponderosa acetata, Acetis barytae, Acetite de baryte) schießt in vierseitig säulenförmigen zusammen gedrückten Krystallen an, die an den Enden zweyseitig zugeschärft sind. Sie sind luftbeständig, haben einen bitterlichen Geschmack, brauchen bey der mittlern Temperatur 12 Theile Wasser zur Auflösung; in der Siedhitze nur 1,755 Theile. Der Weingeist löset sie auch, wiewohl in geringer Menge, auf. Im Glühefeuer werden sie zerstört. — Bergman stellt die Schwererde in der Verwandtschaftsfolge der Essigsäure noch vor die feuerbeständigen Alkalien *).

8. Fluß-

*) Ueber die Krystallisation der essigsauren Schwererde, von Christ. Friedr. Buchholz; in Trommsdorff's Journ. der Pharmacie, B. I. St. II. S. 77. ff.

8. Flußspathsaure Mittelsalze.

Mit der Kalkerde verbindet sich die Flußspathsäure zu einem ganz unauflöslichen Mittelsalze, das daher auch als ein erdiger Niederschlag erscheint, selbst wenn man Flußspathsäure zum Kalkwasser tröpfelt. Die flußspathsaure Kalkerde (calx fluorica s. fluorata, Fluas calcis, Fluate de chaux) kommt in ihrem Verhalten mit dem natürlichen Flußspathe (Fluor mineralis s. spatosus) überein. Die Unauflösbarkeit dieses Mittelsalzes im Wasser ist Ursach, daß der künstliche Flußspath nicht in Krystallenformen dargestellt werden kann, in welcher man den natürlichen häufig antrifft. Sein gewöhnlicher Krystall ist der vollkommene Würfel. Er ist gewöhnlich halbdurchsichtig oder durchscheinend, seltener durchsichtig, und von den schönsten und mannigfaltigsten Farben.

Zu den Arten der flußspathsauren Kalkerde gehören als mineralogisch-einfache Fossilien: (Karsten Mineralog. Tabellen Berlin 1800. S. 26.)

a) Flußerde. (Kalkerde, Flußspathsäure, Phosphorsäure. Klaproth.)
b) Dichter Fluß.
c) Flußspath.

Wegen der Unauflöslichkeit im Wasser wird der Flußspath mit Recht zu den Erden oder Steinen gerechnet. Der natürliche enthält nach Scheele 0,57 Kalkerde, 0,16 Flußspathsäure und 0,27 Wasser, welches letztere Verhältniß nach Herrn Kirwan zu groß angegeben worden ist. An der Luft ist der krystallinische Flußspath beständig. In der Hitze zerspringt er unter einem Knistern, wegen des eingeschlossenen Krystallenwassers, und wird endlich zu einem weißen Pulver. Im starken Feuer schmelzt er für sich allein zu einem durch-

durchsichtigen Glase; läßt aber seine Säure dabey nicht fahren. Er löset im Fluß die feuerbeständigen Alkalien, den Borax, die Thonerde, die Talkerde und die Schwererde auf. Mit Kalkerde wird er besonders leichtflüssig, und löset dann auch alle Kieselarten auf, was er sonst für sich allein nicht vermag. Eben wegen dieser seiner Wirkung, das Schmelzen anderer Erd- und Steinarten zu befördern, bedient man sich seiner im Hüttenwesen als Fluß, oder als Zuschlag. Bey einer gelinden Erwärmung, auch schon ohne das Feuer unmittelbar zu berühren, leuchtet er im Dunkeln; durch vollkommenes Durchglühen verliert er diese Eigenschaft gänzlich. Wahrscheinlich rührt diese phosphoreścirende Eigenschaft von anhängendem Phlogiston her, wie Gren meint.

Aetzendes feuerbeständiges Alkali kann weder auf nassem Wege durch Digeriren und Kochen, noch auf trocknem Wege durch Schmelzen den Flußspath zersetzen. Hingegen schlägt das Kalkwasser aus dem flußspathsauren Gewächs- und Mineral-Alkali sogleich einen wieder hergestellten Flußspath nieder, und wenn man diese Neutral-Salze mit ungelöschtem Kalke und Wasser kocht, so bleiben endlich bloß die Alkalien in ätzender Gestalt in der Auflösung. Die Flußspathsäure ist also näher mit der Kalkerde, als mit den feuerbeständigen Alkalien verwandt, und unterscheidet sich auch hierdurch hinlänglich von der Küchensalzsäure.

Wenn man aber den ganz zart geriebenen Flußspath mit kohlensauren feuerbeständigen Alkalien und Wasser lange Zeit digerirt oder kocht; oder mit doppelt so viel, dem Gewichte nach, kohlensaurem feuerbeständigen Alkali im mittelmäßigen Feuer fließen läßt: so geht die Flußspathsäure

an das Alkali und die Kalkerde des Flußspathes bleibt, nach dem Auslaugen mit kochendem Wasser, als rohe Kalkerde zurück. Diese Zersetzung erfolgt hier bloß nach den Gesetzen der doppelten Wahlverwandtschaft, und widerspricht gar nicht dem, in dem vorhergehenden Absatze angeführten.

Mit der Talkerde giebt die Flußspathsäure ein Mittelsalz, das sich auch bey seiner Entstehung sogleich niederschlägt, und nur bey einem Uebermaß der Säure in vielem Wasser auflösbar ist. Bey dem freywilligen Abdunsten dieser Auflösung sahe Bergmann lange zarte krystallinische Fäden an den Seitenwänden des Gefäßes, und auf dem Boden sechsseitige säulenförmige Krystalle anschießen, deren niedrige pyramidalische Endspitzen aus drey rhomboidalischen Flächen zusammen gesetzt bestanden. Diese **flußspathsaure Talkerde** (magnesia fluorica s. fluorata, Fluas magnesiae, Fluate de magnesie) läßt sich nicht durch Feuer zersetzen, und auch nicht durch ätzende, wohl aber durch kohlensaure, feuerbeständige Alkalien, und auch durch kohlensaures Ammoniak. Die Flußspathsäure ist also hierin von den bisher erwähnten mineralischen Säuren verschieden, die mit den feuerbeständigen Alkalien durchgehends näher verwandt sind, als mit der Talkerde. Die gebrannte Kalkerde und das Kalkwasser hingegen zersetzen die Auflösung der flußspathsauren Talkerde.

Mit der Schwererde erzeugt die Flußspathsäure ein pulverförmiges Gemisch, die **flußspathsaure Schwererde** (Barytes fluoricus s. fluoratus, Fluas barytis, Fluate de Baryte), die sich nur in sehr vielem siedenden Wasser auflöset, in der Hitze für sich allein die Säure nicht fallen läßt, durch ätzende Alkalien nicht zerlegt wird, wohl aber durch kohlensaure vermittelst einer doppelten

Wahl-

Wahlverwandtschaft; bey der Vermischung mit Kalkwasser aber aus seiner Mischung gesetzt wird, und einen wieder erzeugten Flußspath mit der Schwererde zugleich fallen läßt. Die Flußspathsäure ist also mit Schwererde nicht so nahe verwandt, als mit der Kalkerde; nach Bergmann's Verwandtschaftstafel aber mit jener noch näher, als mit der Talkerde.

Mit der Thonerde liefert die Flußspathsäure ein leicht auflösliches, nicht krystallisirbares Salz, die flußspathsaure Thonerde (argilla fluorica s. fluorata, Fluas argillae, Fluate d'alumine), die beym Abrauchen eine zähe, gummichte Masse liefert, und einen süßlichten Geschmack besitzt, deren übriges Verhalten aber sonst noch nicht gehörig erforscht ist. Nach der Analogie mit andern Säuren zu schließen, ist die Flußspathsäure mit der Thonerde wahrscheinlich entfernter verwandt, als mit den übrigen alkalischen Substanzen.

Die merkwürdigste Eigenschaft der Flußspathsäure ist die, daß sie die Kieselerde auflöset, welche sonst von keiner andern Säure angegriffen wird, und welche auf nassem Wege nur von den feuerbeständigen Alkalien aufgelöset erhalten werden kann. Die Kieselerde benimmt aber der Flußspathsäure die Eigenschaften einer Säure nicht, und verwandelt sie in kein Mittelsalz. Durch Verdünnung mit Wasser wird die Auflösungskraft der Flußspathsäure darauf sehr geschwächt, und daher rührt die Absetzung der Kieselerde aus der Flußspathsäure bey der Destillation aus gläsernen Gefäßen, wenn diese vom Wasser eingesogen wird. Verdünnte Flußspathsäure wirkt daher auch nur langsam auf das Glas. Am stärksten löset sie die Kieselerde in der Dampfgestalt auf.

Aus der Auflösung der Kieselerde in der wässerigen Flußspathsäure sahe Bergmann nach einigen Jahren dem Bergkrystall ähnliche Krystallisationen entstehen *).

Auf diese auflösende Kraft der Flußspathsäure gegen die Kieselerde gründet sich ihre Fähigkeit, in Glas zu ätzen. Die Anwendung der Flußspathsäure hierzu, ohne daß sie deswegen als eine eigene Säure bekannt war, ist schon ziemlich alt. Man hat diese Eigenschaft der Flußspathsäure besonders vortheilhaft zur Verfertigung der Glas-Micrometer benutzt. Das von Hrn. Yelins bekannt gemachte Verfahren hierzu ist sehr empfehlenswerth.

Ueber eine längst schon bekannte und noch bessere Art durch Flußspathsäure auf Glas zu ätzen; von Hrn. Hofr. J. Beckmann; in Crell's chem. Annal. 1792. B. II. S. 195 fl. Hrn. Yelin's Verfahren beym Aetzen der Glas-Micrometer vermittelst der Flußspathsäure; in Hr. Joh. Tob. Mayer's gründl. und ausführl. Unterricht zur praktischen Geometrie, Th. II. 2. Aufl. S. 612 fl.

9. Gallusaure Mittelsalze.

Diese sind bis jetzt noch nicht genug bekannt, und können hier deshalb übergangen werden.

10. Kohlensaure Mittelsalze.

a) **Kohlensaure Kalkerde**, welche aber kein eigentliches Mittelsalz ist.

Wenn man zum frischen und klaren Kalkwasser etwas kohlensaures Gas mischt, so wird es sogleich verschluckt, das Kalkwasser wird getrübt, und der vorher im Wasser aufgelöst gewesene Kalk fällt als kohlensaurer Kalk nieder. Eben diese Veränderung wiederfährt dem Kalkwasser durch das Stehen an der Luft.

Die

*) Bergmann opusc. Voll. II. S. 33.

Die Natur liefert uns die **kohlensaure** oder **luftsaure Kalkerde** (calx carbonica, aërata, carbonas calcis, carbonate de chaux), die man auch **rohe Kalkerde** (calx cruda) nennt, sehr häufig. Sie ist geschmacklos, und im Wasser unauflöslich; und kann eben deswegen nicht zu den Salzen gezählt werden. Wegen dieser Unauflöslichkeit im Wasser sind wir nicht im Stande, sie in krystallinischer Form künstlicher Weise darzustellen, so wie sie uns die Natur in sehr mannigfaltiger Art krystallisirt liefert, wie die Kalkspath-Krystalle beweisen. Die durchsichtigen Kalkspathe enthalten nach Bergmann 0,10 bis 0,11 Krystallisations-Wasser, 0,34 bis 0,36 Kohlensäure, und 0,54 bis 0,56 Kalkerde.

Als kohlensaure Kalkgattungen hat die Mineralogie (s. Karsten's mineralog. Tabellen. Berlin, 1800. S. 34 fl.) folgende, von denen besonders der Kalkstein mehrere Arten unter sich begreift:

Bergmilch. Kreide. Kalkstein. Schaumerde. Schieferspath. Braunspath. Bitterspath. Stinkstein. Märgel. Bituminöser Märgelschiefer. Morexir.

Wenn man zu dem durch Kohlensäure getrübten Kalkwasser noch mehreres kohlensaures Gas mischt und damit schüttelt, so wird alles wieder klar und durchsichtig, und die niedergeschlagene rohe Kalkerde löset sich vollkommen wieder auf. Diese neue Auflösung schmeckt nicht mehr wie Kalkwasser, und wirkt auch nicht mehr, wie dasselbe, auf Pflanzenfarben. Wenn sie zum Kochen gebracht wird, so trübt sie sich wieder, und der aufgelöste Kalk fällt sämmtlich als kohlensaurer Kalk nieder. Die Kohlensäure wird also hier ein Auflösungsmittel für die kohlensaure Kalkerde, oder die mit Kohlensäure übersetzte Kalkerde ist im Wasser auflöslich. Durchs Sieden wird diese überschüssige Kohlensäure wieder aus dem Wasser als Gas

versagt, und daher kommt nun die kohlensaure Kalkerde zum Vorschein, da sie kein Auflösungsmittel mehr hat.

Hieraus ist es herzuleiten, warum das Quell- und Brunnenwasser, und viele Sauerbrunnen, rohe Kalkerde aufgelöst enthalten, warum sich beym Sieden des gemeinen Wassers in den Geschirren kohlensaure Kalkerde absetzt, die zur Entstehung des sogenannten Pfannensteins in Theekesseln Gelegenheit giebt; woher die stark inkrustirende Kraft mancher Wasser rühre, und warum manche Quell- und Brunnenwasser durchs Aufkochen weicher und besser werden. Hundert Cubikzoll (schwed.) kohlensaures Gas, wenn sie dem Wasser beygemischt worden sind, lösen nach Bergmann bey 50 Gr. Fahrenheit 27 Gr. kohlensaure Kalkerde auf, und das mit Kohlensäure gesättigte Wasser kann also etwa $\frac{1}{175}$ seines Gewichtes an roher Kalkerde aufgelöst enthalten.

Durch das Feuer läßt sich die Kohlensäure wieder aus der Kalkerde austreiben. Die Kalkspathe knistern und verspritzen, wenn sie schnell einer starken Hitze ausgesetzt werden, wegen ihres mehrern Krystallisations-Wassers, das dadurch plötzlich in Dämpfe verwandelt wird, die wegen ihrer Elasticität die Theilchen aus einander sprengen.

Wenn man in frisches und klares Kalkwasser die Auflösung irgend eines kohlensauren Alkalis tröpfelt, so entsteht sogleich ein Niederschlag von roher oder kohlensaurer Kalkerde, und das Alkali verliert seine Kohlensäure oder wird ätzend. Die Kohlensäure hat also eine nähere Verwandtschaft zur Kalkerde, als zu einem der drey Alkalien.

Hierauf gründet sich die Zubereitung der reinen feuerbeständigen Alkalien und der ätzenden Laugen, wozu man sich gewöhnlich des gebrannten Kalks bedient. Das Verhältniß, in welchem man den Kalk

zum

zum kohlensauren feuerbeständigen Alkali zu setzen hat, bestimmt man am besten jedesmahl durch Versuche, weil die Quantität der Kohlensäure und der Feuchtigkeit in dem angewendeten Alkali größer und geringer seyn kann. Man löscht zu dem Ende erst zwey Theile frischen gebrannten Kalk mit etwas Wasser, daß er zerfällt, setzt einen Theil gereinigte Pottasche zu, und gießt noch Wasser nach, daß alles zu einem dünnen Brey werde. Nach dem gehörigen Umrühren setzt man noch mehreres Wasser hinzu, so daß etwa im Ganzen 32 Theile Wasser verwendet werden, und erhitzt alles über dem Feuer unter beständigem Umrühren. Man versucht hierauf etwas von der durch Leinwand geseiheten Lauge, ob sie noch mit einer Säure braust, oder vielmehr noch das Kalkwasser trübt, in welchem Fall man noch gelöschten Kalk zusetzen muß. Man seihet dann alles durch weiße Leinwand klar durch, und laugt den Rückstand noch mit etwa 8 Theilen kochendem Wasser aus. Diese so bereitete ätzende Lauge muß weder mit Säuren brausen, noch das Kalkwasser trüben. Beydes ist ein Beweis, daß sie noch Kohlensäure enthält. Aber sie muß auch auf der andern Seite nicht vom kohlensauren Alkali getrübt werden; denn sonst enthält sie Kalkerde aufgelöst, die im Uebermaß zugesetzt wurde. Wird die ätzende Lauge in einem eisernen Geschirre bis zur Trockniß abgeraucht, im Glühefeuer geschmolzen, und entweder auf eine erwärmte Marmorplatte oder in eigenen Formen in kleine Stangen ausgegossen, so erhält man den alkalischen Aetzstein. Da indessen das Alkali schon beym Abrauchen in offenen Gefäßen Kohlensäure aus der Atmosphäre einsaugt: so muß man, um ein vollkommen reines Alkali zu erhalten, das Abdampfen der ätzenden Lauge in einer Retorte mit Vorlage bis zur Trockniß vornehmen, und die Retorte nachher zerschlagen, um das Alkali heraus zu nehmen. Gegen das Ende der Destillation, wenn die Flüssigkeit dick zu werden anfängt, ist viele Behutsamkeit in der Regierung des Feuers nöthig.

Wenn man trocknes, ätzendes fixes Alkali zu ganz frisch bereitetem, oder gutem Kalkwasser setzt, so entsteht auch ein Niederschlag. Aber dieser ist reiner Kalk, kein kohlensaurer, wie durch kohlen-

saure Alkalien; denn er braust nicht mit Säuren, und löset sich auch bey mehrerem zugesetzten reinen Wasser wieder auf; nur muß das Alkali ohne alle Kohlensäure gewesen seyn. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Alkali näher mit dem Auflösungswasser verwandt ist, als die Kalkerde. Die ätzende Lauge bringt daher diesen Niederschlag nicht zuwege; nur das trockene ätzende Alkali.

Die im Wasser durch Kohlensäure aufgelöste kohlensaure Kalkerde wird durch die ätzenden, oder noch nicht mit Kohlensäure gesättigten Alkalien niedergeschlagen; aber nur deswegen, weil diese das Uebermaß der Kohlensäure anziehen, welches die kohlensaure Kalkerde im Wasser aufgelöst erhielt.

Die auffallenden Veränderungen, die der rohe Kalk beym Brennen und die gewöhnlichen (kohlensauren) Alkalien beym Aetzendmachen durch Kalk erfahren, die Auflösbarkeit im Wasser, die jener durchs Brennen erlangt, und die Erhitzung, die er beym Löschen verursacht, der Mangel seines Aufbrausens mit Säuren nach dem Brennen, und der Alkalien nach der Behandlung mit Kalk, welches Aufbrausen man irriger Weise für eine wesentliche Beschaffenheit eines Alkali ansah, da es doch nur den kohlensauren Alkalien wesentlich ist, alle diese Veränderungen gaben ehemahls zu mancherley Erklärungen Anlaß. Insbesondere sahe sich Meyer dadurch veranlaßt, deswegen eine eigene Materie anzunehmen, die er das Causticum, auch fette Säure (Acidum pingue) nannte, die das reinste Feuerwesen mit einer Säure verbunden sey, aus dem Küchenfeuer während des Brennens, selbst durch die Gefäße an den rohen Kalk trete, und in demselben die Veränderungen bewirke, durch die sich der gebrannte Kalk vom rohen unterscheide. Diese fette Säure mache den gebrannten Kalk zur Auflösung im Wasser geschickt; sie mache ihn ätzend; sie entwickele sich beym Löschen, und bringe die Erhitzung zuwege; sie gehe von dem Kalke an die Alkalien und mache diese ätzend, u. s. w. Meyer kannte die Luftsäure oder Kohlensäure nicht, obgleich

schon

schon vor ihm Black (1756) diese Substanz kennen gelehrt, und daraus die Phänomene glücklich erklärt hatte, indem er annahm, die Kalkerde sey ihrer Natur nach im Wasser wirklich auflöslich und ätzend; aber die im rohen Kalksteine damit verbundene fixe Luft (Kohlensäure) neutralisire sie, verhindere die Auflösung, und mache sie mild. Gebrannter Kalk habe diese fixe Luft verloren, und zeige deswegen die ihm eigenen Erscheinungen so lange, bis er sich wieder damit angefüllt habe. Da Black's Theorie unter den Deutschen mehr bekannt wurde, entstand unter den Anhängern dieser und der Meyerschen Theorie ein ziemlich heftiger Streit, der von beyden Seiten manchmahl mit vieler Heftigkeit geführt wurde, woraus aber Black's Lehre sieghaft hervorging, nachdem man zumahl mehrere Fortschritte in der Kenntniß der Gasarten, und insbesondere des kohlensauren Gas, gemacht hatte, und auch mit den Gesetzen des Wärmestoffs bekannter wurde, so daß man jetzt, um die Erhitzung des gebrannten Kalkes mit Wasser zu erklären, zu Feuertheilen im Kalke seine Zuflucht nicht mehr zu nehmen braucht.

b) Kohlensaure Talkerde.

Die Kohlensäure verbindet sich mit der Talkerde ebenfalls. Durch die Fällung der Talkerde aus dem Bittersalze vermittelst des feuerbeständigen kohlensauren Alkali's erhält man diese **kohlensaure** oder **luftsaure Talkerde** (Magnesia carbonica, aërata, Carbonas magnesiae, Carbonate de Magnesie) gewöhnlich. Sie ist die **weiße Magnesie** der Officinen (Magnesia alba offic.). Sie ist in ihrem reinen Zustande weiß, locker, und unschmackhaft. Sie ist im Wasser höchst wenig auflöslich, so daß dies kaum $\frac{1}{8000}$ seines Gewichts davon in sich aufnehmen kann. Eben deswegen kann man sie nicht zu den wahren Mittelsalzen zählen *).

Durch

*) Die Natur liefert zwar kohlensaure Talkerde, aber immer in Verbindung mit andern Erden.

Durch Vermehrung der Kohlensäure wird die Talkerde im Wasser auflöslicher. Das mit Kohlensäure gesättigte Wasser löst von der gewöhnlichen kohlensauren Talkerde beym 50° der Wärme Fahrenheit $\frac{1}{815}$ seines Gewichts auf. Die gesättigte Auflösung der Talkerde im kohlensauren Wasser macht den Violensyrup grün, und das Fernambuc-Papier violet. Durch den Verlust der überflüssigen Kohlensäure beym Ausstellen in die Kälte trennt sich die kohlensaure Talkerde nicht vom Wasser. Herr Butini hat beobachtet, daß, wenn man die Auflösung der Talkerde mit überflüssiger Kohlen-Säure im Wasser erhitzt, so trübt sie sich, und wird beym Erkalten wieder klar. Herr Butini schließt daraus, daß die Verbindung im kalten Wasser in größerer Menge auflöslich sey, als im heißen. Es gelingt die Erscheinung nach ihm am besten mit einer Auflösung, die zwey Gran in der Unze enthält, und die man bis 60° R. erhitzt wo sie milchigt wird; beym Erkalten aber löst sich alle niedergeschlagene Talkerde wieder auf *).

Die Auflösung der kohlensauren Talkerde in dem kohlensauren Wasser bildet beym Abdunsten ein Häutchen, das in der That ein krystallinisches Gefüge hat. Durch unmerkliches Abdunsten erhält man kleine nadelförmige Krystalle. Aus dieser Auflösbarkeit ist auch abzuleiten, warum beym Schütteln des Gemisches, nach dem erstern Zutröpfeln des kohlensauren Alkali's zur Auflösung des Bittersalzes, die niedergeschlagene Erde wieder verschwindet, und warum das Kochen des ganzen Gemisches nach vollendeter Präcipitirung nöthig ist; weil nähmlich die Quantität der zur Abschei-

*) Fourcroy élem. de chim. 4. Edit. T. II. S. 270.

Abscheidung aus dem Bittersalze nöthigen Menge des gewöhnlichen kohlensauren Alkali's mehr Kohlensäure enthält, als die Talkerde aufnehmen kann, die sich daher mit dem Wasser verbindet, und zur vermehrten Auflösbarkeit der Erde beyträgt, durchs Kochen aber wieder präcipitirt wird. Man trifft deswegen auch, wenn man die Vermischung des aufgelösten Bittersalzes mit dem kohlensauren Alkali ruhig stehen läßt, oft den Niederschlag in einer krystallischen Form an, und Hr. Proust bemerkte auf diese Art weiße, undurchsichtige, prismatische, hexaëdrische, abgestumpfte Krystalle. Man erhält diese Krystallisation der kohlensauren Talkerde nach Hrn. Fourcroy am besten und gewissesten, wenn man die verdünnte Auflösung des Bittersalzes im Wasser durch kohlensaures Ammoniak zersetzt, wobey kein Niederschlag in der Kälte geschieht, weil wegen des Ueberschusses der Kohlensäure die kohlensaure Talkerde aufgelöst bleibt; und diese Vermischung der unmerklichen Verdunstung der überflüssigen Kohlensäure in einem offenen Gefäße überläßt. Die erhaltenen Krystalle sind sechsseitige Prismen, mit einer schiefen sechsseitigen End-Pyramide; sie sind durchsichtig und geschmacklos, und enthalten 0,25 Wasser, 0,25 Talkerde, und 0,50 Kohlen-Säure. Die gemeine, in pulverichter Gestalt erhaltene, kohlensaure Talkerde enthält nach Fourcroy 0,12 Wasser, 0,40 Talkerde und 0,48 Kohlensäure. Von der erstern löst das destillirte Wasser nach Fourcroy bey 10 R. $\frac{1}{48}$ seines Gewichts auf; und sie gehört also zu den wirklichen Mittelsalzen *).

Im

*) Mémoire sur la precipitation du Sulfate de Magnesie ou sel d'Epsom par les trois carbonates alkalins et sur les pro-

Im Feuer läßt die kohlensaure Talkerde ihr Krystallisationswasser sowohl, als ihre Kohlensäure fahren. Die krystallinische kohlensaure Talkerde verliert einen Theil ihres Krystallisationswassers auch schon in der warmen und trocknen Luft, und zerfällt.

Die völlig kohlensauren Alkalien schlagen aus der Auflösung der kohlensauren Talkerde im Wasser natürlicherweise nichts nieder. Die ätzenden oder reinen feuerbeständigen Alkalien hingegen präcipitiren die Talkerde aus dieser Auflösung, weil sie näher mit der Kohlensäure verwandt sind, als diese. Vermengt man die mit Wasser zu einem dünnen Brey gemachte kohlensaure Talkerde mit den reinen feuerbeständigen Alkalien, so entziehen diese jener die Kohlensäure. Das Ammoniak hingegen ist mit der Kohlensäure entfernter verwandt, als die Talkerde. Aetzendes Ammoniak schlägt zwar aus der Auflösung der Talkerde in kohlensaurem Wasser die Talkerde, aber nicht als reine, sondern als kohlensaure Magnesie nieder, indem es nur die überschüssige Kohlensäure anzieht, die das Auflösungsmittel derselben im Wasser war.

Das Kalkwasser schlägt die Talkerde aus der Auflösung im kohlensauren Wasser nieder; es fället aber die kohlensaure Kalkerde zugleich mit. Die Talkerde kann hingegen der kohlensauren Kalkerde die Kohlensäure nicht entziehen; und wenn sie die Auflösung der Kalkerde im kohlensauren Wasser trübt, so thut sie es nur, weil sie den Ueberschuß der Kohlensäure, wodurch die Kalkerde im

proprietés du Carbonate de magnesie cryſtallisé, par M. de Fourcroy; in den Annales de chimie, Tom. II. S. 278. ff.

im Wasser aufgelöst ist, an sich zieht: denn die Kalkerde fällt als kohlensaure Kalkerde.

Man glaubte sonst nach einer unrichtig beurtheilten Erfahrung, daß die Alkalien, besonders aber das Ammoniak, die Talkerde auf nassem Wege auflösen könnten; allein diese Auflösung erfolgt nicht vom Alkali, als Alkali, sondern von der Kohlensäure desselben, die beym Ammoniak am häufigsten entwickelt werden muß.

c) Kohlensaure Schwererde.

Die Kohlensäure vereiniget sich auch mit der Schwererde, und liefert damit eine Verbindung, die wegen ihrer Schwerauflöslichkeit eher zu den Erden, als zu den Salzen gerechnet werden muß. Diese kohlensaure oder luftsaure Schwererde (Barytes carbonatus, Terra ponderosa aërata, Carbonas barytis, Carbonate de Baryte) wird durch die Fällung der Schwererde aus der Auflösung der Salzsäure vermittelst des kohlensauren Alkali's erhalten; imgleichen durch Zumischung der Kohlensäure zu der Auflösung der reinen Schwererde im Wasser, oder durch Ausstellen der letztern an die bloße Luft.

Die kohlensaure Schwererde findet sich auch natürlich, wie zu Alston-Moor, und führt den Nahmen des Witherits. Sie ist von weißer Farbe, durchscheinend, von glänzendem, etwas streifigem Bruche, splittert in unordentlich rhomboidalische Stücke, und kommt auch in krystallinischen, polyedrischen Massen vor. Ihr eigenthümliches Gewicht ist 4,292. Sie ist geschmacklos. Kaltes Wasser löst nach dem Feinpulvern der Erde davon nur $\frac{1}{430}$, und kochendes $\frac{1}{230}$ auf. Sie enthält nach Fourcroy 0,90 Schwererde, und

0,10

0,10 Kohlensäure, worunter das wenige Krystallisationswasser mit begriffen ist *).

Das mit Kohlensäure geschwängerte Wasser löst von der künstlichen kohlensauren Schwererde nach Bergmann $\frac{1}{5}$, von der natürlichen nach Fourcroy $\frac{1}{8}$ auf. Durchs Ausstellen an die Luft und durch Sieden verfliegt die Kohlensäure, und der größte Theil der kohlensauren Schwererde fällt nieder. Reine Alkalien, reine Kalkerde, reine Talkerde fällen daraus die kohlensaure Schwererde; weil sie die überflüssige Kohlensäure in sich nehmen. Da das Kalkwasser der kohlensauren Schwererde die Kohlensäure nicht entzieht; so ist diese näher mit der Schwererde, als mit der Kalkerde verwandt.

Die künstliche kohlensaure Schwererde läßt zwar durch anhaltendes und starkes Glühen ihre Kohlensäure und ihr Wasser fahren; die natürliche thut es aber nicht. Es geschieht aber mit letzterer nach Priestley, wenn man Wasserdämpfe während ihres Glühens durch sie streichen läßt. Er macht daraus den Schluß, daß das Wasser einen Bestandtheil des kohlensauren Gas ausmache, und daß, weil in der natürlichen kohlensauren Schwererde nicht Wasser genug zugegen sey, das kohlensaure Gas daraus auch nicht gebildet werden könne **).

Mit der Thonerde, mit der Kieselerde, mit der Zirkonerde, mit der Korund-Erde, und der Australerde hat die Kohlensäure keine Verwandtschaft, und verbindet sich nicht damit.

11.

*) Analyse du Carbonate de Baryte natif d'Alston-Moor, par Mr. de Fourcroy; in den Annales de Chimie, T. IV. S. 62. ff.

**) Priestley, in Gren's Journal der Physik, B. I. S. 104. ff.

11. Milchzuckersaure Mittelsalze.

Die Milchzuckersäure macht mit den Erden im Wasser fast unauflösliche Salze. Dahin gehört die milchzuckersaure Kalkerde (Calx galactica, Saccholas calcis, Saccholate de chaux), Talkerde (Magnesia galactica, Saccholas magnesiae, Saccholate de Magnesie), Schwererde (Barytes galacticus, Saccholas barytae, Saccholate de baryte) und Thonerde (Argilla galactica, Saccholas argillae, Saccholate d'alumine). Sie schlägt aus der Salzsäure und Salpetersäure die Schwererde, Kalkerde, Talkerde und Thonerde, nicht aber aus der Schwefelsäure nieder. Die Erden sondern auch aus der Milchzuckersäure die Alkalien auf nassem Wege ab. Von der Stelle derselben in den Stufenfolgen der Verwandtschaft der Alkalien und Erden gegen die Säuren fehlt es uns noch an hinlänglicher Erfahrung *).

12. Molybdänsaure Mittelsalze.

Die Kalkerde bildet mit der Molybdän-Säure ein sehr schwerauflösliches Salz, molybdänsaure Kalkerde (Calx molybdaenica, Molybdas calcis, Molybdate de chaux) Es fällt nieder, wenn man Molybdän-Säure zum Kalkwasser bringt. Aus der Auflösung der Kalkerde in Schwefelsäure, Salpetersäure und Salzsäure, wird es nicht durch Molybdän-Säure gefällt; wohl aber zersetzen jene Säuren die molybdänsaure Kalkerde.

Mit

*) Scheele über die Milchzuckersäure, aus den Schwed. Abhandl. vom Jahre 1780. S. 269 ff. übers. in Crell's neueste Entdeck. Th. 8. S. 187. ff. Fourcroy Elem. de chymie, 4. edit. T. IV. S. 320. f.

Mit der Talkerde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele auch ein schwerauflösliches Mittelsalz, molybdänsaure Talkerde (Magnesia molybdaenica, Molybdas magnesiae, Molybdate de magnesie), das durch Schwefelsäure, Salpetersäure und Salzsäure zersetzt wird. Nach Hrn. Heyer ist dies Mittelsalz auflöslicher, und gab beym Abdunsten eine Masse, die trocken fettig anzufühlen war, und deutlich bitterlich schmeckte.

Die molybdänsaure Thonerde (Argilla molybdaenica, Molybdas argillae, Molybdate d'alumine) ist schwerauflöslich im Wasser.

Mit der Schwererde giebt die Molybdän-Säure nach Scheele ein im kalten Wasser auflösliches Salz; wenigstens war dies der Fall mit derjenigen molybdänsauren Schwererde (Barytes molybdaenicus, Molybdas barytae, Molybdate de baryte), die aus der salpetersauren und salzsauren Schwererdenauflösung durch Molybdän-Säure niedergeschlagen worden war. Die Molybdän-Säure trennt nähmlich die Schwererde von Salpetersäure und Salzsäure.

13. Phosphorsaure Mittelsalze.

Mit der Kalkerde gesättigt, giebt die Phosphorsäure eine Verbindung, die ganz im Wasser unauflösbar, und daher auch nicht krystallisirbar ist. Diese phosphorsaure Kalkerde oder Phosphor-Selenit (Calx phosphorica, phosphorata, Phosphas calcis, Phosphate de chaux) kommt mit der Knochenasche überein, nur daß dieser noch immer freye Kalkerde anhängt. Am besten macht man dies Mittelsalz aus Phosphorsäure und Kalkwasser, aus welchem durch erstere

sogleich

sogleich dies Mittelsalz als ein weißes Pulver niedergeschlagen wird *).

Durch einen Ueberschuß von Phosphorsäure läßt sich die phosphorsaure Kalkerde im Wasser auflösbar machen. Sie zeigt dann aber auch einen säuerlichen Geschmack, und röthet die Lackmus-Tinctur. Nach dem Abrauchen der wässerigen Auflösung schießt sie zu einem blätterigen säuerlichen Salze an. Die gebrannten Knochen können durch Digerirung mit ihrer aufgelösten Säure solchergestalt ebenfalls im Wasser auflösbar gemacht werden; bey der Sättigung der überflüssigen Säure mit ätzendem oder kohlensaurem Alkali fällt die phosphorsaure Kalkerde nieder **).

Die Phosphorsäure ist mit der Kalkerde näher verwandt, als mit dem feuerbeständigen und flüchtigen Alkali. Aetzende Alkalien zersetzen weder auf trocknem, noch auf nassem Wege den Phosphor-Selenit oder die Knochenerde. Hingegen schlägt die reine Kalkerde, wie das Kalkwasser, aus der Auflösung des phosphorsauren Neutral-Salzes sogleich eine phosphorsaure Kalkerde nieder, und die Alkalien werden in ätzender Gestalt getrennt. Die ätzenden feuerbeständigen Alkalien, und auch das Ammoniak, bringen zwar aus der wässerigen Auflösung der mit Säure übersättigten phosphorsauren Kalkerde einen Niederschlag zuwege, der aber nicht Kalkerde, sondern völlig gesättigte phosphorsaure Kalkerde ist. Die Alkalien entziehen also hier nur den Ueberschuß der freyen Säure, trennen aber die Kalkerde nicht von der übrigen Säure.

*) Mémoire sur le phosphate calcaire. par M. M. Bertrand Pelletier et Louis Donadei; in den Annal. de Chim., T. VII. S. 29 ff.

**) Erell's Fortsetzung der Versuche mit dem Phosphorussalze; im chem. Journal, Th. IV. S. 88.

Durch kohlensaure Alkalien läßt sich die Kalkerde von der Phosphorsäure trennen; aber hier geht auch eine doppelte Wahlverwandtschaft vor, indem die Kalkerde die Kohlensäure und die Phosphorsäure die Alkalien ergreift, und es beweist dies keineswegs eine nähere Verwandtschaft der Phosphorsäure zu den Alkalien, als zur Kalkerde *).

Aus diesem Grunde kann man auch aus den Knochen die Phosphorsäure durch kohlensaure Alkalien absondern, wenn man z. B. ein Gemenge aus einem Theil Knochenasche und zwey Theilen kohlensaurem feuerbeständigen Alkali im Feuer calcinirt, die salzige Masse nach dem Erkalten pulvert, und mit heißem Wasser auslaugt. Es bleibt dann kohlensaure Kalkerde im Filtro zurück, und die Phosphorsäure hat sich mit dem Alkali vereinigt; freylich daß hier das Alkali bey weitem überschüssig ist, und die Knochenasche doch nicht gänzlich zerlegt wird.

Auch vermittelst des kohlensauren Ammoniaks kann man nach Herrn Crell auf nassem Wege die phosphorsaure Kalkerde zersetzen, und solchergestalt auch die Phosphorsäure aus den Knochen abscheiden, und in Phosphorsalmiak verwandeln. Man digerirt nähmlich gepulverte gebrannte Knochen einige Tage lang im Sandbade in einem Kolben mit kohlensaurem Salmiakgeist, destillirt nachher durch einen darauf gesetzten Helm den überflüssigen Spiritus gelinde ab, verdünnt das zurückbleibende Gemisch mit noch etwas kochendem Wasser, und läßt die durchgeseihete Lauge gelinde abdampfen,

*) Morveau Anfangsgr. der Chemie, Th. III. S. 90. Lavoisier über das Verbrennen des Kunkelschen Phosphorus ꝛc. s. Crell's neueste Entdeck. Th. V. S. 124.

dampfen, und den Phosphorsalmiak krystallisiren *).

Aus der wässerigen Auflösung der mit Säure übersetzten phosphorsauren Kalkerde läßt sich indessen weder durch feuerbeständiges, noch durch flüchtiges kohlensaures Ammoniak die Kalkerde scheiden, weil das Alkali doch immer nur zuerst die überschüssige Säure sättigt, und die nun niederfallende phosphorsaure Kalkerde wegen ihrer Unauflöslichkeit der Zersetzung entgeht.

Die Verbindung der Talkerde mit der Phosphorsäure schlägt sich bey ihrer Entstehung ebenfalls gleich nieder, indem sie ein im Wasser sehr schwer aufzulösendes Salz (phosphorsaure Talkerde oder Bittersalzerde) (magnesia phosphorica, phosphorata, Phosphas magnesiae, Phosphate de magnesie) ausmacht. Durch einen Ueberschuß der Säure erhält man bey dem Abrauchen eine gummiartige Masse. Wenn man aber erst die Talkerde in Essig auflöst, und dann Phosphorsäure zusetzt, so erhält man daraus, nach Bergmann, durchs unmerkliche Abdunsten, ansehnlichere Krystalle dieses Mittelsalzes. Lavoisier erhielt aus der Auflösung der Talkerde in Phosphorsäure sehr feine, etwas glatte, einige Linien lange, und an beyden Enden schief-abgestumpfte Nadeln, die nachher zu Staub zerfielen. Sonst ist die phosphorsaure Talkerde im Feuer schmelzbar, und fließt zu einem durchsichtigen Glase **).

*) Lor. Crell Bemerkungen über den Phosphorus und dessen Salz; in den act. acad. el. Mogunt. 1778 und 1779 S. 60; und im chem. Journ. Th. II. S. 137.

**) Bergmann de magnesia; in seinen Opusc. phys. chem. Vol. I. S. 370. Lavoisier a. a. O. S. 143.

Bergmann stellt in seiner Verwandtschaftstafel der Phosphorsäure die Talkerde vor die feuerbeständigen Alkalien; er sagt aber selbst, daß diese nähere Verwandtschaft noch nicht ganz ausgemacht sey. Kohlensaure Alkalien, sowohl feuerbeständige, als flüchtige, zersetzen freylich, aber durch eine doppelte Wahlverwandtschaft, beym Digeriren oder Kochen auf nassem Wege, und die feuerbeständigen beym Calciniren, die phosphorsaure Talkerde *).

Gegen die Kalkerde ist nach Bergmann's Muthmaßung die Verwandtschaft der Phosphorsäure stärker, als gegen die Talkerde; und in der That wird die phosphorsaure Talkerde durch Kochen mit Kalkwasser zersetzt, nur daß freylich die entstehende phosphorsaure Kalkerde sich mit der befreyten Talkerde vermengt niederschlägt.

Die Thonerde wird von der Phosphorsäure auf nassem Wege durch Digeriren leicht aufgelöst; die entstehende phosphorsaure Thonerde (argilla phosphorica, phosphorata, Phosphos argillae, Phosphate d'alumine) läßt sich aber nicht wohl krystallisiren, sondern giebt nach Morveau nach dem Abrauchen eine gummiartige Masse, die an der Luft zerfließt. — Auf trocknem Wege fließt die Phosphorsäure mit der Thonerde leicht zu einem durchsichtigen Glase, oder bey weniger Säure zu einer porzellánartigen Masse **).

Die reinen Alkalien, das Kalkwasser, und die reine Talkerde, sondern die Thonerde von der Phosphorsäure wieder ab, die also entfernter damit verwandt ist, als mit jenen Substanzen.

Mit

*) Bergmann de attractionibus electivis; in seinen Opusc. Vol. III. S. 380.

**) Morveau a. a. O. S. 89. Wenzel a. a. O. S. 238.

Mit der Schwererde giebt die Phosphorsäure ebenfalls eine im Wasser fast unauflösbare Verbindung, die man **phosphorsaure Schwererde** (Barytes phosphoricus, phosphoratus, Phosphas barytae, Phosphate de baryte) nennen könnte. Sie ist geschmacklos, und giebt wegen ihrer Unauflösbarkeit im Wasser keine Krystalle. Auf trocknem Wege fließt die Schwererde mit der Phosphorsäure zu einem porzellänartigen, oder auch glasartigen Körper zusammen. In der Stufenfolge der einfachen Wahlverwandtschaft der Phosphorsäure stellt Bergmann die Alkalien und Talkerde nach der Schwererde, die Kalkerde aber vor; was aber freylich noch durch nähere Erfahrungen entschieden werden muß.

14. Salpetersaure Mittelsalze.

Die Kalkerde löst sich in der Salpetersäure vollkommen und leicht auf; die Auflösung ist klar und ohne Farbe, wenn die dazu gebrauchten Stoffe rein waren, und hat einen scharfen, bittern, unangenehmen Geschmack. Diese Verbindung führt den Nahmen des **Kalksalpeters** (nitrum calcareum), oder der **salpetersauren Kalkerde** (Calx nitrica & nitrata, Nitras calcis, Nitrate de Chaux). Sie läßt sich aber nicht anders zu Krystallen bringen, als daß man sie bis zur Honigdicke abdampft, und schnell der Frostkälte aussetzt. Es bilden sich dann nadelförmige unordentliche Krystalle. Man erhält sie regelmäßiger, als sechsflächige zweyseitig zugespitzte Säulen, wenn man die Auflösung nicht so stark abdampft, und sie hierauf an einem mäßig warmen trockenen Orte unmerklich abdunsten läßt.

Die Krystalle der salpetersauren Kalkerde sind an der Luft nicht beständig, sondern zerfließen sehr bald wieder. Sie brauchen deswegen auch nur sehr wenig Wasser zu ihrer Auflösung. Sie enthalten, wenn sie wohl ausgetrocknet worden sind, nach Bergmann 0,32 Kalkerde, 0,43 Salpetersäure und 0,25 Krystallenwasser. Die salpetersaure Kalkerde schmelzt leicht über dem Feuer, schäumt dabey stark auf, und läßt endlich bey fortgesetztem Glühen die Säure gänzlich fahren, so daß die Kalkerde als gebrannter Kalk zurückbleibt. Wenn man sie aus einer Retorte destillirt, die mit dem pneumatisch-chemischen Apparat verbunden ist, so erhält man erst Lebensluft, zuletzt mit Stickgas, ehe die Salpetersäure sich gänzlich entwickelt, die nun zugleich sehr phlogistisirt ist. Durch fortgesetztes Glühen des Kalksalpeters in einem Schmelztiegel erhält die zurückbleibende Kalkerde das Vermögen im Dunkeln zu leuchten, und zwar am stärksten, wenn man Kreide zu den Versuchen genommen hat. Man erhält in diesem Falle den **Balduinischen Phosphorus** (Phosphorus Balduini), der aber an der Luft sein Vermögen zu leuchten bald verliert *).

Die salpetersaure Kalkerde wird von den feuerbeständigen Alkalien auf nassem Wege sogleich zersetzt, und die Kalkerde wird entweder durch eine einfache Wahlverwandtschaft, als reine Kalkerde, wenn man ätzende Alkalien anwendet; oder durch eine doppelte Wahlverwandtschaft als kohlensaure Kalkerde niedergeschlagen, wenn man kohlensaure Alkalien zusetzt. Das Alkali vereiniget sich mit der

*) Chr. Adolph. Balduini aurum superius et inferius auras superioris et inferioris hermeticum et phosphorus hermeticus sive magnes luminaris. Francof. et Lipf. 1675 12.

der Säure des Kalksalpeters entweder zum prismatischen, oder zum Rhomboidalsalpeter, je nachdem es vegetabilisches oder mineralisches war. Aetzendes Ammoniak bringt keinen Niederschlag in der Auflösung der Kalkerde in Salpetersäure zuwege; hingegen zerlegt die gebrannte Kalkerde, nicht aber die kohlensaure, auf nassem Wege den salpetersauren Ammoniak sogleich, und erzeugt einen Kalksalpeter, indem das Ammoniak entwickelt wird. Es muß also die Salpetersäure auf nassem Wege näher mit der Kalkerde, als mit dem Ammoniak verwandt seyn. Daß aber das kohlensaure Ammoniak den Kalksalpeter zerlegt, und kohlensaure Kalkerde daraus fället, rührt von der Kohlensäure desselben her, wodurch eine doppelte Wahlverwandtschaft erfolgt, deren Erfolg anders ist, als bey der einfachen. Thon und Sand treiben in der Hitze aus dem Kalksalpeter die Säure aus, allein es ist ohne Zweifel bloß Wirkung der Hitze, daß hier die Säure entweicht.

Die salpetersaure Kalkerde findet sich auch schon von Natur in den gewöhnlichen Salpetererden, und macht den hauptsächlichsten und größten Theil der Mutterlauge in den Salpetersiedereyen aus. So ist auch die allergrößte Menge unseres gewöhnlichen Salpeters aus der Zerlegung des Kalksalpeters durch den Zusatz der Aschenlauge oder des Gewächsalkali in den Salpetersiedereyen erst entstanden und erzeugt.

Die Talkerde wird von der Salpetersäure ebenfalls leicht aufgelöst, und die Verbindung liefert nach der Sättigung ein Salz, welches **salpetersaure Talkerde** (Magnesia nitrica, Nitras Magnesiae, Nitrate de Magnesie), sonst **bittersalzerdiger Salpeter, salpetriges Bittersalz** (Magnesia nitrata, nitrum magnesiatum)

genannt wird, einen sehr bittern und scharfen Geschmack besitzt, nur schwer zu prismatischen, vierseitigen, schief abgestutzten Krystallen durchs Abrauchen, und Ausstellen in die Kälte, zu bringen ist, und an der Luft sehr leicht wieder zerfließt. Das wohl ausgetrocknete Salz enthält nach Bergmann 0,27 Talkerde, und wahrscheinlich 0,43 Salpetersäure, und 0,30 Wasser.

Durch anhaltende Hitze läßt sich aus der salpetersauren Talkerde ebenfalls die Säure gänzlich austreiben, so daß die Talkerde allein zurückbleibt. Nimmt man die Destillation in einer Retorte vermittelst des pneumatisch-chemischen Apparats vor, so erhält man Lebensluft, aber gegen das Ende kommt Stickgas und flüchtige phlogistisirte Salpetersäure zum Vorschein.

Die feuerbeständigen Alkalien, sowohl die reinen, als die kohlensauren, schlagen die Talkerde aus der Auflösung in Salpetersäure nieder. Dies thut auch das Kalkwasser und der gebrannte Kalk überhaupt. Das ätzende Ammoniak zersetzt die Auflösung der Talkerde in Salpetersäure nur unvollkommen; es wird nur ein Antheil Talkerde präcipitirt, und das gebildete salpetersaure Ammoniak verbindet sich mit der übrigen unzersetzten salpetersauren Talkerde zu einem dreyfachen Salze. Nach Dijonval soll die salpetersaure Talkerde aus der Auflösung im Wasser in krystallinischer Form niedergeschlagen werden, wenn man die Auflösung des Kalksalpeters damit vermischt, und beyde Auflösungen gehörig gesättiget sind *).

Man

*) Fourcroy. Elèmens de chymie, Tom. II. 4 Edit. S. 188. ff. Mèmoires sur la precipitation de Sulfate, Nitrate et Muriate magnéfiens par l'ammoniaque, et sur les fels triples ammoniaco-magneliens, qui se forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy, in den Annales

Man findet die salpetersaure Talkerde auch natürlich, mit Kalksalpeter verbunden als Mauersalpeter, und in der Mutterlauge des Salpeters. Die Abscheidung der Talkerde aus der letztern durch Kalkwasser, welche Morveau vorschlägt, möchte wohl nicht vortheilhaft und rathsam seyn, um eine ganz reine Talkerde im Großen zu gewinnen.

Die Thonerde löst sich in der Salpetersäure in der Wärme leicht auf. Die Auflösung giebt durch unmerkliches Abdunsten in gelinder Wärme nur schwer langstrahlichte Krystalle, die an der Luft leicht wieder zerfließen; gemeiniglich aber durchs Abrauchen eine gummiähnliche Masse, welche auch die Feuchtigkeiten aus der Luft anziehet. Diese Verbindung hat man **alaunerdichten Salpeter, Alaunsalpeter, Salpeteralaun** (nitrum argillaceum, alumen nitrosum), besser **salpetersaure Thonerde** (Argilla nitrica s. nitrata, Nitras argillae, Nitrate d'Alumine) genannt. Sie hat einen sehr styptischen Geschmack.

In der Hitze schwillt die salpetersaure Thonerde anfangs sehr auf, und wird zu einer lockern schwammichten Masse. Im anhaltenden Glühefeuer läßt sie aber ihre Säure, wiewohl nur langsam, und als phlogistisirte Salpetersäure, gänzlich fahren, und liefert auch vermittelst des pneumatisch-chemischen Apparats Lebensluft, zuletzt mit Stickgas. Sowohl die kohlensauren, als die ätzenden feuerbeständigen Alkalien, schlagen die Thonerde aus

nales de chimie, T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz, und über die dreyfachen Salze, die sich bey diesem Niederschlagen erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annalen 1792. B. I. S. 451. ff.

aus der Auflösung in der Salpetersäure nieder, indem sie sich selbst mit dieser zu Neutral-Salzen verbinden. Auch das Kalkwasser und der rohe Kalk, das Ammoniak, so wie die Talkerde, scheiden aus dem Alaunsalpeter die Thonerde ab. Nach Wenzel kann dies Salz mit Nutzen als ein Beitzmittel in der Färberey gebraucht werden, indem es die Farben noch mehr erhöhet, als der gemeine Alaun. Natürliche salpetersaure Thonerde hat man bis jetzt noch nicht entdeckt *).

Die Schwererde wird von der reinen Salpetersäure leicht und gänzlich aufgelöst. Die gesättigte Auflösung schießt durchs Abrauchen und Abkühlen, besser aber durchs unmerkliche Abdunsten, zu heraëdrischen Krystallen an, die einen bitterlich salzigen Geschmack besitzen. Man hat sie schwererdichten Salpeter (terra ponderosa nitrata, nitrum baryticum), besser aber salpetersaure Schwererde (Barytes nitricus, Nitras Barytis, Nitrate de baryte) genannt. Die Krystalle sind in kaltem Wasser ziemlich schwerauflöslich und luftbeständig, und haben einen bitterlichen scharfen Geschmack.

Die salpetersaure Schwererde wird im Feuer ebenfalls zersetzt, und liefert beym Glühen in verschlossenen Gefäßen vermittelst des pneumatisch-chemischen Apparats Lebensluft. Durch anhaltendes Calciniren im freyen Feuer läßt sie endlich alle Säure fahren, und es bleibt gebrannte Schwererde zurück. Weder ätzendes feuerbeständiges Alkali, noch ätzendes Ammoniak, noch Kalkerde, noch Talkerde, noch die Thonerde sind vermögend, die Schwererde aus der verdünnten Auflösung in Salpetersäure zu scheiden. Man muß also nach Bergmann

*) Wenzel von der Verwandtschaft, S. 113.

mann annehmen, daß die Verwandtschaft der Salpetersäure zur Schwererde stärker ist, als zu den Alkalien und den anderen Erden. Kohlensaures Alkali, sowohl feuerbeständiges, als auch flüchtiges, schlägt zwar die Schwererde aus dem schwererdichten Salpeter sogleich nieder; aber bloß wegen der doppelten Wahlverwandtschaft, welche durch die Kohlensäure bewirkt wird.

15. Salzsaure Mittelsalze.

Die Kalkerde wird von der Salzsäure leicht aufgelöst, und die Verbindung liefert nach geschehener Sättigung ein Mittelsalz, welches **salzsaure Kalkerde** (Calx muriatica s. salita, Murias calcis, Nuriate de Chaux.) genannt werden kann, sonst auch den uneigentlichen Nahmen des **fixen Salmiaks** (sal ammoniacum fixum) und des **Kalköhls** (oleum calcis) führt. Es hat einen sehr bittern unangenehmen Geschmack, und läßt sich nicht anders zu Krystallen bringen, als daß man die Auflösung bis zur Syrupsdicke abraucht, und allmählig erkalten läßt. Man erhält alsdann nach Fourcroy vierflächige gestreifte prismatische Krystalle. Bey zu starkem Abrauchen und zu schnellem Erkalten erhält man daraus nur eine unförmliche Gerinnung *).

Die Krystalle dieses Mittelsalzes lassen sich an der Luft nicht erhalten, sondern zerfließen sehr bald wieder. In der Kälte brauchen sie nur $1\frac{1}{2}$ Theil Wasser zur Auflösung, und vom heißen Wasser sehr wenig. Der gut ausgetrocknete kochsalzsaure Kalk enthält nach Bergmann 0,44 reine Kalkerde und 0,31 Küchensalzsäure, wenn man

*) Fourcroy Elemens de Chimie, T. II. 4. Edit. S. 134. 135.

man das Wasser darin zu 0,25 schätzt. Der salzsaure Kalk schmelzt im Feuer wie Wachs, und läßt auch selbst im Glühefeuer seine Säure nicht fahren. Denn beym Erkalten gesteht er zwar in der Kälte, zieht aber die Feuchtigkeiten aus der Luft eben so schnell wieder an, als vorher.

Der küchensalzsaure Kalk findet sich natürlich in vielen Wassern, und auch im Meerwasser und verschiedenen Salzsoolen, wo er dann in die Mutterlauge des Küchensalzes eingehet, und der Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit des Salzes werden kann, wenn er dabey ist.

Dies Mittelsalz wird durch feuerbeständige Alkalien auf nassem Wege zersetzt, und die Kalkerde fällt aus der Auflösung nieder, die sich aber freylich wieder auflöst, oder aufgelöst bleibt, wenn sie Wasser genug antrifft. Die Salzsäure muß also mit der Kalkerde nicht so nahe verwandt seyn, als mit den beyden feuerbeständigen Alkalien. Diese, wenn sie kohlensauer sind, fällen die Kalkerde vermittelst der doppelten Verwandtschaft wegen der Kohlensäure als rohen Kalk. Wenn hierbey die Auflösungen des kohlensauren feuerbeständigen Alkali's und des salzsauren Kalks mit so wenigem Wasser, als möglich, gemacht sind, und nun im gehörigen Verhältniß mit einander vermengt werden, so entsteht aus diesen beyden ganz flüssigen Körpern erst eine gallertartige Gerinnung, die immer fester und fester, und endlich ganz hart wird. Man hat derselben den Nahmen des **chemischen Wunderwerks** gegeben. Sie besteht aus kohlensaurem Kalk, und Digestiv-Salz oder Küchensalz, und die veränderte Auflösbarkeit der neu entstandenen Körper, und ihre Einsaugung des Wassers erklärt das ganze Räthsel bey der Entstehung.

Das

Das Ammoniak kann den salzsauren Kalk nicht zersetzen, wohl aber macht das Kalkwasser, worin man Salmiak auflöst, sogleich das Ammoniak daraus los, und dies geschieht auch beym Zusammenreiben des ungelöschten Kalks mit dem Salmiake. Die Salzsäure ist folglich näher mit der Kalkerde verwandt, als mit dem Ammoniak. Freylich fället das kohlensaure Ammoniak den Kalk aus der Salzsäure; aber hier wirkt die Anziehung der Kalkerde zur Kohlensäure, wie beym salpetersauren Kalke, und folglich geschichet die Zersetzung durch eine doppelte Wahlverwandtschaft, die durch einfache nicht erfolgen kann; die Kalkerde wird zum rohen Kalk, und Ammoniak zum Salmiak. Man kann auf diese Art die Mutterlauge des Küchensalzes wenn sie aus salzsaurer Kalkerde besteht, mit Vortheil auf Salmiak benutzen, wenn man durch einen wohlfeilen urinösen Geist, der kohlensaures Ammoniak enthält, die Erde niederschlägt. Kreide, und kohlensaure Kalkerde überhaupt, bringt beym Zusammenreiben mit Salmiak keinen flüchtigen urinösen Geruch und keine Zersetzung des letztern zuwege, wegen der Anziehung der Kalkerde zur Kohlensäure.

In der Hitze hingegen wird der Salmiak allerdings durch rohe Kalkerde zersetzt, weil durch jene die Anziehung der Kalkerde zur Kohlensäure vermindert, und diese auch ausgetrieben wird, so daß nun die Kalkerde ihre Anziehung zur Salzsäure äußern kann, indem das Ammoniak die Kohlensäure in sich nimmt. Man bedient sich daher auch der Kreide oder des rohen Kalks, um das feste kohlensaure Ammoniak aus dem Salmiak zu gewinnen, und zwar noch mit mehrerm Vortheil, als des feuerbeständigen Alkali's. Zu dem Ende werden 5 Theile getrocknete und zart gepulverte

Kreide

Kreide mit 3 Theilen fein gepulverten Salmiaks wohl vermengt, und aus einer gläsernen Retorte mit einem weiten Halse, an welche man eine nicht zu grosse Vorlage fest angekittet hat, zuerst bey gelindem, und hernach bey stufenweise vermehrtem Feuer, im Sandbade destillirt, wo sich das feste kohlensaure Ammoniak in der Vorlage anlegt.

Des gebrannten Kalks bedient man sich ebenfalls mit Vortheil, um das reine oder ätzende Ammoniak aus dem Salmiak zu scheiden, das man auf diese Art am besten und am bequemsten erhalten kann. Freylich läßt es sich nicht in fester Gestalt darstellen, sondern erscheint entweder in Gasform, oder wird im Wasser aufgelöst unter dem Nahmen des **caustischen Salmiak-Spiritus** (Spiritus salis ammoniaci cum calce viva, Alcali fluor) als ein reines ätzendes flüchtiges Alkali angewendet. Zur Bereitung des ätzenden Salmiakgeistes werden erst 2 Theile lebendiger Kalk mit 9 Theilen Wasser gelöscht, und nach dem Erkalten in eine geräumige Retorte geschüttet, worauf man 1 Theil gepulverten Salmiak hinzuthut, die Retorte wohl umschüttelt, sogleich eine Vorlage dicht ankittet, und im Sandbade bey gelindem Feuer destillirt, bis der Rückstand ganz trocken ist.

Den ungelöschten Kalk zum Salmiak zu mischen, und das Wasser nachher darauf zu gießen, geht wegen der dabey entstehenden starken Erhitzung nicht wohl an. Da sich der Rückstand von dieser Destillation sehr fest an die Retorte anlegt, und, ohne diese zu zerschlagen, nicht ganz wieder durch Wasser heraus gebracht werden kann, so hat man vorgeschlagen, obigem Gemenge noch einen Theil Küchensalz zuzusetzen.

Der erhaltene caustische Salmiakgeist hat einen weit durchdringendern Geruch, als der kohlensaure;

saures; er ist weit flüchtiger, braust nicht mit den Säuren, trübt das Kalkwasser nicht, und schlägt die Auflösung der Kalkerde in Salzsäure nicht nieder. Es versteht sich, daß man diesen Salmiak Spiritus auch durch ätzende feuerbeständige Alkalien aus dem Salmiak entbinden könnte; es ist aber kein Grund da, sie dem wohlfeilern gebrannten Kalke vorzuziehen.

Der Rückstand, welcher von der Destillation des Salmiaks mit gebranntem Kalk, und auch mit rohem Kalk zurück bleibt, ist natürlicher Weise salzsaurer Kalk, den man überhaupt deswegen fixen Salmiak genannt hat. Er zieht auch die Feuchtigkeit aus der Luft an, und zerfließt. Er enthält aber mehr Kalkerde, als zur Sättigung der Salzsäure hinreichend ist. Er schmelzt im Feuer, sobald der Tiegel glühend wird. Die geschmolzene Masse sieht nach dem Erkalten grau und wie verglast aus. Wenn man mit einem harten Körper, wie z. B. mit einem Stahl, daran schlägt, so leuchtet er in der ganzen Strecke, wo der Schlag geschehen, im Dunkeln; und wenn man kleine eiserne oder kupferne Stangen mit der geschmolzenen Masse überzieht, so zeigt sich auch im Dunkeln ein phosphorisches Licht, wenn man den Ueberzug mit einem Eisen stark kratzt. Der Ueberzug wird aber an der Luft leicht wieder feucht, und man muß sie deswegen an einem trocknen Orte, in einem Glase, genau verwahren. Dies ist der **hombergische Phosphorus.** Mehrere schreiben dazu den bloßen salzsauren Kalk, oder die wässerige Ausziehung aus dem Rückstande von der Destillation des Salmiaks mit Kalk vor, den man eindicken, und im Glühefeuer schmelzen soll; aber hierdurch erhält man nie eine feste harte Masse. Man muß vielmehr diesen Rückstand da-

zu so anwenden, wie er ist, und die überflüssigen Kalktheile nicht absondern, die zur Festigkeit der Masse wesentlich nothwendig sind *).

Mit der Talkerde liefert die Salzsäure ein Mittelsalz, von einem äußerst bittern Geschmacke und einer sehr großen Auflösbarkeit, das nur mit Mühe bey einem starken Abdampfen und schnellen Abkühlen zu nadelförmigen Krystallen gebracht werden kann, die aber an der Luft bald wieder zerfließen, wobey es nach Bergmann gegen $\frac{66}{100}$ Wasser anzieht, sonst aber gewöhnlich nach dem Abrauchen eine gummichte Masse liefert. Dies Salz heißt salzsaure Talkerde, Bitterkochsalz, auch Salzasche (magnesia muriatica s. salita B., Murias magnesiae, Muriate de magnesie), und enthält, wenn es gehörig ausgetrocknet worden ist, nach Bergmann 0,41 Talkerde und 0,34 Salzsäure, wenn man das Wasser zu 0,25 schätzt.

Die salzsaure Talkerde läßt in der Glühehitze ihre Säure gänzlich fahren, doch die letztern Antheile sehr schwer. Die feuerbeständigen Alkalien, sowohl die kohlensauren, als die ätzenden, sondern die Talkerde von der Salzsäure ab. Das Ammoniak thut es ebenfalls, aber nur das kohlensaure zersetzt die salzsaure Talkerde vollkommen; das ätzende unvollkommen: denn es bildet sich auch hier ein dreyfaches Salz aus Salzsäure, Talkerde und Ammoniak, wie Bergmann zuerst entdeckte, und es scheidet sich nur so viel Talkerde ab, als das Verhältniß der Bestandtheile dieses dreyfachen Salzes erfordert **).

Wenn

*) Nouveau Phosphore, par Mr. Homberg; in den anc. Mém. de l'acad. de Paris, Tom. X. S. 445.; übers. in Crells chem. Archiv. B. I. S. 172.

**) Torb. Bergman in seinen opusc. phys. chem. S. 351.

Four-

Wenn man frisch gebrannte Talkerde mit Salmik zusammen reibt, so entwickelt sich etwas Urinöses; aber die Zersetzung geschieht in der Kälte nur unvollkommen; in der Hitze hingegen völlig, wenn Talkerde genug da ist. So zersetzt auch die kohlensaure Talkerde, vermittelst der Hitze, den Salmiak wirklich, und zwar durch eine doppelte Wahlverwandtschaft. Dies ist gar kein Widerspruch gegen die Zersetzung der salzsauren Talkerde durch kohlensaures Ammoniak, sondern die Erklärung ist hier eben so zu geben, wie die Zerlegung des Salmiaks durch Kreide in der Hitze *).

Das Kalkwasser schlägt die Talkerde aus der Auflösung in Salzsäure nieder. Ein gleiches thut der gebrannte Kalk. Kohlensaure Kalkerde bewirkt keinen Niederschlag.

Man findet dieses Mittelsalz häufig in der Natur; in Gesundbrunnen und Wassern, in Salzsoolen; und im Meerwasser häufiger, als jedes andere Salz außer dem Küchensalz. Es ist die Ursache der Bitterkeit des Meerwassers, die man sonst unrichtig vom Erdharzichten ableitete. In der Mutterlauge der mehresten Salzsiedereyen macht es gewöhnlich den vorzüglichsten Bestandtheil aus, und giebt auch, wenn es beym Kochsalze bleibt, den Grund der Zerfließbarkeit und Bitterkeit desselben ab. Es könnte aus dieser Mutterlauge mit Nutzen auf Magnesia genutzt werden.

Die Thonerde wird von der Salzsäure ziemlich leicht aufgelöst, und giebt damit die salzsau-

Fourcroy Abhandl. über das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz ꝛc. s. Crell's Annal. 1792. B. 2. S. 451 ff.

*) Neue Erfahrungen über Bittersalzerde, und Salmiak, von Hrn. Westrumb; in Crells chem. Annal. 1788. B. II. S. 11. ff. 111. ff. und in seinen phys. chem. Abhandl. B. III. H. I. S. 277. ff.

re Thonerde (Argilla muriatica s. salita, Murias argillae, Muriate d'alumine) die man sonst auch salzsauren Alaun, alaunerdichtes Küchensalz, Thonsalz, Thonkochsalz (alumen muriaticum) nennt, ein Mittelsalz, das einen sehr zusammen ziehenden Geschmack besitzt, beym Abrauchen eine gummichte Masse liefert, und nur mit vieler Mühe zu Krystallen gebracht werden kann, an der Luft leicht Feuchtigkeiten anzieht und zerfließt. Es färbt den Violensyrup roth, wie der gemeine Alaun. In der Glühehitze läßt es die Säure endlich ganz fahren, aber schwerer als die salpetersaure Thonerde.

Von allen Alkalien, sowohl von kohlensauren, als ätzenden, von der gebrannten Kalkerde und vom Kalkwasser, und von der kohlensauren und gebrannten Talkerde wird die salzsaure Thonerde zersetzt, und die erdichte Basis abgeschieden, mit welcher also die Säure nicht so nahe verwandt ist, als mit jenen Stoffen. Natürlich hat man dies Salz noch nicht entdeckt, das nach Wenzel ein gutes Beitzmittel in der Färberey abgeben kann.

Die reine Salzsäure löst die Schwererde ziemlich leicht auf, und giebt damit ein eigenes Mittelsalz, die salzsaure Schwererde (Barytes muriaticus, terra ponderosa salita, Murias barytis, Muriate de Baryte). Dies Salz schießt aus seiner Auflösung im Wasser beym unmerklichen Abdunsten zu ansehnlich großen, durchsichtigen Krystallen an, die, wenn sie regelmäßig sind, länglichte Tafeln mit abgestumpften Ecken vorstellen. Beym schnellen Abdunsten und Abkühlen werden die Krystalle schuppig und unordentlich blätterig. Der Geschmack dieser Salz-Krystalle ist bitter. Sie sind an der Luft beständig, und erfordern

fordern vom Wasser in der mittlern Temperatur 6 Theile zu ihrer Auflösung.

Im Feuer läßt dies Salz die Säure ohne Zwischenmittel nicht fahren. Weder die feuerbeständigen Alkalien, noch das Ammoniak können die Schwererde von der Salzsäure trennen. Die kohlensauren Alkalien thun es sämmtlich, wegen einer doppelten Wahlanziehung vermittelst der Kohlensäure. Weder reine Kalkerde, noch Talkerde, noch Thonerde scheiden die Schwererde von der Salzsäure ab. Sie hat also unter allen alkalischen Stoffen die erste Stelle in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Küchensalzsäure *).

Die Zirkonerde wird von der Salzsäure aufgelöst; die Eigenschaften dieser salzsauren Zirkonerde (Circonia muriatica) sind aber noch nicht bekannt.

Die Salzsäure ist unter allen Säuren die einzige, welche nach Hrn. Wedgewood die Austral-Erde auflösen kann. Sie erfordert aber dazu die Beyhülfe der Siedhitze. Die gesättigte Auflösung läßt sich nicht krystallisiren, sondern wird durch fortgesetztes Abdunsten in mäßiger Wärme dick und butterartig, und die Masse zerfließt wieder an der Luft. Der Geschmack ist salzicht und stechend. In der Glühehitze wird die Säure wieder daraus entbunden. Merkwürdig ist es, daß die Auflösung dieser salzsauren Austral-Erde (Cambria muriatica) durch bloßes, reines Wasser wieder niedergeschlagen wird. Alkalien,

 sowohl

*) De Baryte muriato, scripsit Jo. Aug. Schmidt. Lipf. 1793. 8. Ejusdem de Baryte muriato, specimen secundum. ibid. eod. 8.

sowohl ätzende, als kohlensaure, bringen keinen andern Niederschlag zuwege, als bloßes Wasser *).

16. Sauerkleesaure Mittelsalze.

Mit der Kalkerde ist die Sauerkleesäure sehr nahe verwandt, und sie liefert damit ein im Wasser unauflösliches Mittelsalz, die **sauerkleesaure oder zuckersaure Kalkerde**, den **Zucker-Selenit** (Calx oxalica s. saccharata, Oxalas calcis, Oxalate de chaux). Es läßt sich dasselbe am besten verfertigen, wenn man die aufgelöste Sauerkleesäure zum Kalkwasser tröpfelt, aus welchem es jene sogleich als ein weißes Pulver niederschlägt, das getrocknet aus 0,48 Theilen Säure, 0,46 Kalkerde, und 0,06 Krystallenwasser besteht. Mit Veilchensyrupp gekocht, färbt es denselben grün. Sonst aber ist es geschmacklos. Im Feuer läßt es die Säure gänzlich fahren, ohne daß der Rückstand kohlicht wird, und dadurch kann man es leicht von der weinsteinsauren Kalkerde, und die Sauerkleesäure überhaupt von der Weinsteinsäure unterschieden.

Aus der Auflösung der sauerkleesauren Alkalien schlägt das Kalkwasser sogleich eine sauerkleesaure Kalkerde nieder; die ätzenden Alkalien hingegen können diese nicht zersetzen. Die Sauerkleesäure hat folglich eine größere Verwandtschaft zur Kalkerde, als zu den Alkalien.

Wenn hingegen drey Theile mit Kohlensäure gesättigtes Gewachsalkali mit zwey Theilen trockener sauerkleesaurer Kalkerde mit etwa acht Theilen Wasser so lange gekocht werden, bis die Mischung

*) Wedgewood Zergliederung einer mineralischen Substanz aus Neu-Süd-Wales. S. Gren's Journal der Phys. B. IV. S. 479 ff.

schung dicker werden will, so läßt sich nachher zuckersaures Gewachs-Alkali auslaugen, und der Rückstand ist kohlensaure Kalkerde. Hier bewirkt die doppelte Wahlverwandtschaft, was die einfache nicht bewirken kann *).

Die Talkerde liefert mit der Sauerkleesäure ebenfalls ein Mittelsalz, die **sauerkleesaure** oder **zuckersaure Talkerde** (Magnesia oxalica s. saccharata, Oxalas magnesiae, Oxalate da magnesie), das im Wasser unauflöslich ist, außer bey einem Uebermaß der Säure; als ein weißes Pulver niederfällt, und geschmacklos ist. Es enthält nach Bergmann 0,35 Talkerde, und ungefähr 0,65 Säure und Krystallenwasser.

Die ätzenden Alkalien können die sauerkleesaure Kalkerde nicht zersetzen, wohl aber entzieht die gebrannte Talkerde den sauerkleesauren Neutral-Salzen beym Kochen mit Wasser die Sauerkleesäure: diese hat also auch eine größere Verwandtschaft zur Talkerde, als die Alkalien. Das Kalkwasser entreißt aber der sauerkleesauren Talkerde die Säure; folglich steht die Kalkerde in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Sauerkleesäure der Talkerde vor.

Die reine Thonerde wird von der Sauerkleesäure durch Hülfe der Digestion auf nassem Wege aufgelöst. Die gesättigte Verbindung derselben, oder die **sauerkleesaure** oder **zuckersaure Thonerde** (Argilla oxalica s. saccharata, Oxalas argillae, Oxalate d'alumine) giebt beym Abrauchen keine Krystalle, sondern eine gelbliche, durchsichtige Masse von einem süßlich-zusammenziehenden Geschmacke,

*) Scheidung der Zuckersäure von der Kalkerde; in Richter's Abh. über die neuern Gegenst. der Ch. St. II. S. 121 ff.

schmacke, die an der Luft zerfließt, und um $\frac{2}{3}$ ihres Gewichtes dann zunimmt. Sie röthet die Lackmus-Tinctur, nicht den Violensyrupp, schwillt im Feuer auf und verliert beym Glühen die Säure gänzlich. Sie enthält nach Bergmann ungefähr 0,44 Thonerde, und 0,56 Wasser und Säure.

Alle Alkalien, sowohl die feuerbeständigen, als das flüchtige, die milden und ätzenden, zersetzen die sauerkleesaure Thonerde; eben so auch das Kalkwasser und die Talkerde. Die Sauerkleesäure ist folglich mit der Thonerde unter den alkalischen Substanzen am entferntesten verwandt.

Mit der Schwererde liefert die Sauerkleesäure die sauerkle saure oder zuckersaure Schwererde (Barytes oxalicus, terra ponderosa saccharata, Oxalas baryticus, Oxalate de baryte), ein Mittelsalz, das auch beym Ueberschuß der Säure im Wasser schwerauflöslich ist, und zu eckigen, durchsichtigen Krystallen anschießt, welche bey dem Kochen mit destillirtem Wasser zerfallen, und einen undurchsichtigen Staub absetzen, nach der Erkaltung aber zum Theil sich wieder zu Krystallen bilden, die mit der Säure übersetzt sind. Im Feuer lassen sie ihre Säure gänzlich fahren.

Die ätzenden Alkalien zersetzen die sauerkleesaure Schwererde nicht; wohl aber entzieht die reine Schwererde den sauerkleesauren Neutral-Salzen die Säure. Die Krystalle der sauerkleesauren Schwererde verlieren in der Auflösung des ätzenden Gewächs-Alkali ihre Durchsichtigkeit, und zerfallen zu einem Pulver, weil ihnen das Alkali den Ueberschuß der Säure raubt. Dem Kalkwasser überläßt die sauerkleesaure Schwererde ihre Säure ganz. Die gebrannte Schwererde zersetzt die sauerkleesaure Talkerde und Thonerde. Folglich wäre die

Stu-

Stufenfolge der einfachen Verwandtschaft der Sauerkleesäure auf nassem Wege so: Kalkerde, Schwererde, Talkerde, Gewächs-Alkali, Mineral-Alkali, Ammoniak, Thonerde.

17. Schwefelsaure Mittelsalze.

a) Schwefelsaure Kalkerde oder Gyps.

Die Kalkerde wird von der Schwefelsäure mit oder ohne Aufbrausen aufgelöst, je nachdem sie kohlensauer oder gebrannt ist. Die Verbindung, welche nach vollendeter Sättigung daraus entsteht, hat kaum einen merklichen Geschmack, und ist sehr schwerauflöslich, so daß, wenn man die Schwefelsäure nicht mit sehr vielem Wasser verdünnet hat, der größte Theil davon sich sogleich bey seiner Entstehung niederschlägt. Wenn man aber recht sehr verdünnte Schwefelsäure anwendet, oder sie zum Kalkwasser in dem Verhältniß thut, daß sie mit der Kalkerde gesättigt wird, und nach dem Durchseihen die Auflösung abraucht, oder noch besser unmerklich abdunsten läßt, so bilden sich kleine, nadelförmige Krystalle, ohne erheblichen Geschmack, welche **Selenit, künstlicher Gyps** (selenites, gypsum), oder nach **Bergmann vitriolsaurer Kalk** (calx vitriolata), jetzt **schwefelsaure Kalkerde** (calx sulphurica, sulphas calcis, sulphate de chaux), genannt werden. Diese Verbindung der Schwefelsäure mit der Kalkerde kommt mit dem **natürlichen Gypse** überein, der sich häufig und in Menge, mehr oder weniger durchsichtig, und in verschiedener Gestalt und Härte findet, wohin der erdige Gyps, der dichte Gyps, der faserige Gyps, der körnige Gyps und der späthige Gyps oder das Fraueneis gehört.

Der Gyps müßte zwar wegen der Bestandtheile, woraus er zusammengesetzt ist, zu den Mittelsalzen gezählt werden; er erfordert aber an 470 Theile siedendes Wasser zu seiner Auflösung, und mehr als 500 bey dem 50°. der Wärme nach dem Fahrenheitischen Thermometer; und wir müssen ihn daher eigentlich zu den Erden rechnen.

Wegen der Schwerauflöslichkeit der schwefelsauren Kalkerde im Wasser können wir sie nur in sehr unbeträchtlichen Krystallen darstellen; die Natur liefert sie uns aber im Fraueneise oft in ansehnlichen Krystallen. Diese Krystalle sind eine sechsseitige Säule, die an den Enden zugeschärft ist. Da zwey gegen einander überstehende Seitenflächen oft weit breiter, als die übrigen vier, und die Zuschärfungen schief aufgesetzt sind, so erhalten die Krystalle dadurch ein rhomboidalisches Ansehen, oder werden rhomboidalische Tafeln mit abgestumpften Kanten. Das Fraueneis enthält eine verschiedene Menge des Krystallenwassers, und daher rührt auch die größere oder mindere Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit des natürlichen. Nach Bergmann enthält das krystallisirte Fraueneis 0,32 bis 0,34 Kalkerde, 0,44 bis 0,46 Schwefelsäure, und 0,22 Krystallenwasser. Die Krystalle sind in der Luft beständig; doch äußern freylich die gemeinschaftlichen Kräfte der Luft, des Wassers und der Wärme endlich einige zerstörende Wirkungen auf den natürlichen Selenit, in Absicht seiner, von dem Krystallenwasser abhangenden Durchsichtigkeit.

In der Hitze hingegen verliert der Selenit sein Krystallenwasser leicht, er wird unter einer Art von Aufwallen undurchsichtig, wenn er vorher durchsichtig war, und sehr zerreiblich und locker, wenn er Festigkeit und Härte besaß. Bringt

man

man ihn schnell in ein starkes Feuer, so verliert er das Wasser unter einem Knistern. Der Gyps oder Selenit, welcher durchs Feuer seines Krystallwassers beraubt worden ist, heißt **gebrannt** (gypsum ustum), und an einigen Orten auch **Gypskalk** oder **Sparkalk**. Der gebrannte Gyps saugt mit vieler Kraft das Wasser, das man mit ihm vermengt, ein, (wobey er oft einen schwachen Geruch von sich giebt, der dem von faulen Eyern ähnlich ist, wovon die Ursache aus dem Folgenden erhellen wird,) und erhärtet damit wieder, durch eine Art von unvollkommener Krystallisation, zu einem steinharten Körper. Hierauf gründet sich die Anwendung des Gypses zum **Gypsmörtel**.

Das Brennen des Gypses erfordert bey weitem das Feuer nicht, als das Brennen des Kalks; es geschiehet im Großen entweder in Meilern, oder in offenen Oefen; auch in Backöfen. Der gebrannte Gyps wird hernach auf eigenen Mühlen oder Pochwerken gepulvert, und hernach gesiebt, wobey es aber, aus dem eben angeführten Grunde, zu dem Gebrauche desselben nicht anders, als nachtheilig seyn kann, wenn man ihn mit Wasser besprengt.

Wenn der Gyps zu wenig gebrannt ist, so verhärtet er mit dem Wasser nicht gehörig; und auch gut gebrannter Gyps thut dies, wenn er der feuchten Luft zu lange ausgesetzt wird, indem er die Feuchtigkeiten daraus in sich ziehet. Beym Brennen des Gypses ist aber auf der andern Seite wieder Vorsicht anzuwenden, daß er nicht zu stark und zu heftig gebrannt werde; denn alsdann wird er mit dem Wasser auch nicht gehörig hart. Man nennt ihn **todtgebrannt**; und er hat dann nicht sowohl von seiner Schwefelsäure verlohren, welche sich,

sich, ohne Zwischenmittel, durchs stärkste Feuer nicht davon abtreiben läßt, als vielmehr einen anfangenden Grad der Verglasung erlitten.

Bey der Anwendung des Gypses zum Gypsmörtel muß jener nicht nur gehörig gebrannt seyn, sondern es muß ihm auch weder zu wenig, noch zu viel Wasser zugesetzt werden. Im erstern Fall findet er weniger Wasser, als er in sich nehmen und binden kann; und verhärtet daher nicht gehörig. Im letztern Falle verhärtet er zu langsam; doch ist dieser Fehler nicht so groß, als der erstere. Uebrigens dehnt sich der gebrannte Gyps bey seiner Vereinigung mit dem Wasser in einen größern Raum aus; und nimmt am Gewicht zu, ohne daß er nachher an der Luft diesen Zuwachs wieder ganz verliert. Daß der alte Gypsmörtel durchs Brennen nicht wieder zu gebranntem Gypse werden könnte, ist unwahr. — Der Zusatz des Sandes beym Gypsmörtel ist unnöthig, da er schon für sich selbst einen festen Zusammenhang erhält; mehr nützt noch die Beymischung des gebrannten Kalkes.

Im heftigen Feuer, und auch vor dem Löthrohre, fließt der Gyps endlich zu einer Art von Glas; nach Hrn. Gerhard aber nicht im Kreidentiegel, sondern nur im Thontiegel. Vor dem Löthrohre mit dephlogistisirter Luft schmelzt er leicht.

Wenn man etwas schwefelsaures Gewächs-Alkali oder Mineral-Alkali in Kalkwasser auflöst, und die Auflösung hernach abdunstet, so erhält man Selenit-Krystalle. Jene Neutralsalze werden zersetzt, und ihre Alkalien in ätzender Gestalt abgeschieden. Die Schwefelsäure muß also mit den feuerbeständigen Alkalien nicht so nahe verwandt seyn, als mit der Kalkerde. Uebrigens kommt uns diese Verwandtschaft eben nicht zu

statten,

statten, um aus dem Glaubersalze das Mineral-Alkali durch ungelöschten Kalk wohlfeil darzustellen, weil dieser nur nach Maßgabe seiner Auflösung im Wasser die Schwefelsäure trennt. Kohlensaurer Kalk scheidet die Schwefelsäure keineswegs von den fixen Alkalien ab, weil hier zugleich die Anziehung der Kalkerde zur Kohlensäure wirkt.

Aus dem schwefelsauren Ammoniak entbindet die gebrannte Kalkerde sogleich das Ammoniak in ätzender Gestalt, und sie vereiniget sich mit der Schwefelsäure desselben zum Selenit. Kohlensaure Kalkerde bewirkt wegen der Kohlensäure, die von dem Kalk stark angezogen wird, keine Zersetzung des schwefelsauren Ammoniaks auf nassem Wege; auf trockenem Wege hingegen, in der Hitze, scheidet sie das Ammoniak als kohlensaures ab; aber hier wirkt auch offenbar die Hitze zugleich mit.

Wenn man aber 3 Theile fein geriebenen Gyps mit 5 bis 6 Theilen kohlensaurem feuerbeständigen Alkali wohl vermengt, und zusammen einige Stunden lang in einem Schmelztiegel gelinde calcinirt, so läßt sich nach dem Erkalten aus der klar geriebenen Masse mit siedendem Wasser ein wirkliches, obwohl mit Alkali übersetztes, schwefelsaures Gewächs- oder Mineral-Alkali auslaugen, je nachdem das Laugensalz beschaffen war; und die Kalkerde bleibt als kohlensaure Kalkerde im Seihezeuge zurück. Auch auf nassem Wege läßt sich durch Kochen des kohlensauren Alkali's und Gypses mit Wasser dieser zerlegen, und die Kalkerde desselben als kohlensaure Kalkerde abscheiden. Daher werden die gypshaltigen Quell- und Brunnenwasser vom kohlensauren feuerbeständigen Alkali getrübt.

Auch das kohlensaure Ammoniak zersetzt auf nassem Wege den Gyps, und schlägt aus der

Auflö-

Auflösung desselben im Wasser die Kalkerde, als rohe Kalkerde, nieder. So läßt sich auch schwefelsaures Ammoniak verfertigen, wenn man eine Auflösung des kohlensauren Ammoniaks mit feingepulvertem Gypse, in wohl verschlossenen Gefäßen zusammen kalt digerirt, das Gemenge öfters umrührt, und dann nach mehrern Tagen auslaugt, wo die Kalkerde des Gypses im kohlensauren Zustande übrig bleibt, und das Ammoniak, wenn es Gyps genug angetroffen hat, ganz in schwefelsauren Ammoniak verwandelt worden ist. Durchs Abrauchen und Krystallisiren kann man den etwa dabey befindlichen Gyps aus der Auflösung abscheiden.

Bey Vergleichung der vorher erwähnten Zerlegung der schwefelsauren Neutral-Salze durch Kalk mit der eben angeführten des Gypses durch kohlensaure Alkalien scheint es, daß eine wechselseitige Verwandtschaft der Schwefelsäure zu den Alkalien und zu der Kalkerde statt fände. Allein der anscheinende Widerspruch fällt weg, wenn man einfache Wahlverwandtschaft von der doppelten gehörig unterscheidet. Denn bey der Zersetzung des Gypses durch kohlensaure Alkalien ist die Kohlensäure mit in Anschlag zu bringen, gegen welche die Kalkerde eine starke Verwandtschaft besitzt, und die Summe dieser anziehenden Kräfte der Kalkerde zur Kohlensäure und der Schwefelsäure zu den Alkalien ist stärker, als die Anziehung zwischen der Schwefelsäure und Kalkerde allein. Es erfolgt also hier die Zersetzung, welche durch einfache Verwandtschaft sonst nicht bewirkt wird. —

Reine Alkalien, feuerbeständige sowohl, als flüchtiges, schlagen daher aus der Auflösung des Gypses in Wasser die Kalkerde nicht nieder; freylich dann wohl, wenn man die Vermischung an

der

der Luft stehen läßt, wo die Alkalien Kohlensäure anziehen, und wo sich also nun wegen der letztern eine doppelte Wahlverwandtschaft ereignet. Man muß also der reinen Kalkerde auf nassem Wege allerdings eine nähere Verwandtschaft zu der Schwefelsäure zuschreiben, als den feuerbeständigen und flüchtigen Alkalien.

b. Schwefelsaure Talkerde oder Bittersalz.

Die Talkerde wird von der Schwefelsäure leicht aufgelöst. Auch bey einer ziemlich schwachen Verdünnung mit Wasser erhält man eine klare Auflösung, und es erzeugt sich kein solcher Niederschlag, als bey der Auflösung der Kalkerde in eben dieser Säure. Man erhält vielmehr, bey getroffener Sättigung, durchs Abrauchen und Krystallisiren der Auflösung, ein vom Selenit ganz verschiedenes Salz, welches in den Officinen Bittersalz, Epsomsalz, englisches Purgirsalz (sal Epsomiense, sal catharticum anglicanum, amarum), nach dem neueren System aber schwefelsaure oder vitriolsaure Talkerde (magnesia sulphurica s. vitriolata, sulphas magnesiae, Sulfate de magnesie) genannt wird.

Dies Mittelsalz hat einen sehr bittern, etwas kühlenden Geschmack, und schießt, bey gehöriger Behandlung, in schönen regelmäßigen, vierseitigen, glatten, gleichseitigen Säulen an, welche sich in dachförmige oder zweyseitige Endspitzen endigen. Die Krystalle verlieren in der Wärme ihre Durchsichtigkeit, und zerfallen endlich in ein weißes Pulver, wegen des Verlustes des Krystallenwassers. Die Krystalle enthalten nach Bergmann 0,13 Talkerde, 0,33 Schwefelsaure und 0,48 Wasser.

Die schwefelsaure Talkerde ist im Wasser sehr auflöslich. Bey der mittlern Temperatur nimmt dies etwas mehr als die Hälfte von dem krystalli-

krystallisirten Salze auf; vom siedenden Wasser aber werden nur 0,666 zur Auflösung desselben erfordert. Es läßt sich daher auch durchs Abrauchen krystallisiren. Bey dem Abrauchen der Auflösung darf man dieses nicht bis zum Häutchen fortsetzen, weil sonst alles, wegen der leichten Auflösbarkeit des Salzes in der Hitze, nachher beym Erkalten zu einem Salzklumpen gerinnt. Am besten erhält man die Krystalle, wenn man das Abrauchen nur so lange gelinde fortsetzt, bis ein Tropfen davon auf einer kalten Fläche nach wenigen Minuten anschießt. Durchs unmerkliche Abdunsten lassen sich bey größern Salzportionen die schönsten Krystalle hervorbringen. Das verkäufliche Bittersalz bestehet aus kleinen nadelförmigen Krystallen, welche durch das Umrühren der zum Krystallisiren fertigen Lauge erhalten worden sind. Es hat auch einigen Hang zum Zerfließen, und dies rührt von einem noch dabey befindlichen fremdartigen Salze (salzsaure Talkerde) her.

In der Hitze zergeht die krystallinische schwefelsaure Talkerde in ihrem Krystallenwasser; sie schäumt stark auf; trocknet aus, und schmelzt dann erst in einer sehr starken Glühehitze, ohne die Säure fahren zu lassen. Die calcinirte schwefelsaure Talkerde verschluckt das Wasser begierig, verhärtet damit, und löst sich erst nach und nach wieder auf. Bey der Vermischung derselben mit dem Wasser erzeugt sich Wärme.

Die schwefelsaure Talkerde findet sich auch häufig natürlich, besonders in mineralischen Wassern, wie im Seidschützer Wasser. In dem Ebshamer Brunnen wurde das Bittersalz zuerst von Nehem. Grew 1675. endeckt, und seit dieser Zeit in der Arzneykunst unter dem obigen Nahmen angewendet. Hoy erfand die wohlfeile künstliche

liche Bereitung desselben zuerst aus der Mutterlauge des Kochsalzes. Dies Verfahren wurde erst später bekannt, nachdem die starke Centumien des Salzes schon vorher zur Wahrscheinlichkeit Gelegenheit gegeben hatte, daß es durch Kunst bereitet werden müßte *).

Die schwefelsaure Talkerde wird sowohl von den reinen, als kohlensauren feuerbeständigen Alkalien zersetzt. Durch die erstern wird die Talkerde kohlensauer, durch die letztern rein niedergeschlagen. Die Alkalien geben mit der Schwefelsäure des Bittersalzes entweder einen vitriolisirten Weinstein, oder ein Glaubersalz. Auf diese Neutral-Salze hat aber die Talkerde gar keine Wirkung; sie ist also mit der Schwefelsäure entfernter verwandt, als die feuerbeständigen Alkalien. Hierauf gründet sich die Gewinnung der Talkerde aus dem Bittersalze.

In Ansehung des Ammoniaks scheint die Verwandtschaft der Schwefelsäure auf nassem Wege nicht stärker zu seyn, als zur Talkerde. Schüttet man ätzenden Salmiakgeist zur Auflösung des Bittersalzes im Wasser, so schlägt sich nur sehr wenig Talkerde nieder; es bildet sich vielmehr nach Bergmann ein dreyfaches Salz, eine Zusammensetzung aus Schwefelsäure, Ammoniak, und Bittererde, oder vielmehr zwey verschiedene

*) Lentilius von dem englischen Purgirsalze; aus den Abh. der Akadem. der Naturf. 1712 — 1714., übers. in Crells chem. Archiv, B. 1. S. 42. Versuche und Beobachtungen über das bittere Laxirsalz, von J. Brown; aus den philol. Transact. Vol. XXXII. J. 1722 und 1723. übers. ebendas. S. 175 Fortsetzung, ebendas. S. 177. Ueber das Epsomsalz; von Boulduc; aus der Hist. de l'acad. roy. des sc. de Paris von 1718. übers. im neuen chem. Archiv, B. I. S. 203. Untersuchung des Epsomsalzes, von Ebendemselben, aus den Mem. vom J. 1731. übers. im n. chem. Archiv, B. III. S. 195.

dene Salze mit einerley Säure. (Sulfate ammoniaco-magnesien) *).

Von dem Kalkwasser wird die schwefelsaure Talkerde sogleich zersetzt; die Schwefelsäure wird in Selenit verwandelt, und die Talkerde fällt nieder. Hierdurch unterscheidet man bequem das Bittersalz vom Glaubersalze. Kohlensaure Kalkerde, auch selbst im kohlensauren Wasser aufgelöst, kann das Bittersalz nicht zerlegen, wegen der starken Anziehungskraft der Kalkerde zur Kohlensäure. Man findet daher auch in einigen Sauerbrunnen kohlensaure Kalkerde und Bittersalz zugleich.

Bey der Auflösung der kohlensauren Talkerde in Schwefelsäure ist keine beträchtliche Erhitzung zugegen. Wenn man aber gebrannte und völlig luftleere Talkerde, in einer porzellanenen Tasse, oder einem andern schicklichen Gefäße, mit starkem Vitriolöhle übergießt, so erhitzt sich das Gemisch stark, es dampft, und man sieht es wirklich glühen und Funken umhersprühen, wenn man die Vermischung an einem dunkeln Orte vornimmt. Der Versuch gelingt mit dem weißen, besser aber mit dem braunen rauchenden Vitriolöhle. Den Grund dieser Erscheinung kann man, nach Gren, nicht in der Wärme-Materie der Talkerde oder concentrirten Schwefelsäure allein finden, weil sie nie

*) Bergmann de magnesia, in seinen opusc. phys. chem. T. I. S. 578.; de attract. el. ebendas. T. III. S. 317. 337. Memoire sur la precipitation de sulfate, nitrate et muriate magnesiens par l'ammoniaque, et sur les sels triples ammoniaco-magnesiens, qui se forment pendant cette precipitation, par M. de Fourcroy; in den Annales de chym., T. IV. S. 210. ff. Ueber das Niederschlagen der vitriol-, salpeter- und salzsauren Bittererde durch das flüchtige Laugensalz, und über die dreyfachen Salze, die sich bey diesem Niederschlag erzeugen, von Hrn. de Fourcroy; in Crell's Annal. 1792. B. I. S. 451. ff.

nie allein Feuer oder Glühen hervor zu bringen im Stande ist, sondern Gren folgert daraus, daß das Vitriolöhl, auch das weiße, Phlogiston in sich habe, welches mit der freywerdenden Wärme-Materie zum Licht und Feuer in Verbindung tritt. Die Erhitzung selbst aber ist aus dem plötzlichen Uebergang der flüssigen Schwefelsäure mit der Talkerde zum festen Bittersalz zu erklären. Bey der kohlensauren Talkerde wird diese Erhitzung nicht erregt, weil die Kohlensäure, um luftförmig zu werden, bey ihrer Entbindung die aus der Schwefelsäure freywerdende Wärme-Materie wieder von neuem bindet *).

c) Schwefelsaure Thonerde, oder gemeiner Alaun.

Das Resultat der Verbindung der Thonerde mit Schwefelsäure ist der **gemeine Alaun** (Alumen vulgare, crudum), den man im System **schwefelsaure** oder **vitriolsaure Thonerde** (Argilla sulphurica s. vitriolata, Sulphas argillae, Sulphate d'Alumine) nennt **).

*) Westrumb über die Entzündung der gebrannten Bittersalzerde mit Vitriolöhle; in Crells Annalen 1784. Band II. S. 432. ff. Ebenderselbe über die Entzündung der Bittersalzerde durch Vitriolsäure; in seinen kleinen phys. chem. Abhandl. B. III. H. 1. S. 405. ff.

**) Andr. Sigm. Marggraf Verzeichniß einiger Erfahrungen, die Regeneration des Alauns — sowohl, als auch dessen künstliche Zusammensetzung aus andern Erden mit dem Acido vitriolico betreffend; in seinen chem. Schriften, B. I. S. 199. ff. Ebendesselben Versuche mit der Alaunerde, ebendaselbst S. 212. Ebendesselben Fortsetzung der Arbeiten mit der terra alumnis, ebendas. S. 226. Recherches sur la nature de la base de l'alun par M. Baron; in den Mém. de l'acad. roy. des sc. 1760. S. 274. ff. Baron's Untersuchung der Grunderde des Alauns; in den mineral. Belustigungen, Th. III. S. 347. ff.

Der Alaun ist ein Mittelsalz von einem anfangs süßlichen, aber hernach herben zusammenziehenden Geschmack. Die Krystallengestalt des Alauns ist sehr nach der Behandlung seiner Lauge verschieden. Eigentlich sind seine Krystalle vollkommene Octaëdra, welche von zwey vierseitigen, mit ihrer Basis an einander gefügten Pyramiden gebildet werden. Nach den verschiedenen Behandlungen sind die Spitzen mehr oder weniger abgestumpft, und die Seiten mehr oder weniger regelmäßig. Bey großen Anschüssen sitzen die Krystalle oft wie eingezapft in einander, so daß sie gewissermaßen eine gegliederte vierseitige Säule mit einer vierseitigen pyramidalischen Endspitze zu bilden scheinen. Am vollkommensten werden die Octaëdra vermittelst der Fäden erhalten, welche man in die zum Krystallisiren fertige Lauge aufhängt. Denn durch das Ansetzen der Krystalle an die Wände der Krystallisirgefäße geht gewöhnlich eine oder mehrere Flächen verloren, und man sieht öfters auch wohl nur eine einzige Pyramide an dem Krystalle.

Der Alaun ist im kalten Wasser ziemlich schwerauflöslich; denn beym 50° Fahr. erfordert er mehr, als 18,363 Theile, vom siedenden Wasser aber nach Baumé nur 1,600 und nach Bergmann sogar nur 0,750 Theile Wasser, um sich im krystallinischen Zustande vollkommen aufzulösen. Der Alaun läßt sich daher sehr gut durchs Abkühlen krystallisiren. Die Krystalle desselben bestehen nach Bergmann aus 0,18 Thonerde, 0,38 Schwefelsäure und 0,44 Wasser.

An der Luft werden die Alaunkrystalle auf der Oberfläche, wegen des Verlustes ihres Wassers, unscheinbar, verwittern aber nicht eigentlich, wie das Glaubersalz. In der Hitze zergeht der Alaun

in

in seinem eigenen Krystallenwasser, wegen der stärkern Annahme der Wärme. Das Wässerichte entweicht immer mehr und mehr, der Alaun wird zäher und trockener; er schwillt hierbey ungemein auf, und giebt nach dem völligen Austrocknen eine mattweiße, sehr schwammichte, leckere, leicht zerreibliche Masse, welche nun **gebrannter Alaun** (alumen ustum) heißt.

Der Alaun verliert bey diesem Brennen sein Krystallenwasser gänzlich, und beynahe die Hälfte seines Gewichts. Der gebrannte Alaun schmeckt weit stiptischer, als der rohe. Er löst sich im Wasser wieder auf, mit Zurücklassung einiger erdigen Theile, und liefert dann durchs Abrauchen und Krystallisiren wieder wahren Alaun. Wenn man das Brennen des Alauns in einer irdenen Retorte vornimmt, welche wegen des Aufblähens dieses Salzes nur in einer geräumigen Retorte und bey vorsichtiger Regierung des Feuers geschehen muß, so geht fast bloßes Wasser in die Vorlage über, und nur zuletzt kommt bey starker Hitze etwas Säure zum Vorschein, aber nach Geofroy läßt sich diese keinesweges ganz aus dem Alaune abtreiben. Der hierbey zu erhaltende **Alaun-Spiritus** (spiritus aluminis), wie er sonst wohl genannt wurde, ist natürlicher Weise von schwacher Schwefelsäure gar nicht verschieden.

Der Alaun enthält immer einen Ueberschuß von Schwefelsäure. Er färbt deswegen auch die Lackmus-Tinctur und das damit gefärbte Papier roth, und man kann ihn nicht als ein vollkommen gesättigtes Mittelsalz ansehen; aber dieser Ueberschuß der Säure ist ihm wesentlich, und mit derselben geht zugleich Geschmack, Auflöslichkeit und die ganze vorige Beschaffenheit verloren. Wenn man nähmlich nach Hrn. Baumé in eine wäs-

ferige Auflösung des gewöhnlichen Alauns eine frisch niedergeschlagene, gut ausgesüßte, aber noch nicht getrocknete, Alaunerde thut, und damit sieden läßt, so löst sich noch ein ziemlicher Theil davon auf, und die erhaltene durchgeseihete Auflösung schmeckt gar nicht mehr wie Alaun, sondern wie ein hartes Wasser, sie röthet die Lackmus-Tinctur nicht mehr, und liefert beym unmerklichen Abdunsten schuppige, weiche, im Wasser sehr schwerauflösliche, unschmackhafte Krystalle, welche Baumé **Glas-Selenit** nennt, und welche man als einen **mit Thonerde völlig gesättigten** Alaun ansehen kann. Durch zugesetzte Schwefelsäure verwandeln sie sich nur langsam wieder in gewöhnlichen Alaun. Chaulnes und Le Blanc erhielten beym unmerklichen Abdunsten des Salzes sehr regelmäßige Würfel *).

Wenn aber dem Alaun bey seiner Verfertigung oder bey seiner Auflösung im Wasser noch mehr verdünnte Schwefelsäure zugesetzt wird oder beygemischt ist, als er wesentlich haben muß, so wird dadurch das Anschießen desselben nach Bergmann's Erfahrungen immer mehr und mehr gehindert und verzögert, je größer die Menge der freyen Säure bey demselben ist. Wenn man aber nach Baron zu einer gesättigten Auflösung des Alauns im Wasser starkes Vitriolöhl schüttet, so schießt der Alaun sehr bald in langen strahlichten Krystallen an, welche nach dem Abtrocknen auf Lösch-

*) Baumé's Experimentalchemie, Th. I. S. 477. Ambros. Mich. Siefert von würflichten Alaunkrystallen; im neuen Hamburg. Magazin, B. XII. S. 163. ff. und S. 195. ff. Beyträge zu Hrn. D. Siefferts Abhandlung über den würflichen Alaun, vom Hrn. D. Buchholz; in Crell's chem. Annalen, 1785, B. II. S. 485. ff. Fourcroy Elem. de Chim. 4 Ed. Tom. II. S. 217.

Löschpapier und nach dem Wiederauflösen und Krystallisiren wieder die Gestalt des gewöhnlichen Alauns erhalten. Es scheint also hier das Gegentheil von dem vorigen statt zu finden, und die Schwefelsäure das Anschießen des Alauns eher zu befördern, als zu verhindern. Allein man muß hierbey das gehörige Maß der Wässerigkeit erwägen; im letztern Falle zieht die concentrirte Schwefelsäure das Wässerige der Auflösung mit vieler Stärke an, und der Alaun muß wegen verminderter Menge des Auflösungsmittels niederfallen. Wenn aber die Schwefelsäure schon Wasser genug hat, oder in der Auflösung des Alauns genug antrifft, so findet der letztere Fall nicht statt, und der Alaun wird, so wie auch der Selenit, der vitriolisirte Weinstein und andere Salze, wegen des Uebermaßes der Säure im Wasser leichter auflösbar, und um deßo schwerer zu krystallisiren. Den Alaunkrystallen entzieht starkes Weinöhl auch das Krystallenwasser, und verwandelt sie auf nassem Wege gewissermaßen in gebrannten Alaun *).

Man findet den Alaun hin und wieder, obgleich selten, ganz fertig von der Natur zubereitet, in einigen mineralischen Quellen, in Kohlenminen, an den Laven von Vulkanen, und sonst an verschiedenen andern Orten. Der größte Theil dieses Mittelsalzes wird durch Kunst zusammengesetzt. Der gemeine, verkäufliche Alaun pflegt selten ganz rein zu seyn; gemeiniglich ist er mit Eisen oder vielmehr mit Eisenvitriol, und mit schwefelsaurem Gewächs-Alkali verunreiniget, welche beyde mit zugleich in seine Krystallen übergehen. Der

*) Bergmann de conf. alumins, in seinen opusc. T. I. S. 318. ff.

letztere rührt daher, weil man zu der Alaunlauge, die wegen des gewöhnlich dabey befindlichen Uebermaßes der Säure nicht anschießen will, Pottaschenlauge setzt, um so die überflüssige Säure wegzunehmen. Manchmahl ist der Alaun auch mit Bittersalz verunreiniget. Der gewöhnliche verkäufliche Alaun heißt sonst auch von seiner Farbe alumen album, von seinem Ansehen alumen glaciale, und von der syrischen Stadt Roccho oder Rocca (jetzt Edessa), wo die Europäer die Kunst den Alaun zu bereiten zuerst lernten, al. rochae oder rochum, und durch einen Mißverstand dieses letztern Worts auch al. rupeum. Eine reinere Sorte ist der neapolitanische, der bey Puzzuolo zu Solfatara (alumen Solfatarae) bereitet wird; und dann vorzüglich der römische oder der **rothe Alaun** (alumen romanum, rubrum), den man in dem Alaunwerke della Tolfa bey Civita-Vecchia gewinnt. Er ist frey von Eisentheilen, und nur äußerlich mit einer röthlichen Erde vermengt, welche man durchs Auflösen im Wasser, Durchseihen und Krystallisiren davon trennen kann. Diese röthliche Erde ist ihrer Natur nach noch nicht gehörig untersucht; scheint aber doch eisenschüssig zu seyn. Der **gravenhorstische** oder **braunschweigische Alaun** ist durch und durch röthlich, und von dem römischen und andern Alaun, in Absicht seiner Mischung, merklich unterschieden. Er hat seine rothe Farbe ohne Zweifel vom Kobold *).

Mit der Thonerde ist die Schwefelsäure nicht so nahe verwandt, als mit den andern Erden und mit

*) S. Erxleben, aluminis rosei, quod fratres Gravenhortin Brunsuigae parant, examen chemicum; in den nov. Comm. Soc. Scient. Goetting. Tom. IV. S. 99. Bergmann a. a. O. S. 115.

mit den andern Alkalien. Sowohl die kohlensauren, als die reinen feuerbeständigen Alkalien trennen auf nassem Wege die Thonerde von der Schwefelsäure. Auch das Ammoniak schlägt die Thonerde aus der Auflösung des Alauns im Wasser nieder, und zwar sowohl das reine, als das kohlensaure. Da die Thonerde keine Verwandtschaft zur Kohlensäure hat, so entsteht auch ein Aufbrausen, wenn man kohlensaure Alkalien zum Zersetzen des im Wasser aufgelösten Alauns anwendet. Uebrigens fällt es schwer, die Thonerde, welche man durch Zersetzung des Alauns vermittelst der Alkalien gewinnt, ganz von Schwefelsäure zu befreyen, weil der Alaun bey der Entziehung seiner Säure immer schwerauflöslicher wird. Man erreicht seinen Zweck noch am besten, wenn man die durch Alkalien aus der Auflösung des Alauns im Wasser niedergeschlagene Thonerde wieder durch reines Alkali im Wasser auflöst, und daraus wieder durch reine Salzsäure fället *).

Wenn man schwefelsaures Ammoniak mit Thonerde zusammen im Feuer behandelt, so bleibt schwefelsaure Thonerde zurück. Dies geschieht aber nicht wegen der nähern Verwandtschaft der Schwefelsäure zur Thonerde, sondern wegen der Wirkung der Hitze, wodurch sich das Ammoniak von der Schwefelsäure trennt.

Die Thonerde ist mit der Schwefelsäure nicht so nahe verwandt, als die Kalkerde; und es zersetzt sowohl die reine, als die kohlensaure Kalkerde den Alaun auf nassem Wege. Schüttet man eine Auflösung des Alauns im Wasser zum Kalkwasser, so entsteht gleich eine Trübung; die Thon-

*) J. B. Richter über die neuern Gegenstände der Chemie, St. II. S. 130. ff.

erde fällt nieder, und die Schwefelsäure verbindet sich mit der Kalkerde zum Gyps.

Endlich wird der Alaun auch durch Talkerde zersetzt, und zwar sowohl durch reine, als durch kohlensaure, indem die Talkerde wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit der Schwefelsäure des Alauns damit zum Bittersalz zusammentritt.

d) Schwefelsaure Schwererde oder Schwerspath.

Die Schwefelsäure verbindet sich mit der Schwererde mit oder ohne Aufbrausen, je nachdem diese kohlensauer oder rein war. Es gewährt aber diese Verbindung keine klare Auflösung, auch wenn man sehr stark verdünnte Schwefelsäure anwendet; sondern es schlägt sich alles zu einem im Wasser unauflöslichen Pulver nieder. Eine solche schwefelsaure oder vitriolsaure Swererde (Barytes sulphuricus s. vitriolatus, Terra ponderosa sulphurica s. vitriolata, Sulphas Barytis, Sulfate de Baryte) ist auch der natürliche Schwerspath (Spathum ponderosum), der, weil er im Wasser ganz und gar unauflösbar, und also auch geschmacklos ist, mit Recht zu den Erden und Steinen gerechnet wird.

Wegen der Unauflöslichkeit im Wasser können wir die schwefelsaure Schwererde nicht in krystallinischer Form darstellen, sondern sie schlägt sich immer als ein unförmliches Pulver nieder. Die Natur hingegen liefert uns diese schwefelsaure Schwererde oft in ansehnlichen Krystallen, von regelmäßigen Umrissen, und bestimmtem Gefüge, wovon der Art. Schwerspath handeln wird.

Die Krystallisationen des natürlichen Schwerspaths sind höchst mannigfaltig. Nach Hrn. Werner lassen sich indessen alle Schwerspathkrystalle

unter

unter folgende Hauptkryſtalliſationen bringen: die doppelt vierſeitige Pyramide, die ſchiefwinklige vierſeitige Säule, die ſchiefwinklige vierſeitige Tafel, die ſechsſeitige Säule, die rechtwinklige vierſeitige Tafel, und die achtſeitige Tafel. Die Zuſchärfungen der Kanten und Ecken gewährt mehrere Abwechſelungen dieſer Arten *).

Der gewöhnliche oder gemeine Schwerſpath beſteht nach Bergmann aus 0,84 Schwererde, 0,13 Schwefelſäure, und 0,03 Waſſer. Die Menge dieſes Waſſers iſt in den durchſichtigen Schwerſpathkryſtallen größer. Das ſpecifiſche Gewicht des Schwerſpaths iſt anſehnlich, und zwiſchen 4,000 bis 4,500.

Der blätterige und kryſtalliniſche Schwerſpath kniſtert und zerſpringt, wenn er ſchnell in ein ſtarkes Feuer gebracht wird. Er verliert ſein Kryſtalliſationswaſſer, und brennt ſich zu einem Pulver, das aber nicht, wie der gebrannte Gyps, mit Waſſer wieder zuſammenbackt. Durch die Hitze läßt ſich die Schwefelſäure keinesweges aus ihm austreiben. Bey einem lange fortgeſetzten heftigen Porzellänfeuer fließt er nach d'Arcet endlich zu einer Art von Glas; aber nach Herrn Gerhard nur im Thontiegel, nicht im Kreidentiegel oder Kohlentiegel. Die feuerbeſtändigen Alkalien bringen ihn leichter zum Fluß. Vor dem Löthrohr mit Lebensluft iſt er ebenfalls ſchmelzbar, unter Entwickelung eines ſchwefligten Geruchs.

Unter allen alkaliſch ſalzigen und erdigen Stoffen hat die Schwererde die nächſte Verwandtſchaft zu der Schwefelſäure. Die ätzenden Alkalien zerſetzen daher den Schwerſpath auf naſſem Wege

*) Cronſtedt's Mineralogie, überſ. von Werner; S. 61. ff.

Wege so wenig, als das Kalkwasser; aber auch auf trocknem Wege haben sie keine zersetzende Wirkung auf denselben. Wenn man hingegen die reine Schwererde mit der Auflösung der schwefelsauren Neutral-Salze zusammenbringt, so werden diese zerlegt, ihr alkalischer Theil wird abgeschieden, und die Schwererde verwandelt sich in Schwerspath. Eben so zerlegt sie auch das Bittersalz und den Alaun. Ohne Zweifel wird die Auflösung des Gypses im Wasser durch die reine Schwererde auf ähnliche Art zersetzt; wenigstens geschiehet es durch eine doppelte Verwandtschaft sogleich, wenn die Schwererde in irgend einer andern Säure aufgelöst ist. Die Wirkung der Schwererde auf trocknem Wege auf die schwefelsauren Neutral-Salze mit einem feuerbeständigen Alkali ist noch nicht geprüft; aus dem schwefelsauren Ammoniak macht sie sogleich das flüchtige Alkali los.

Der Schwerspath löst sich übrigens in der sehr concentrirten Schwefelsäure nach Morveau gänzlich auf; nur gehört eine große Menge der Säure und die Beyhülfe der Siedhitze dazu. Bey dem Erkalten scheidet sich ein Theil wieder daraus ab, und auch durch wenige Tropfen Wasser, womit man die Auflösung verdünnt. Stellt man aber die erkaltete Auflösung an die freye Luft hin, so krystallisirt sich der Schwerspath vermittelst der vor der Säure nach und nach angezogenen Feuchtigkeit in regelmäßiger Gestalt heraus. Die stark concentrirte Schwefelsäure löst vom Schwerspath $\frac{1}{17}$ auf. Aus dieser Auflösung läßt sich die Schwererde durch die kohlensauren Alkalien abscheiden.

c) Schwefelsaure Zirkonerde.

Wenn die Zirkonerde noch mäßig feucht ist, so löst sie sich nach Hrn. Klaproth in der verdünnten und gelinde erwärmten Schwefelsäure, ohne Aufbrausen, auf. Die gesättigte Auflösung gerinnt in der Kälte zum zarten milchweißen Breye; die mit Schwefelsäure übersättigte hingegen bleibt auch in der Kälte klar, und schießt durchs unmerkliche Abdunsten zu zusammengehäuften, vierseitig säulenförmigen Krystallen an, die nicht bitter, sondern schrumpfend schmecken. Sonst kennen wir die Verhältnisse dieser schwefelsauren Zirkonerde (Circonia sulphurica s. vitriolata, Sulphas circoniae, Sulfate de Jargon) noch nicht weiter.

18. Weinsteinsaure Mittelsalze.

Aus der Verbindung der Kalkerde mit der reinen Weinsteinsäure entsteht die weinsteinsaure Kalkerde, der Weinstein-Selenit, Kalkweinstein (calx tartarosa, tartarisata, Selenites tartareus, Tartris calcareus, Tartrite de chaux), ein Mittelsalz, das überaus schwer im kalten Wasser auflöslich ist, sich aber auch im siedenden Wasser nur langsam und in sehr geringer Menge auflösen läßt, und deswegen bey seiner Entstehung sich als erdichtes Pulver niederschlägt, in welchem man aber nach dem Trockenwerden durchs Vergrößerungsglas kleine spießichte Krystalle gewahr werden kann. Mit dem Kalkwasser bringt die Weinsteinsäure auch einen Niederschlag zuwege. Der Geschmack dieses Mittelsalzes ist erdicht; an der Luft ist es beständig. Im Feuer läßt es die Weinsteinsäure, freylich zersetzt, als Weinstein-Spiritus und brandigés Oehl, fahren, wird in verschlossenen Gefäßen zu einer sehr schwammichten und

lockern

lockern Kohle, welche sich in Hrn. Prousts Versuchen beym Zutritt der Luft von selbst entzündete; sonst aber beym Einäschern Kalkerde zurückläßt, die, wenn sie nicht zu heftiges Feuer erfahren hat, Kohlensäure enthält.

Diese schwerauflösliche weinsteinsaure Kalkerde kann übrigens zur Regel dienen, nie Weinsteinrahm oder Weinsteinsäure in Verbindung mit absorbirenden Kalkerden als Arzneymittel innerlich zu geben, womit unchemische Aerzte oft so freygebig sind.

Die ätzenden Alkalien können den Weinstein-Selenit auf nassem Wege nicht zersetzen. Wenn man hingegen gebrannten Kalk mit der Auflösung des tartarisirten Weinsteines oder weinsteinsauren Mineral-Alkali's kocht, so wird nicht Weinstein abgeschieden, sondern diese Neutral-Salze werden ganz zersetzt, eben so auch das Seignet-Salz, und es bleiben die Alkalien derselben in ätzender Gestalt in der Auflösung zurück, indem die Weinsteinsäure mit der Kalkerde zusammentritt. Auch aus dem Kalkwasser schlagen die weinsteinsauren Neutral-Salze eine weinsteinsaure Kalkerde nieder. Wir müssen daher der Weinsteinsäure eine stärkere Verwandtschaft zur Kalkerde, als zu den feuerbeständigen Alkalien, zuschreiben. Das Ammoniak steht der Kalkerde natürlicherweise ebenfalls nach.

Die Lauge, welche nach dem Zersetzen des Weinsteines oder der weinsteinsauren Neutral-Salze durch gebrannten Kalk übrig bleibt, hat das Besondere, daß sie zwar in der Kälte klar und helle ist, aber durchs Anwärmen in offenen und auch in verschlossenen Gefäßen, auch bey der Verdünnung mit Wasser, milchicht und trübe wird, und sich wieder beym Erkalten aufklärt und durchsichtig wird. Ohne Zweifel ist hieran die darin

befind-

befindliche weinsteinsaure Kalkerde schuld; allein es ist doch immer gegen die Analogie, daß ein Auflösungsmittel in der Kälte mehr auflöse, als in der Wärme. Oder sollte die weinsteinsaure Kalkerde nur höchst fein mechanisch darin schwimmend seyn, und durch die Auflockerung des Zusammenhanges des Vehiculums in der Warme sich wieder abscheiden *)?

Mit der Talkerde giebt die Weinsteinsäure ein Mittelsalz, daß sich bey der völligen Sättigung aus dem Wasser ebenfalls wegen seiner Schwerauflöslichkeit als eine Erde niederschlägt, und weinsteinsaure Talkerde (Magnesia tartarosa, tartarisata, Tartris magnesiae, Tartrite de Magnesie) genannt wird. Mit einem Ueberschuß von Säure läßt sie sich besser auflösen, und liefert dann auch während des Abrauchens vieleckige, durchsichtige Salzkörner, die eigentlich kleine, sechsseitige Säulen vorstellen, die an beyden Enden abgestumpft, und mehr oder weniger irregulär sind. Sie lösen sich im Wasser leichter auf, als die weinsteinsaure Kalkerde, auch wenn sie ganz gesättiget sind **).

Im Feuer schmelzt die weinsteinsaure Talkerde, schäumt auf, verkohlt sich, und hinterläßt zuletzt die reine Talkerde. In verschlossenen Gefäßen gebrannt liefert sie, wie alle weinsteinsaure Salze einen Weinstein-Spiritus und empyreumatisches Oehl.

Aetzende

*) Hr. De Lassone über die neuen und besondern Erscheinungen, welche mehrere Salzmischungen hervorbringen; aus den Mem. de l'Ac. de Paris. 1773. S. 191. übers. in Crell's chem. Journ. Th. IV. S. 109. Wenzel von der Verwandtsch. S. 297. Leonhardi in Macquer's chem. Wörterb. Th. IV. S. 619.

**) Bergman de magnesia §. 12.

Aetzende Alkalien zersetzen die weinsteinsaure Talkerde auf nassem Wege nicht. Hingegen sondert, nach Bergman, die gebrannte Talkerde aus der Auflösung der weinsteinsauren Neutral-Salze die Alkalien nach einiger Zeit ab. Es muß also die Verwandtschaft der Weinsteinsäure zu der Talkerde größer seyn, als zu den Alkalien. Die Kalkerde aber stellt Bergman in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Weinsteinsäure vor die Talkerde *).

Die reine Thonerde, besonders wenn sie aus dem Alaun niedergeschlagen, wohl ausgesüßt, und noch nicht getrocknet worden ist, löst sich in der Weinsteinsäure leicht und vollkommen auf. Die gesättigte Auflösung der **weinsteinsauren Thonerde** (argilla tartarosa, tartarisata, alumen tartareum, Tartris argillae, Tartrite d'alumine) läßt sich aber nicht krystallisiren, sondern giebt beym Eindicken eine durchsichtige gummiähnliche Salzmasse, die an der Luft nicht zerfließt, und einen eigenen zusammenziehenden Geschmack besitzt. Im Feuer läßt sie die Säure gleichermaßen in brenzlichter Gestalt gänzlich fahren. Alle Alkalien sowohl, als die übrigen Erden, machen die Thonerde aus der Auflösung in der Weinsteinsäure frey.

Mit der Schwererde giebt die Weinsteinsäure ebenfalls ein ziemlich schwerauflösliches Salz, die **weinsteinsaure Schwererde** (Barytes tartarosus, terra ponderosa tartarisata, Tartris baryticus, Tartrite de baryte), die sich bey einer Uebersättigung mit Säure leichter im Wasser auflösen läßt. Im Calcinir-Feuer verliehrt sie ihre Säure gänzlich, und ihre erdige Basis bleibt zurück. Da die gebrannte Schwererde aus der Auflösung

*) Bergman de attractionib. elect. §. XXIII.

lösung der weinsteinsauren Neutral-Salze die Weinsteinsäure an sich zieht, so muß sie dieser wohl näher verwandt seyn, als die Alkalien. Bergman stellt die Schwererde in der Stufenfolge der Verwandtschaft der Weinsteinsäure auch vor die Talkerde, nach der Kalkerde.

19. Zitronsaure Mittelsalze.

Die zitronsaure Kalkerde (Calx citrica, citrata, Citrate de chaux) ist schwerauflöslich im Wasser, wie Gyps, und erscheint als ein unförmliches Pulver. Es erhellet hieraus die unnütze Zubereitung einiger Kalkerden mit Zitronensäure zum medicinischen Gebrauch, wie Conchae citratae, Oculi cancrorum citrati, u. dergl.

Die zitronensaure Talkerde (Magnesia citrica, citrata, Citrate de Magnesie) ist nach Scheele im Wasser ziemlich leicht auflöslich, schießt aber nicht zu Krystallen an, sondern stellt beym Abrauchen eine dem arabischen Gummi ähnliche Masse dar.

Die zitronensaure Schwererde (Barytes citricus s. citratus, Citrate de Baryte) ist nach Scheele schwerauflöslich, doch aber auflöslicher als zitronensaure Kalkerde.

Die zitronensaure Thonerde (Argilla citrica, citrata, Citrate d'alumine) ist nach Scheele schwerauflöslich, und fällt als ein unförmliches Pulver zu Boden *).

S. Gren's systematisches Handbuch der gesammten Chemie. Vier Theile. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses, 1794—1796. 8. (Im Register am 4ten Theile findet man die weiteren Nachweisungen.)

*) Scheele, in Crell's Annal. 1785. B. II. S. 439.

Mac-

Macquer's chymisches Wörterbuch ꝛc. aus dem Franz. übers. von D. Joh. Gott. Leonhardi. Zweyte Ausgabe. V. Th. Leipzig bey Weidmann. 1790. 8. Im Art. Salz, S. 349 fl. (Daselbst werden aber auch die Neutral-Salze und die metallischen Salze mit unter dem Nahmen Mittelsalze begriffen.)

Göttling's Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker; Weimar in der Hofmannischen Buchhandlung, von 1780 an 12. (Die Registerbände weisen das weitere nach.)

Mittelsand, s. **Mittelgrind**, oben, S. 99.

Mittelschild, 1. in der Wapenkunst, ein in der Mitte eines großen Schildes liegender kleinerer Schild. 2. Eine Unterlage unter dem Zifferblatte einer Taschenuhr.

Mittelschlag, die mittlere Art oder Gattung. **Ein Pferd vom Mittelschlage**, welches weder zu groß noch zu klein ist. Imgleichen ein Ding von dieser mittlern Beschaffenheit.

Mittelschlamm, im Hüttenbaue, ein Schlamm von mittlerer Beschaffenheit, welcher zwischen dem **Haupt-** oder **Röschschlamm** und dem **Sumpfschlamme** in der Mitte ist. Es ist eigentlich diejenige Sorte des gepochten und über den Herd gewaschenen Erzes, welche sich im ersten Graben unter dem Gefälle setzt. Daher der **Mittelschlammherd**, von welchem der Mittelschlamm erhalten wird, und welcher eine Neigung von 10 Graden hat.

Mittelschlich, eben daselbst, ein Schlich von mittlerer Beschaffenheit. S. **Schlich**.

Mittelschnepfe, eine Art Schnepfen von mittlerer Größe, welche sich gern an sumpfigen Orten aufhält, und kleiner als die Waldschnepfe ist. Bey Linné und Bechstein heißt sie Scolopax major. S. unter **Schnepfe**.

Mittelschock, s. unter **Mittelmünze**, oben, S. 102.

Mittelschrot, bey den Jägern, Schrot von mittlerer Größe, dergleichen das **Hasenschrot** und **Hühnerschrot** ist.

Mittelsmann, s. **Mittelsperson**.

Mittelspannt, oder **Hauptspannt**, das weiteste Spannt in einem Schiffe.

Mittelsparren, der längste Sparren eines Walmdaches, welcher in der Mitte, oder in die Spitze desselben hinauf gehet.

Mittelsperson, 1. eine Person, so fern sie ein Mittel ist, dessen sich eine höhere wirkende Ursache zu Erreichung einer Absicht bedient. 2. Eine Person, welche eine Sache vermittelt, zwey streitige Partheyen vereiniget; ein **Mittler**, **Vermittler**, im gemeinen Leben ein **Schiedsmann**, **Mittelsmann**, welches auch von Personen weiblichen Geschlechts gebraucht wird.

Mittelstämpel, bey den Buchbindern, derjenige Stämpel von Messing in einem hölzernen Heft, mit welchem auf den Rücken der Bände zwischen den Ecken in der Mitte die Zierrathen von Golde gestämpelt werden; im Gegensatze der **Eckstämpel**.

Im Hüttenwerke ist **Mittelstämpel** der mittelste Stämpel unter den drey Pochstämpeln im Pochtroge in einem Pochwerke.

Mittelstand, der mittlere Zustand einer Person, besonders in Ansehung des Vermögens und des bürgerlichen Ranges, derjenige Stand, welcher zwischen reich und arm, zwischen vornehm und geringe in der Mitte ist.

Dieser Stand schwillt in Deutschland, besonders in Ansehung der Gelehrten, überhaupt so an, daß man darauf bedacht seyn muß, ihm eine

Ableitung zu verschaffen, um das Gleichgewicht in dem Verhältnisse der Einwohner nicht zu sehr zum Nachtheile der producirenden Classe zu verrücken. Durch immer fester gezogene Gränzen beschränkt, ist es nur ein seltner Fall, daß ein Individuum in den höhern Stand eindringt. Hingegen ist der Zudrang von unten ungeheuer. Jeder etwas vermögende Bürger- und Bauer läßt einen Sohn studieren, und wer mag ihm das wehren, wenn er es ausführen kann? Wer hingegen seiner Familie einen Ausweg nach unten empfehlen möchte, dem stehen unendliche Schwierigkeiten entgegen. Die noch immer bestehenden Zunft- und Gildeeinrichtungen, der Zwang der Lehrjahre ꝛc. vertragen sich nicht mit der liberaleren Erziehung. Darum ist es, die Vorurtheile der Verwandten ungerechnet, fast keine Möglichkeit, daß ein Gelehrter seine Kinder einem Handwerke oder einer zunftmäßigen Kunst widme. Im Handel und in den Manufacturen ist an den meisten Orten Deutschlands nichts zu unternehmen; im Militär selten Aussicht für einen Bürgerlichen. Selbst die besseren Stellen im Civilstande eignet sich der Adel unter ehrenvolleren Titeln sehr häufig zu.

Unter diesen Umständen würde es sehr erwünscht seyn, wenn die Gelegenheit, Ackerbau zu treiben, mehreren erleichtert werden könnte. Die Neigung dazu ist dem Menschen angebohren, und sehr leicht bey ihm rege gemacht. Wer nicht kaufen könnte, müßte pachten. Mancher würde die gröbsten Handarbeiten auf dem Lande mit verrichten, wenn er nicht besorgen müßte, von Gecken ausgelacht zu werden.

Wie sehr aber würde der Ackerbau sich heben, wenn nicht nur ein Theil des im Mittel-

stande befindlichen Vermögens, sondern auch die, diesem Stande vor allen eigne, Thätigkeit, Speculation und Erweiterungstrieb zu seiner Aufnahme verwendet würde!

Auch die landesherrlichen Domänen müßten in kleinere Pachthöfe von 500 bis 1000 Morgen vertheilet und darnach bebauet werden. Selbst die Besitzer großer Privat-Güter würden es dann gerathen finden, hierin nachzufolgen.

Mittelsteg, der mittelste Steg. Bey den Buchdruckern ist es der breiteste Steg in den meisten Formaten, in der Mitte der Form der Länge nach.

Mittelstein, im Hüttenbaue, der rohe, noch einmahl durchgestochene und geschmelzte Stein, welcher bey Schmelzung der Kupfererze erhalten, und nachmahls im Rösten wieder fünf Mahl zugebrannt wird. Man sehe unter andern im Art. **Kupfer**, Th. 55, S. 774.

Mittelstempel, s. **Mittelstämpel**.

Mittelstimme, in der Musik, die zwischen dem Discante und dem Basse befindlichen Stimmen, dergleichen der **Alt** und **Tenor** sind, von welcher jener **die hohe** und dieser **die tiefe Mittelstimme** genannt wird.

Mittelstollen, im Bergbaue, ein Stollen, in einem Grubenbaue, der 30, 40 bis 50 Lachter Teufe (Tiefe) hat; im Gegensatze der **Tage-** oder **Tiefestollen**, wovon der erste nur die oberen Erd- und Steinlagen eines Bergwerks hindurch gehet, der zweyte eine Tiefe von 50 bis 100, auch mehr Lachtern macht.

Mittelstraße, eigentlich die mittelste Straße unter dreyen, in welcher Bedeutung es aber nicht so üblich ist, als in der figürlichen, das Mittel zwischen zweyen äußersten Graden zu bezeichnen; **der Mittelweg**, welches doch nicht so gebräuchlich ist. Z.

B. der kluge Mann hält die Mittelstraße zwischen einem Verschwender und Knauser.

Mittelstück, auf den Eisenhütten, das mittelste Stück Eisen, welches aus der einen Hälfte des Dächels auf dem Zerrenhammer geschrotet wird.

Im Bergwesen sind die **Mittelstücke** die mittelsten Stangen oder Stücke eines Bergbohrers, mit welchem man 100 und mehr Lachter tief in die Berge bohret. Durch diese Mittelstücke wird der Bergbohrer sehr verlängert, indem man viele Stücke zusammen schraubet. Die Mittelstücke selbst, welche von $\frac{1}{4}$ bis zu 1 Lachter lang, und $\frac{3}{4}$ Zoll dick sind, haben an einem Ende eine Schraube, und an dem andern eine Mutter, daß die Stücke zusammen geschraubet werden können.

Das Mittelstück eines Bodens, bey den Böttchern, ist in einem Fasse oder Bottich das Stück in der Mitte des Bodens, weil ein jeder Boden eines Gefäßes aus mehreren Stücken zusammen gesetzt wird. Oefters hat ein Boden auch zwey Mittelstücke, wenn der ganze Boden aus vier Stücken besteht, und alsdann sind an beyden Seiten derselben noch ein **Scharstück** angesetzt. Besteht der Boden aber aus ungleichen Stücken, z. B. aus 5 Stücken, so ist nur ein Mittelstück vorhanden.

Mittelstützen, diesen Nahmen führen gewisse Stangen an einer Kutsche. S. im Art. **Kutsche**, Th. 57, S. 339.

Mitteltiefe, die mittelste Tiefe, die Tiefe in der Mitte eines Dinges. **Die Mitteltiefe eines Fasses**, welche auch **die Spundtiefe** genannt wird. Ingleichen die mittlere Tiefe, welche zwischen einer großen und geringern Tiefe in der Mitte ist.

Mitteltinte, bey den Mahlern, ein für **Mittelfarbe** übliches Wort.

Mitteltreffen, bey einem in Schlachtordnung gestellten Kriegsheere, der mittelste Theil des Hauptheers, welcher sich zwischen den beyden Flügeln in der Mitte befindet. Ingleichen der zwischen dem **Vorder-** und **Hintertreffen** befindliche Theil eines Heeres, welcher gleichfalls den vornehmsten Theil desselben ausmacht. Bey einigen oberdeutschen Schriftstellern der **Mittelhaufe, Schlachthaufe.**

Mitteltuch, Tuch, oder ein Tuch von mittlerer Güte, Beschaffenheit oder Größe.

Bey den Tuchmachern ist es ein Tuch, das 2 Ellen breit fertig ist. Es wird aus guter Mittelwolle verfertiget, und 42 Ellen lang geschoren, wenn das Stück 24 Ellen lang fertig seyn soll. Es erhält zur Kette 1632 Fäden, und werden dazu erfordert 18 Pfund Wolle zur Kette, und 22 Pfund zum Einschlage. Es wird mit einem Schlage, d. i., es wird einmahl mit der Lade der Einschlag angeschlagen, doch dichte gewebet, damit zwischen demselben und einem schlechten Tuche ein Unterschied sey.

Bey den Jägern sind **die Mitteltücher** oder **der Mittelzeug** eine Art Jagdtücher, welche das Mittel zwischen den **hohen** und **Lauftüchern** halten, und bey weitläufigen Jagden an die hohen Tücher mit angeheftet werden, um dadurch die Jagdstellungen desto größer zu machen. Ihre Länge, worin sie mit den hohen Tüchern überein kommen, ist 80 gedoppelte, oder 160 einfache Waldschritte, d. i. 200 Ellen. Die **Oberleinen, Unterleinen** und **Windleinen**, große und kleine **Heftelringe, Knebel** sind ebenfalls, wie an den hohen Tüchern, nur daß die Leinen

um ein merkliches dünner, und sonderlich die Leinwand um einen guten Theil schmahler, auch die Furkeln dazu kleiner gemacht werden. Man hat zweyerley Arten von Mitteltüchern, nähmlich hohe und schmahle. Die hohen Mitteltücher müssen vier Ellen hoch gestellt werden, und man bedient sich derselben öfters bey Hirschjagden, sonderlich bey Herrschaften, die nicht viel Jagdzeug haben, um etwas zu ersparen, weil das rothe Wildbret doch auch nicht so leicht überspringen kann; zumahl wenn man es mit Vortheil auf die kleinen Berge, Lehnen und Hügel stellt, wo der Hirsch keinen Ansprung haben kann, und demselben das Tuch höher vorkommt, als es in der That ist. Die schmahlen Mitteltücher sind ebenfalls 80 gedoppelte Waldschritte lang, wie die andern, und auch eben so mit ihrem Zugehör versehen, sie stellen aber nur drey Ellen hoch, und sind zur Wildschweinsjagd sehr bequem, weil zur Zeit wenn man die wilden Schweine jaget, das Rothwildbret verschont wird, welches über dergleichen Tücher leicht wegsetzen kann, die Schweine aber nicht so flüchtig sind. Die Furkeln müssen $3\frac{1}{2}$ Ellen hoch seyn. Noch versteht man hierunter eine andere Art schmahler Tücher, die Hasentücher, die nur $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch gestellt, und von zwey schmahlen Breiten gemacht werden.

Mittelwall, im Festungsbaue, derjenige Theil eines Walles, welcher zwey Bollwerke mit einander verbindet, der zwischen zwey Bollwerken befindliche Wall; der Zwischenwall, und mit einem französ. Kunstworte, die Courtine.

Mittelwand, die zwischen den Außenwänden eines Gebäudes befindlichen Wände.

Die Zimmerleute nennen diejenige, aus Holz verbundene Wand, welche auf die Dachbalken

nach

nach der Länge des Gebäudes aufgerichtet wird, um die Stuhlbalken in der Mitte zu unterstützen, und überhaupt das Dach zusammen zu verbinden, daß es sich nicht schieben kann, die Mittelwand, auch Giebelwand, Windrispen.

Bey hölzernen Schleusen oder Sielen, welche über 12 Fuß breit sind, ist es eine in der Mitte zur Unterstützung angebrachte Wand.

Mittelweg, s. Mittelstraße.

Mittelwegerich, eine Art des Wegerichs von mittlerer Größe; Plantago media Linn.

Mittelwerrig, verderbt Mittelwerk, im Flachsbaue, dasjenige Werrig, welches die zweyte Hechel gibt, und welches eigentlich Hecde ist.

Mittelwind, ein zwischen zwey Hauptwinden befindlicher Wind, der Zwischenwind, dergleichen Nordost, Nordwest, Südost, und Südwest sind; zum Unterschiede von den Hauptwinden und Nebenwinden.

Mittelwolle, so nennen die Weißgärber diejenige lange und grobe Schafwolle, welche von den beschmutzten Hinterbacken (Arschkutzen) abgehaaret wird.

Mittelwort, in der Sprachkunst, eine Art Wörter, welche zwischen den Zeitwörtern und zwischen den Nennwörtern das Mittel halten, von mittlerer Beschaffenheit sind, Beywörter, welche die Nebenbedeutung der Zeit haben, und von Zeitwörtern herkommen; Lat. Participium. z. B. Ein Lebender, ein Erschlagener.

Mittelzahn, bey den Füllen diejenigen Zähne, welche sie im $3\frac{1}{2}$ Jahre anstatt der Vorschieber bekommen. Auch die zwischen den Zangen, oder zwey vordern Zähnen und zwischen den Eckzähnen der erwachsenen Pferde in der Mitte befindlichen Zähne werden Mittelzähne genannt.

Mittelzeichen, bey den Jägern, dasjenige Zeichen einer Hirschfährte, welches einem Tritte gleicht, und entstehet, wenn der Hirsch mit dem hintern Fuße in die Fährte des vorderen eintritt, doch so, daß der Tritt nicht genau eintrifft. S. auch **blenden**, Th. 5, S. 726.

Mittelzent, in einigen oberdeutschen Gegenden eine Art der Zent oder Gerichtbarkeit, welche das Mittel zwischen der **Ober-** und **Niderzent** hält, und auch die **Fraißzent** genannt wird.

Mittelzeug, der, Zeug von mittlerer Beschaffenheit. Im Jagdwesen werden auch die **Mittelrücher** der **Mittelzeug** genannt.

Im Berg- und Hüttenwesen wird eine von den drey Arten der Eisenflossen, welche weder zu brüchig noch zu weich, noch spröde, sondern von mittelmäßiger Beschaffenheit ist, der **Mittelzeug**, auch **Meiler** genannt.

Mitternacht, 1. die **Mitternachtszeit**. Der mittelste Theil der Nacht, die Stunde von 12 bis 1 in der Nacht. Lat. media nox, Franz. minuit. **Um Mitternacht. Vor Mitternacht. Nach Mitternacht.** Eigentlich ist es diejenige Zeit der Nacht, da der Mittelpunct der Sonne bey ihrer scheinbaren täglichen Bewegung den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Ortes erreichet hat, oder in der unsichtbaren Hälfte des Mittagskreises des Ortes sich befindet. Gerade zu dieser Zeit ist die Hälfte der Nacht verflossen, indem die Sonne von ihrem Untergange bis zu diesem tiefsten Stande eben so viele Zeit gebraucht, als sie von diesem Stande an bis zum Aufgange verlangt.

Die Mitternacht ist von dem vorhergehenden und nachfolgenden Mittage um 12 Stunden wahrer Sonnenzeit verschieden; und der bürgerliche

Tag

Tag fängt von dem Augenblicke der Mitternacht an.

2. So viel als **Mitternachtsgegend**, Nord, Lat. septemtrio, boreas, oder diejenige Welt- oder Himmelsgegend, nach welcher der in unsern Ländern sichtbare Weltpol steht. Bey der täglichen scheinbaren Umwälzung des Himmels um seine Axe gibt es einige Sterne, welche gar nicht untergehen, und welche bey heitern Nächten in dieser Gegend gesehen werden. Dahin gehören besonders auch die 7 Sterne im großen Bär, welche unter dem Nahmen **Himmelswagen** bekannt sind. Die Alten nannten sie septem triones, wovon diese Gegend den Nahmen erhalten hat. — **Der Wind kommt aus Mitternacht. Gegen Mitternacht wohnen** ꝛc.

Der **Mitternachtspunct** oder **Nordpunct** ist der Durchschnittspunct des Mittagskreises eines Ortes mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, nach welcher der in unsern Ländern sichtbare Weltpol liegt. Dieser Punct wird von den Schiffern **Norden** genannt. Er ist einer von den vier Haupt- oder Cardinal-Puncten, wovon die vier Weltgegenden im Horizonte bestimmt werden. Von diesem Puncte heißt die ganze umliegende Gegend des Himmels **die Mitternachtsgegend**, und alles, was sich daselbst ereignet, wird durch die Redensart ausgedrückt, es geschehe gegen Mitternacht.

S. auch **Mitternachtsseite.**

Mitternachtsgang, flacher Gang, im Berg- und Hüttenwesen, ein Gang zwischen der 9ten und 12ten Stunde, weil er nach Mitternacht hinstreicht.

Mitternachtsgegend, s. unter **Mitternacht.**

Mitternachtskind, ein Kind, welches zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht geboren ist. Einem solchen ist, nach den Meinungen der Sterndeuter, die Gabe verliehen, Geheimnisse und zukünftige Dinge zu erforschen, Schätze zu finden, und unvermuthet zu großen Gütern zu gelangen; auch soll es im Alter große Ehre und nach dem Tode Nachruhm erlangen, und was dergleichen albernen Geschwätzes mehr ist.

Mitternachtspunct. s. unter **Mitternacht**.

Mitternachtsseite, die nach der Mitternachtsgegend gekehrte Seite eines Gebäudes, einer Mauer, eines Berges ꝛc.

Von der Schädlichkeit der Mitternachtsseite in mancherley Fällen ist vorzüglich folgendes zu bemerken.

1) Bey Erbauung neuer Wassermühlen lege man, wenn es nur irgend abzuändern stehet, die Wasserräder ja nicht auf die Mitternachtsseite. In heftigen Wintern ist es fast nicht möglich, solche im Gange zu erhalten. Bey einer Mühle, deren Wasserräder gegen Mittag hangen, ist das Aufeisen ungleich leichter. Wenn die Sonne nur eine Stunde auf die Räder scheint, so ist das Eis bald von solchen weg zu bringen.

2) Eben so hüte man sich, Landstraßen in gebirgigen Gegenden an die Winterseite der Berge hergehen zu lassen. Selbst mit Verwendung doppelter Unterhaltungskosten werden sie, besonders zu Frühlings- und Herbstzeiten, immer schlechter zu passiren seyn, als solche, welche an der Mittagsseite eines Berges liegen.

3) Man pflanze an den Landstraßen her keine Bäume an der Mittagsseite; denn in den Mittagsstunden werfen sie ihren Schatten auf den Weg, und verhindern das baldige Abtrocknen desselben

selben ungemein. Sie machen aus der Sommerseite eine Winterseite.

4) Man baue Ställe, die zur Aufziehung des jungen Viehes bestimmt sind, z. B. der Fohlen, Kälber, Schweine, besonders auch des Federviehes, selbst wo die Alten brüten sollen, ja nicht auf der Nordseite. Denn alles junge Vieh liebt die Wärme, und hat solche zum Wachsthum sehr nöthig.

5) Wie viel schwerer des Winters die Wohnstuben, welche gegen Mitternacht die Fenster haben, gegen die, welche die Mittagssonne genießen, zu heitzen und zu erwärmen sind, ist wohl einem jeden bekannt. Also treffe man bey Erbauung neuer Wohnhäuser auch die Einrichtung, daß, wo nicht alle, doch die mehresten Wohnstuben die Sonne haben. Es dient dies nicht allein für die Gesundheit, sondern bewirkt auch eine merkliche Ersparung am Holze, welches ohnehin jährlich theurer wird.

6) Von der Schädlichkeit der Mitternachtsseite bey Mehlmagazinen s. im Art. Mehlmagazin, Th. 87, S. 571 fl.

Daß die Getreidefelder, welche an Anhöhen auf der Mitternachtsseite liegen, bey weitem nicht so fruchtbar sind, als diejenigen, welche die Mittagssonne haben, leidet wohl keinen Zweifel. Indessen weiß man aus Erfahrung, daß Dorfschaften, deren Obstgärten an der Mitternachtsseite von Bergen liegen, oftmahls viel Obst gehabt, wenn in andern Dorfschaften nichts gewesen ist. Dieses rührt aber daher, weil diese Obstbäume viel später, und erst dann zu blühen anfangen, wenn die Nachtfröste nachgelassen haben.

Mitternachtsstunde, die Stunde der Mitternacht, die Stunde von 12 bis 1 in der Nacht.

Mitter-

Mitternachtsuhr, in der Sonnenuhrkunst, eine Sonnenuhr, welche auf einer gegen Mitternacht gelegenen Fläche angebracht wird. S. im Art. Sonnenuhr.

Mitternachtswind, ein Wind, welcher aus Mitternacht kommt, wofür doch Norowind üblicher ist.

Mitternachtszeit, die Zeit der Mitternacht, oder um Mitternacht. S. unter Mitternacht.

Mittfasten, die, eine im Hochdeutschen veraltete Benennung der Mitte der Fasten: Der Sonntag nach Mittfasten, der Sonntag Lätare. Nieders. Midfasten, wo man auf ähnliche Art auch Midsommer, Middensommer und Middewinter sagt, für die Mitte des Sommers, die Zeit um Johannis-Tag, und die Mitte des Winters, die Zeit um Weihnachten.

Mittle, das, auch Mittlen, ein in einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. in Ulm, übliches Getreidemaß, welches daselbst der vierte Theil eines Immi ist, und 6 Metzen oder 24 Vierthel, oder 2896 Par. Cubik-Zolle hält. Es ist ohne Zweifel ein Geschlechtsverwandter von Metze, Muth, ein Maß, und anderen dieser Art, oder vielleicht das oberdeutsche Diminutivum von Muth, in welchem Falle es Müthle geschrieben werden müßte, für Müthlein.

Mittler, ein Adjectivum, welches folgende Bedeutungen hat.

1) Eigentlich, was zwischen dreyen Dingen dem Orte und der Zeit nach in der Mitte ist, wofür man in der vertraulichen Sprechart auch **mittelste** sagt. **Der mittlere Ring**, der mittelste. **Der mittlere Finger. Der mittlere Sohn.**

2) Fi-

2) Figürlich. 1. Was zwischen zwey Extremis, zwischen zwey einander entgegen gesetzten Dingen, oder auch nur zwischen zwey Dingen verschiedener Art das Mittel hält. **Er ist von mittlerer Größe**, weder zu groß noch zu klein. **Ein Mann von mittlerem Alter**, von männlichem Alter, weder zu alt noch zu jung. **Ein Bier von mittlerer Stärke.** 2. **Mittler Weile, mittler Zeit**, indessen, beyde nur im gemeinen Leben, wo sie auch gemeiniglich zusammen gezogen werden, **mittlerweile, mittlerzeit.**

Die meisten Sprachlehrer halten dieses Wort für den Comparativ von dem Superlativ mittelste, dessen Positiv, mittel, veraltet ist, so daß mittler für mittreler steht. Allein, da hier keine eigentlich steigende Bedeutung vorhanden ist, so kann es auch ein eigenes Beywort seyn, welches aus Mittel und dem Suffixo er zusammen gesetzt ist, und etwas bedeutet, welches sich mitten, unter oder zwischen zweyen andern befindet.

Mittler Krystall, heißt ein solcher, dessen Größe unter zwey Zoll, bis auf einen halben Zoll gehet.

Mittlere Seide, so nennt man zu Amsterdam eine von den drey Sorten Organciner Seide von Bologna, womit man daselbst Handlung treibt. Die Melioratien werden das Pfund zu 51 bis 54 schweren Stübern verkauft.

Mittler, der, 1. eine Person, welche sich zwischen zwey streitige Personen in das Mittel schlägt, ihren Streit zu vermitteln, sie zu vergleichen sucht, in der edlen Schreibart; in der vertraulichen Schrechart **die Mittelsperson**, im gemeinen Leben **der Mittelsmann.** 2. Bey einigen Handwerkern ist **der Mittler** ein Mittelding zwischen einem Gesellen und Lehrlinge, welche bey den Buchdruckern **Cornuten** heissen.

Mittrieb, der, in der Landwirthschaft, das Recht, sein Vieh mit dem andern gemeinschaftlich auf dessen Grund und Boden treiben, d. i. weiden zu lassen; die **Mitweide**. S. unter **Weide**.

Mittwoche, die, der Nahme des vierten oder mittelsten Tages in der Woche, welcher in vielen Gegenden nach einer mißverstandenen Analogie der übrigen Wochentage im männlichen Geschlechte der **Mittwoch** oder gar der **Mittwochen** lautet. Da indessen dieses Wort aus dem weiblichen **Woche** zusammen gesetzt ist, so ist der **Mittwoch** in aller Betrachtung unverzeihlich, auch wenn die erste Hälfte der Zusammensetzung das Hauptwort **Mitte** seyn sollte. Es ist heute **Mittwoche**. Die **Krumme Mittwoche**, eine in vielen Gegenden der römischen Kirche übliche Benennung der Mittwoche in der Charwoche, wo das Wort **krumm**, in dem Munde des Volks aus dem Lat. carena, die Fasten, entstanden ist. S. im Art **Grün**, Th. 20, S. 165.

Auf die Frage wenn? nimmt dieses Wort vermittelst des adverbialischen s die Gestalt eines Nebenwortes an, da denn zugleich das weibliche e wegfällt; **Mittwochs**, an der Mittwoche, so wie man auch sagt **Montags**, **Dienstages** ꝛc. Die Niedersachsen hängen dafür eine andere adverbialische Endung en an, **Mittwochen**, ob sie gleich bey den übrigen Wochentagen das s behalten.

Bey dem Notker Mittauuecho. Es ist auf eben die Art zusammen gesetzt, wie **Mittag**, **Mitternacht**, **Mittfasten** und das Nieders. **Mittsommer** und **Mittwinter**. Bey den mehr nördlichen Völkern wird dieser Tag nach dem Gotte Odin, Wodan oder Godan genannt; Schwed. Odensdag, Onsdag; Angels. Vodensdag; Engl. Wednesday Selbst im Osnabrückischen heißt er daher noch **Gohnsdag**, und im Holländ. Woensdag.

Knoblauchsmittwoche, s. unter K. Th. 41, S. 430.

Mitweide, 1. das Recht, sein Vieh gemeinschaftlich auf des andern Grund und Boden weiden zu lassen, s. Mittrieb. 2. Derjenige Grund und Boden, worauf man dieses Recht ausüben kann.

Mitwohner, in einigen Städten ein Nahme der Beysassen oder Schutzverwandten, im Gegensatze der Bürger.

Mityliten, s. Mytiliten.

Miva, in Apotheken, das was sonst Rob bedeutet, ein mit Zucker eingesottener Saft, oder das Mark gewisser Früchte, eben so zubereitet. Am gewöhnlichsten versteht man hierunter das Quittenbrot, oder den Quittensaft, Miva, Rob oder Gelatina Cydoniarum, oder Cydoniorum. Eine Miva ist eigentlich aber dünner als Syrupp und dicker als Rob.

Mixa, und Mixaria, oder Myxa, Myxaria, alte Nahmen eines ägyptischen Baumes, welcher bey Linné Cordia Myxa heißt. S. schwarze Brustbeeren, im Art. Brustbeere, Th. 7, S. 132.

Mixillones, werden von den Portugiesen diejenigen Austern genannt, welche sich in der See um die moluckischen Inseln häufig finden. Es werden aber diese Austern von den Wellen aus dem Meere heraus geworfen, so daß sie auf den Klippen über dem Wasser liegen bleiben. In selbigen findet man kleine und große Perlen, theils braune und schwärzlich, theils weiße. Die Muscheln dieser Austern öffnen sich zu gewisser Zeit, besonders wenn ein Thau fällt, und deshalb glaubte man sonst, daß nicht allein die Perlen vom Thaue erzeugt würden, sondern daß sie selbst nach Beschaffenheit des Thaues schöner oder geringer, weiß oder braun oder dunkeler würden. Man wußte

es wahrscheinlich nicht, daß die Perlen aus einer Art von Verletzung der Schale entstehen, wie man denn durch das Anbohren der Schalen die Muscheln veranlassen kann, Perlen anzusetzen.

Mixtur, die, aus dem Lat. Mixtura, 1) überhaupt eine zusammen gemischte Sache.

2) Ein flüssiges Arzneymittel, welches aus verschiedenen Bestandtheilen bereitet ist. Eigentlich sind es Arzeneyformen, wo nicht in Auflösung zu gebende Pulver, z. B. Moschus, Kreide, zu einer Flüssigkeit gemischt, und jedesmahl vor dem Einnehmen durch Schütteln damit vereiniget werden. Auch versteht man jetzt darunter eine für Aerzte, welche gern einen Mischmasch zusammen verschreiben wollen, ohne chemische oder arzeneyliche Kenntnisse dabey nöthig zu haben, sehr bequeme Arzeneyform, um allerley Salze und Pulver zu einer Flüssigkeit zu mischen, selbst wenn die Dinge einander zersetzen, oder die auflösbaren nicht Flüssigkeit genug zur Auflösung finden, oder sonst eine gegenseitige Zerstörung, Gährung oder Aufbrausung statt finden sollte. Der Nahme **Mixtur** entschuldigt dies alles.

3) Eine Mischung von Talg und Oehl, womit die Kupferstecher eine Platte vor dem Radieren überziehen, damit das Scheidewasser nur diejenigen Stellen angreife, die radiert sind. S. im Art. **Kupferstecherkunst**, Th. 56, S. 396.

4) Ein Orgelregister, welches aus mehreren Pfeifen auf einen Clavis besteht, und auch **Mixtur-Cymbeln** genannt wird. Z. B. wenn das c noch e und g neben sich hat, die zugleich ansprechen, so ist die Mixtur dreyfach, und so weiter bis auf 12 und mehrfach. Es bleiben aber diese Pfeifen immer im Accord der Tertie und Quinte eines jeden Tones, und werden eben so in der

Hälfte

Hälfte der Clavitur, wiederhohlt, oder auch bey der Octave, weswegen denn keine Mixtur allein, sondern nur zur Verstärkung, unter den Principal-Stimmen, mitgespielt werden darf. Es gibt immer aber ein verworren tönendes Geräusch und ist daher wenig schätzbar. Die grosse Mixtur hatte sonst 30 bis 40 und mehr Pfeifen, jetzt nur 10 bis 12, von welchen die größte 8 Fuß Ton hat. Die mittlere Mixtur besteht aus 4 bis 8 Pfeifen, die größte von 1 oder 2 Fuß Ton. Die kleine oder scharfe Mixtur hat 3 oder 4 Pfeifen und die längste davon 3 Zoll. Man sehe übrigens den Art. Orgel

Mixtur-Cymbeln, s. im vorstehenden Artikel.

Mixtur-Grün, ist eine Farbe, welche aus heller Lasur und Auripigment, oder anstatt des letztern aus Bleyweiß oder Kreide und Saftgrün besteht.

Mk. eine Abbreviatur, bedeutet so viel als Mark, eine Münze.

Mna, ist so viel als **Mina**, ein Gewicht der Alten: S. Th. 90, S. 758.

Mnaanim war bey den Juden ein aus einer viereckigen hölzernen Tafel zubereitetes musikalisches Instrument, oben mit einer Handhabe, daran man es hielt. Ueber der Tafel war eine eiserne Kette, oder eine von Hanf gemachte Saite ausgespannt, an welche hölzerne oder eherne Kügelchen angereihet waren. Wenn man auf die Kette oder Saite schlug, so stießen die Kügelchen an einander, und an die Tafel, und machten einen starken Schall, der weit gehört wurde.

Mnemonik, Mnemoneutik, die Gedächtnißkunst. S. im Art. Gedächtniß, Th. 16, S. 565.

Mnemosyne, die Göttinn des Gedächtnisses, die Tochter des Uranus und der Erde, welche vom

Jupiter Mutter der 9 Musen wurde, die von ihr Mnemosyniden genannt werden.

Mnevis, ein schwarzer Ochse, welcher als das lebendige Bild des Nils zu Heliopolis göttlich verehrt wurde.

Mnium, eine Gattung der Laubmose, welche gewöhnlich **Sternmos** genannt wird, und wovon es viele Arten gibt.

Mobby, ein Getränk, welches die Eingebornen in Westindien und Amerika aus den Wurzelknollen der Batáten-Winde, Convolvulus Batatas Linn. durch Gährung bereiten. Es soll sehr geistig seyn, nicht zu Kopfe steigen, sich aber nur 4 oder 5 Tage halten.

Möbeln, Meublen, franz. Meubles, sind solche bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebrauche, oder zur Verzierung einer Wohnung, oder eines andern Aufenthalts bestimmt sind. Dahin gehören also allerley Arten Tische, Stühle, Sofas, Betten, Bettgestelle und Behängsel, Teppiche, Leuchter, Spiegel, Schränke, Commoden, Kasten ꝛc.

Was in einer Haushaltung in Ansehung der Möbeln zu beobachten ist, sehe man im Art. **Hausgeräth**, Th. 22, S. 384 fl.

Möbeln-Magazine, deren man jetzt an vielen Orten hat, sind Niederlagen von allerley fertigen Tischlerarbeiten, welche die Tischler, wenn sie sie nicht gleich im Hause verkaufen können, dahin bringen, um sie unter Aufsicht besonders dazu angestellter Personen, oder eines aus ihrer Mitte nach Gelegenheit zu den von dem Verfertiger bestimmten Preise verkaufen zu lassen. Hierdurch ersparen die Tischler nicht nur den Raum in ihrem Hause, der ihnen ohnehin oft beschränkt genug ist, sondern sie werden auch durch die Käufer nicht in ihren Geschäften gestört, für welche Vortheile sie willig

willig ihren Antheil an den Kosten tragen, welche die Miethe für das Magazin und die Unterhaltung der Leute erfordern. Das Publicum erlangt dadurch den Vortheil, eine Menge von fertigen Sachen vor sich zu haben, woraus man nach seinen Umständen wählen kann.

In London gibt es eigne Leute, die man bey dem Möbli-en der Wohnungen zu Rathe zieht, um von ihnen den modernsten Geschmack zu erfahren, und die auch die ganze Besorgung des Anschaffens übernehmen. Manche haben auch eigne Läden mit allen Haus-Mobilien, z. B. der große Trödler Oakley, der in zwey Stunden eine ganze Straße auf das geschmackvollste mit Mobilien aller Art versehen könnte. Diese Möblirer, engl. Upholsterer, kommen besonders den Reichen, die vom Lande in die Stadt ziehen, und den Seeofficieren sehr zu statten, wenn diese genöthiget sind, sich häuslich einzurichten. Aber auch angehende Eheleute, die sich etabliren, bedienen sich fast immer der Hülfe der Möblirer, und sogar die Frauen der Handwerker übergeben denselben sehr häufig das Geschäft, für sie einzukaufen *).

Zur Beförderung der Kenntniß der Moden und der neuesten Formen in Möbeln dienen außer dem Journal des Luxus und der Moden, dem Journal für Fabrik, Manufaktur Handlung und Mode, und ähnlichen Zeitschriften, woselbst öfters Beschreibungen und Abbildungen allerley geschmackvoller Möbeln geliefert werden, besonders folgende periodische Werke:

Sammlung von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles, als Muster für Tischler. 1ste Lieferung für das Jahr 1800 mit 12

*) S. London und Paris. III Jahrgang. 1800. No. VIII. S. 473.

schwarzen Kupfern in gr. 4. 1 Rthlr. (Im Industrie-Comptoir in Leipzig.)

Magazin von Möbeln nach dem neuesten Geschmacke, welche bey G. H. Bestelmeier in Nürnberg auf das schönste gearbeitet zu finden sind. 1stes Heft mit 4 illum. Kupf. gr. 4. 1 fl. 48 kr. Nürnberg, bey Felsecker 1802.

Was in Ansehung der Möbeln bey Erbschaften und sonst Rechtens ist, s. im Art. Mobilien.

Von Möbeln-Brandversicherungsanstalten, s. Mobilien-Brandversicherungsanstalten.

Von Möbeln-Rettungsanstalten, s. eben daselbst.

Mobil, heißt beweglich lat. mobilis. **Mobilität**, die Beweglichkeit. **Eine Armee mobil machen**, heißt sie in den Kriegsstand oder in einen solchen Zustand setzen, daß sie auf den ersten Befehl so fort in das Feld rücken kann.

Mobile perpetuum, s. **Perpetuum Mobile.**

Mobilia bona, bewegliche Güter, s. **Mobilien.**

Mobiliar, was beweglich ist; als **Mobiliar-Vermögen**, oder bewegliches Vermögen, alle bewegliche Sachen, die zu dem Eigenthum eines Menschen gehören, in so fern sie nicht Pertinenz-Stücke einer unbeweglichen Sache sind. Was man hierunter alles begreife, sehe man im Art. **Mobilien.** **Mobiliar-Erbe**, der Erbe des beweglichen Vermögens; **Mobiliar-Steuer**, eine Abgabe von demselben. **Mobiliar-Brandversicherungsanstalt**, s. im Art. **Mobilien-Brandversicherungsanstalten.**

Mobilien (nur im Plur. gebräuchlich). Dieses besonders im gemeinen Leben übliche Wort bezeichnet in weiterer Bedeutung alles bewegliche Vermögen, doch mit Ausschluß der Thiere und Fische, des Getreides auf dem Halme, des Obstes auf den Bäumen, des Brau- und Ackergeräthes ꝛc.

über-

überhaupt bewegliche Güter, ehedem und noch jetzt bisweilen in den Rechten die Fahrniß, und fahrende Habe. In engerer Bedeutung wird aller Hausrath oder alles Hausgeräth unter dem Nahmen der Mobilien verstanden, wofür man auch wohl den franz. Ausdruck Meublen (Meubles) zu brauchen pflegt. Es ist aus dem Lat. mobile, und dieses von movere, bewegen.

Was die engere Bedeutung dieses Wortes anlangt, so ist davon der Art. Möbeln nachzusehen. Von diesem Worte in der weitern Bedeutung muß hier aber noch verschiedenes bemerkt werden.

Die körperlichen Dinge oder Güter werden von den Rechtslehrern überhaupt in bewegliche und unbewegliche eingetheilt. Dieser Unterschied ziehet mancherley wichtige Folgen nach sich, und die Nothwendigkeit wird es daher erfordern, denselben mit Genauigkeit zu entwickeln und aus einander zu setzen.

Würden nur bloß liegende Grundstücke, oder andere Dinge, die nicht ohne Zerrüttung und Zerstörung von Ort und Stelle gebracht werden können, zu den unbeweglichen Dingen gezählt, und hingegen alles dasjenige, was von Ort und Stelle beweget werden kann, als ein bewegliches Ding angesehen, so wäre dieser Unterschied sehr leicht zu bestimmen, wie schon die Natur von selbst die erforderlichen Kennzeichen dazu an die Hand gibt. Den in den Rechten nicht gänzlich Unerfahrnen aber ist bekannt, daß zum Theil die Gesetze, noch weit mehr aber die Meinungen der Rechtslehrer, hierin eine Menge von Ausnahmen zugelassen haben. Verschiedenen von Natur beweglichen Dingen werden im rechtlichen Verstande Wirkungen, die sonst nur unbeweglichen Gütern eigen sind,

beygelegt. Eben so hat man auch Beyspiele, daß gewisse, von Natur unbewegliche Dinge nur bloß als bewegliche, wenn es auf Cautionen und Sicherstellungen ankommt, angesehen werden wollen.

Der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Dingen kann bey vielen Gelegenheiten von Wichtigkeit werden. Bey fast allen Erbschaften, besonders aber der Absonderung des Lehns und Erbes, ist dessen genaue Bestimmung nothwendig. Eben dieses äußert sich auch, wenn die Gesetze einen der Ehegatten nur bloß zum Erben des von dem zuerst verstorbenen hinterlassenen beweglichen Vermögens ernannt haben, wie solches nach dem sächsischen Rechte von dem Ehemann bekannt ist. Auch in Fällen, wo es auf gesetzmäßige Sicherheitsbestellungen ankommt, kann der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Gütern nicht außer Augen gesetzt, und zwar ein Besitzer der erstern, nicht aber der Eigenthümer der letztern, davon freygesprochen werden.

Dergleichen Fälle, deren Entscheidung auf die richtige Bestimmung des Unterschiedes zwischen beweglichen und unbeweglichen Dingen beruhet, ereignen sich fast täglich.

Daß alles dasjenige, was von einem Orte zum andern, ohne seine wesentliche Zerrüttung und Zerstörung, gebracht werden kann, zu der Klasse derjenigen Dinge, die wir beweglich nennen, gehöre, ist nicht allein in unserm Sprachgebrauche, sondern auch in der Vernunft selbst gegründet. Die Bewegung der körperlichen Dinge von einem Ort zum andern fällt zwar nicht bey allen solchen Dingen gleich leicht; vielmehr verursachet die Größe, Figur, Art der Zusammensetzung und andere dergleichen Umstände mehr, eine große Verschiedenheit. Inzwischen müssen doch

alle

alle diese Dinge, deren Fortschaffung schwer oder leicht fällt, zu der Zahl der beweglichen gerechnet werden, wenn nur ihre Bewegung ohne Zerrüttung ihres Wesens geschehen kann.

Dieses letztere ist das wahre Unterscheidungszeichen der beweglichen und unbeweglichen Güter. Man kann daher die vorhin gegebene Beschreibung von den beweglichen Dingen, unter dieser Bedingung, als vollkommen richtig ansehen, und sie in allen Fällen zu einer sichern Richtschnur annehmen.

Inzwischen hat man hierin einige aus fremden Sprachen entlehnte Ausdrücke eingeführt, welche, wenn sie nicht gehörig von einander unterschieden werden, sehr leicht zu mancherley Irrungen, und wohl gar zu Rechtsstreitigkeiten Anlaß geben können. Man bleibt bey der Bezeichnung beweglicher Dinge und Güter nicht bloß bey ihren deutschen Benennungen stehen, sondern sie kommen bald unter dem Nahmen von Mobilien, bald aber von Meublen vor.

Daß der erste Ausdruck aus der lateinischen, und der zweyte aus der französischen erborget sey, ist denen, die in diesen beyden Sprachen nicht gänzlich unbewandert sind, von selbst einleuchtend. Es wird aber durch diese Ausdrücke (besonders wenn man das Wort Mobilien in engerer Bedeutung nimmt) nicht schlechterdings alles, was in dem Vermögen eines Eigenthümers beweglich ist, sondern nur bloß dessen Hausrath, und die dazu gehörigen beweglichen Dinge verstanden. Von gleicher Beschaffenheit ist auch das, besonders im Gerichtsstyl gewöhnliche Wort, Fahrniß. Hierdurch wird ebenfalls nur bloß der Hausrath angezeigt. Hat man sich aber, entweder in den Gesetzen, oder auch in den über die verhandelten Ge-

schäfte abgefaßten Urkunden des Ausdrucks von beweglichen Hab und Gütern bedienet, so muß solches allerdings von allem, was nach der in dem vorstehenden angenommenen Beschreibung für beweglich zu halten ist, gelten.

Diejenigen, denen die Entwerfung solcher Urkunden, sie mögen in Testamenten, oder aufgerichteten Verträgen bestehen, anvertraut ist, haben sich daher sehr wohl in Acht zu nehmen, diese an sich gleich scheinenden Redensarten nicht mit einander zu vermengen, und sich eines Ausdrucks, der den Absichten der Testatoren, oder Contrahenten nicht gemäß ist, oder mißgedeutet werden kann, zu bedienen. Es gienge z. B. die Absicht eines testirenden Freundes dahin, daß Titius der Erbe seines gänzlichen beweglichen Vermögens seyn sollte; der Verfasser des Testaments hätte aber dabey den Ausdruck von **Fahrniß** oder **Mobilien** zu gebrauchen sich beygehen lassen, so würde ein solches Testament gewiß zu den verwickeltsten Processen Anlaß geben, und der Haupterbe, wenn er Streitigkeiten anzufangen Neigung hätte, darunter weiter nichts, als den bloßen Hausrath begriffen wissen wollen.

So nöthig ist es, in dieser Sache, auch selbst in den bloßen Ausdrücken, wenn der Chicane alle mögliche Gelegenheit, sich dabey mit einzumischen, benommen werden soll, genau zu seyn.

Ist in den Testamenten oder Verträgen, von den Testatoren oder Contrahenten, der Ausdruck: **bewegliche Güter**, oder **fahrendes Habe und Gut**, auch allenfalls mein **sämmtliches Mobiliar-Vermögen** gebraucht worden, so ist es alsdenn wohl keinem Zweifel unterworfen, daß

darunter

darunter alles, was beweglich ist, ohne Ausnahme begriffen seyn müsse.

Inzwischen gibt es doch verschiedene Dinge, die zwar, ihrer Natur nach, beweglich sind, von denen es aber dennoch, ob sie nicht in gewissen Fällen zu dem unbeweglichen Vermögen zu rechnen wären, zweifelhaft seyn möchte. Unter andern gehören dahin die Waarenlager der Kaufleute. Daß solche aus bloßen beweglichen Dingen bestehen, ist zwar nicht zu leugnen. Es verlangen aber die Kaufleute, die starke Waarenlager besitzen, weil solche öfters den Werth der wichtigsten unbeweglichen Güter übertreffen, nicht selten die Befreyung von den ihnen sonst obliegenden Cautionen und Sicherheitsbestellungen, und es entsteht daher die Frage; ob ihnen solche verstattet werden könne?

So groß und wichtig auch ein dergleichen Waarenlager nur immer seyn mag, so ist doch solches wegen der beständig durch den Verkauf der Waaren in ihm vorgehenden Veränderungen und Abwechselungen zu einer zuverlässigen Sicherheitsbestellung niemahls fähig.

Aus diesem Grunde muß denn auch das Waarenlager der Kaufleute in allen Fällen zu den beweglichen Gütern gerechnet werden, und es ist keine Ursache vorhanden, warum dabey, der Natur der Sache zuwider, eine Ausnahme zugelassen werden sollte.

Daß das baare Geld zu dem **fahrenden Habe und Gut** gehöre, kann zwar ebenfalls nicht bestritten werden. Ob aber auch die ausstehenden Capitalien mit dahin zu rechnen sind, ist eine Frage, deren Bejahung öfters bezweifelt wird, besonders alsdenn, wenn dergleichen Capitalien

auf

auf Landgüter ausgethan, und mit einer zureichenden hypothekarischen Sicherheit versehen worden.

In Erbschaftsfällen, wo dem einen Erben die unbeweglichen, dem andern aber die beweglichen Güter der Verlassenschaft zugetheilt worden, kann hierin von der eigentlichen Natur und Beschaffenheit der letztern wohl nicht abgewichen werden, sondern es sind dazu die ausstehenden Capitalien, ohne Rücksicht auf ihre mehrere oder wenigere Sicherheit, eben so wohl als das baare Geld selber, zu zählen. Denn die Capitalien sind ein ohnstreitiges Surrogatum des baaren Geldes, und es muß daher auch bey ihnen alles, was der Natur des erstern gemäß ist, Statt finden.

Kommt es nur bloß auf Sicherstellungen an, so ist es gewiß, daß dieselbe bey den ausstehenden Capitalien eben so gut und öfters wohl noch mehr, als bey dem eignen Besitz unbeweglicher Güter, vorhanden ist. Ein unbewegliches Gut kann öfters durch unerwartete Unglücksfälle dergestalt zu Grunde gerichtet werden, daß weiter keine Sicherheit dabey übrig bleibet. Die ausgeliehenen Capitalien sind zwar auch nicht von allen Unglücksfällen gänglich frey; inzwischen wird es doch damit, wenn nur bey deren Ausleihung die nöthige Vorsicht gebraucht worden, weit weniger Gefahr, als bey den Landgütern und andern unbeweglichen Grundstücken, haben.

Wer kann wohl, daß bey den in Schlesien, ingleichen der Chur- und Neumark auf die Hälfte der Landgüter ausgefertigten Pfandbriefen die größeste Sicherheit vorhanden sey, den geringsten Zweifel tragen?

Alle von den unbeweglichen Gütern fallende und vorhandene Früchte, sind ebenfalls zu dem beweg-

weglichen Vermögen zu rechnen, und es kommen daher denjenigen, die an diesen ein unstreitiges Recht haben, auch jene, als ein Eigenthum, zu. Aus diesem Grunde ist die Ausbeute der Bergwerke, und das aus denselben herausgebrachte Erz, obgleich die Bergwerke selber zu den unbeweglichen Dingen gehören, zu dem beweglichen Vermögen zu rechnen.

In Ansehung der Acker- und Wiesen- auch Gartenfrüchte wird zwar hierbey ein Unterscheid, ob solche bereits von dem Grund und Boden abgesondert sind, oder sich noch auf demselben befinden, angenommen, indem die erstern zu dem beweglichen Vermögen gerechnet, die zweyten aber als ein Theil des unbeweglichen Grundstückes, worauf sie gewachsen und hervorgebracht worden sind, angesehen werden. Allein, obgleich dieser Unterschied der Natur der Sache vollkommen gemäß ist, so liegt doch dabey hauptsächlich der Umstand, daß die hangenden Acker- und Wiesenfrüchte noch nicht zu ihrer völligen Vollständigkeit gelanget sind, und daher annoch als ein Pertinenzstück des Grund und Bodens angesehen werden müssen, zum Grunde.

Auch ist hierin die Abweichung des sächsischen Rechts von dem gemeinen bekannt, indem nach dem erstern alle Industrial-Ackerfrüchte, so bald die Egge oder Reche die Saat bestrichen hat, auch die noch auf dem Acker oder in den Gärten befindlichen, bey der Seperation des Lehns und Erbes, den Allodial-Erben, welchen alle bewegliche Dinge, der Regel nach, zuständig sind, zugeeignet werden.

Eben so, wie alles, was von einem Orte zum andern beweget und fortgeschaffet werden kann, den Begriff von **beweglichen Dingen** und **Gütern** begründet, nennet man auch dasjenige, was

nicht von einem Orte zum andern beweget und fortgeschaffet werden kann, ein unbewegliches Ding oder Gut, wovon hier des nahen Zusammenhangs und der öftern Streitigkeiten wegen das nähere bemerkt werden muß.

Die Natur der Sache giebt es schon von selbst, daß darunter alle liegende Grundstücke an Aeckern, Steinbrüchen, Kalkbrüchen, Wäldern, Wiesen, Weiden, Fischgewässern, städtischen Häusern und andre dergleichen Dinge mehr, bey welchen eine Local-Veränderung unmöglich ist, verstanden werden müssen. Auch alle Arten von Bergwerken, die solche Erze und Metalle, welche nicht zu den landesherrlichen Regalien gerechnet worden sind, in sich enthalten, gehören dahin, und können von Privat-Eigenthümern als ein unbewegliches Gut besessen werden.

Zu diesen unbeweglichen Gütern werden aber nicht selten gewisse Zugehörungsstücke gerechnet, welche aus einem verschiedenen Gesichtspuncte angesehen werden, und daher Streit erregen können.

Diese Zubehörungen haben ihren Grund entweder in der Natur selbst, oder in gewissen von den Besitzern vorgenommenen Handlungen, oder rechtlichen Vermuthungen und Auslegungen.

Eine jede von diesen verschiedenen Entstehungsarten der Zubehörungen erfordert eine Erklärung und Ausführung; wobey ich den bekannten Satz des deutschen Rechts, **daß alles, was ein- und niet- und nagelfest ist, zu den Zubehörungen der unbeweglichen Güter gehöre**, vorläufig erinnerlich machen muß.

Auch die Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit der mit einer unbeweglichen Sache verbundenen Dinge muß dabey nicht außer Augen gesetzet werden.

Unter

Unter der Unzertrennlichkeit verstehet man, wenn die unbewegliche Sache durch die Absonderung und Wegnehmung eines damit verbundenen Dinges, in seinem Wesen oder Haupteigenschaften, einen merklichen Schaden leidet.

Nothwendige Dinge aber sind diejenigen, ohne welche die unbewegliche Sache nicht den sonst gehörigen Nutzen bringen, und in ihrer erforderlichen Verfassung erhalten werden kann.

Auf diesen Grundsatz sind besonders diejenigen Zubehörungsstücke gegründet, die im rechtlichen Verstande dafür angenommen werden müssen.

Die von der Natur selbst als Zubehörungen der beweglichen Sachen bestimmten Zubehörungsstücke betreffend, so sind dazu besonders die Erze oder Mineralien in den Bergwerken, imgleichen die Bäume in den Wäldern und in den Gärten zu rechnen.

Die in den Bergwerken befindlichen rohen Erze und Mineralien können zwar mit leichter Mühe, und, ohne das Wesen des Bergwerks selbst dadurch zu zerstören, ausgebrochen, und von einem Orte zum andern fortgeschaft werden, und in so fern haben sie die Natur der beweglichen Dinge an sich. Mit den Bäumen in den Wäldern und Gärten hat es eine gleiche Beschaffenheit. Diese können ebenfalls, ohne daß der Platz, in welchem sie stehen, in seinem Wesen eine Veränderung leidet, ausgehoben, oder abgehauen, und, nachdem solches geschehen, gleich allen andern beweglichen Dingen, von einem Orte zum andern gebracht werden. Da aber die Erze in den Bergwerken, und die Bäume in den Wäldern oder Gärten erdfest sind, so findet bey denselben die in dem nächstvorstehenden angenommene erste Regel, vermöge welcher alles, was erdfest

ist,

ist, seiner beweglichen Natur ungeachtet, als ein Zubehörungsstück der unbeweglichen Sache, womit sie verbunden ist, angesehen werden muß, eine ganz offenbare und ungezweifelte Anwendung.

Ein Bergwerk ohne Erz, und ein Wald ohne Bäume läßt sich gar nicht denken, und es sind daher diese beyden Stücke, auch nach der zweyten Regel, wegen ihrer Unzertrennlichkeit, für wirkliche Theile einer solchen unbeweglichen Sache anzunehmen.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem Erze und den Bäumen, wenn, ehe die Veränderung, bey welcher eine Separation der beweglichen und unbeweglichen Güter nöthig wird, jene schon aus der Erzgrube hervorgebracht, und diese bereits gefället und abgehauen worden sind. Alsdenn gehören sie weder zu den erdfesten Dingen, noch können sie auch für unzertrennlich gehalten werden. Sie müssen folglich als offenbar bewegliche Dinge den Allodial- und Landerben zuerkannt werden, gleichwie sie im ersten Falle dem Erben des Bergwerks oder Waldes unstreitig verbleiben.

Auch hat der Erbe des Gutes an dem schon gefälleten Holze, welches der Erblasser nicht zum Verkauf, sondern zum eigenen Bau und Verbrauch bestimmt gehabt, ein unstreitiges Recht. Nur bloß das zum Verkauf geschlagene ist den Land- und Allodial-Erben abzufolgen.

Aus gleichen Gründen haben auch die gemeinen Rechte die bey dem Tode eines Erblassers noch **hangenden Feld- und Ackerfrüchte**, wie schon oben beyläufig erwähnet worden, dem Gutserben, die bereits abgesonderten und eingesammelten aber den Allodial-Erben zugebilligt.

Auch

Auch hier läßt sich kein Feld ohne Früchte gedenken, und beydes, Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit, kommen dabey ebenfalls in Rücksicht.

Denn womit wollte wohl der neue Gutsbesitzer die Bewirthschaftung des Gutes in dem bevorstehenden Jahre bestreiten, wenn ihm die noch auf dem Halm stehende Aernte gänzlich entzogen würde?

Das gemeine römische Recht hat daher in diesem Stücke sehr vernunftmäßige und mit der natürlichen Billigkeit übereinstimmende Sätze angenommen. Die Abweichungen, die hierin in dem sächsischen Rechte angetroffen werden, geben zu vielen Verwirrungen, verwickelten Berechnungen, und überhaupt zu mancherley Rechtsstreitigkeiten Anlaß *). Dieses Recht verdienet daher nicht, in diesem Falle, ob es gleich sonst viel Gutes und unserer deutschen Landverfassung Anpassendes in andern Stücken bey sich führt, in einem allgemeinen Gesetzbuche beybehalten zu werden.

Die zweyte Art der Zubehörungsstücke eines Landgutes oder andern liegenden Grundstücks wird durch Unternehmungen der Besitzer gegründet.

Die menschlichen Handlungen, aus welchen, ob eine an sich bewegliche Sache für ein Zubehörungsstück einer unbeweglichen zu halten sey, mit rechtlicher Zuverlässigkeit geschlossen werden kann, sind ebenfalls von mancherley Art.

Der oben angeführte Satz, daß bey unbeweglichen Dingen alles dasjenige, was erd- niet- und nagelfest ist, als Zubehörungen derselben anzusehen sind, muß hierbey vorzüglich zur Richtschnur genommen werden. Jedoch ist dabey auch in den meisten Fällen auf die muthmaßliche Bestimmung

*) S. den 4ten Band der Oeconomia forenſis.

stimmung desjenigen, der eine dergleichen Handlung unternommen hat, ein gehöriges Augenmerk zu richten. Trift beydes, eine solche muthmaßliche Bestimmung und die vorgedachte Regel, zusammen, so wird dadurch die Rechtmäßigkeit eines Zubehörungsstücks außer Zweifel gesetzt.

Unter den vielen hierher einschlagenden Fällen sind vorzüglich die von dem vorigen Besitzer unternommenen **neuen Bauten** in Betracht zu ziehen, wobey die Frage entstehet, ob dergleichen neue Gebäude dem künftigen Gutsbesitzer, oder den Landerben zuständig sind?

Nach den gemeinen Lehnrechten sind die Allodial-Erben nur diejenigen Gebäude, welche schon vorhin auf dem Gute gestanden haben, wenn sie gleich von dem Erblasser von neuem aufgebauet worden, dem neuen Gutsbesitzer zu überlassen schuldig; die ganz neu erbaueten und vorhin noch niemahls vorhanden gewesenen Gebäude aber müssen ihnen entweder bezahlt, oder, sie wegzunehmen, erlaubet werden. Hiermit stimmt auch das gemeine Sachsenrecht überein. Das churfächsische Recht aber setzt ausdrücklich fest, daß alle Gebäude, die der Lehnsbesitzer auf dem Lehngute erbauet hat, sie mögen schon vorhin vorhanden gewesen seyn oder nicht, schlechterdings bey dem Lehn gelassen werden müssen, und die Allodial-Erben deshalb keine Vergütigung fordern können.

Welches von diesen beyden Rechten die meiste Vernunft und Billigkeit für sich habe, wird zwar billig denjenigen, die an Gesetzgebung arbeiten, um so mehr überlassen werden müssen, als nicht zu leugnen ist, daß bey beyden Gründe vorhanden sind, die es, welchem darunter der Vorzug gebühre, zweifelhaft machen können.

Dem ersten Anscheine nach ist der hierbey von dem gemeinen Rechte angenommene Satz dergestalt in der Billigkeit und Analogie der Rechte gegründet, daß sich fast nichts dagegen einwenden läßt. Denn da ein Jeder, der eine Sache unter der Bedingung, sie wieder zurück zu geben, empfangen hat, weiter nichts, als nur bloß das, was ihm dabey überliefert worden, wieder zurück zu gewähren verbunden ist: so wird es auch allemahl unbillig seyn, wenn die Allodial-Erben dem Lehnfolger solche Gebäude, die ihr Erblasser bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden hat, ohne dafür eine Vergütigung zu erhalten, überlassen sollen. Dahingegen ist auch in Rücksicht zu nehmen, daß es hierin mit einem Lehnsbesitzer eine ganz andere Bewandtniß, als mit jedem andern Zeitbesitzer, habe. Derselbe ist, außer der ihm obliegenden Schuldigkeit, das Empfangene in eben demjenigen Stande, als er es empfangen hat, zurück zu gewähren, auch noch überdem zu allen möglichen Verbesserungen des Lehns, besonders alsdenn, wenn sie aus den genossenen Früchten bestritten werden können, verbunden. Hat er solchemnach ganz neue zu der Verbesserung des Lehns erforderliche Gebäude aufführen lassen, so wird den Allodial-Erben, dem Anscheine nach, nicht zu nahe geschehen, wenn dergleichen Gebäude dem Lehnsfolger, ohne ihnen deshalb eine Vergütigung zuzubilligen, zuerkannt werden. Ueberdem tritt noch die rechtliche Vermuthung hinzu, daß der Erblosser dergleichen Gebäude bloß für das Lehn, weil sie sonst keinen andern Nutzen haben können, bestimmt und gewidmet habe.

Der Erblasser hat z. B., weil wegen vermehrten Viehstandes und dadurch besser cultivirten Ackers, der bisherige Scheunenraum nicht mehr

zulangen wollen, eine ganz neue Scheune, die er bey dem Antritt des Lehns nicht gefunden, erbauen lassen. Sehr hart und unbillig würde es für den Lehnsfolger seyn, wenn die Allodial-Erben befugt wären, eine solche Scheune entweder abbrechen und wegnehmen zu lassen, oder von ihm dafür Bezahlung zu fordern. Diese Scheune ist ja zur sichern Unterbringung der auf dem Lehn gewonnenen Aernten nothwendig, und man kann daher nicht anders vermuthen, als daß der Erblasser solche nur bloß für das Lehn, nicht aber für die Allodial-Erben bestimmt habe.

Bey Gebäuden hingegen, die dem Lehn nicht nothwendig sind, sondern mehr zur Pracht und Bequemlichkeit aufgeführt worden, fällt dieser Grund hinweg, und es kann daher auch deren Vergütigung, wenn sie der Lehnsfolger nicht wegnehmen lassen will, dem Allodial-Erben nicht streitig gemacht werden.

Bey Gesetzgebungen müßte hierin also ein doppelter Unterschied gemacht werden. Einmahl müßte man darauf Rücksicht nehmen, ob dergleichen ganz neu erbauete Gebäude dem Lehn schlechterdings nothwendig, oder bloß nützlich und bequem wären, auch wohl gar nur zur bloßen Pracht und Ergötzlichkeit gereichten.

In dem ersten Falle könnten dem Lehnsfolger solche Gebäude ohne offenbare Verletzung der Billigkeit füglich nicht entzogen, noch er dafür den Allodial-Erben eine baare Vergütigung zu leisten, angehalten werden.

Was eigentlich zu den nothwendigen Gebäuden zu rechnen sey, kann aus dem vorhin angeführten Beyspiele von einer neu erbauten Scheune sehr leicht entnommen werden, und ein, wegen

vermehr-

vermehrten Viehstandes, ganz neu erbauter Kuh- oder Schafstall würde ebenfalls dahin gehören.

Demnächst aber wäre auch wegen der wirklich nothwendigen Gebäude ein Unterschied, ob die Kosten dazu von den Früchten des Lehns bestritten werden können, oder der Erblasser seine eigenen Mittel dazu anwenden müssen, zu machen. Ist das erstere, so haben die Allodial-Erben eine Vergütigung deshalb zu fordern kein Recht. Sind aber die Früchte des Lehns zu einem dergleichen Bau nicht hinlänglich gewesen, so ist alsdenn die Sache als eine von dem Lehnsfolger zu vergütigende Lehns-Melioration zu behandeln *).

Oefters ist bey dem Tode eines Erblassers der Bau eines solchen Gebäudes zwar noch nicht vollführt, dennoch aber bereits ein ansehnlicher Vorrath Baumaterialien angeschafft worden. Daß diese Baumaterialien, ihrer Natur nach, zu den beweglichen Dingen gehören, ist von selbst einleuchtend. Darüber aber pflegt die Frage zu entstehen, ob solche durch die Bestimmung ebenfalls Zubehörungen oder Beylaßstücke des Gutes geworden sind, und folglich dem Lehnsfolger, ohne deshalb den Allodial-Erben etwas vergüten zu dürfen, überlassen werden müssen?

Zuvörderst ist zu bemerken, daß, wenn diese Bau-Materialien von dem eignen Zuwachs des Gutes genommen worden sind, den Allodial-Erben dafür niemahls eine Entschädigung gebühre. Sind selbige aber erkauft, so ist ein Unterschied zu machen, ob der Erblasser diejenigen Gebäude, wozu dieselben bestimmt sind, aufzubauen schuldig gewesen ist oder nicht.

*) S. Oeconomia forenſis. III. B. V. Hauptst. von den Meliorationen und Deteriorationen.

In dem ersten Falle fällt ebenfalls alle Vergütigung hinweg; in dem zweyten hingegen stehet es in des Lehnfolgers Wahl: ob er den Allodial-Erben den Werth, wofür die Bau-Materialien angeschafft worden, wieder erstatten, oder sie von ihnen wegnehmen, und anderwärts verkaufen lassen wolle *).

Schon immer ist unter den Rechtslehrern ein Streit gewesen, ob die Windmühlen zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen gehören, und besonders hat der sonst so berühmte Carpzov hierin eine Meinung angenommen, die wohl niemals Beyfall finden wird.

Daß eine Windmühle, wenn auch die Carpzovschen Gründe ihre völlige Richtigkeit hätten, niemals anders, als ein Zubehörungsstück des Landgutes, auf welchem sie erbauet worden ist, angesehen werden könne, erhellet schon allein daraus, daß niemanden, der nicht, vermöge seiner Lehn- und Kauf-Briefe, die Mühlengerechtigkeit besitzet, eine neue vorhin nicht existirte Windmühle anzulegen, erlaubet ist. Die Erbauung einer Windmühle setzet daher eine auf dem Gute haftende Mühlengerechtigkeit voraus, und ein ganz natürlicher Schluß ist es daher, daß demjenigen, der die Mühlengerechtigkeit besitzet, auch die, um dasselbe in Ausübung zu setzen, erbauete Mühle zuständig seyn müsse.

Ist der Bau einer solchen Mühle von der Beschaffenheit gewesen, daß er aus den Früchten des Lehns nicht völlig bestritten werden können, so ist eine dergleichen Mühle alsdenn als ein Meliorations-Stück anzusehen.

In

*) Die Ausführung mehrerer hierher einschlagenden Fälle findet man in dem sechsten Hauptstück der vierten Bandes der Oeconomiae forenſis S. 82 bis 87.

In der That ist es sonderbar, daß man dergleichen nothwendige Zubehörungsstücke, ohne welche die Gerechtsame des Gutes nicht in ihrem völligen Umfange in Ausübung gesetzet werden können, davon hat separiren, und den Allodial-Erben, die nicht den geringsten Gebrauch davon machen können, hat zuerkennen wollen.

In Ansehung der **Schiffmühlen** scheinet es zwar mehr bedenklich zu seyn, solche als unbewegliche Dinge anzusehn, und ihnen folglich unter den Zubehörungen der unbeweglichen und liegenden Gründe einen Platz anzuweisen. Allein, wenn man auf die Grundsätze, warum auch bewegliche Dinge für Zubehörungen einer unbeweglichen Sache gehalten werden müssen, besonders aber auf die Bestimmung und Absichten desjenigen, der solche errichtet und angelegt hat, zurück gehet, so wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß selbige rechtlich dafür zu halten sind.

Wahr ist es zwar, daß das Schiff, worauf die Mühle ruhet und erbauet ist, ohnstreitig zu den beweglichen Dingen gehöret, und die letztere ein Zubehörungsstück des erstern zu seyn scheinet. Allein die Mühle ist nicht des Schiffes halber, sondern das Schiff der Mühle halber erbauet. Da nun jederzeit diejenige Sache, zu deren Gebrauch eine andere bestimmet ist, für die Hauptsache angesehen werden muß, so folgt von selbst, daß bey Entscheidung der Frage, ob die Schiffmühle dem neuen Gutsbesitzer oder den Allodial-Erben zuzubilligen sey, nicht auf die Eigenschaft des Schiffes, sondern auf die Bestimmung des daran befestigten Mühlenwerks Rücksicht zu nehmen sey. Auch kann dabey ebenfalls dasjenige, was in dem nächstvorstehenden von der Mühlengerechtigkeit, und daß ohne selbige keine Erbauung

der Mühle, sie möge seyn, von welcher Art sie wolle, Statt finden könne, gesaget worden, nicht außer Augen gesetzet werden.

In Fällen, wo es auf eine Sicherheitsbestellung mit einer Schiffmühle ankommt, kann man es aber gar gern zugeben, daß, wegen der vielen mit dergleichen Mühlen verknüpften Gefahr, mancherley Bedenklichkeiten dabey vorfallen können. Kommt es aber bloß auf die Frage an, ob eine solche Schiffmühle als ein Zubehörungsstück eines Gutes anzusehen sey, so kann solches wohl niemahls aus den vorhin angeführten Gründen mit Recht streitig gemacht werden.

Die in unsern Tagen so allgemein gewordenen Hexelmühlen, können fürs künftige ebenfalls ein Gegenstand des Zwistes zwischen den Lehnsfolgern und Allodial-Erben werden.

Um hierin etwas Gewisses festzusetzen, wird nöthig seyn, die verschiedenen Arten der gewöhnlichen Hexelmühlen gehörig von einander zu unterscheiden, indem nicht bey allen gleiche Entscheidungssätze angenommen werden können.

Es giebet bekanntermaßen:

1) Hexelmühlen, die vom Wasser getrieben werden.

2) Dergleichen, die von Pferden, oder Ochsen in Bewegung gesetzet werden müssen, und endlich

3) Noch andere, die bloß durch Menschenhände regieret werden, und ihre Bewegung erhalten.

Daß bey der ersten Art alles dasjenige, was von allen Mühlen gesaget worden, Statt finden müsse, leuchtet von selbst ein.

Die zweyte Art ist von der Beschaffenheit, daß sie mit einiger Mühe aus einander genommen,

men, und an einen andern Ort, um davon einen Gebrauch zu machen, fortgeschaffet werden kann.

Allein, da der Erblasser dieselbe einmahl auf dem Lehngute angeleget hat, so muß auch rechtlich vermuthet werden, daß er selbige für dasselbe bestimmet und gewidmet habe; und diese rechtliche Vermuthung wird alsdann die Sache von selbst entscheiden.

Die dritte Art der Herelmühlen die unter dem Nahmen von Handherelmühlen bekannt sind, können mehrern Zweifel erregen, ob solche bey dem Lehn zu lassen, oder den Allodial-Erben zu verabfolgen, wenigstens denselben zu vergütigen sind. Dergleichen Maschinen brauchen, um sie von einem Ort zum andern fortzuschaffen, keiner Auseinandernehmung, sondern es kann solches ganz füglich mit der ganzen zusammengesetzten Maschine geschehen. Hat der Erblasser nur bloß Lehngüter, die nunmehr seinen Lehnsfolgern, wegen Ermangelung männlicher Descendenz, anheim gefallen sind, besessen: so ist die stärkste Vermuthung vorhanden, daß er eine dergleichen Handherelmühle auch nur bloß für das Lehngut, auf welchem sie sich befindet, bestimmet habe. Denn diese Art von Werkzeugen ist für alle diejenigen, die nicht eigne Güter besitzen, unnütz und unbrauchbar. Mit Recht wird sie daher dem Lehnsfolger, und zwar, weil die darauf verwandten Kosten das Maß der Lehnsfrüchte wohl niemahls überschreiten können, ohne Vergütigung zuerkannt.

Ist aber der Erblasser auch zugleich ein Besitzer solcher Güter gewesen, die er nach seinem Tode auf seine Allodial-Erben vererben können: so fällt die rechtliche Vermuthung, solche bloß für das Lehn gewidmet zu haben, hinweg, und man muß vielmehr glauben, daß solche eben sowohl für

die Allodial-Güter, als für das Lehn, bestimmet gewesen sey.

Dasjenige, was man in den Pandecten Leg. 18 de Act. emt. vend. wegen der **eingegrabenen Pfosten der Kornhäuser, und von den abgenommenen Ziegeln der Häuser**, um sie wieder aufzudecken, antrift, ist dergestalt in die Augen fallend, daß es wohl keiner weitern Ausführung bedarf. Keinem Vernünftigen wird wohl jemahls einfallen, daran zu zweifeln, daß die durch Eingrabung in die Erde befestigten Pfosten eines Gebäudes, Zubehörungen desselben, und folglich des ganzen Gutes sind. Eben so wenig wird auch wohl, daß die von einem Dache, welches ausgebessert und umgedecket werden soll, abgenommenen Ziegel für ein Zubehörungsstück eines solchen Gebäudes anzusehen sind, bezweifelt werden können.

Nun wird noch von der dritten Entstehungsart der Zubehörungsstücke unbeweglicher Dinge etwas weniges zu bemerken nöthig seyn.

Es ist oben bereits angeführet worden, daß dabey so wohl die Bestimmung, als auch die Unzertrennlichkeit und Nothwendigkeit hauptsächlich zum Grunde lieget. Von allen demjenigen, was von einer Sache unzertrennlich, und zu deren Gebrauch nothwendig ist, waltet die rechtliche Vermuthung vor, daß solches für die Hauptsache auf beständig bestimmet sey. Der L. 17. §. 7 de Act. emt vend. stimmet auch hiermit vollkommen überein, indem daselbst ausdrücklich festgesetzet wird, daß alle diejenigen Dinge, die zum beständigen Gebrauch eines Hauses gehören, dem Hause selber gleich zu schätzen, diejenigen aber, die nur bloß zu einem zeitigen und nicht immerwährenden Gebrauch bestimmet sind, auch als keine Zubehörungsstücke des Hauses angesehen werden können.

Zur

Zur nähern Erläuterung dieses Satzes müssen einige dahin einschlagende Beyspiele angeführt werden.

Ein sehr merklicher sich hierdurch selbst entscheidender Fall ist es, daß alle zu einem Landgute gehörige Unterthanen, ob sie gleich ihrer Natur nach augenscheinlich zu den beweglichen Dingen gehören, dennoch zu den Zubehörungs- und Beylaßstücken eines jeden Landgutes gezählet werden müssen. Schon in dem Römischen Recht ist solches durch den L. 23. §. 1. C. de agricol. und die Novella 7. ganz deutlich entschieden, und besonders in der letztern, daß die Mancipia rustica, worunter nach unserm Sprachgebrauch die Unterthanen, und besonders diejenigen, welche leibeignen, oder gutspflichtig sind, verstanden werden, zu den unbeweglichen Dingen gehören, festgesetzet worden.

Dieser Satz aber ist nicht bloß in den erwähnten Römischen Gesetzen gegründet, sondern er beruhet schon an und für sich auf Vernunft und natürlicher Billigkeit. Beydes, die Nothwendigkeit und Unzertrennlichkeit der Unterthanen und ihrer Dienste von den Landgütern ist dergestalt einleuchtend, daß wohl niemand etwas dagegen einzuwenden wagen wird. Ohne Beyhülfe einer verhältnißmäßigen Anzahl von Menschen, kann niemand ein Landgut, es mag groß oder klein seyn, gehörig bewirthschaften. Daß aber hierzu eine gehörige Anzahl von eingebohrnen Unterthanen unter seinen Befehlen zu haben, ein besonderer Schatz sey, ist allen denen zur Genüge bekannt, die von dem richtigen Betriebe der Landwirthschaft nur einige Erfahrung haben. Pferde und Ochsen kann man auf allen Märkten zum Kauf bekommen. Nirgends aber sind, unter gesitteten

sitteten Völkern, Menschen zum Verkaufe feil, und es können alle andere Wirthschaftswerkzeuge, ohne genugsame Menschenhände, von keinem Nutzen noch Gebrauch seyn.

Man muß daher auch mit Recht die Bedrückungen der eingebohrnen Unterthanen, und ihre dadurch veranlaßte Entweichung, für eine der grösten Deteriorationen, die nur immer einem Landgut wiederfahren können, ansehen.

Zur Genüge leget sich hieraus dar, daß alle gutspflichtige Unterthanen eines Landguts in Ansehung desselben eben so unzertrennlich, als zu seiner richtigen Benutzung nothwendig, folglich wahre Zubehörungsstücke sind.

Dieser Satz findet nicht allein bey der Vererbung der Landgüter, sondern auch bey deren Verkauf eine rechtmäßige Anwendung.

Niemahls können die Allodial-Erben dem Lehnsfolger einige von den zu einem Lehngut gehörigen gutspflichtigen Unterthanen, wenn auch ihr Erblasser auf deren Vervollkommnung die grösten Kosten verwandt hätte, vorbehalten.

Dieser Fall kommt bey den Separationen des Lehns und Erbes nicht selten vor.

Da die Leibeignen oder gutspflichtigen Unterthanen den Ort ihrer Geburt und Bestimmung nicht ohne ausdrückliche Einwilligung der Herrschaft verlassen können, so wird dadurch mancher Grundherr veranlasset, sich unter denselben einige, die er besonders fähig dazu erachtet, zu geschickten Bedienten anzuziehen, oder sie auch in allerley Künsten und Handwerken, die auf dem Lande eben so nützlich als nothwendig sind, unterrichten zu lassen. Auf solche Art trifft man in sehr vielen adlichen Häusern eine Gesellschaft von Kutschern, Laquayen, Kammerdienern, Köchen, Gärtnern, Mau-

Maurern, Tischlern, Zimmerleuten, ja wohl gar Schreibern und Wirthschafts-Inspectoren, im weiblichen Departement aber Kammerjungfern und Auszeberinnen, an, die insgesammt eingebohrne Unterthanen des Orts sind, und deren Dienstzeit daher von einer immerfort währenden Dauer ist.

Wenn die Herrschaft hierin eine glückliche Wahl getroffen hat, so ist nicht zu leugnen, daß dadurch in der ländlichen Haushaltung ein sehr wichtiger Nutzen gestiftet werden, und eine Herrschaft dabey vielem Verdruß, der ihr gemeiniglich durch die öfteren Umwechselungen der Haus- und Wirthschaftsbedienten verursacht wird, entgehen könne; wiewohl auf der andern Seite die Leute aber recht herzlich zu bedauern sind, wenn sie durch eine willkührliche Veränderung ihres Aufenthaltes sich den Bedrückungen einer vielleicht tyrannischen und inhumanen Herrschaft nicht entziehen dürfen.

Bey Allodial- und auch bey Lehngütern kommt, wenn der Erblasser männliche Erben hinterlassen hat, diese für die Gutsherrschaft vortheilhafte Einrichtung auch seinen Erben zu gute. Muß aber nach dessen Tode ein von ihm besessenes Landgut an den nächsten Lehnfolger abgetreten werden, so genießet nur dieser, nicht aber des Erblassers Allodial-Erben, die ferneren Vortheile davon. Jedoch ist es billig, daß, wenn der Erblasser auf die Auslernung solcher Unterthanen besondere Kosten verwandt hätte, und diese solche noch nicht abdienen können, den Allodial-Erben deshalb Vergütigung geschehen müsse.

Die von dem Erblasser während seines Besitzes angeschafften **Inventarien-Stücke**, sowohl an **Vieh**, als **Ackergeräthen und andern Fahrnissen**, werden zwar sonst immer zur Allodial-Erbschaft gerechnet, und der Lehnsfolger hat

daran

daran kein Recht, sondern muß diese Stücke, wenn er sie haben will, den Allodial-Erben nach ihrem Werthe bezahlen. Auch selbst bey den Allodial-Gütern ist es in den meisten Ländern gesetz- und observanzmäßig, daß die bey einem Gute befindlichen Inventarien-Stücke davon separirt, und demjenigen, dem das Gut in der Erbtheilung zufällt, solches gleichsam ganz nackend übergeben wird. Bey den Lehngütern hat solches zwar seinen sehr guten Grund, wie es in dem vierten Bande der Oeconomia forensis mit mehrerem bemerkt worden; bey den Allodial-Gütern aber walten hierin nicht gleiche Gründe vor, und es scheint daher allemahl hart, und der Natur der Landökonomie zuwider laufend zu seyn, wenn sich der Erbe eines solchen Allodial-Guts aller zur Bewirthschaftung desselben nöthigen Inventarien-Stücke beraubt und davon entblößt sehen muß. Ein neu angehender Wirth hat schon vorhin vielfältige nöthige Ausgaben, und es fällt ihm daher die Anschaffung ganz neuer Beylaßstücke um so schwerer.

Ob nun gleich die Lehnsfolger hierin zum Nachtheil der Allodial-Erben nicht füglich begünstiget werden können, sondern es in deren Ansehung allemal billig bleibet, daß sie das Inventarium den Allodial-Erben bezahlen müssen, so ereignen sich doch auch hier Fälle, wo die Allodial-Erben, die Inventarien-Stücke ohne Vergütigung zu überlassen, nicht schuldig sind.

Man trift auf vielen Landgütern einen so genannten eisernen Viehstand an. Unter dem Ausdruck von eisern Vieh aber wird verstanden, wenn eine gewisse Anzahl davon auf einem Gute dergestalt bestimmet ist, daß dieselbe weder vermehret werden darf, noch auch gemindert werden kann, sondern es der Empfänger desselben, bey allen vorfallen-

fallenden Veränderungen, in gleicher Menge und gleichen Sorten wieder zurück liefern muß, auch die Gefahr davon lediglich dem Inhaber zur Last fällt.

Ist nun ein dergleichen eiserner Viehstand auf einem Lehngute vorhanden, so ist es auch ganz billig und natürlich, daß derselbe dem Lehnsfolger verbleiben müsse, und die Allodial-Erben auf keinerley Art befugt sind, daran einen Anspruch zu machen. Nur an das von dem Erblasser selbst angeschafte Vieh, nicht aber an diesen eisernen Bestand, haben sie ein Recht, und sie sind sogar, wenn solcher nicht vollzählig seyn sollte, oder in den bestimmten Sorten abgeliefert werden könnte, dem Lehnsfolger deshalb gerecht zu werden, verbunden. Hiergegen hilft solchemnach der Einwand, daß das Vieh im höchsten Grade zu den beweglichen Dingen gehöre, nichts. Durch die Bestimmung ist es einmahl ein Zubehörungsstück des Lehns geworden, und hiernach muß es auch bey den Lehns-Separationen behandelt werden.

Dieses findet nicht allein bey dem eisernen Vieh Statt, sondern es hat auch darin bey allen andern Beylaßstücken, die von jeher zu dem Lehn bestimmet gewesen, und daher immer von einem Lehnsfolger auf den andern gediehen sind, eine gleiche Bewandniß.

Es ist bey den Lehnen, besonders aber bey den Familien-Fideicommissen und Majoraten, nichts ungewöhnliches, daß der erste Stifter derselben, nachdem er zu dieser oder jener Sache mehrere Neigung gehabt, eigne **Bibliotheken, Gewehrkammern, Jagdnetze, Orangerien**, auch wohl gar gewisse **Haus-Meubeln**, gewidmet hat. Da ein jeder Lehns- oder Fideicommiß-Besitzer oder dessen Erben, das Lehn- oder Fideicommiß-Gut, dem

dem Nachfolger in demjenigen Stände, als es der Erblasser empfangen hat, zurück zu gewähren verpflichtet sind: so folgt von selbst, daß sie an dergleichen Dingen, ob sie gleich der Natur nach beweglich sind, so wenig einen Anspruch machen können, daß sie vielmehr dasjenige, was davon abgängig, oder schadhaft seyn möchte, dem Lehns- oder Fideicommiß-Folger zu vergütigen, verbunden geachtet werden müssen.

Durch die ursprüngliche Bestimmung sind dieselben ungezweifelt Beylaßstücke des Lehns oder Fideicommisses geworden, und sie müssen auch daher jederzeit im brauchbaren Stande, bey jeder Veränderung, dem Erbfolger wieder abgeliefert werden. Nur bloß ein ungefährer Unglücksfalls, z. B. Krieg oder Brand, kann sie davon befreyen.

Nachdem das Hauptsächlichste, was bey dem Unterschiede zwischen den beweglichen und unbeweglichen Dingen vorfallen kann, in dem Vorstehenden vorgetragen worden ist, so bleibt hier noch etwas von den **unkörperlichen Dingen** zu erinnern übrig, welches mit den verhergehenden in sehr genauer Verbindung steht.

Unter den unkörperlichen Dingen werden, wenn vom Eigenthume die Rede ist, nach dem gewöhnlichen deutschen Ausdruck, alle **Gerechtigkeiten** verstanden, die zwar keine figürliche Ausdehnung haben, denen aber doch von den Gesetzen eine bestimmte Form, unter welcher sie in Betracht genommen werden müssen, gegeben worden. Diese Gerechtigkeiten haben nicht allein eine verschiedene Entstehungsart, sondern sie sind auch, nach der Mannigfaltigkeit ihrer Bestimmung, von verschiedener Wirkung. Im eigentlichen Verstande können sie zwar weder zu den beweglichen, noch unbeweglichen Dingen gezählet werden, sondern

sind

sind gleichsam als ein Zwittergeschlecht anzusehen. Inzwischen ist doch bekannt, daß einige von diesen Gerechtigkeiten nur bloß auf gewissen Personen haften, und mit denselben auch wieder zu Grunde gehen. Andere hingegen sind mit den Landgütern, Häusern oder andern liegenden Grundstücken unzertrennlich verbunden. Daß die letztern mehrere Aufmerksamkeit als die erstern verdienen, ist von selbst einleuchtend. Aus diesem Grunde wird es denn auch nöthig seyn, davon einige nähere Erläuterungen beyzubringen; jedoch sollen die persönlichen Gerechtigkeiten dabey nicht gänzlich vergessen, sondern davon ebenfalls das Nothwendigste angeführt werden.

Beyde Arten der Gerechtigkeiten geben gemeiniglich weit mehrern Anlaß zu unangenehmen Rechtsstreitigkeiten, als die körperlichen Gegenstände der bürgerlichen Geschäfte, sie mögen beweglich oder unbeweglich seyn, weil solche mehr in die Sinne fallen, und folglich die dabey vorkommenden Beweise weit leichter zu führen sind.

Die Gerechtigkeiten werden entweder wegen ihrer an sich habenden Natur, oder der Sache halber, mit welcher sie verbunden sind, oder auch in Ansehung ihres schon gegenwärtigen, oder erst künftigen Gebrauchs, zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen gerechnet.

Ein Beyspiel von der ersten Art geben alle Arten von Schuldforderungen.

Daß sowohl das baare Geld, als auch die ausstehenden Capitalien, weil sie ein Surrogat des baaren Geldes sind, schlechterdings zu den beweglichen Gütern gehören, ist schon oben, wo von dem Unterschiede der beweglichen und unbeweglichen körperlichen Dinge gehandelt wurde, bemerkt worden. Dem Recht, dergleichen ausstehende Ca-

pitalien, oder andere dergleichen Schuldigkeiten einzufordern, kann solchemnach keine andere Natur zugeschrieben werden, als die einzufordernde Sache selbst an sich hat.

Hieraus ergibt sich denn von selbst, daß auch die Gerechtigkeit, ausstehende Schuldforderungen beyzutreiben, zu den beweglichen Dingen gerechnet werden müsse.

Bey den mit den unbeweglichen Gütern verbundenen Gerechtigkeiten nehmen dieselben auch zugleich die Natur derjenigen körperlichen Sache an, womit sie verbunden sind. Wenn solchemnach das **Recht der Gerichtsbarkeit**, besonders der **erblichen**, oder **Patrimonial-Jurisdiction**, allemahl einen Inbegriff von liegenden Grundstücken voraussetzet, diese aber zu den unbeweglichen körperlichen Dingen gehören, so muß auch dem Recht der Gerichtsbarkeit in der Classe der unbeweglichen Dinge ein Platz gegönnet werden. Bey Erbtheilungen kann daher nur derjenige Erbe, welcher das Gut, worauf die Gerichtsbarkeit haftet, erhalten hat, solche als ein davon unzertrennliches Zubehörungsstück zu seinem Antheil bekommen, und den übrigen Erben daran kein Anspruch zugelassen werden. Ohne den Besitz derjenigen Grundstücke, auf welchen die Gerichtsbarkeit haftet, kann das Recht derselben nicht in Ausübung gesetzet werden. Dieses allein schon kann einen jeden überzeugen, daß diese Art der Gerechtigkeit die Natur unbeweglicher Dinge an sich haben müsse.

Es giebet aber auch Fälle, wo der Besitzer des Gutes nicht zugleich Gerichtsherr ist, sondern das Recht der Gerichtsbarkeit auf demselben einem Dritten zustehet. Hier kann nicht gesaget werden, daß eine solche Gerechtigkeit auf dem Gute selber hafte, und folglich solches aus diesem Grun-

de

de zu den unbeweglichen Dingen, in Ansehung seiner Wirkung, gezählet werden müsse.

Es ist hierbey billig ein Unterschied zu machen, ob die einem Fremden auf dem Gute eines Dritten zuständige Gerichtsbarkeit, dem jedesmahligen Besitzer eines benachbarten Gutes, oder einer ganzen Familie, und darin gewissen Personen, zuständig ist. Im dem ersten Fall ist es zwar mit dem Gute, worauf die Gerichtsbarkeit ausgeübet wird, nicht verbunden. Inzwischen haftet solches Recht doch auf dem benachbarten Gute, weil ein jeder Besitzer dieses Gutes, solches in Ausübung zu setzen, befugt ist. Da nun solchergestalt diese Gerechtigkeit ebenfalls mit einer unbeweglichen Sache unzertrennlich verknüpft ist, so ist solches ein zureichender Grund, warum man sie auch in diesem Falle den unbeweglichen Dingen gleich zu schätzen hat.

Haftet die Gerechtigkeit auf dem Orte selbst, wo sie in Ausübung gesetzt werden soll, so ist sie ein unstreitiges Zubehörungsstück desselben, wodurch sie denn auch zugleich die Natur der unbeweglichen Dinge von selbst bekommt. Sie wird mit demselben verkauft, vertauscht, verschenkt oder vererbt, ohne daß jemand einen Anspruch daran machen kann. Haftet sie aber auf einem benachbarten Gute, so findet alles vorhin bemerkte auch bey diesem statt.

Stehet das Recht der Gerichtsbarkeit in den Händen einer Familie, oder des ältesten davon, so wird die Frage: ob diese Gerechtigkeit zu den beweglichen oder unbeweglichen Dingen zu rechnen sey? weit mehr zweifelhaft gemacht.

Sehr oft besitzt derjenige, der diese Gerechtigkeit auszuüben berechtiget ist, keine eigene Güter. Und wenn er auch dergleichen besäße, so haf-

tet doch dieselbe nicht auf solchen Gütern, sondern bloß auf der Person desjenigen, dem nach dem Familien-Successionsrechte eine solche Gerechtigkeit zugefallen ist, indem sie nach seinem Tode an einen andern von der Familie, welcher der nächste dazu ist, übergehet. Man kann daher ein dergleichen Recht nicht anders, als für ein bloß persönliches Recht ansehen. Bloß persönlichen Rechten aber sind die Eigenschaften und Wirkungen unbeweglicher Dinge wohl niemahls zuzueignen.

Alle Arten von **Servituten** oder **Dienstbarkeiten** gehören bekanntlich ebenfalls zu den unkörperlichen Dingen. Alle dergleichen Servituten, und auch selbst diejenigen, die man die persönlichen nennt, sind mit gewissen liegenden Gründen, auf welchen sie haften, verbunden. Aus diesem Grunde leidet es gar keinen Zweifel, daß man ihnen die Natur der unbeweglichen körperlichen Dinge zueignen müsse. Das weitere hierüber wird indessen im Art. Servituten und Nießbrauch, welcher einer der wichtigsten Servituten ist, folgen, da es mich hier zu weit von der Hauptsache abziehen würde.

Oben S. 241 ist unter andern auch der Unterschied eines noch entfernten oder schon gegenwärtigen Gebrauchs zur Ursache angenommen worden, warum gewisse Arten von Gerechtigkeiten zu den unbeweglichen, und andere hingegen zu den beweglichen Dingen gezählt werden müssen. Den Gegenstand hiervon machen besonders die fast an allen Orten üblichen Erb- und Grundzinsen der Unterthanen und andere dergleichen Gefälle aus, welche nach der Juristensprache Annui reditus genannt zu werden pflegen. Die Gesetze, oder doch wenigstens die Observanz, hat fast allenthalben eine gewisse Zeit bestimmt, in welcher diese Gefälle

oder

oder Zinsen entrichtet und abgeführt werden müssen. Ereignet sich nun ein Sterbefall, welcher es nothwendig macht, daß das bewegliche Vermögen von dem unbeweglichen abgesondert werde, so sind auch hierin bey diesen Zinsen und Gefällen gewisse Grundsätze nöthig, nach welchen dieselben entweder zu dem beweglichen oder unbeweglichen Gute zu zählen sind.

Nach der allgemeinen Observanz wird daher unter den betagten oder unbetagten jährlichen Zinsen und Gefällen ein Unterschied gemacht.

Unter den erstern werden diejenigen, die zur Zeit des Absterbens des Erblassers schon fällig gewesen sind, unter den unbetagten aber solche, deren Ableistung bey dem Tode des Erblassers noch nicht gefordert werden können, verstanden.

Dergleichen Zinsen und Gefälle pflegen an den meisten Orten auf Martini entrichtet zu werden. Stirbt also der Erblasser vor Martini, so müssen die alsdenn noch nicht zahlbar gewesenen Zinsen den unbeweglichen Dingen zugezählet werden, und folglich dem Erben des Gutes verbleiben. Erfolget aber das Ableben des Erblassers erst nach Martini, so fallen alle diejenigen Zinsen, die auf Martini fällig gewesen sind, wenn sie auch gleich annoch bey den Zinsgebern rückständig geblieben, den Allodial- und Mobiliar-Erben lediglich anheim.

Hierdurch wird hoffentlich diese Sache, die in manchen Lehrbüchern der Juristen sehr versteckt und verdunkelt ist, einem jeden deutlich und verständlich werden, er auch zugleich von der Richtigkeit des dabey angenommenen Satzes die gehörige Ueberzeugung bekommen.

Zu leugnen ist inzwischen nicht, daß die zwar betagt gewesenen, aber noch nicht abgeführten Zin-

sen zwischen dem Lehnsfolger und den Allodial-Erben deshalb zu mancherley Irrungen Anlaß geben können, weil die letzteren, um solche beyzutreiben, keine Zwangsmittel mehr in Händen haben, sondern der neue Lehnsfolger deshalb requiriret werden muß, dieser aber öfters einzuwenden pfleget, daß die Unterthanen durch die Beytreibung der alten Reste zu seinem offenbaren Nachtheil zu Grunde gerichtet, und außer dienstbarem Stande gesetzt werden würden.

Billig ist hierbey ein Unterschied zu machen, ob die einzufordernden Zinsen erst nur kürzlich fällig gewesen, oder von vielen vorhergehenden Jahren rückständig sind, und sich von einem Jahre zum andern aufgehäuft haben. In dem letztern Falle ist die Einwendung des neuen Gutsbesitzers, daß die Unterthanen, wenn ein dergleichen aufgeschwollener Rückstand mit einmahl von ihnen beygetrieben werden sollte, außer Stande, ihre Dienste leisten zu können, gesetzt werden würden, nicht ungegründet, und es muß daher allerdings bey solchen Zins- oder auch Dienstresten um so mehr ein billiges Nachsehen statt finden, als der verstorbene Erblasser durch seine Nachlässigkeit in deren Beytreibung zu diesem Rückstande selbst Gelegenheit gegeben hat.

Das Gewöhnlichste in dergleichen Fällen ist, daß solche rückständig gebliebenen Zinsen nach der Verhältnißmäßigkeit der Bauernahrungen moderiret, und zur Abführung des moderirten Quantums gewisse Termine bestimmt werden müssen.

Sind aber bey dem Absterben des Erblassers diese Zinsen und andere Prästationen der Unterthanen nur von dem letzten Zinstermin, oder doch höchstens weiter nicht, als nur von 2 Jahren rückständig, so muß der neue Lehnsfolger allerdings

den

den Allodial-Erben hierin prompte Justiz leisten, weil die vorhin bemerkten Bedenklichkeiten in einem solchen Falle keine Anwendung finden. Ja, es würde nicht unrecht seyn, wenn die Allodial-Erben die Uebergabe des Gutes an den Lehnsfolger so lange weigerten, bis diese Zinsen eingegangen, oder er sich, dafür verbindlich zu seyn, anheischig gemacht hätte.

S. Grab der Chicane. III. B. II. Th. S. 857 ff.

Nach dem allgemeinen Landrechte für die preußischen Staaten *) werden unter dem Ausdrucke **Mobilien** nur **Möbeln, Hausrath** und **Geräthschaften** verstanden; und diese letzteren Ausdrücke sind wieder so erklärt, daß unter Möbeln diejenigen beweglichen Sachen, welche zum bequemen Gebrauche, oder zur Verzierung einer Wohnung oder eines andern Aufenthalts, unter Hausrath diejenigen beweglichen Sachen, welche in dergleichen Orten zum gemeinen Dienste der Einwohner, und unter Geräthschaften diejenigen beweglichen Sachen verstanden werden, welche zum Betriebe eines gewissen Geschäftes oder Gewerbes in oder außer der Wohnung bestimmt sind.

In Ansehung der **Mobilien der Eheleute** ist festgesetzt worden, daß bey deren etwaniger Scheidung der schuldige Theil nicht gezwungen werden dürfe, dieselben zu verkaufen, um ihren Werth zu erfahren, sondern daß dieser durch eine gerichtlich aufzunehmende Taxe ausgemittelt werden solle **).

Ueber die **vorbehaltenen Mobilien der Ehefrau** ist der Mann während der Ehe nur

*) I. Th. I. Band. Dritte Auflage. Berlin 1796. S. 23, oder I. Th. 2. Tit. §. 18.
**) Allg. Landr. II. Th. Tit. I. §. 788 ff.

mit Bewilligung der Frau zu verfügen berechtigt. Einseitige Verfügung des Mannes über solche Mobilien, welche zu den gesetzlich vorbehaltenen gehören, sind nichtig. Dagegen hat, in Ansehung der nur durch Vertrag vorbehaltnen, und von dem Manne einseitig veräußerten Mobilien, die Frau nur in so weit ein Rückforderungsrecht, als dasselbe jedem Eigenthümer gegen einen dritten Besitzer zusteht *). Ueber die eingebrachten Mobilien hat der Mann die freye Verfügung **). In Ansehung dieser letztern ist (II. Th. I. Tit. §. 559 — 569.) nachfolgendes festgesetzt worden:

§. 559. Hat die Frau dem Manne Mobilien eingebracht, ohne daß dieselben zu einem gewissen Werthe angeschlagen worden: so gehören nur die zur Zeit der getrennten Ehe erweislich noch vorhandnen Stücke zu ihrem Vermögen.

§. 560. Sind an die Stelle der nicht mehr vorhandenen Stücke andere angeschafft worden: so können die Frau oder deren Erben diese letztern, statt der eingebrachten, zurück nehmen.

§. 561. Außerdem aber sind der Mann, oder dessen Erben, zu einer Schadloshaltung wegen der nicht mehr vorhandenen, oder am Werthe verringerten Stücke, nur in so fern verbunden, als die Vernichtung, Veräußerung oder Verringerung durch Vorsatz oder grobes Versehen des Mannes erfolgt ist.

§. 562. Mobilien, welche die Frau von ihrem vorbehaltenen Vermögen angeschafft, und zum gemeinschaftlichen Gebrauche hergegeben hat, werden den eingebrachten gleich geachtet.

§. 563. Hat die Frau ihre eingebrachten Mobilien dem Manne zu einem gewissen Preise ausdrücklich verkauft: so können sie, oder ihre Erben, nur den rückständigen Kaufpreis von dem Manne oder aus dessen Nachlasse fordern.

§. 564. Sind die Mobilien dem Manne nicht verkauft, sondern nur nach einem gewissen Anschlage eingebracht

*) Allg. Landr. II. Th. I. Tit. §. 243 ff.
**) §. 247.

eingebracht worden: so haben die Frau, oder deren Erben, die Wahl zwischen den Mobilien selbst, und deren angeschlagenem Werthe.

§. 565. Fällt die Wahl auf die Mobilien: so gelten die §. 559 – 561 vorgeschriebenen Grundsätze.

§. 566. Wird der angeschlagene Werth gewählt: so findet daran kein Abzug statt, wenn gleich die Mobilien selbst ganz oder zum Theil nicht mehr vorhanden wären.

§. 567. Hat jedoch die Frau ein oder anderes Stück vorsätzlich oder aus grobem Versehen vernichtet, oder am Werthe verringert, oder ohne Genehmigung des Mannes veräußert; so ist der Abzug des bestimmten Werths zulässig.

§. 568. Sind nur gewisse einzelne Stücke zu einem bestimmten Werthe eingebracht worden: so steht bey einem jeden solcher Stücke, der Frau, oder ihren Erben, die Wahl zu: ob sie dasselbe zurück nehmen, oder den angeschlagenen Werth fordern wollen.

§. 569. In jedem Falle gilt wegen solcher einzelnen Stücke eben das, was oben wegen der Mobilien überhaupt verordnet ist.

In Ansehung der Mobilien der Kinder, welche der Vater im Nießbrauche behält, ist im Allg. Landr. II. Th. II Tit. §. 279—286 folgendes bestimmt worden:

§. 279. Hat der Vater Mobilien und Effecten des Kindes in seiner Gewahrsame gehabt: so muß das Kind dieselben vollständig zurück erhalten.

§. 280. Sind sie in dem Zustande, wie sie der Vater übernommen hat, nicht mehr vorhanden: so muß dem Kinde der wahre Werth, nach dem Zeitpunkte der Uebernehmung, vergütet werden.

§. 281. Doch ist der Vater für einen durch Zufall entstandenen Verlust oder Verminderung des Werths so wenig, wie ein anderer Verwahrer, zu haften schuldig.

§. 282. Ein mäßiger Gebrauch der Effecten des Kindes, so weit er ohne Abnutzung derselben statt finden kann, ist dem Vater vergönnt.

§. 283. Will er sich aber solcher Mobilien, die ohne Abnutzung nicht gebraucht werden können, zu

seinem Gebrauche bedienen: so muß er dafür sorgen, daß sie gerichtlich abgeschätzt werden.

§. 284. Alsdann hat das Kind, wenn ihm sein Vermögen verabfolgt werden soll, die Wahl: ob es die Mobilien, so wie sie sind, annehmen, oder den taxirten Werth fordern wolle.

§. 285. Hat der Vater keine Taxe aufnehmen lassen: so müssen dergleichen von ihm gebrauchte Mobilien dem Kinde nach dem Werthe, welchen vollkommen brauchbare Sachen dieser Art zur Zeit der Uebernehmung gehabt haben, veranlet werden.

§. 286. Doch darf von solchen Effecten, die zum alleinigen persönlichen Gebrauche des Kindes verwendet worden, der Vater in keinem Falle, weder den Verbrauch, noch die Abnutzung vertreten.

In Betreff der Collation der zur Ausstattung gegebenen Mobilien heißt es daselbst §. 345—347:

§. 345. Sind Mobilien zur Ausstattung gegeben worden, und der Erblasser hat den Werth derselben zum Behufe der Anrechnung bestimmt: so dient dieser Anschlag zur alleinigen Richtschnur.

§. 346. Ist keine solche Bestimmung des Erblassers vorhanden: so muß der Werth nur so, wie er zur Zeit der Erbtheilung wirklich ist, angeschlagen werden.

§. 347. Auf Stücke, die durch den Gebrauch oder sonst, ohne eignes grobes Versehen des ausgestatteten Kindes, vernichtet oder verloren worden, wird bey der Anrechnung der Ausstattungen keine Rücksicht genommen.

Die Pflichten des Vormundes und des vormundschaftlichen Gerichtes in Ansehung der Mobilien der Pflegebefohlnen sind nach dem Allg. Landr. II. Th. XVIII. Tit. §. 439—453 folgende:

§. 439. Ob und was von den vorhandenen Mobilien verkauft, aufbewahrt, oder dem Pflegebefohlnen zum eigenen Gebrauche überlassen werden soll, muß hauptsächlich nach der vorhandenen Verfügung des Erblassers bestimmt werden.

§. 440. Bey deren Ermangelung muß der Vormund sowohl darüber, als über die Art des Verkauf

kaufs und der Aufbewahrung, nach Lage der Umstände, Beschaffenheit des übrigen Vermögens und Erforderniß des Besten der Pflegebefohlnen, Vorschläge thun, und richterliche Vorbescheidung einholen.

§. 441. Sachen, die ohne Nachtheil der Substanz nicht füglich aufgehalten werden können; oder bey deren längern Aufbewahrung ihr Werth vermindert werden würde; oder die der Pflegebefohlene entweder gar nicht, oder doch in mehreren Jahren noch nicht würde brauchen können, müssen, und zwar in der Regel, durch Auction verkauft werden.

§. 442. Das vormundschaftliche Gericht kann aber auch, auf den Antrag des Vormundes, die vorhandenen Mobilien ganz oder zum Theil der Mutter, oder einem majorennen Miterben, aus freyer Hand zuschlagen lassen, wenn Bedingungen, die dem Pflegebefohlnen vortheilhafter sind, als wahrscheinlicher Weise ein Verkauf durch Auction seyn würde, geboten werden.

§. 443. Ein solcher Zuschlag aus freyer Hand setzt jedoch allemahl eine gerichtlich aufgenommene Taxe voraus.

§. 444. Auch an andere Personen, außer der Mutter und majorennen Miterben, kann der Zuschlag aus freyer Hand geschehen, wenn wenigstens die volle Taxe geboten wird; und der Vormund, nebst den am Orte befindlichen nächsten Verwandten, oder, in Ermangelung der Letztern, andere Sachverständige, welche die Taxe nicht aufgenommen haben, diesen Verkauf dem Pflegebefohlnen vortheilhaft finden.

§. 445. Juwelen, Kostbarkeiten, Gold- und Silbergeschirr, müssen auf den Antrag des Vormundes verkauft werden, wenn das Vermögen des Pflegebefohlnen mit Schulden belastet ist, die auf andere Art nicht getilgt werden können.

§. 446. Auch kann der Vormund auf die Veräußerung antragen, wenn in solchen Kostbarkeiten ein beträchtliches Kapital steckt, und voraus zu sehen ist, daß der Pflegebefohlne entweder niemahls, oder doch innerhalb fünf Jahren noch nicht, davon werde Gebrauch machen können.

§. 447. Ob der Verkauf solcher Sachen nur durch Auction, oder durch Subhastation geschehen solle, hängt,

hängt, nach Beschaffenheit und Beträchtlichkeit des Werths, von dem Befinden des vormundschaftlichen Gerichts ab.

§. 448. Ein Zuschlag aus freyer Hand findet nur in den Fällen des §. 442. und 444. statt.

§. 449. Wird die Aufbewahrung solcher Mobilien (§. 445.) den Pflegebefohlnen zuträglich befunden, so muß dieselbe der Regel nach in dem Deposito des Vormundschaftsamtes geschehen.

§. 450. Hat jedoch der Vormund auf den ganzen Betrag der gerichtlichen Taxe Caution bestellt: so kann ihm die Aufbewahrung unter dem Siegel des Gerichts überlassen werden.

§. 451. Das Gericht kann den Pflegebefohlnen solche Stücke, wovon sie nach ihrem Stande und Range Gebrauch machen können, nach dem Gutachten des Vormundes, und unter der besondern Aufsicht desselben verabfolgen.

§. 452. Besonders ist dieses den Pflegebefohlnen weiblichen Geschlechts bey ihrer Verheyrathung, nicht leicht zu versagen.

§. 453. Doch liegt alsdann, außer dem Vormund, auch dem Ehemanne der Pflegebefohlnen die Aufsicht über die Conservation solcher Juwelen und Kostbarkeiten, wenn sie auch an sich zum vorbehaltnen Vermögen der Frau gehören, gleich einem Vormunde ob.

Mobilien-Brandversicherungsanstalten, auch **Brandcassen** oder **Brandgilden für Mobilien**, sind Anstalten, wodurch den Interessenten gegen einen mäßigen Beytrag der durch Feuer am Mobiliar-Vermögen erlittene Schaden ganz oder zum Theil ersetzt wird.

Im Art. Feuer-Assecuranz-Anstalten, Th. 13, S. 220 fl. sind einige Vereinbarungen dieser Art angeführt worden; es wird überhaupt aber bemerkt, daß Brandcassen für Mobilien wegen des so sehr veränderlichen Werthes aller beweglichen Dinge mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hätten, und daher nicht so leicht zu Stande kommen könnten, als andere Assecuranz-Anstalten.

stalten. Dieses ist allerdings gegründet, und die wenigen Brandcassen für bewegliche Dinge, die man bis dahin nur hatte, im Verhältniß gegen das Bedürfniß derselben, welches man bey den häufigen Feuerschäden schon lange fühlte, zeigen es aus der Erfahrung, daß man kaum Muth hatte, an die Errichtung derselben zu denken. Da in den neueren Zeiten indessen nicht nur verschiedene Vorschläge und Plane zu solchen Anstalten entworfen, sondern auch einige Mobilien-Brandversicherungsanstalten zu Stande gekommen sind, die den besten Erfolg gehabt haben; und da überhaupt fast alle Besitzer einiger Mobilien von Werth es wünschen, ohne Weitläuftigkeiten in eine solche Gesellschaft oder Anstalt treten zu können, um gegen eine mäßige Abgabe bey etwanigem durch Brand verursachten Verluste oder Schaden an ihrem Mobiliar-Vermögen auf Ersatz hoffen zu können: so halte ich es für nöthig, hier auf einige beyfallswürdige Vorschläge und Anstalten aufmerksam zu machen, die in den letzteren Jahren bekannt geworden sind, um diese auch an meinem Theile gemeinkundiger zu machen, und die Idee einer möglichen Ausführung oder Nachahmung auch in solchen Ländern, wo noch keine Mobilien-Brandcassen sind, in erneuerte Anregung zu bringen.

Die ganz unvermeidlichen Gefahren, welchen die der Seeschifffahrt anvertrauten Güter ausgesetzt werden müssen, haben ohne Zweifel zuerst Anlaß dazu gegeben, daß sich Unternehmer fanden, die gegen eine, dem wahrscheinlichen Grade der Gefahr angemessene Prämie dieselbe auf sich nahmen. Aus diesem Geschäfte entstand ein eigner Erwerbszweig, der in Ländern und Städten, deren Bewohner viele und große Seehandlungsgeschäfte treiben, nicht allein im Verhältnisse mit letz-

tern sich ausdehnte, sondern sich auch bald über andere Staaten ausbreitete, in denen die Seehandlungsgeschäfte nicht so häufig, mithin die Ursachen, Versicherung für Seegefahr zu nehmen, seltner vorfallen. So hat sich seit einigen Jahrhunderten England und Holland den größten Theil der Assecuranz-Geschäfte der handelnden Welt zugezogen, und durch die große Ausdehnung dieser ursprünglich ersten Art von Assecuranzen, an welcher eine große Anzahl Personen Theil nehmen, ist man in diesen Ländern ohne Zweifel zuerst auf den Gedanken gekommen, auch über andere Gattungen von Gefahren Versicherung zu nehmen und zu geben. Daher versichert man in England und Holland seit langer Zeit auch für Feuersgefahr an Gebäuden und darin befindlichen Gütern gegen Erlegung einer nach Ausdehnung derselben bestimmten Prämie. Es sind in London besonders mehrere Gesellschaften errichtet, welche dies Geschäft treiben, und die Phönix-Assecuranz-Societät dehnt dasselbe über ganz Europa aus. Sie hält in Hamburg ein eignes Comptoir für Deutschland, und versichert nach dem Inhalte ihrer weiter unten zu berührenden Propositionen und Police gegen eine voraus zu bezahlende Prämie, welche nach verschiedener Beschaffenheit der Gebäude in Rücksicht auf ihre Bauart, Lage und Nachbarschaft, nach Verschiedenheit der in selbigen zu versichernden Güter, in so fern sie mehr oder weniger feuerfangend, leicht oder schwer unbeschädigt zu retten sind; nach der Art des in den Gebäuden betriebenen Gewerbes, und nach der Größe der in einem Risico zu versichernden Summe größer oder kleiner ist. Seit einiger Zeit hat auch die fünfte Assecuranz-Compagnie in Hamburg unter ähnlichen Bedingungen Versiche-

rung

rung für Feuersgefahr an Mobilien durch ganz Deutschland in öffentlichen Blättern ausgeboten, und ihren Plan bekannt gemacht.

Natürlich sind diese Unternehmungen auf den Vortheil der Gesellschaften berechnet, und daß dieser nicht klein seyn könne, läßt sich schon daraus schließen, daß die Versicherungen in Orten, deren mehr oder minder feuerfeste Bauart und Feuerpolizey unbekannt ist, und an Personen, deren Charakter und Vermögensumstände eben so wenig bekannt sind, ertheilt werden; mithin die Societäten der Gefahr, hintergangen zu werden, in hohem Grade ausgesetzt sind. Auch beträgt der Unterschied der Prämie, welche die Phönix-Societät in Deutschland nimmt, gegen die, für welche die London assurance Company und die Royal Exchange assurance Company, nach Wesketts Theorie und Praxis der Assecuranzen *) S. 102 und 103, in London versichern, nicht weniger als volle 50 pro Cent bey gewöhnlicher Gefahr, und bey steigender noch weit mehr.

Außer diesen, dies Geschäft bloß zu ihrem Nutzen treibenden Societäten haben sich in England auch andere Gesellschaften gebildet, welche, ohne auf Gewinn ihre Hauptrücksicht zu nehmen, sich wechselseitig unter einander versichern, in denen folglich jeder Theilnehmer zugleich Versicherer und Versicherter ist.

In Absicht auf Häuser und Gebäude bestehn bekanntlich in den mehresten Ländern, in welchen gute Polizeyverfassung ist, ähnliche Societäten längst, obgleich mit verschiedener Verfassung. Alle haben

*) Aus dem Engl. übersetzt von J. And. Engelbrecht. Lübeck bey Donatius. Drey Bände 1787 kl. 4. (5 Rthlr. 6 Gr.)

haben Sie indessen das gemein, daß von keinem Gewinn für einen Unternehmer bey denselben die Rede ist. Bey den mehresten ist die Schätzung der zu versichernden Gebäude der Willkühr des Eigenthümers überlassen, wenn gleich die ganze Anstalt unter der mittelbaren Aufsicht der Landesobrigkeit steht, und diese die zu Entschädigungen erforderlichen Beyträge einfodern läßt. Der wesentlichste Unterschied ist darin, daß bey einigen Societäten dieser Art, wohin auch die in den König'. Preußischen Staaten gehören, bloß dann, wenn Schaden geschehen ist, zur Ersetzung desselben Beyträge geleistet werden, die deshalb nach beträchtlichem Feuerschaden für Unbemittelte zuweilen äußerst drückend sind; bey anderen hingegen, z. B. der Hamburgschen sehr alten Immobiliar-Brandkasse, und denen in den Dänischen Staaten, zum großen Vortheil der Theilhaber jährlich eine bestimmte Summe erlegt wird, es mag Schaden zu ersetzen seyn oder nicht, wodurch nach und nach ein Fond gesammelt wird, der nur bey ganz ungewöhnlichen Unglücksfällen, so daß ein Nachschuß erforderlich wäre, erschöpft wird. Von ähnlichen Versicherungsanstalten für bewegliche Güter, in welchen alle Theilnehmer zugleich Versicherer und Versicherte wären, hat man in Deutschland vor dem Jahr 1795, in welchem in Hamburg eine Gesellschaft zu diesem Zweck zusammengetreten ist, vielleicht keine zu Stande gebracht, wenn es auch hier und da nicht an Entwürfen zu ihrer Ausführung fehlte.

In dem durch so manche vortrefliche Anstalt und einen allgemein regen Erwerbstrieb ausgezeichneten Sachsen ist zwar schon durch ein Mandat vom 10ten November 1784, auch eine **Brandkasse für Mobilien** gestiftet, die man jedoch

nur

nur uneigentlich eine Versicherungsanstalt nennen kann, weil sie, gegen Erlegung von zwey Groschen jährlich von 100 Thalern, bey erlittenen Brandschäden nur 25 pro Cent des Verlusts zu ersetzen verspricht, ob sie schon jetzt, nach hinlänglich gesammeltem Fond, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, statt jener versprochenen 25, 60 pro Cent auszahlen soll. Der weiter unten abgedruckte Auszug des angeführten Mandats, enthält die Einrichtung dieser Sächsischen Brandkasse.

Es würde keine Mühe kosten, aus dem angeführten Weskettschen Werk, noch mehr Nachrichten über Amsterdammer und andre Brandversicherungs-Societäten auszuziehn; es wird indessen hinreichen, von der vorhin erwähnten Art sich wechselseitig unter einander versichernden Londner Gesellschaften weiter unten ein Beyspiel zu geben, in welcher die Bedingungen, unter welchen sich die Mitglieder der Union-Gesellschaft unter einander versichern, enthalten sind.

Da die, gegen eine bestimmte Prämie, zu ihrem Vortheil versichernden Societäten mit geringer Abweichung denselben Plan, wie die Phönix-Societät haben, wird es an dem in dem Verfolge dieses Artikels mitzutheilen versprochenen Beyspiele genug seyn, um daraus den Unterschied, welcher sich zwischen diesen verschiedenen Gattungen von Feuerversicherungsanstalten findet, und die Vortheile und Nachtheile, welche für den Versicherten bey jeder derselben zu erwarten sind, zu zeigen und zu beurtheilen.

Um dieses desto besser ins Licht zu setzen wird nachfolgende Vergleichung der verschiedenen Arten von Assecuranzen für Feuersgefahr an Mobilien sehr zweckmäßig seyn, welche der Herr Doctor Freier in seiner Abhandlung über Brandcassen

für Mobilien angestellt hat, und welche ich hier aus derselben einrücke.

Vergleichung der verschiedenen Arten von Assekuranzen für Feuersgefahr an Mobilien *).

„Bey einer für Prämie versichernden Societät hat der Versicherte den unleugbaren Vortheil daß er, bevor er seine Police nimmt, sich von dem Betrage aufs genaueste vergewissern kann, den ihm seine Versicherung kösten wird. Ist er ein Kaufmann, so kann er diesen Betrag seinen versicherten Gütern sogleich zur Last bringen, und weiß mit Zuverlässigkeit, was sie ihm durch die Versicherung theurer geworden sind. Nicht so bey der andern Art von Societät, wo der Theilnehmer die Gefahr läuft, so lange seine Verbindung mit der Gesellschaft dauert, wo er folglich nie gewiß wissen kann, was ihm eine versicherte Waare, aufs genauste berechnet, koste. So wichtig dieser Vortheil, besonders für den Kaufmann, welcher Waaren auf kurze Zeit versichern lassen will, ist, und so gewiß er in diesem Fall, wenn von der Versicherung für Feuersgefahr auf einige Monathe die Rede ist, jener Versicherungsart, gegen bestimmte Prämie den Vorzug vor der, auf wechselseitige Gefahr bestimmt: so ist von Seiten des Versicherten dieser Vorzug auch der einzige. Um indessen nichts zu übergehn, was zum Vortheil dieser Art Assecuranzen gesagt werden kann, wird unten die Ankündigung der Hamburger fünften Assecuranz-Gesellschaft mitgetheilt werden, in welcher alles

*) S. Vorschläge wegen einer in den Königlich Preußischen Staaten zu errichtenden Brand-Kasse für Mobilien, Waaren und landschaftliche Producte; von Joh. Paul Freier M. D. in Havelberg. Berlin bey Nauck. 1800. 69 S. 4. Seite 4 ff.

alles erschöpft zu seyn scheint, was zu ihrer Anpreisung dienen kann.

„Dagegen sind für den Versicherten mit der Assecuranz für bestimmte Prämie folgende Nachtheile verbunden:

1) Er muß, weil die ihn versichernde Societät gewinnen will, allemahl, wie bey jedem andern gewöhnlichen Assecuranz-Geschäft eine größere Prämie bezahlen, als die Gefahr ist, welche die Versicherer zu laufen glauben; und zahlte er eine geringere Prämie, so könnte das nur durch Verschweigung solcher, die Größe der Gefahr bestimmenden Umstände geschehen, durch welche die ganze Versicherung nach allen Assecuranz-Gesetzen ungültig würde. Dies ist klar und bedarf deshalb keines Beweises.

2) Die Societäten, welche für Prämie versichern, die der Gefahr verhältnißmäßig ist, schätzen diese Gefahr nicht nach dem, was lange Erfahrungen lehren, wie sie wirklich ist, sondern sie schätzen den Grad der Gefahr nach der Einbildung, die der Versicherte von derselben hat, und verfahren hierin wie Kaufleute, die ihre Waaren nicht nach dem Einkaufspreise verkaufen, sondern denen die mehrere Nachfrage nach denselben ein wirklicher oder zu erwartender Mangel, und andere Umstände mehr, Anlaß geben den Preis zu erhöhen.

„Da ein Hauptvorzug der wechselseitigen Assecuranzen auf der Vermeidung dieses Fehlers beruhet, so muß ich meine Behauptung beweisen, und lege eine vorzüglich billige Berechnungstabelle der London Assurance Campany aus Weskett

102 vor. Nach selbiger wird jährlich Prämie bezahlt

	Gemeine Assurance,	gefährliche Assurance,	doppelt gefährliche Assurance.
für 100 bis 1000 Pf. Sterl.	2 ßl. Sterl. pro C.	3 ßl. Sterl.	5 ßl. Sterl.
1000 = 2000 —	2 — 6 Pen.	4 —	7 — 6 Pen.
2000 = 3000 —		5 —	

„Se-

„Gemeine Assecuranzen sind nach dem Plane dieser Societät Gebäude, die steinerne Mauern haben, mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckt sind, und worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, noch der Gefahr leicht unterworfene Güter liegen; Güter und Kaufmannschaften, welche der Gefahr so leicht nicht unterworfen sind, in steinernen Gebäuden.

„Gefährliche Assecuranzen sind: hölzerne oder lehmene mit Schiefer, Ziegel oder Bley gedeckte Gebäude, worin kein gefährliches Gewerbe getrieben wird, oder leicht feuerfangende Güter liegen, wie auch nicht leicht feuerfangende Güter in solchen Gebäuden. Gefährliche Gewerbe, als der Apotheker, Brod- und Commiß-Bäcker, Färber, Schiffs- und Talglichtgießer, Gasthof- und Stallhalter, welche in steinernen Gebäuden, mit Ziegel, Bley oder Schiefer gedeckt, getrieben werden, und leicht feuerfangende Güter, als Hanf, Flachs, Pech, Theer, Talg und Terpentin, welche in solchen Gebäuden liegen.

„Doppelt gefährliche Assecuranzen heißen vorbesagte gefährliche Gewerbe, welche in hölzernen oder lehmenen Häusern getrieben werden, oder leicht feuerfangende Güter in denselben, irdene Waaren, Porzellan und Glas zum Handel und mit Stroh gedeckte Gebäude oder darin liegende Güter. Chymisten, Destillirer, Zuckerbäcker, Malzer oder andere Assecuranzen, wobey man mehr als gemeiner Gefahr wegen des Gewerbes, der Eigenschaft der Güter, Enge des Platzes oder anderer Umstände unterworfen, mögen so versichert werden, wie man sich darüber besonders vergleichen wird.

„Das erste, was bey dieser Tabelle in die Augen fällt, ist der große Unterschied der Prämie,

nach Verschiedenheit der Größe der zu versichernden Summe. Dieser Unterschied fällt vorzüglich in der zweyten Klasse der Gefahren auf, woselbst die Prämie auf 1000 Pf. Sterl 3 Schill., auf 2000 Pf. 4 Schill. und auf 3000 Pf. 5 Schilling ist, mithin dieselbe auf jede 1000 Pfund um ein zwanzigstel pro Cent gesteigert wird. Was kann diese Steigerung gerade in dieser Klasse, in welcher bey weitem die mehresten wichtigen Versicherungsaufträge vorkommen müssen, für einen Grund haben? Werden die Güter in einem von Fachwerk erbauten Hause darum verbrennlicher, weil in demselben Gebäude eine doppelte oder dreyfache Menge derselben enthalten ist? Schwerlich! Ein scheinbarer Grund ist, weil, wenn eine größere Menge Güter in einem Gebäude angehäuft ist, die Hoffnung dieselben aus dem Feuer zu retten, je größer die Menge ist, desto kleiner wird. Es ist unleugbar, daß wenn in zwey Gebäuden von gleichem Umfange, gleicher Lage, in Absicht auf die Gelegenheit von mehrern Seiten zum Löschen sowohl, als zum Retten Anstalt zu machen, in einem dieser Gebäude für 1000 Pf. Sterl., im andern aber für 3000 Pf. Sterl. Güter von gleicher Beschaffenheit enthalten sind, die ersten ganz gerettet werden können, wenn von letzteren nur ein Drittel aus der Gefahr gebracht werden kann, mithin im erstern Falle die Societät nur die Beschädigung der geretteten Sachen, im letztern hingegen nicht allein diese, sondern noch zwey Drittel der Güter zu ersetzen hat. Scheinbar ist dieser Grund, aber auch wenig oder gar nichts mehr; denn wer dreymahl so viel Güter zu versichern hat, von dem kann man auch annehmen, daß er einen dreymahl größern Raum zu ihrer Aufbewahrung, verhältnißmäßig mehr Menschen

schen in seinem Dienste und zu deren Rettung bereit habe; mithin ist die Gefahr durch die geringere Möglichkeit der Rettung bey größeren Summen zu verlieren, wenn ich sie auch nicht ganz leugnen will, doch gewiß nicht in dem Verhältnisse wie die Prämien steigend. Der wahre Grund, warum die zu ihrem Vortheil zu versichernden Societäten diese Steigerung nach der Größe der Summe für nützlich gehalten haben, liegt gewiß in der, ohne Zweifel richtigen Voraussetzung, daß derjenige, welcher ein größeres Kapital der Feuersgefahr aussetzen muß, auch mehr Neigung es in Sicherheit zu bringen haben, und sich eine höhere Prämie zu bezahlen gefallen lassen werde. Und gerade, weil in dieser Klasse ohne allen Zweifel bey weitem die meisten Versicherungsaufträge vorfallen müssen, ist es unbedenklich gewesen, die Prämien so hoch zu steigern. Bey der dritten Klasse sind ähnliche Bemerkungen zu machen, die ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, zurück halte.

„Zweytens ist der große Unterschied in den Prämien, der durch die Verschiedenheit des Gewerbes, welches in den Gebäuden betrieben wird, verursacht wird, wohl zu bemerken. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß bey manchen Gewerben, z. B. beym Malzdörren, öfters als bey anderen Feuerlärm entsteht; daß folglich aus dieser Ursache bey Personen, die dergleichen Gewerbe treiben, die Neigung sich vor Feuersgefahr versichern zu lassen, vorzüglich groß seyn werde; aber ob wirkliche Feuersbrünste durch dergleichen Gewerbe öfters als sie durch andere Ursachen entstehen, veranlaßt werden? ist eine Frage, auf welche die Erfahrung eine verneinende Antwort giebt. So weit meine Beobachtungen reichen, geben sie das Resultat, daß bey weitem die mehresten Feuersbrünste durch

Vernachlässigung der allerbekanntesten Vorsichtsmaßregeln entstehen; daß ein Gewerbe, bey welchem ein noch so heftiges und anhaltendes Feuer angewendet werden muß, in so fern es in zweckmäßig angelegten Gebäuden, und mit der erforderlichen Aufsicht betrieben wird, um nichts gefährlicher sey, als eine gewöhnliche Haushaltung; daß folglich die Steigerung der Prämie nach Beschaffenheit des Gewerbes keinen andern Grund habe, als die kaufmännisch richtige Bemerkung, daß derjenige, welcher heftiges Feuer bey seinen Geschäften nöthig hat, dadurch leichter, als im entgegen gesetzten Fall, zur Versicherung seiner Güter bestimmt werde, und sich eine höhere Prämie gefallen lasse. Man kann sehr zuverlässig annehmen, daß da, wo heftiges Feuer unterhalten wird, es nie an der Aufsicht fehlt, und eben diese Aufsicht macht, daß wenn ja bey einigen Gewerben durch Vernachlässigung bekannter Vorsichtsregeln öfters, als im ganzen gewöhnlich ist, Feuerlärm entsteht, doch selten wirkliche Feuersbrünste dadurch verursacht werden.

„Ich will hiermit gar nicht behaupten, daß bey Versicherungen gegen Feuersgefahr, besonders für Prämie, auf den Unterschied in der Bauart der Gebäude, auf die verschiedene Beschaffenheit und Menge der zu versichernden Güter, auf die Verschiedenheit des Gewerbes, gar keine Rücksicht genommen werden müsse; sondern ich beschränke mich bloß darauf, daß die Steigerung der Prämien, welche sich die zu ihrem Vortheil versichernden Societäten bezahlen lassen, verhältnißmäßig viel zu stark ist, und ich halte mich überzeugt, daß jeder, welcher einige Aufmerksamkeit auf Feuersbrünste und ihre gewöhnliche Entstehungsart gerichtet hat, mit mir einstimmig seyn werde, daß

bey

bey weitem die meisten Feuerschäden durch die Vernachlässigung eines kleinen Funkens und nur höchst selten, oder vielleicht nie, durch den regelmäßigen Gebrauch eines starken Feuers veranlaßt werden; daß folglich die Haushaltung eines armen Handwerkers oder Tagelöhners, der zwey Klaftern Holz im Jahre verbrennt, feuergefährlicher sey als eine Spiegel-Manufactur oder ein hoher Ofen, bey denen der Verbrauch von Brenn-Material in die Tausende von Klaftern steigt.

„Noch viel anders ist es drittens mit der verschiedenen Art der Güter, ob sie feuerfangend und schwer zu retten sind, beschaffen. Ob ich gleich zugebe, daß dieser Grund zur Steigerung der Prämie allerdings mehr als die erstern berechtige, so hängt doch die Frage: ob die in Feuersgefahr befindlichen Güter gerettet werden können? so sehr von zufälligen Nebenumständen ab, daß es schlechterdings unmöglich ist, in dieser Rücksicht ein billiges Verhältniß festzusetzen. Die Lage der Gebäude; ob von mehreren Seiten zu den Gütern zu kommen ist; ob in der Nähe ein Sicherheitsplatz schnell erreicht werden kann; ob der Weg zu diesem Platze während des Feuers frey bleibt; ob der Eigenthümer bey der Gefahr den Kopf behält; ob er viele Menschen in seinem Dienste hat; der Wind, welcher eben weht, und andere dergleichen Umstände, entscheiden offenbar mehr als die Beschaffenheit der Sachen. Und wenn dies der Fall ist, so folgt, daß auch bey diesem Punkte die Versicherer mehr nach der Einbildung der Versicherten von der Gefahr, welcher sie ausgesetzt zu seyn glauben, als nach dem wahren, durch Erfahrung bestimmten Verhältniß, die Prämie steigern.

„Viertens nehmen die Versicherer große Rücksicht auf die Nachbarschaft, und schätzen die Gefahr der Versicherung beträchtlich größer, wenn der Versicherte Nachbaren hat, die ein feuergefährliches Gewerbe treiben. Hierin haben sie ohne Zweifel Recht, und es ist keinem Bedenken unterworfen, daß in Städten, die ganz oder größtentheils von Fachwerk erbauet sind, wie der Fall der meisten Provinzial-Städte ist, die Gefahr, durch die Nachbaren Feuerschaden zu leiden, wenigstens eben so groß, wo nicht größer ist, als die eigne. Man kann annehmen, daß jedes Haus in den Städten wenigstens zwey eigentliche Nachbaren, von Seiten der Hintergebäude aber oft vier und mehrere hat, und daß bey jedem dieser Nachbaren die Möglichkeit einer Feuersbrunst eben so groß als bey dem Versicherten ist; in Städten von Fachwerk also die Gefahr des Abbrennens durch Entstehung eines Feuers bey einem Nachbar wenigstens den vierten Theil so groß ist, als eigne Gefahr. Es folgt hieraus, daß, wenn ein Versicherter vier Nachbaren von allen Seiten hat, die Gefahr, durch diese angezündet zu werden, eben so groß ist, als die eigne Feuersgefahr, und sogar größer, wenn die Nachbaren gefährliche Gewerbe treiben, oder sorglose, oder arme Leute sind, die die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachten wollen oder können. Es folgt ferner, daß diese Gefahr noch weniger, als die vorhin bey dem dritten Punkte erwähnte, nach einem richtigen Maßstab geschätzt werden kann, weil die Nachbarschaft nicht allein veränderlich, sondern auch ganz von der Willkühr des Versicherten unabhängig ist. Je weniger nun eine solche Gefahr dem Grade nach geschätzt werden kann, desto gewisser ist es, daß die Versicherer die Prämie, so hoch

sie

sie können, steigern, um ihren beabsichtigten Gewinn in Sicherheit zu bringen.

„Mögen die obigen Behauptungen den Leser von den Nachtheilen überzeugen, welche mit der Assecuranz gegen Feuersgefahr für bestimmte Prämien für den Versicherten verbunden sind, oder nicht: so bleibt die Hauptsache unleugbar, daß alle für Prämien versichernde Societäten gewinnen wollen, daß mithin die Prämien höher sind, als die wirkliche Gefahr. Und da hierüber unmöglich ein Zweifel obwalten kann: so wende ich mich zu dem Beweise der großen Vortheile, welche mit einer sich wechselseitig für Feuersgefahr an Mobilien und Waaren versichernden Societät verbunden sind.

Vorzüge der wechselseitigen Feuer-Assekuranz-Gesellschaften *).

„Der erste unläugbare Vorzug der wechselseitigen Versicherungs-Societäten vor denen, welche gegen Prämie versichern, besteht in der größern Sicherheit. Eine gewöhnliche Assecuranz-Societät mag noch so große Fonds zusammen gebracht haben, so können diese nie mit dem Fond einer wechselseitig sich versichernden Gesellschaft in Vergleichung gestellt werden, wenn diese die erforderliche Ausdehnung hat, und, was sich von selbst versteht, nicht eher anfängt, als bis diese Ausdehnung erlangt ist. Je weiter sich eine solche wechselseitige Verbindung ausbreitet, desto größer wird ihre Sicherheit für diejenigen, welche Schadenersatz zu fodern haben. Auch für die Verbindung selbst, in so fern sie Schaden zu ersetzen hat, ist die Sicherheit ohne Vergleichung größer, wenn jeder

*) S. Freier a. a. O. S. 10 ff.

jeder Theilnehmer ein unmittelbares Interesse dabey hat, daß die Gesellschaft nicht hintergangen werde. Dies springt in die Augen, und bedarf deshalb keiner weitern Ausführung.

„Zweytens ist das Geschäft wechselseitiger Societäten, die ohne Absicht auf Gewinn sich unter einander versichern, ohngleich einfacher als das andere. Daß eine Verschiedenheit der Beyträge bey jenen sowohl als bey diesen statt finden könne, versteht sich von selbst, wenn gleich bey der im vorhergehenden erwähnten sächsischen Mobiliar-Brandkasse darauf gar nicht geachtet ist, und bey der Einrichtung unsrer Feuer-Societät für Häuser hierauf weiter keine Rücksicht genommen ist, als das die Provinzial-Städte ihre eigene, die Residenzen aber eine für sich bestehende Gesellschaft ausmachen. Aber es bedarf bey weitem der vielen Classen nicht, welche die Englischen Societäten festgesetzt haben. Denn

1) Alle Arten von Gefahren, denen jedes Mitglied einer wechseltigen Gesellschaft in eben dem Grad ausgesetzt ist, wie die übrigen, dürfen in einer solchen bey Bestimmung des Beytrags gar nicht in Anrechnung gebracht werden. Die Verschiedenheit des Beytrags, nach dem größern oder geringern Grad der Gefahr, gleicht sämmtliche Interessenten aus, und so wie, wenn es möglich wäre, eine Gesellschaft zusammen zu bringen, deren Mitglieder alle in einerley Art von Gebäuden, bey gleich guten Feuerlöschungsanstalten, gleicher Möglichkeit zu retten, gleiche Art zu versichernder Güter hätten, gar keine Verschiedenheit der Prämie statt finden dürfte, sondern jeder Theilnehmer gleichviel vom Hundert zum Ersatz eines Schadens bezahlen müßte:

müßte: so wird durch die Erhöhung oder Erniedrigung des Beytrags nach der Größe der Gefahr, eben diese Gleichheit des Beytrags erlangt. Hieraus folgt nun deutlich, daß da, wo die Gründe die Gefahr zu schätzen gleich sind, auch der Beytrag gleich seyn müsse; mithin daß alle die Gründe, welche bey sämmtlichen Mitgliedern einen gleichen Grad der Gefahr anzeigen, in einer wechselseitigen Societät gar nicht berechnet werden dürfen. Dahin gehören nun vorzüglich die Gefahren, welche aus der Nachbarschaft entspringen. Jeder Stadtbewohner hat Nachbaren, in deren Häusern heute ein Gewerbe betrieben wird, und morgen ein anderes, und da dies alle Stadtbewohner ohne Ausnahme trifft, kann man als Regel annehmen: daß die Gefahren, welche aus der Nachbarschaft entstehen, bey Bestimmung der Prämie gar nicht in Anrechnung zu bringen sind.

2) Alle Gründe zur Steigerung des Beytrags, welche auf zufälligen Umständen beruhen, die sich folglich gar nicht mit Zuverlässigkeit berechnen lassen, fallen bey wechselseitig sich versichernden Societäten ebenfalls, wo nicht ganz, doch größtentheils weg. Da bey ihnen auf keinen Gewinn gerechnet wird, so dürfen nur solche Gründe die Erhöhung des Beytrags bestimmen, von denen es durch die Erfahrung bewiesen ist, daß sie eine beträchtlich größere Unsicherheit für Feuersgefahr bewirken. Alle die Gründe, welche ganz oder größtentheils in der Einbildung des Versicherten beruhen, von denen die gewöhnlichen Assecuranz-Societäten so guten Nutzen ziehn, werden daher nicht in Betrachtung gezogen,

und

und die Folge hiervon ist: daß weniger Classen der Gefahr und ein geringerer Unterschied der Prämien oder Beyträge nöthig werden. Die alten Englischen wechselseitigen Feuer-Societäten scheinen hierauf nicht genug geachtet zu haben, indem sie den Planen der lange vorher bestandnen Assecuranz-Gesellschaften in Bestimmung ihrer Beyträge ziemlich genau gefolgt sind.

„Drittens. Der größte Vorzug dieser wechselseitigen Versicherungsanstalten ist endlich ohne Zweifel ihre rein menschenfreundliche Absicht, und die daher wahrscheinlich größere Ausbreitung ihres Nutzens. Wer unterstützt nicht gern ohne andre Verpflichtung diejenigen, welche durch eine unglückliche Feuersbrunst um ihr Vermögen gekommen sind? wer wird es nicht noch viel lieber thun, wenn er weiß, daß ihm eine ähnliche Unterstützung in gleichem Falle nicht allein bereit sey, sondern daß er durch einen mäßigen jährlichen Aufwand ein Recht erlangen könne, nicht bloß Unterstützung sondern Schadenersatz zu fodern."

Zur nähern Kenntniß der Einrichtung solcher wechselseitigen Versicherungsanstalten, wird nun die Mittheilung einiger Plane nöthig seyn. Hier folgt zuerst der Entwurf und die Einladung zu einer Mobilien-Brandversicherungsgesellschaft in Schwaben, vom Jahr 1792., welcher indessen, so viel mir bewußt, nicht zur Ausführung gekommen ist *).

Ankündigung einer Mobilien-Assecuranz-Gesellschaft in Schwaben.

Brandversicherungen für Gebäude fanden, so lange sie neu waren, mancherley Widersprüche und Be-

*) S. Reichs-Anzeiger 1792. No. 50 und 51.

Bedenklichkeiten, gleichwohl aber überzeugte man sich nach und nach von ihrem ausgebreiteten Nutzen so sehr, daß sie nun fast allgemein geworden sind, und durchgängig für eine wahre Wohlthat angesehen werden.

Allgemach fängt man auch an, das Bedürfniß einer Brandversicherung der Mobilien zu fühlen; dieses nützliche Institut hat sich aber außerhalb London noch nicht verbreiten können. Eine obrigkeitliche Anstalt von der Art findet zu viele Schwierigkeiten, und auch in London ist diese Assecuranz nur Unternehmung von Privat-Personen.

Es giebt der Leute viele, die einen sehr beträchtlichen Theil ihres Vermögens auf Mobilien verwenden müssen, und für welche also eine solche Anstalt eine große Wohlthat wäre. Diese Betrachtung hat eine kleine Gesellschaft von wohldenkenden Schwaben veranlaßt, einen Versuch zu machen, ob sich nicht eine Privat-Anstalt von der Art zu Stande bringen lassen möchte. Sie macht hiermit ihren Plan bekannt, und invitirt alle und jede Bewohner des Schwäbischen und Fränkischen Kreises, ohne Unterschied zum Beytritt.

1) Jedem stehet es frey, sein Mobiliar-Vermögen assecuriren zu lassen, und den Werth desselben selbst zu schätzen, ohne deswegen zu specificiren, worin es bestehe. Das Institut gründet sich hauptsächlich auf Treue und Glauben, man hofft aber auch, solche Anstalten vorschlagen zu können, welche einem großen Mißbrauch dieses Zutrauens wichtige Hindernisse entgegen setzen. So bald das Institut durch den Beytritt einer hinlänglichen Anzahl von Mitgliedern zur Wirklichkeit kommt, wird man einem jeden Mitgliede ein gedrucktes Verzeichniß aller Mitglieder und der Taxation ihrer Mobilien zusenden. Jeder wird darin ein Mitglied aus seiner Nachbarschaft finden, dem es auffallen müßte, wenn er sein Mobiliar-Vermögen, aus bösen Absichten, weit über den Werth versichern lassen wollte. Er könnte keinen Vortheil davon haben, er müßte nur sein Haus in Brand stecken, um durch den Ersatz seiner Mobilien Geld zu gewinnen; allein nicht nur müßte er besorgen, die benachbarten Mitglieder, deren Interesse darunter versirt, möchten darüber Aufsehen erregen, sondern er würde auch die Eigenthümer

mer des von ihm bewohnten Mieth-Quartiers und seine Nachbaren gegen sich mißtrauisch machen. Bewohnt er hingegen sein eigenes Haus, so hält ihn entweder dessen Verlust von einem so bösen Unternehmen ab, oder wenn es ebenfalls assecurirt ist, so hat die Obrigkeit schon deswegen Vorsehung getroffen. Ueberhaupt aber ist das Mobiliar-Vermögen der Leute von der untersten Klasse von sehr unbedeutendem Belange, und andere werden durch die Ehre im Zaume gehalten, wenn sie nicht ganz unbemerkt betrügen können.

2) Nach der Summe, für welche jeder seine Mobilien versichern läßt, werden auch seine Beyträge regulirt, wenn ein Brandschaden entstehet.

3) Verliert jemand seine Mobilien durch Brand ganz oder zum Theil, so muß er sich bey seiner ordentlichen Obrigkeit melden und von derselben ein beglaubtes Zeugniß beybringen, daß er seine Angabe, den wie vielten, z. B. 3ten, 4ten, 6ten, 8ten Theil seiner Mobilien, er verlohren habe, mit einem feyerlichen Handgelübde an Eides statt bekäftiget habe; daß der Obrigkeit kein hinlänglicher Grund bekannt sey, die Wahrheit dieser Angabe in Zweifel zu ziehen; und daß auch kein Verdacht, die Feuersbrunst vorsetzlich veranlaßt zu haben, auf ihm ruhe.

4) Dieses obrigkeitliche Zeugniß sendet der Verunglückte an die Direktion der Gesellschaft ein, und ohne selbiges wird ihm keine Vergütung geleistet.

5) Wer seine Mobilien durch Feuer ganz oder zum Theil verlohren hat, muß der Direction den erlittenen Schaden, auf vorbeschriebene Art, längstens bis zum ersten December jeden Jahres anzeigen, welche sodann die Summe sämmtlicher Brandschäden des laufenden Jahres, den Beytrag, welchen jedes Mitglied von 100 fl. Schätzungswerth seiner Mobilien zahlen muß, und den Nahmen und Wohnort der verunglückten Mitglieder allen Mitgliedern bekannt machen wird.

6) Da diese Bekanntmachung längstens bis zum Ablauf des Monaths Januar erfolgen wird, so müssen auch die Mitglieder ihre Beyträge längstens bis zum letzten März jeden Jahres an die Direktion franko eingesendet haben.

7) Der Verunglückte giebt am letzten März, oder vorher schon, der Direction Nachricht, durch welche

welche Gelegenheit ihm die gebührende Ersatzsumme übersendet werden solle, und bezahlt die Transportkosten selbst.

8) Weil der Weg der gerichtlichen Klage zu Beytreibung der allenfallsigen Ausstände zu langsam und kostbar wäre; so wird man die Nahmen derjenigen Mitglieder, welche ihre schuldigen Beyträge bis zum letzten März jeden Jahres nicht eingesendet haben, in mehreren Zeitungen zu ihrer öffentlichen Schande bekannt machen, und sie aller Ansprüche an die Wohlthat der Assecuranz für verlustig erklären. Man verspricht sich von diesem Executionsmittel zwar mehr Wirksamkeit als von jedem andern, behält sich aber gleichwohl das Recht bevor, solche Mitglieder, welche diese Schande nicht achten, noch über dieses mit einer gerichtlichen Klage verfolgen zu können.

9) Um der Weitläuftigkeit willen, wird kein Mitglied über die eingeschickten Beyträge quittirt, sondern wer im Monath April nicht als Restant in der Zeitung angezeigt wird, der hat schon den Beweis der geleisteten Zahlung vor sich. Wer hingegen dennoch eine Quittung haben will, der muß sie bey Einsendung des Beytrags ausdrücklich fordern, und erhält sie sodann mit der Post, aber unfrankirt.

10) Alle Jahre in dem Monath December kann man seinen Anschlag ändern, oder gar aus der Gesellschaft treten, oder sich derselben neuerlich einverleiben lassen.

11) Wenn in einem Jahre kein Brandschaden vorfällt, so werden auch keine Beyträge ausgeschrieben.

12) Damit jedes Mitglied den ihn betreffenden Beytrag selbst berechnen und sich von dessen Verwendung überzeugen kann, wird man nicht nur jedem bey dem Anfang das ganze Kataster gedruckt, sondern auch alle Jahre ein weiteres Verzeichniß der ab- und zugegangenen, so wie derjenigen Mitglieder zusenden, welche ihren Anschlag verändert haben. Ist hingegen in einem Jahre kein Brandschaden entstanden, so unterbleibt die Anzeige bis auf das nächste Jahr.

13) Damit die Beyträge nicht auf eine allzu drückende Summe erwachsen können, so werden Brandschäden, welche durch feindliche Einfälle und

Kriegsverheerungen veranlaßt werden, von der Assecuranz ausgeschlossen.

14) Aus gleicher Ursache wird auch kein Mobiliar-Vermögen assecurirt, dessen Anschlag mehr als 6000 Gulden rhein. beträgt.

15) Dahingegen werden auch Waarenlager der Kaufleute assecurirt, wenn sie obige Summe nicht übersteigen, so wie nicht nur die wirklich verbrannten, sondern auch die bey einer Feuersbrunst durch das Ausräumen und andere Rettungsanstalten verlornen, oder ruinirten Mobilien, nach ihrem Anschlag ersetzt werden.

16) Wer etwas an diesem Plane zu verbessern weiß, der hat sich für seine Vorschläge des Danks der Gesellschaft zu versichern.

17) Leicht zu erachten ist es, daß die erste Einrichtung und Fortsetzung dieser Anstalt nicht ohne beträchtliche Kosten gemacht werden kann, und einer oder mehrerern Privat-Personen wird man es mit Billigkeit nicht zumuthen können, diesen Aufwand, zum Besten zweyer Reichskreise, aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Immer wird es genug seyn, daß die Stifter des Instituts die erste Auslage bestreiten, ohne auf einen sichern Wiederersatz hoffen zu dürfen. Zu Bestreitung dieser Kosten also hat jeder, welcher beytreten will, für jedes Hundert Gulden seines Anschlags 6 kr. Einschreibegeld franco einzusenden. Dieses Einschreibegeld wird aber nur bey dem Eintritt ein für allemahl bezahlt, und nur in dem einzigen Falle wiederholt, wenn man seinen Anschlag mindern oder mehren will. In der Folge wird man bloß, wenn in der Austheilung das Hundert einen Bruchpfennig zum Beytrag trifft, statt dessen zwey Pfennige, außerdem aber nur einen Pfennig über den Betreff ausschlagen, und mit diesem unbedeutenden und ungewissen Ueberschuß macht sich die Direction auf ihre Lebenstage verbindlich, alle Administratios-Kosten zu bestreiten, sie mögen nun weniger oder mehr betragen.

18) Zu Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten werden dem Director 4 Assistenten zugegeben, und von sämmtlichen Mitgliedern durch Mehrheit der Stimmen gewählt. Jedes Mitglied, wenn es sein Einschreibegeld einsendet, äußert sich zugleich, wen es zum Assistenten wählt, und diejenigen

gen 4, welche auf solche Art die meisten Stimmen erhalten, überkommen das Amt der Assisenten. Sollten aber mehrere eine ganz gleiche Anzahl von Stimmen erhalten, so werden sie als gar nicht gewählt angesehen, und die Reihe kommt an denjenigen, welcher nach ihnen die meisten Stimmen hat.

Der Director und diese 4 Assistenten entscheiden alle Streitigkeiten, nach den meisten ihrer 5 Stimmen, und dabey muß sich jedes Mitglied beruhigen; nur stehet ihm frey, wenn ihm diese Verfassung nicht länger mehr anstehen sollte, am Ende des Jahrs aus der Gesellschaft zu treten.

19) Wenn es hingegen nicht auf die Beylegung vorwaltender Anstände, sondern auf die Abänderung der gesellschaftlichen Verfassung selbst ankommt; so kann dieser gesellschaftliche Ausschuß nicht mehr entscheiden, sondern es müssen die Meynungen sämmtlicher Mitglieder eingeholt werden, und was die meisten Stimmen von ihnen beschließen, wird zum Gesetze.

20) Wer dem Institut unter diesen Bedingnissen beytreten will, der muß sich längstens bis zum 1. September dieses Jahres melden, und neben seinem Nahmen und Stande auch den Nahmen seines Wohnortes, das Land oder die Herrschaft, unter welche er gehört, und die nächste Stadt, wobey der Ort liegt, wenn es nicht selbst eine bekannte Stadt ist, anzeigen, auch zugleich angeben, wie hoch er seine Mobilien versichern lassen will.

21) Diese Briefe werden unter der Aufschrift: An die Schwäbische Mobilien-Assecurations-Gesellschaft, an den Hrn. Stadt-Gerichts-Assessor und Buchhändler Beck zu Nördlingen franko eingesendet.

22) Nicht gleich mit diesem Briefe, sondern erst, wenn eine hinlängliche Gesellschaft sich formirt hat, wird das Einschreibegeld eingesendet, und dafür der Aufnahmeschein abgeschickt.

23) Sobald eine hinlänglich starke Gesellschaft zusammengebracht worden ist, wird man solches in den Augspurgischen, Nürnbergischen, Stuttgardischen, Frankfurtischen und Erlangenschen Zeitungen, so wie auch in dem Schwäbischen Merkur bekannt machen, und die Einlieferung der Einschreibegelder verlangen, und bis dahin verschweigt auch die Direktion ihren Nahmen.

24) Zu Ersparung des Porto können sich in jeder Gegend mehrere Mitglieder vereinigen, und ihre Briefe an eines derselben gemeinschaftlich addressiren lassen, zu welchem Ende sie der Direktion den Nahmen ihres erwählten Kommissionairs bekannt zu machen haben.

25) Wer am Ende des Jahres aus der Gesellschaft austreten will, muß vorher noch seine Beytrage zu den in diesem Jahre vorgefallenen Brandschäden beytragen.

26) Der Beschädigte erhält um so viel weniger, als sein eigener Beytrag ausmacht, denn sonst könnte man mehrere Brandschäden eines und desselben Jahrs nicht zusammen werfen, sondern müßte für jeden eine besondere Austheilung machen.

Wenn dieser vorstehende Plan vielleicht auch etwas zu flüchtig entworfen zu seyn scheint, und gewissermassen zu sehr auf die Rechtschaffenheit und Ordentlichkeit der Interessen berechnet ist, welches bey der wirklichen Ausführung desselben zu manchen Irrungen Anlaß geben möchte: so ist dieses bey einem Entwurfe, der gleichsam nur dazu bestimmt ist, erst eine Anzahl Interessenten zu vereinigen, um denn das Werk mit reiferer Ueberlegung in Gang zu setzen, immer zu verzeihen. Sehr vollkommen scheint dagegen die Verfassung der vorhin schon erwähnten, im Jahre 1795 in Hamburg errichteten Mobilien-Versicherungsgesellschaft zu seyn, so daß man sie, wie es der Herr Doctor Freyer in seiner vorhin angeführten schätzbaren Abhandlung gethan hat, als Muster einer solchen Verbindung aufstellen, und ihre Verfassungsartikel mit den nach Verhältniß des Ortes und des Landes erforderlichen Abänderungen bey der Errichtung ähnlicher Anstaltenn zum Grunde legen kann. Wie glücklich diese Gesellschaft den beabsichtigten Zweck erreicht habe, ergibt sich daraus, daß sie bey dem Schlusse des vierten Jahres, ungeachtet der im Laufe derselben ersetzten 15 zum

Theil

Theil sehr beträchtlichen Feuerschäden, ein baares Capital von 269697 Mark 1 ßl. 6 Pf. Banko in Casse hatte, welche Summe als Vorrath bey besonders unglücklichen Feuerschäden diente, um die Mitglieder nicht durch unerwartet große Beyträge zu drücken.

Ich lasse deshalb diese Verfassungsartikel hier abdrucken, und der aufmerksame Leser wird leicht wahrnehmen, wie die Association den vorhin angeführten Fehlern der für Prämie und eignen Gewinn zeichnenden Societäten ausgewichen ist. Ohne Zweifel ist sie durch vieljährige, bey der dort sehr lange bestehenden Brandkasse für Häuser, gemachte Beobachtungen geleitet worden. Da indessen diese Artikel sich theils auf Umstände gründen, die nur in einer großen Stadt zusammen treffen können, wohin besonders die Errichtung der Direktion gehört; theils auch nur durch die besondre Lage Hamburgs möglich sind, wohin die außerordentlich geringe Prämie zu rechnen ist: so begleite ich dieselben mit einigen Anmerkungen, welche den Herrn Doctor Freier zum Verfasser haben, die ich hier um so weniger übergehen zu können glaube, da er bey einer reifen Erfahrung diesem Gegenstande eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, und es zu zeigen suchet, was von diesen Verfassungsartikeln für jede, nach einem ähnlichen Plan zu bildende Societät, besonders für eine aus mehrern Städten und ganzen Provinzen zusammentretende Gesellschaft anwendbar ist; und da, wo diese Anwendung nicht statt findet, andere Vorschläge machet, um dadurch einen künftigen Plan, einer Brandversicherungsanstalt für Mobilien, in den Königlich Preußischen Staaten vorzubereiten.

Verfassungsartikel der Association Hamburgischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr. Nach vorhergegangener Genehmigung derselben von der gesammten Interessentschaft, in allgemeiner Versammlung am 24. September 1795 bestätigt. Der Anfang der Wirksamkeit der Association ist der 1ste October 1795.

Erster Abschnitt.

Vorläufige Punkte, den Zweck der Association und ihres Directoriums betreffend.

§. 1.

Die Association Hamburgischer Einwohner hat eine gemeinsame Versicherung gegen alle und jede, nicht dolose veranlaßte Feuersgefahr, ihrer innerhalb den Ringmauern dieser Stadt sich befindenden mobilen Güter, des unversicherten Theils der Erben, und der Häuser und Gebäude, die von der Feuercasse nicht versichert werden, fern von allen Ideen des Erwerbs, zum Gegenstande.

Daher ersetzt diese Association:

1) selbst den Feuerschaden, der entweder durch Krieg oder Erdbeben entsteht. — Und es kann:
2) bey einem Brandschaden nur von Ersetzung des wirklichen Verlustes, und
3) bey einem gesammelten, für hinreichend erklärten Fonds, wohl von Herunterſetzung der Prämien, aber nie von Austheilung die Rede seyn *).

Die

*) Daß diese Hamburgsche Association fern von allen Ideen des Erwerbs ist und bleiben will, unterscheidet sie vortheilhaft von allen ältern Verbindungen ähnlicher Art. So viel deren im Weskettschen Werke angeführt sind, haben sie immer nach Verlauf einiger Zeit eine Vertheilung von Dividende im Rückhalt, und sind daher auch alle, einige mehr, andere weniger, in Bestimmung der Prämien kaufmännischen Assecuranz-Grundsätzen gefolgt. Gelingt die Ausführung eines ähnlichen Plans, so wie der Hamburgische höchstwahrscheinlich völlig gelungen ist, so ist es für die ersten Theilnehmer immer hinreichender Gewinn, wenn sie für einen weit geringern Beytrag, als sie an eine für Prämie zeichnende Societät zahlen müßten,

Die Association tritt, nach Annahme und Bestätigung dieser Artikel von den Interessenten, am ersten October dieses Jahrs, Mittags um Zwölf Uhr, in ihre volle Wirksamkeit. Ein Jeder, der alsdann das zu versichernde Object planmäßig angegeben, und die Erklärung, daß die Association die Versicherung desselben übernehmen wolle, erhalten hat, tritt in alle und jede Rechte und Verbindlichkeiten eines Interessenten, die Polizen mögen übrigens bereits sämmtlich abgeliefert seyn oder nicht; und die Dauer dieser Verbindung wird fürs erste auf einen Zeitraum von zehn Jahren eingeschränkt. Jedoch steht es einem jeden Interessenten frey, bey Verlust seiner Rechte und Ansprüche an dem Fond, innerhalb dieser Zeit, sobald seine Polize abgelaufen ist, oder wenn er während des Laufs derselben sie hat mortificiren lassen, anzutreten. Auch dürfen Mitglieder, die nach Verfluß der Zehn Jahre, bey fortdauernder Association, austreten, kein Dividend vom etwanigen Ueberschusse verlangen *).

Die Association steht unter der Direction von acht von den Interessenten erwählten Directoren und einem Bevollmächtigten.

ten, mit ungleich größerer Sicherheit versichert werden, und es kann ihnen ganz gleichgültig seyn, wenn ihre Nachkommen auch für die Hälfte dieses Beytrags, nach hinreichend gesammeltem Fond, in der Folge versichert werden. Da der Fond nicht immer vergrößert werden darf: so ist es klar, daß dieser Fall der Herunterseßung der Beyträge eintreten müsse. Wie groß aber der Fond werden müsse? darüber entscheidet ohne Zweifel die besondere Lage der Gesellschaft. Hier bemerke ich nur vorläufig, daß er bey einer über mehrere Städte und ganze Provinzen ausgedehnten Societät bey weitem nicht so ansehnlich seyn dürfe, als bey einer auf eine Stadt eingeschränkten Gesellschaft. Fr.

*) Ein Tag und Stunde für den Anfang der Wirksamkeit muß ohne Zweifel bestimmt werden, jedoch für ein ganzes Land zeitig genug zum voraus. Und die Dauer auf zehn Jahre fürs erste ist sehr zweckmäßig, in so fern besonders beym Ablauf einer solchen Frist eine Revision der Gesetze nach den gemachten Erfahrungen nützlich und nothwendig werden kann. Wird indessen eine solche Societät für ein ganzes Land gestiftet: so ist ihre Dauer bey zweckmäßiger Einrichtung auf immerwährend, und die Folge, daß alle Mitglieder sich ihrer Rechte am Fond zum Besten der Nachkommen begeben. Fr.

Die ersten, in allgemeiner Versammlung am 27. Junius dieses Jahrs durch Mehrheit der Stimmen erwählten Directoren sind:

Herr Claes Bartels. Herr Johann Gabe. Herr Georg Heinrich Sieveking. Herr Johann Gerhard Gräpel. Herr Prof. Johann Georg Büsch. Herr David Hinrich Rowohl. Herr Claus Hinrich Sonntag. Herr Christian Matthias Schröder.

und der in allgemeiner Versammlung am 18. Junius dieses Jahrs einstimmig ernannte Bevollmächtigte ist:

Herr Georg Elert Bieber.

Vorbenannte Directoren bleiben bey der Direction die ersten zwey Jahre, das ist, bis zum 1sten October im Jahre 1797. Dann tritt einer von ihnen, und zwar der älteste, jährlich ab, und die Interessenten wählen, durch Mehrheit der Stimmen, einen neuen Director aus vier, von der Direction vorgeschlagenen Mitgliedern, zu denen die Interessenten selbst annoch andere vier hinzufügen. Unter den zu Wählenden darf jedoch der Abtretende in dem ersten Jahre nicht wieder seyn. Bey eintretender Gleichheit der Stimmen entscheidet sowohl bey dieser Wahl, als bey der eines Bevollmächtigten, das Loos.

§. 4.

Die sämmtlichen Directoren kommen, so oft die beyden ältesten Directoren eine außerordentliche Directions-Versammlung zu verfügen für gut finden, sonst aber, der Regel nach, alle drey Monathe einmahl, und zwar den ersten Mittwoch im Quartal, zusammen, und ihre Versammlungen werden für vollzählig gehalten, wenn vier von ihnen nebst dem Bevollmächtigten, oder dem, der in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt, gegenwärtig sind. Zu diesen Versammlungen können sie einen bestimmten Rechtsgelehrten, als Consulenten der Association, zulassen, und ihn um die Führung der erforderlichen Protokolle ersuchen.

Die Directoren insgesammt haben im Allgemeinen die Aufsicht auf die Bücher, sie nehmen vereint bey mangelnder Bestimmung der Artikel und in zweifelhaften Fällen die der Sache angemessenen Beschlüsse, bestimmen bey erforderlichem Nachschuß

(§. 20.)

(§. 20.) die Größe desselben, und authorisiren die beyden ältesten Directoren zur Einforderung der zum Schadenersatz etwa nöthigen Gelder. Sie haben das Recht, sich aufs neue meldende, von dem Bevollmächtigten noch nicht angenommene Interessenten, wenn sie es für gut finden, ohne wegen der Ursachen Rede und Antwort zu geben, von der Association auszuschliessen, und sorgen überhaupt für das Beste der Societät.

Die gewöhnlichen Geschäfte führen die beyden ältesten Directoren vereint mit dem Bevollmächtigten, sie reguliren die Prämien, untersuchen und besichtigen, bey obwaltenden Bedenklichkeiten des Bevollmächtigten, vereint mit ihm, die zu versichernden Orte und Sachen, bestimmen die wegen eines eingetretenen Schadens, den Umständen nach, über die Wirklichkeit und Größe desselben zu führenden Beweise (§. 27.), untersuchen die bereits geführten, und tragen ihre etwa noch vorhandenen Bedenklichkeiten der gesammten Direction vor, um darüber zur Beendigung der Sache einen Beschluß zu fassen. Nächstdem schreiben die beyden ältesten Directoren den zu bezahlenden Schaden in Banco ab, zeigen es den Interessenten im Nahmen der gesammten Direction durch ein gedrucktes Zettul an (Beylage Nr. 2.), wann ein Nachschuß, und wie viel dazu pro rata der von einem jeden versicherten Summe gefordert wird, und halten endlich auf Ordnung und Richtigkeit der Bücher, und auf alles übrige die genaueste Aufsicht

§. 5.

Die Directoren verlieren als solche keines von ihren Rechten als Interessenten, und behalten daher auch nahmentlich ihr Wahlrecht bey vorfallenden Wahlen. Aber sie entsagen allem Rechte und Vorwande, für ihre Mühwaltung irgend eine Provision, Honorarium, oder Dongratuit zu fordern oder auch anzunehmen, und sie sind nicht allein zu den im vorigen §. bestimmten Geschäften verbunden, sondern auch noch insbesondere dazu, aller Partheylichkeit und Freundschaft beym Votiren und Ausmachen einer Sache zu entsagen, sich selbst aufs genaueste nach den Regeln der Association zu richten, sich ihres Stimmrechts in ihren eigenen Sachen zu enthalten, und jeden Interessenten, den kein Verdacht

eines dolosen Verfahrens belastet, aufs prompteste zum Ersatz seines Schadens, dem Geiste dieser Association und ihren Artikeln gemäß, zu verhelfen, und ihn überhaupt so zu behandeln, wie es Pflicht und Gewissen erfordert, und sie selbst in ähnlichen Fällen behandelt zu werden wünschen.

§. 6.

Der Bevollmächtigte der Association wird fürs erste auf zehn Jahre angenommen, falls diese Verbindung nicht früher dissolvirt wird, und hat als jährliches Honorarium von jedem Zehntausend Mark Banko der erst versicherten zwanzig Millionen Mark Banko Ein Mark und acht Schilling Banko zu genießen; von den folgenden versicherten Millionen Mark Banko aber erhält er für jede Zehntausend Mark Banko Ein Mark Banko, so lange bis sein Gehalt zu Sechstausend Mark Banko hinangestiegen ist; nachher darf von einer weitern Erhöhung desselben fernerhin nicht die Rede seyn. Sein Gehalt wird am Ende eines jeden Vierteljahrs in den Quartalversammlungen der Direction (§. 4.) nach Maßgabe der alsdann versicherten Summe regulirt. Außerdem wird es dem Bevollmächtigten untersagt, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen weder ein Gratial zu fordern noch anzunehmen, so wie auch die Direction der Interessentschaft darüber nie eine Proposition vorlegen darf.

§. 7.

Der Bevollmächtigte, der als der Neunte Director anzusehen ist, bey allen Berathschlagungen seine Stimme giebt, und im Votiren der Dritte ist, untersucht als Mandatarius der Association, vor Zeichnung der Polize die zu versichernden Orte und Sachen aufs genaueste, und falls ihm dabey keine Bedenklichkeiten aufstoßen, so zeichnet und unterschreibt er nach der, eigends dazu von den Directoren erhaltenen, zur Ansicht eines Jeden im Comtoir befindlichen Vollmacht die Polizen im Nahmen der Association, ohne weitere Anzeige an die beyden ältesten Directoren, und hat von dem Versicherten für die Polizen selbst von 2000 bis 10000 Mark Banko 8 ßl. Cour., für die aber, in welchen über diese Summe hinausgezeichnet worden, 1 Mark Courant

zum

zum Besten des Fonds in Empfang zu nehmen. Auch muß er den beyden ältesten Directoren nicht nur wöchentlich eine schriftliche Anzeige der in den letzten acht Tagen gezeichneten Polizen (Beylage Nr. 6.), sondern auch täglich eine solche Anzeige von den etwa mortifizirten Polizen (§. 2 und 25.) einhändigen, welche, um im Nothfall das Hauptbuch daraus zu supplіren, sorgsam aufzubewahren, und den jedesmahligen Successoren der Directoren zu überliefern sind.

Wird der Bevollmächtigte durch Krankheit oder andere wichtige Hindernisse von Verwaltung seiner Geschäfte abgehalten, so bestimmen die Directoren einen andern interimistischen Bevollmächtigten mit gleichem Rechte und gleicher Vollmacht.

Der Bevollmächtigte verbindet sich, wie ein redlicher Mann auf Treue und Glauben, auch an Eidesstatt, sich aller Partheylichkeit sowohl im Zeichnen, als beym Votiren und sonst in Ausmachung einer Sache gänzlich zu enthalten; dagegen aber der Association Bestes so viel in seinem Vermögen steht, und Recht und Billigkeit erfordert, in allen Stücken wahrzunehmen, auszurichten und zu befördern.

Er ist verbunden, in dem ihm von der Association nahe bey der Börse zu haltenden Comtoir an Werkeltagen Morgens von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr sich aufzuhalten, Sonnabends Nachmittags ausgenommen. Er darf nicht abwesend seyn, wenn nicht einer der Directoren seine Stelle vertritt.

Bey eintretender Vakanz bey der Stelle eines Bevollmächtigten machen die derzeitigen Directoren den erforderlichen Wahlaufsatz, aus welchem durch Mehrheit der Stimmen von der gesammten Interessentschaft Einer erwählt wird.

§. 8.

Weder die Directoren, noch der Bevollmächtigte können oder sollen zu einiger Rechtfertigung oder Verantwortung gezogen werden, so lange nicht offenbar erhellet, daß sie von gegenwärtigen Artikeln abgewichen sind. Wenn aber einer oder der andere der Interessenten gegen die Direction oder den Bevollmächtigten, wegen Nichtbefolgung der Artikel, einige Beschwerden zu haben glaubt, oder bey den

Beschlüssen

Beschlüssen der Directien sich nicht beruhigen will, oder wenn sonstige Mißverständnisse und Streitigkeiten, welche sie auch immer seyn mögen, wenn sie nur durch diese Association veranlaßt sind, entstehen: so unterwerfen sich die Partheyen lediglich dem ausgergerichtlichen Erkenntniß Eines Hochedeln und Hochweisen Raths, unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf alle vor- und nachherige Provocation zu Gerichte, Appellation an die Reichsgerichte, und mit Begebung aller sowohl suspensiven als devolutiven Rechtsmittel, welchen Nahmen sie auch immer führen mögen.

§. 9.

Der Buchhalter, der Schreiber und die übrigen Bedienten der Association werden von den Directoren gewählt, angenommen, besoldet und entlassen, und müssen sich schriftlich verpflichten, ihren Obliegenheiten treu und redlich nachzukommen. Der Buchhalter führt das Hauptbuch, welches, gleich allen andern Büchern und Dokumenten, im Comtoir der Association aufbewahrt wird.

§. 10.

Die Association hat ihr eigenes Banko-Conto, und das Banko-Folium wird auf den Nahmen der Association Hamburgischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr genommen. Auch sollen die Bankozettel von dem Bevollmächtigten und einem der beyden ältesten Directoren in die Bank gebracht werden.

Alle Summen, die versichert werden, müssen in Banko berechnet seyn, so wie die Prämien-Banko von Bankogeld sind. Für die aber, die dennoch ihre Prämien in Courant bezahlen wollen, ist ein Agio von fünf und zwanzig Prozent festgesetzt, so lange das courante Geld nicht schlechter wird, als es nach diesem Cours ist; tritt aber der Fall ein, so richtet sich das Agio nach dem jedesmahligen Cours.

Das vorräthige baare Geld liegt in einer mit zwey Schlüsseln verschlossenen Kiste, die im Gewahrsam des ältesten Directors sich befindet. Den einen Schlüssel hat der zweyte Director und den andern

der Bevollmächtigte. Nur in aller dreyer Gegenwart kann diese Kiste geöffnet werden *).

§. 11.

Die Administration wird in ihren Rechnungen ganz unverholen und da mit aller nur zu wünschenden Publicität verfahren. Jede zur Bestimmung der Größe der, in Einem Gebäude zu versichernden, Summen wesentliche Nachricht (§. 13.), wird ungesäumt im Laufe des Jahrs dem Publiko mitgetheilt. Bey der Abtretung eines Directors aber wird jährlich der Cassenbestand nebst der Administrationsrechnung der sämmtlichen Interessentschaft vorgelegt, welche aus ihren Mitteln drey Revisoren wählt, um innerhalb 14 Tagen die Richtigkeit dieser Rechnungen im Nahmen der Interessenten zu bescheinigen. Auf den Fall einer vorkommenden Bedenklichkeit haben diese ihre Erinnerungen der Direction zur bestmöglichen und unverzüglichen gemeinschaftlichen Abhelfung vorzulegen. Nächstdem wird eine allgemeine Uebersicht von dem Capitalzustande der Association und dem Anwachse desselben seit der letzten Bilanze gedruckt, und den Interessenten vom Comtoir unentgeidlich mitgetheilt.

§. 12.

Nur die gegenwärtigen Artikel sind, mit Aufhebung der, in dem früher gedruckten Entwurf zu diesen Artikeln enthaltenen, Sätze gültig und verbindend, so lange sie nicht durch die Mehrheit der Stim-

*) Die Errichtung einer Direction aus Interessenten, welche ganz ohne Gehalt, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten dienen, ist offenbar nur in einer großen Handelsstadt möglich und die Londner Societäten haben eben diesen Vorzug. Für ein ganzes Land oder mehrere Provinzen muß natürlicher Weise ein eigenes Collegium angestellt werden, welches aber, so viel ich einsehe, gar nicht zahlreich seyn darf. In Sachsen ist die Mobiliar-Brandcasse mit der Feuercasse für Gebäude verbunden, obschon erstere aus freywilligen Interessenten besteht, zu letzterer aber alle Besitzer von Gebäuden beyzutreten verpflichtet sind. Das ist bey uns, da die Immobiliar-Feuercassen von den respectiven Domainen-Kammern jeder Provinz verwaltet werden, nicht ausführbar, vorzüglich weil mehrere Provinzen zusammen treten müssen, wenn die Mobiliar-Feuer-Societät zu Stande kommen soll. L. Fr.

Stimmen von den Interessenten abgeschafft oder verändert worden sind.

Alle aber in der Folge in allgemeiner Versammlung von Einem oder dem Andern der Directoren, aus eigner Bewegung oder auf Verlangen der Interessenten vorgeschlagne, und durch Mehrheit der Stimmen bewilligte Zusätze zu diesen Artikeln, und nöthige Abänderungen derselben, werden in das Protokoll der allgemeinen Versammlung eingetragen, und von den Directoren und Revisoren durch ihre Unterschrift bekräftigt; und sind alsdann für alle und jede, jetzige und künftige Interessenten eben so verbindlich, als ob sie diesen Artikeln selbst einverleibt wären *).

Zweyter Abschnitt.

Bestimmung der Summen und der Gegenstände, die versichert werden können.

§. 13.

Die höchste Summe, bis zu welcher in Einem Gebäude Versicherung genommen werden kann, ist = $\frac{1}{2}$ Prozent der gesammten versicherten Summe, bis dieselbe zu 40 Millionen Mark Banko angewachsen ist, das heißt, so lange nur zwanzig Millionen Mark Banko versichert sind, werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 100,000 Mark Banko, sind dreyßig Millio-

*) Publizität ist, wenn bey uns eine solche Anstalt Fortgang haben soll, wenn sie gleich unter unmittelbarer Aufsicht der höchsten Landes-Collegien steht, in mehr als einer Rücksicht nothwendig. Das Zutrauen der Theilnehmer, ohne welches sie nicht bestehen kann, hängt davon ab, und nicht allein von dem Zustande der Societät in Rücksicht auf die versicherte Summe und ihren Cassenbestand, sondern auch von den vorgefallenen Entschädigungen, den Ursachen der Feuersbrünste mit allem, was etwa in der Folge zu einer Abänderung der für die ersten zehn Jahr entworfnen Gesetze Veranlassung geben könnte, würden ohne Zweifel mit dem größten Nutzen für die Societät jährliche Nachrichten durch den Druck bekannt gemacht werden. Es ist einleuchtend, daß diese Publizität nicht zu groß seyn könnte, und wenn sie auch so weit ginge, daß jeder Interessent das Recht erhielte, sich die Hauptbücher der Anstalt in gewissen Terminen vorlegen zu lassen: so würde das nur zur Vermehrung des Zutrauens dienen, ohne irgend Schaden veranlassen zu können. Fr.

Millionen Mark Banko versichert, 150,000 Mark Banko, und sind 40 Millionen Mark Banko versichert, 200,000 Mark Banko angenommen. Ueber 40 Millionen hinaus steigt es nicht mehr in demselben Verhältnisse, sondern bis zu 60 Millionen werden in Einem Gebäude nicht mehr wie 200,000 Mark Banko versichert. Von 60 Millionen angerechnet aber bis zu 100 Millionen und darüber werden in Einem Gebäude 250,000 Mark Banko angenommen.

Die geringste Summe für bewegliche Effekten, die bey der Societät versichert werden kann, ist 2000 Mark Banko *).

§. 14.

Nur ganz unversicherte Objecte, oder der bey andern Assecuranzanstalten nicht versicherte Theil des Eigenthums, können bey dieser Association versichert werden, und die Gegenstände, deren Versicherung übernommen wird, sind Kaufmannsgüter, Fabrikwaaren, Mobilien und der unversicherte Theil der Erben nebst allen den Häusern und Gebäuden, die von der Feuerkasse nicht versichert werden. Jedoch ist hierbey zu bemerken:

1) Daß auf Wechselbriefe, Schuldverschreibungen, Cautionsscheine, Urkunden und baar Geld keine Versicherung angenommen wird.
2) Daß, falls die Versicherung gültig seyn und Schadenersatz geleistet werden soll:

a)

*) Die Bestimmung einer Summe, über welche nicht versichert wird, ist offenbar nothwendig, und ein halb Prozent in einem Gebäude, oder in einem Risko scheint in jeder Rücksicht ein passendes Verhältniß. Die kleinste Summe könnte bey uns 500 Rthlr. seyn. Sie noch kleiner anzunehmen, ist theils wegen der mit der Berechnung verbundnen Weitläuftigkeit, hauptsächlich aber deshalb nicht rathsam, weil der Societät daran gelegen seyn muß, nur einigermaßen wohlhabende Mitglieder zu haben, bey denen gehörige Aufsicht auf Feuer und Licht, so wie gehörige Bauart der Feuerungen, doch eher als bey solchen zu vermuthen ist, die ein unter 500 Rthlr. werth seyendes Mobiliar besitzen. Auch würde es nützlich seyn, keine Summe anders als mit 100 oder wenigstens 50 aufgehend, zur Versicherung anzunehmen. Fr.

a) den 1-ten, 18ten, 19ten und 20sten §§. *) des ersten Theils der neu revidirten Feuerordnung nicht entgegen gehandelt seyn muß;

b) absichtlich unrichtige Anzeigen oder Verschweigung eines Umstandes, der die Gefahr vergrößert, wie auch übertriebne Angaben des Werths der versicherten Sachen und überhaupt alle betrügliche Handlungen vermieden werden müssen; und endlich

c) eine anderweitig auf das zu versichernde Eigenthum bereits geschehene oder künftig geschehen sollende

*) Niemand soll Flachs oder Hanf in seiner Wohnung, oder seinem Raume, ungebunden liegen haben, sondern es muß solches in Fässern, Packen, oder mit Haar überzogen, verwahrlich gehalten werden; auch sollen die Reepschläger insonderheit keinen Hanf in ihren Häusern in der Stadt, sondern in den dazu eingerichteten Buden außerhalb der Stadt aufzulegen haben. Wer hierwider handelt, der ist in 15 Rthlr. Strafe verfallen.

Aller Pech und Theer muß, bey 10 Rthlr. Strafe, nach dem dazu angeordneten Theerhofe gebracht werden, außer daß denen, die damit handeln, dreyßig Tonnen von beyden zusammen, wegen der verschiedenen Sorten, bey sich zu haben, erlaubet werden.

Es soll niemanden erlaubet seyn, vom Terpentin- und dergleichen Oehle mehr, als ein Faß oder Oxhoft von jeder Sorte, und vom Spicköhle mehr, als eine Kist., oder 3 blecherne Flaschen, welche letztere zusammen ungefähr 30 Pfund in sich halten, wie auch vom raffinirten Schwefel nicht über zwey Tonnen in seinem Hause, oder Packraume zu haben: Da denn alles übrige nach dem Theerhofe, oder der Schwefel an einen, von den Artillerieherren zu bestimmenden, Ort zu schaffen ist. Wer hierwider handelt, der muß jedesmal 10 Rthlr. Strafe erlegen.

Weil bey dem Büchsenpulver, wegen der damit verbundenen Gefahr, besondere Aufsicht nöthig ist; so soll kein Bürger, Inwohner oder Jemand anders sich unterfangen, solches in der Stadt (außer was jedem Bürger, nach Inhalt der Wachtordnung, zu haben auferlegt ist, und was denen, die das Pulver im Kleinen verkaufen, bis zu funfzig Pfund im Hause zu haben erlaubet wird), in sein Haus, in Keller, Packräume und sonsten, oder in Schiffe, innerhalb der Bäume und Häfen, einzunehmen, sondern es soll alles Pulver, sobald es in die Stadt, oder innerhalb deren Bäume und Häfen, kommt, nach dem, den Herren der Artillerie, als welchen vor der Einbringung davon Nachricht gegeben werden muß, anzuweisenden Orte gefahren und gebracht, und widrigenfalls konfiszirt, auch derjenige, bey welchem es gefunden wird, mit hoher willkührlicher Strafe belegt werden. Fr.

sollende Versicherung, verbunden mit dem Belauf, bis zu welchem das Objeet anderweitig versichert werden soll, bey der Societät angegeben und in den Polizen angezeigt seyn muß.

3) Daß Gemählde, Bildhauerarbeit, Naturalien, Kunstsachen, Bücher, Instrumente, goldne, silberne, plattirte Sachen u. s. w., auch Prätiosen, als wohin Juwelen und Geschmeide aller Art gehören, nahmentlich angezeigt, und entweder nur nach ihrem wirklichen oder Einkaufswerthe, ohne daß ein Preis der Liebhaberey darauf gesetzt wird, oder nach einem der Association angezeigten und von ihr genehmigten Preis der Liebhaberey taxirt seyn müssen, falls sie unter die versicherten Sachen gerechnet werden sollen.

4) Daß, so lange die Feuerkasse nicht den völligen Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben versichert, auf bereits in der Feuerkasse stehende Häuser und Gebäude keine höhere Versicherung als bis zu dem Belauf der Schoßsumme angenommen wird, mit beygefügter ausdrücklichen Bedingung, daß ein jeder, sowohl öffentlich, als unter der Hand geschehene Verkauf des versicherten Erbes, nebst dem Kauf-Pretio der Association angezeigt werde.

Sollte in der Folge bey der Feuerkasse eine solche Veränderung getroffen werden, daß bey ihr der völlige Belauf des, dem Staate bekannten, Werths der Erben versichert werden kann; so giebt die Association diesen Theil ihrer Versicherung ab.

5) Daß Häuser und Gebäude, die von der Feuerkasse nicht versichert werden, vorher von der Associa ion, durch zwey sachkundige Männer, im Beyseyn des Bevollmächtigten, und zwar jeden Theil derselben, als Wohnhaus, Mittelhaus, Speicher, Fabriken, Stallraum u. s. w. separat, auf Kosten dessen, der versichern läßt, taxirt werden müssen, welche Taxation den Umständen nach auch wohl alle fünf Jahre, und falls der Eigner innerhalb derselben sein Haus verfallen läßt, nach geschehener Warnung, auch wohl während dieses Zeitraums zu wiederholen ist; damit selbst im Laufe der alten Polize, die Summe den Umständen nach, gehörig herab gesetzt werden könne.

§. 15.

Wenn in den Polizen nicht einige Gegenstände besonders bestimmt, andere aber nahmentlich ausgeschlossen sind, so erstreckt sich die Versicherung auf alle Objecte, die sich an dem in den Polizen angezeigten Orte zur Zeit der Feuersbrunst befinden, und die einer Beschädigung durchs Feuer oder durch die Löschungsanstalten ausgesetzt sind, und wodurch derjenige, der die Prämie bezahlt hat, Schaden leiden kann.

Werden die versicherten beweglichen Effekten an einen andern, als den in den Polizen angezeigten Ort hingebracht, so cessirt die Versicherung, falls man dies nicht sogleich dem Bevollmächtigten anzeigt, die nöthigen Verabredungen deshalb mit ihm trifft, und das Erforderlichste in den Polizen bemerken läßt *).

Dritter Abschnitt.

Bestimmung der Versicherungszeit, der Prämie und des Fonds der Association.

§. 16.

Zum Eintritt in diese Association erlegt ein jeder Interessent, der auf Jahre versichern läßt, wobey jedoch nicht weniger als fünf nach einander folgende Jahre angenommen werden, ½ pro Mille seiner versicherten Summe zum voraus als Einschuß, und die im §. 18. bestimmte jährliche Zulage praenumerando auf fünf Jahre.

Jedes nachkommenden Interessenten Einschuß wird, falls ein Fonds bereits gesammlet worden, dessen Repartition auf das ganze versicherte Kapital mehr als ½ pro Mille für die zu versichernde Summe beträgt, nach dieser Repartition bestimmt, und kann also nach Maßgabe der Umstände vergrößert, aber nie verringert werden. Sind zum Beyspiel bey einem gesammelten Fond von 60,000 Mark Banko 30 Millionen Mark Banko versichert, so muß ein neu hinzu kommender Interessent, der 100,000 Mark versi-

*) Die in §. 14. Nr. 1. 2. 3. enthaltenen Bestimmungen sind völlig zweckmäßig und allgemein anwendbar; 4 und 5 sind lokal. Das erstere gilt auch von §. 15. Fr.

versichern lassen will, 200 Mark als Einschuß bezahlen, statt daß ein jetzt eintretender Interessent für eben die Summe nur 50 Mark als Einschuß erlegt *).

Wer, um die Association zu befördern, und ihr einen möglichst großen baaren Fonds zu verschaffen, selbst wenn er noch in andern Assekuranz-Compagnien versichert ist, sogleich als contribuirendes Mitglied, ohne Schadenersatz zu fordern, bey Eröffnung dieser Societät ihr beygetreten ist, oder ihr beytreten will, der genießt alle Vortheile der ersten Interessenten in Betreff des Einschusses (§. 16.), bezahlt, ehe er selbst keinen Schadenersatz fordert, bey außerordentlichen Nachschüssen (§. 20.) keinen Beytrag, und die Association creditirt ihm innerhalb der Zeit, da ihm noch kein Schadenersatz zugesichert ist, für den Einschuß und die praenumerando auf fünf Jahre gegebene Zulage (§. 18.), berechnet ihm diese Summen bey seinem Eintritt zum wirklichen Interessenten, und verspricht ihm, bis zu solcher Wiederbezahlung 4 pCt. pr. Anno Zinsen Courant von Banko.

*) Die Hauptsache, worauf es bey einer zu errichtenden Mobiliar-Feuerversicherungs-Societät ankommt, ist gewiß die Bestimmung der zu erlegenden Prämie, da bey einer solchen Anstalt die Entschädigung der Mitglieder durch Revartirung der aufzubringenden Summe nach geschehenem Schaden ganz unthunlich ist. Die in diesem §. enthaltene Einrichtung ist, in so fern sie bestimmt, daß später zutretende pro rata des gesammelten Fonds ihren Einschuß vergrößern müssen, ohne Zweifel der Billigkeit so gemäß, daß sie nachgeahmt werden muß. Glücklich wären wir, wenn wir auch in Absicht der Größe dieses Einschusses, und besonders der Prämie, der hamburgschen Association folgen könnten. Daß bey so vielen zweckmäßigen und vernünftigen Abweichungen von den Planen der englischen wechselseitigen Societäten, der Unterschied zwischen Einschuß und Prämie beybehalten und nicht die Prämie allein, wie bey den andern, für Gewinn zeichnenden Societäten angenommen wird, hat seinen großen Nutzen. Es ist nothwendig, eine wechselseitige Societät gleich von Anfang in den Stand zu setzen, einige Unglücksfälle zu ertragen, ohne Nachschuß zu fordern, und dies wird durch den Einschuß erreicht. Uns wird derselbe aber den Fond zur Besoldung des Personals, und zugleich die Sicherheit wegen der richtig abzuführenden Prämien darbieten. Fr.

Eine andere Wiederbezahlung aber findet keine Statt: es sey denn, daß der Tod den wirklichen Eintritt eines contribuirenden Mitgliedes verhindert. Alsdann wird der geleistete Vorschuß unweigerlich zurück bezahlt.

Ueber das vorgestreckte Kapital selbst erhält ein jedes contribuirende Mitglied einen Empfangschein. (Beyl. No. 7.) *)

§. 18.

Die jährliche Zulage oder Prämie für diejenigen, die auf Jahre versichern lassen, ist, der Regel nach, so lange keine bedenkliche und erschwerende Umstände hinzukommen:

1) Für Kaufmannsgüter in Packräumen, Böden oder Kellern unter oder in welchen keine Feuerstätte ist, für Mobilien, wohin Hausrath aller Art gehört, für den nicht in der Feuercasse versicherten Theil der Erben, und für ganz unversicherte Häuser und Gebäude, mit Vorbehalt der No. 3. dieses §. beygefügten Einschränkung $\frac{1}{2}$ pr. Mille.

2) Für Kaufmannsgüter in Häusern oder an Orten, wo eine oder mehrere Feuerstätten sind, $\frac{1}{4}$ pr. Mille.

3) Für sämmtliche Fabrikwaaren, wohin nicht allein die der Zuckersieder, Kattundrucker, Branntweinbrennern, Bäcker, Brauer, Tabaksfabrikanten, Kerzengießer, u. s. w. gehören, sondern auch alles, was das Fabrikwesen angeht, und wobey mit Feuer gearbeitet wird, gerechnet werden muß; für Apotheker, Krämer, Specerey-, englische kurze Waaren, sammt allem, was dem Verderben durchs Wasser beym Löschen leicht ausgesetzt ist, für Flachs, Heede, Korn, Branntwein, Spiritus vini, und alle andere feuerfangende Sachen, wie auch für den unversicherten Theil der Häuser, in denen entweder Fabriken sind,

*) Die in diesem §. angebotene Verzinsungeines vor dem eigentgentlichen Beytritt zu erlegenden Nachschusses kann bey uns nicht statt finden, wenn dieser Einschuß durch die Zinsen den Besoldungsfond geben soll. Fr.

sind, wo mit Feuer gearbeitet wird, oder auch worin obige Sachen sich befinden, ¼ pr. Mille *).

§. 19.

Unter drey Monathe wird keine Versicherung angenommen. Wer aber monathweise, auf drey, sechs, neun, zwölf Monathe u. s. w. versichern lassen will, muß, wenn keine besondere und bedenkliche Umstände hinzukommen, die auf's Jahr geltende Prämie, im Verhältniß der Zeit doppelt bezahlen; jedoch ist er frey von Bezahlung des Einschusses, und giebt bey etwa erforderlicher, durch Brandschäden während der Versicherungszeit veranlaßter Zubuße, nur die Hälfte von dem als Nachschuß, was die auf Jahre Versicherten ganz zahlen. Daher schränkt sich seine Verbindlichkeit im äußersten beynahe ungedenkbaren Falle, auf zwey Procent seiner versicherten Summe ein **).

T 3 §. 20.

*) Zu Bestimmung der Prämie nach der Lage der in den preußischen Staaten sich befindenden Interessenten werden in der Folge Berechnungen vorgelegt und darauf gegründete Vorschläge gemacht werden. Die hamburgsche Association hat die Erfahrung ihrer uralten Brandcasse für Häuser benutzt, und darnach mit großem Recht die mittlere Durchschnittsgefahr geschätzt, die Prämie aber, um sich völlig sicher zu setzen, daß ohne außerordentliche Unglücksfällen ein Fond gesammelt werden muß, um ¼ pro Mille höher angesetzt; denn die jährliche Prämie von Häusern ist drey Achttheil vom Tausend. In Deutschland giebt es wahrscheinlich keine, größtentheils aus Gebäuden von Fachwerk bestehende Stadt, in welcher eine so geringe Prämie zureichend wäre. Das Verhältniß nach den Graden der Gefahr scheint mir der Billigkeit und Erfahrung völlig gemäß, wenn die Rede von Gebäuden gleicher Bauart ist. Dies ist der Fall in Hamburg, wo besonders die Speicher, wie ich glaube ohne Ausnahme, von Holz und Fachwerk erbaut sind. Und das wird auch der Fall seyn, wenn eine Mobiliar-Brandversicherungs-Societät für die Provinzial-Städte in den preuß. Staaten errichtet werden soll, da in diesen ganz von Brandmauern errichtete, mit Gebäuden von Fachwerk nicht zusammen hangende Häuser noch immer seltne Ausnahmen vom gewöhnlichen sind. Fr.

**) Für einen Ort wie Hamburg, wo ein sehr großer Theil der zu versichernden Güter in Waaren besteht, die bald in großer Menge, bald in weit geringerer Quantität vorräthig sind, ist die in diesem §. enthaltene Einrichtung ohne Zweifel nützlich, und ohne Schwierigkeit ausführbar. Eine für mehrere Provinzen zu errichtende Societät kann sich schwer-

§. 20.

Aus dem, durch den Einschuß und die jährlichen Zulagen oder Prämien zusammengebrachten Fonds der Association, werden alle Unkosten derselben bestritten und alle Feuerschäden ersetzt. Wenn aber der Verlust größer ist, als der sich in Cassa befindende Fonds; so wird von jedem Interessenten pro rata seiner versicherten Summe, ohne auf die Verschiedenheit der Prämie Rücksicht zu nehmen, so viel nachgeschossen, als zum gänzlichen Ersatz, falls dieser sich nicht respective über 4 oder 2 pCt. des ganzen versicherten Kapitals, wenn noch kein Nachschuß gegeben worden ist, sonst aber über das von den 4 oder 2 pCt. noch übrige Capital beläuft, erforderlich ist. Daher kann bey nicht existirender solidarischer Verbindlichkeit, im äußersten beynahe ungedenkbaren Falle, der höchstmögliche Nachschuß eines Jeden Associirten, der auf Jahre hat versichern lassen, überhaupt nur 4 pCt., und dessen, der auf Monathe hat versichern lassen, überhaupt nur 2 pCt. von der versicherten Summe seyn, und keiner ist für mehr, als dafür verantwortlich. Ist dieses Maximum des Nachschusses bezahlt; so ist die Association dissolvirt *).

§. 21.

schwerlich darauf einlassen, jedermann auf kurze Zeit Versicherung zu geben, wenigstens würde die erste Einrichtung dadurch Schwierigkeiten bekommen, denen man lieber aus dem Wege gehen muß. Dahin gehört besonders die, bey Versicherungen auf kurze Zeit schlechterdings nothwendige Untersuchung der Gebäude. Doch könnte den Mitgliedern der Societät, in so fern sie beym Eintritt in dieselbe für eine größere Summe, als sie wirklich versichert verlangen, den Einschuß erlegt haben, wohl unbedenklich nachgelassen werden, auf drey, sechs oder mehr Monathe ein etwaniges Plus ihrer Mobilien versichern zu lassen. Wer z. B. den Einschuß für 10,000 Rthlr. bezahlt, und sein Mobiliar nur 2000 Rthlr. werth geschätzt und Prämie davon erlegt hätte, könnte zu jeder Zeit, wenn sich der Werth desselben vermehrt, auf drey, sechs oder mehr Monathe die Prämie nachzahlen, und so sich das vergrößerte Mobiliar auf kurze Fristen versichern lassen. Fr.

*) Daß der Einschuß und bezahlte Prämien zu den Kosten der Societät und Ersetzung der Schäden verwandt werden, ist klar. Die Bestimmung eines Nachschusses war für Hamburg, und überhaupt für jede einzelne Stadt, welche eine solche Societät errichten will, nothwendig. Es ist schlechterdings unmöglich, die Größe eines Feuerschadens, der eine einzelne Stadt treffen kann, zu bestimmen; wir

§. 21.

Wenn zur Ersetzung eines Brandschadens ein Nachschuß gegeben worden ist; so kann bey der Association nicht eher wieder an Sammlung eines Fonds gedacht werden, als bis der Nachschuß wieder erstattet, und also diese Schuld abgetragen worden ist. (Beylage No. 4) Bis dahin wird dazu die jährliche Zulage verwandt. Wer aber während der Zeit der allmähligen Wiederbezahlung des geleisteten Nachschusses seine Polize tilgen, oder nach dem Ablauf derselben sie nicht wieder erneuern läßt, also weiterhin kein Interessent bleibt, verliert mit seinem Austritt aus der Societät alle seine Ansprüche auf Wiederbezahlung des von ihm pro rata seiner versicherten Summe geleisteten Nachschusses *).

wir haben Erfahrungen gemacht, die alle Berechnungen Lügen strafen, und ich darf nur an den kopenhagenschen Brand erinnern, um jeden zu überzeugen, daß weder Lage des Orts, noch Feueranstalten, noch Menschenmenge vor großen Unglücksfällen der Art sichern, wenn ungünstige Umstände zusammen kommen. Der ruppinsche Brand war uns näher; dieser entstand in den Scheunen, einige hundert Schritte vor der Stadt. Während die Sprützen zwischen den Scheunen arbeiteten, warf ein heftiger Sturm das Flugfeuer über die ganze Stadt, zündete an so viel Orten zugleich, daß an kein Retten der Gebäude zu denken war, und fast nichts übrig blieb, als was über dem Winde lag. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn von einer Mobilien-Brandkasse für eine große Anzahl von Städten, oder ein ganzes Land die Rede ist; und wenn die hamburgsche Association durch die geringe Prämie, welche dort, bey der Lage des Orts, der vielen Flecken und Wasserleitungen, und der ganz vortrefflichen Feueranstalten hinreichend ist, einen Vorzug hat: so wird ihn, nach meiner Ueberzeugung, eine allgemeine Brandversicherungsanstalt für einen beträchlichen Theil der königlich preußischen Staaten dadurch haben, daß, bey einem der bisherigen Feuersgefahr an Häusern angemessenen Einschuß und Prämie, eine solche Zubuße nie nothwendig werden kann. Denn es ist klar, daß selbst ein großer Unglücksfall, welcher die städtische Immobiliar-Feuercasse trifft, deshalb noch nicht bedeutend für die Mobiliar-Brandversicherungscasse seyn müsse, weil es nicht glaublich ist, daß der zehnte Theil der Stadtbewohner seine Mobilien werde versichern lassen, und weil bey weitem die meisten Feuerschäden bey dem unbemittelten Theile der Einwohner entstehen. Fr.

*) Die Möglichkeit eines erforderlichen Nachschusses angenommen: so ist nicht wohl abzusehen, wie dieser Nachschuß

§. 22.

Zum Besten der Societät darf die Direction mit dem Fonds der Association auf sichre Wechsel discontiren. Um aber selbst hierbey allen Schein von Partheilichkeit zu entfernen; so wird bestimmt, daß nicht allein keine, den einen oder den andern der Directoren weder in Ansehung der Ausstellung noch des Accepts und Indossements directe oder indirecte betreffende, sondern auch nur von fremden Plätzen auf hier gezogene, Wechsel angenommen werden sollen *).

Vierter Abschnitt.

Obliegenheiten der Associirten.

§. 23.

Außer den implicite in vorigen Abschnitten bestimmten Obliegenheiten, ist jeder Interessent insbesondere verpflichtet, Einschuß, (§. 16.) Prämie (§. 18.) und den etwa erforderlichen Nachschuß (§. 20.) auf das pünktlichste, unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf alle nur zu erdenkende Einreden und Ausflüchte, bey Strafe der promptesten extrajudiciellen Execution zu bezahlen. Und zwar;

1)

schuß durch künftige Zubuße getilgt werden soll? Sämmtliche Interessenten haben ihre Zulage auf 5 Jahre vorausbezahlt, sind also nicht verbunden, von neuem vor Ablauf dieser Zeit zuzulegen, mithin würde nur von neu eintretenden Mitgliedern Einschuß und Zulage zu erwarten seyn. Wer wird aber von neuem eintreten wollen, wenn er weiß, daß sein Geld zur Bezahlung einer alten Schuld der Societät verwandt werden soll, er folglich bey dem ersten Feuerschaden sogleich Nachschuß wird zahlen müssen? Es scheint daher für die beabsichtigte Societät zweckmäßiger, entweder in den ersten Jahren, wie bey der Wittwen-Societät, nicht ganzen Schadenersatz zu versprechen, sondern etwa im ersten Jahre nach dem Beytritt nur 50, im zweyten 75 und im dritten erst volle 100 pCt. zuzusagen, und auf die Art einen Fond zu sammeln, der vor aller Zubuße sichert; oder folglich festzusetzen, daß die Societät aufgelöset seyn soll, sobald durch außerordentliche Unglücksfälle der zusammen gebrachte Fond erschöpft ist. Diesen letztern Fall so viel als möglich zu verhüten, ist zum Anfang der Societät eine stärkere Prämie nothwendig, als sie in der Folge seyn wird. Fr.

*) Zur Benutzung des Fonds giebt uns die Seehandlung und Bank hinreichend Gelegenheit. Fr.

1) muß Einschuß und Prämie, zu der jeder Interessent, nach Masgabe seiner, in dem sub No 1 beyfolgenden Formular, dem Bevollmächtigten zur Versicherung angezeigten, und von ihm übernommenen Summe von 1sten October dieses Jahrs 1795, Mittags um 12 Uhr, angerechnet, verbunden ist, innerhalb zweymal vier uud zwanzig Stunden nach Ablieferung der Polize, entweder in Banko abgeschrieben, oder in Courant dem Bevollmächtigten gegen Quittung (Beylage No. 5.) entrichtet seyn.

Ist der Interessent so saumselig, daß er es wegen des Einschusses und der Prämie zur Execution kommen läßt; so ist er noch überdieß verbunden, ein andres ½ pro Mille der versicherten Summe, als Strafe zum Besten des Fonds der Associaten zu entrichten, und hat keinen Schadenersatz von ihr zu fordern, wenn er nicht 8 Tage nach der executivischen Beytreibung des Einschusses und der Prämie, auch diese Strafe entrichtet hat.

2) Muß ein jeder Interessent den nach Aufmachung eines Brandschadens von der Direction, etwa für erforderlich erkannten Nachschuß, nach geschehener Anforderung durch ein gedrucktes, von beyden ältesten Directoren unterschriebenes, Formular, (Beylage No. 2.) innerhalb 8 Tagen präcise als Wechselgeld entrichten. In Entstehung dessen wird nicht nur der Nachschuß sogleich executivisch beygetrieben, sondern auch der Nachlässige eo ipso von der Association excludirt, und er verliert, von dem Augenblick der Execution an, alle seine an der Societät und ihrem Fonds habende Rechte.

§. 24.

Da nach §. 20. ein jeder Interessent der Association außer dem Einschusse und der jährlichen Zulage oder Prämie entweder mit 4 pCt. seiner versicherten Summe, wenn er auf Jahre hat versichern lassen, oder mit 2 pCt., wenn seine Versicherung sich nur auf Monathe erstreckt, bis zum Augenblicke des Ablaufs seiner Polize, oder bis zu dem Augenblicke, da er seine Polize, mit Entsagung aller Rechte und Ansprüche an dem Fonds, von dem Bevollmächtig-

ten hat mortificiren lassen, (§. 2.) verhaftet ist; so muß er sich dazu durch eigenhändige Unterschrift des folgenden Schuldscheins bey der Association verpflichten:

„Ich Endesunterzeichneter unterwerfe mich „nicht allein den, mir wohlbekannten, Verfas„sungs-Artikeln der Association in allen und je„den Punkten, sondern bekenne auch noch über„dieß durch meine Nahmens Unterschrift, für „mich und meine Erben, daß, wenn während „des Laufs meiner Polize (n) von der Direc„tion der Association zur Versicherung gegen „Feuersgefahr, zum Behuf der Ersetzung eines „Brandschadens, ein Nachschuß gefordert wer„den sollte, ich der bemeldeten Association bis „zu 4 pCt (2 pCt.) des von mir, ausweise mei„ner Polize (n) und des Hauptbuchs der Asso„ciation, versicherten Capitals verhaftet bin, und „gelobe und verspreche die zur Bezahlung der„selben erforderliche ganze Summe entweder „auf einmal, oder in mehrern Malen, oder was „von ihr den Umständen nach verlangt werden „sollte, innerhalb 8 Tagen, nach der Anzeige „der Direction, promt als Wechselgeld, bey „Strafe der schnellsten extrajudiciellen Exekution, „zu entrichten.

„Ich renunciire deshalb auf alle nur zu erden„kende Einreden und Ausflüchte. Alles sonder „List und Gefährde." So geschehen Hamburg „den 17

Die Direction wird sogleich nach Bezahlung der, zum Schadenersatz geforderten, Summe den Belauf derselben von dem Schuldbriefe abschreiben, und jedem Interessenten eine Anzeige, über die Procente, die er noch bey künftigen Fällen zu bezahlen schuldig ist, zuschicken. (Beylage No. 3.)

Sobald wie einer der Interessenten, von dem die Association weiter nichts zu fordern hat, austritt, wird der Schuldbrief in seiner Gegenwart vernichtet.

Ist ein Interessent zwar wohnhaft im Hamburg, aber nicht im hiesigen nexu und der hiesigen Jurisdiction nicht unterworfen, so muß ein voller Bürger, den die Association für suffisant hält, den Schuldbrief als selbstschuldiger Bürge, mit ausdrücklicher Ver-

Verzichtleistung auf das beneficium excussionis seu ordinis, mit unterschreiben *).

§. 25.

Zum Beweise, daß der Abgebrannte oder Beschädigte nicht dolose verfahren sey, ist ein jeder, der Schadenersatz fordert, vor Leistung desselben verpflichtet, wenn die Direction es verlangen sollte, das beym ältesten Herrn Prätore Wohlw. geführte Protokoll, über die Untersuchung der Ursachen des Brandes, zur Abwendung eines jeden Verdachtes, sich von E. Hochedl. und Hochw. Rathe per Supplicas zu erbitten, und nach Erhaltung desselben es unweigerlich der Direction zu communiciren **).

Fünf-

*) 1) Bey einer über ein ganzes Land verbreiteten Anstalt ist es wohl rathsam, gewisse Termine im Jahre festzusetzen, in welchen allein die Reception geschieht, auch die Polizen nicht eher auszuhändigen, als nach geschehener Zahlung des Beytrags, also auch hier die Wittwen-Societät nachzuahmen. Fr.

2) Wenn kein Nachschuß gefordert werden darf, bedarf es auch dieser Verfügung nicht, die ohnehin nur in einer einzelnen Stadt, deren Bewohner unter einer Obrigkeit stehn, ausführbar ist. Aus eben dem Grunde ist der Inhalt des §. 24. nicht anwendbar. Fr.

**) Da bey einer weit ausgedehnten Societät vor der Aufnahme des Versicherten keine Untersuchung der Gebäude und des Grades der Gefahr, welcher die Güter ausgesetzt sind, möglich, wenigstens mit großen Weitläuftigkeiten verbunden ist, und deshalb die Schätzung der Gefahr jedem Versicherten selbst überlassen werden muß: so ist bey einer solchen auch auf mehr als eine Art ein doloses Verfahren möglich, und ein gerichtliches Zeugniß, daß der Abgebrannte nicht selbst an dem Feuerschaden schuld sey, erschöpft in diesem Falle den Beweis nicht, daß der Beschädigte in aller Rucksicht redlich zu Werke gegangen sey, was doch bey jeder Assecuranz, wenn sie gültig seyn soll, nothwendig ist. Brandversicherungen haben indessen in dieser Rücksicht einen großen Vorzug vor den Assecuranzen gegen Seegefahr. Wenn bey diesen unzählige Betrügereyen möglich sind, deren Entdeckung, wenn das Schiff versenkt ist, ganz unmöglich ist: so sind bey Brandversicherungen immer eine Menge Zeugen, die nicht allein von der Beschaffenheit der abgebrannten Gebäude vor dem Brande, sondern auch von der Quantität und Art der Güter Auskunft geben können, und selbst die geretteten Güter, wenn sie durch die Polizey, wider den Wunsch und Willen des Abgebrannten, geborgen werden, können zur Entdeckung eines betrügerischen Verfahrens

Anlaß

Fünfter Abschnitt.

Verbindlichkeit der Association.

§. 26.

Die Association bezahlt allen wirklichen Schaden, der das versicherte Object betrift, und der das versicherte Capital nicht übersteigt, er sey durchs Feuer selbst, oder durchs Wasser beym Löschen, oder auf andre Weise bey entstehendem Feuer veranlaßt, und bey dem der Abgebrannte oder Beschädigte nicht dolose verfahren ist, mit 100 pCt. nach vollführtem Beweise, in Zeit von einem Monath, wenn ein Nachschuß nöthig ist, ohne diesen in Zeit von acht Tagen; vorausgesetzt, daß der ganze Werth der Güter, die sich an dem Ort des Brandes befunden, bey dieser Association versichert gewesen ist, sonst in dem Verhältniß der, bey der Association versicherten, Summe zu der vom Schadenleidenden überhaupt versicherten Summe. Die Grundsätze übrigens, die bey Berechnung des Schadens befolgt werden, enthält der §. 25 *).

§. 27.

Anlaß geben. Es muß daher der Direction einer solchen Societät nach eingetretenem Brandschaden, ohne daß dadurch dem guten Nahmen des Versicherten zu nahe getreten werde, frey seyn, alle zweckdienliche Mittel anzuwenden, um sich zu überzeugen, daß der Beschädigte ganz redlich verfahren sey, wobey jedoch zu Beendigung dieser Untersuchung eine kurze Frist festzusetzen seyn würde. Fr.

*) Der Inhalt dieses §. kann ganz beybehalten werden, in so fern nicht der schon beym 22. §. gemachte Vorschlag um die Möglichkeit eines erforderlichen Nachschusses zu verhüten, im ersten Jahre nur um 50, im zweyten 75 pCt. und erst im dritten allen wirklichen Schaden zu ersetzen, angenommen würde. Durch diese Maßregel würde noch ein Zweck erreicht. Man würde Betrüger abhalten, die wahrscheinlich nicht so sehr zu fürchten sind, wenn sie wissen, daß erst nach Verlauf von drey Jahren der ganze Nutzen einer ausgeübten Bosheit zu hoffen ist, und gewöhnlich nicht so lange Zeit haben. Ehrlichen Leuten, welche ihre Güter bisher nicht versichert hatten, wird für das erste Jahr der Ersatz des halben Schadens genügen; und wer sich bisher für Prämie hat versichern lassen, dem steht es ja frey, sich ferner mit der Anzeige, daß er schon auf 50 pCt. versichert sey, noch auf ein Jahr assecuriren zu lassen, und bey eintretendem Unglück die Hälfte seines Schadens von der auswärtigen, die andere Hälfte aber von der wechselseitigen Societät bezahlt zu nehmen. Fr.

§. 27.

Zum Beweise des wirklichen Schadens, und der Größe desselben verlangt die Association:

1) Bey Kaufmannsgütern, wohin Waaren aller Art und Fabrikate gehören, wie auch bey Fabrikgeräthschaften, den Beweis durch die Handlungsbücher oder durch die letzte Bilanze, durch das Inventarium oder auf eine andere befriedigende Weise, das ist, durch eine eidliche Angabe und Bekräftigung über die Wirklichkeit und Größe des Verlustes von dem Eigner, seinen Leuten, und allen solchen Personen, die das Eigenthum genau kannten und qualificirt sind, den Werth der verbrannten und beschädigten Güter zu beurtheilen.

2) Bey Mobilien, wohin auch die Sachen gehören, worauf etwa ein Preis der Liebhaberey gesetzt worden, verlangt die Association eine, den Umständen nach möglichst genaue, Angabe des Verlustes, und falls für Prätiosen, als Juwelen, Geschmeide u. s. w. und für goldne und silberne Sachen ein Ersatz gefordert wird, eine specificirte Anzeige der verlornen Sachen und ihres Werthes, die eidlich erhärtet werden muß.

3) Bey dem unversicherten Theil der Erben aber und bey den Häusern und Gebäuden, die von der Feuercasse nicht versichert werden, muß der Beweis der Wirklichkeit und Größe des Verlustes durch Untersuchung der Brandstelle und Taxation geführt werden *).

§. 28.

*) Der Beweis bey Kaufmannsgütern, Fabrikaten und Fabrikgeräthschaften kann, wenn die Handlungsbücher gerettet sind, keine Schwierigkeit haben, wenn von Großhandlung die Rede ist. Beym Detail-Handel hingegen scheint es fast unmöglich, den Verlust im einzelnen ganz bestimmt angeben zu können, und in einem solchen Falle dürfte die eidliche Angabe des Beschädigten wohl unentbehrlich seyn. Wenn derselbe daneben noch von zwey Mitgliedern der Societät die Versicherung an Eidesstatt beybrächte, daß sie den angegebenen und beschwornen Schaden wirklich für so groß hielten, als er angegeben worden: so wäre das vielleicht genug. Da indessen wohl zu vermuthen ist, daß wenn eine solche Societät zu Stande kommt, ein sehr grofer Theil der Mitglieder aus Detail-Händlern bestehen wird: so ist es allerdings der Mühe werth, auf diesen Punkt bey Abfassung der Gesetze reifliche Rücksicht zu nehmen,

§. 28.

Im allgemeinen wird der Schadenersatz nach folgenden Regeln berechnet und bestimmt:

1) Hat der Eigner der verbrannten und beschädigten Sachen nur bey dieser Association das Object, wofür Schadenersatz gefordert wird, versichern lassen; so wird der Schade, wenn er total ist, ganz bezahlt, in so fern er nur die auf den Ort versicherte Summe nicht übersteigt. Ist er aber größer, als die auf den Ort versicherte Summe; so wird der Versicherte für die Differenz als Assecuradör angesehen. Wenn der Schade partiell ist; so wird er, so bald wie die versicherte Summe größer als der Werth der am Brandorte gelegnen versicherten Güter ist, deren Theil verbrannt oder beschädigt worden, ganz bezahlt. Sind zum Beyspiel bey versicherten 50,000 Mark, nur für 30,000 Mark Güter am Brandorte vorräthig, so wird der Schade, der sie trifft, ganz bezahlt. So bald aber die versicherte Summe kleiner ist, als der Werth der versicherten Güter, deren Theil verbrannt oder beschädigt worden; so rechnet man: wie das am Brandorte gelegene Object zu dem Schaden, so verhält sich die versicherte Summe zum Ersatz: das heißt mit andern Worten; eben so viele Procente, wie von den an dem Brandorte gelegenen Sachen versichert sind, werden auch

nehmen, und z. B. demjenigen, welcher alljährlich inventirt, und etwa sein Inventarium versiegelt bey einem andern Mitgliede der Societät niederlegt, bey dem fernern Beweise seines Schadens die Sache so leicht als möglich zu machen. Denn schon dadurch bezeigt er sich als ein ordentlicher fleißiger Mann, bey dem man auch Rechtschaffenheit vorauszusetzen Grund hat.

2) Bey Mobilien würde ein solches Inventarium den Beweis sehr leicht machen, da diese nicht so veränderlich sind, als der Ladenvorrath eines Kaufmanns; aber auch ohne dasselbe kann es nicht schwer fallen, den Verlust an eigentlichen Mobilien durch Zeugen zu bescheinigen. Was Prätiosen ꝛc. betrifft, ist die oben enthaltene Bestimmung nicht allein nothwendig, sondern es muß auch wohl in der zum Behuf der Polize einzureichenden Angabe schon das Quantum, was in dergleichen Dingen versichert werden soll, besonders ausgedrückt werden. Fr.

auch von dem Schaden bezahlt, ist zum Beyspiel das am Brandort gelegene Object 100,000 Mark werth, der Schade 20,000 Mark groß, und die versicherte Summe nur 10,000 Mark, so bezahlt die Association 10 pCt. des Schadens oder 2000 Mark, weil nur 10 pCt. der vorräthigen Güter versichert waren; es sey denn, daß der Schadenleidende befriedigend beweisen könne, daß das, was sein Eigenthum von den verbrannten Sachen gewesen, ganz versichert worden ist, und daß die Differenz zwischen der versicherten Summe und dem Werth der am Brandorte gelegenen Sachen von fremdem unversicherten Eigenthum herrühre; dann wird beym Schadenersatz auf das fremde Eigenthum und dessen Verhältniß zum Schaden keine Rücksicht genommen werden.

2) Ist das Object, wofür Schadenersatz gefordert wird, auch anderswo versichert gewesen, so werden alle Assecuranzen als Eine angesehen, und von jeder versicherten Summe gleiche Procente bezahlt; nur mit dem Unterschiede, daß, wenn die eine oder andere Assecuranz-Compagnie nach ihren Verfassungs-Artikeln von der zu bezahlenden Summe einige Procente decourtiren sollte, diese Association, die Summe ohne Abzug einiger Procente bezahlt *).

§. 29.

Beym Ausmitteln des Schadens werden:

1) Bey Kaufmannsgütern und Fabrikaten die geretteten unbeschädigten Sachen vom Eigner zu dem Börsenpreise übernommen, nach welchem gleich-

*) Die Billigkeit der in obigem §. enthaltenen Berechnungsart leuchtet ein, und es ist ein Vorzug dieser Association, daß sie sich darüber bestimmt erklärt hat, daß, wenn an dem Orte der Versicherung mehr Güter für Rechnung des Versicherten waren, als er hat versichern lassen, er für den Ueberschuß als Selbstversicherer angesehen werden soll. Die englischen Societäten haben sich in ihren Propositionen darüber gar nicht erklärt. Ob sie diese Erklärung überflüssig fanden, oder ob sie den ganzen Betrag der Polize ersetzen, wenn der Versicherte auch mehr zu verlieren gehabt hat, weiß ich nicht. Fr.

falls der Schade ersetzt wird. Hätten diese Objecte keinen Börsenpreis, so wird der Werth derselben durch Taxation sachkundiger Leute bestimmt. Die beschädigten Sachen aber werden entweder nach einem ausgemittelten Werthe von der Association angenommen, oder dem Versicherten angerechnet. Kann man sich über diesen Werth nicht vereinigen: so werden sie für Rechnung der Association öffentlich verkauft. Was die geretteten Fabrikgeräthschaften betrifft, so hat die Association die Alternative, nach vorher gegangener Taxation durch sachkundige Männer, dieselben entweder zu übernehmen oder sie dem Schadenleidenden anzurechnen.

2) Bey Mobilien läßt die Association vom Eigner die geborgenen Sachen taxiren, und überläßt sie ihm, falls sie es gerathen findet, zu der taxirten Summe, wo nicht, so übernimmt sie die Association und läßt sie öffentlich verkaufen; übrigens verfährt sie nach den im §. 28. bestimmten Grundsätzen, in so fern sie hier anwendbar sind.

Bey Prätiosen, als wohin Juwelen und Geschmeide aller Art, auch goldne und silberne Sachen gehören, wird nur für die vermißten und beschädigten Stücke Schadenersatz geleistet *).

§. 30.

3) Was den unversicherten Theil der Erben anbetrifft: so wird, wenn ein totaler Schade vorhanden ist, zur Bestimmung der zu bezahlenden Summe

*) Da in Provinzial-Städten kein Börsenpreis ist: so kann der Einkaufspreis nebst den Unkosten, wofür die Güter zur Zeit der Entschädigung angeschafft werden können, unbedenklich statt dessen angenommen werden. Incurrente Waaren müßten entweder durch Sachverständige, oder den Beschädigten selbst, eidlich geschätzt werden. Gerettete unbeschädigte Güter müßte ohne Zweifel der Versicherte für den Werth, den er ihnen in seiner Inventur gegeben, an sich behalten; da nur von Ersetzung des wirklichen Verlustes die Rede seyn kann, ist wenigstens nicht abzusehen, warum Sachen, an denen kein Verlust statt gefunden hat, überall mit zur Berechnung kommen sollen. Wegen der beschädigten Sachen könnte auch wohl festgesetzt werden,

Summe von dem ganzen versicherten Werthe des abgebrannten Hauses, das ist, von dem Werthe, den die Feuercasse und diese Association nach §. 13. No. 4. versichert hat, für den bleibenden Werth des Grundes beständig $\frac{5}{12}$ Theil gekürzt; der übrige Theil der von der Association versicherten Summe aber wird in der im §. 26. bestimmten Zeit bezahlt. Jedoch steht es dem unter hiesiger Jurisdiction stehenden Eigenthümer frey, gegen Abtretung des Grundes an die Association die ganze von ihr versicherte Summe in Empfang zu nehmen.

Findet aber bloß eine Beschädigung statt: so bezahlt die Association dem Versicherten ohne weitern Abzug den Theil der von ihr versicherten Summe, den er, nach vorhergegangener Taxation, noch über das von der Feuercasse entrichtete Quantum bedarf, um den ihm zugesicherten Schadenersatz zu erhalten.

Bey den Häusern und Gebäuden aber, die nicht von der Feuercasse, sondern nur von dieser Association versichert worden sind, werden bey einer Beschädigung die von der Feuercasse bisher bey ihren versicherten Erben beobachteten Gesetze befolgt; bey einem totalen Schaden aber werden zuerst die Ueberreste durch zwey Taxatoren, von denen der Versicherte einen, und die Association den andern bestimmt, taxirt, und demnächst wird nach Maßgabe dieser Taxation und nach Abzug des Werthes des Grundes und der Ueberbleibsel sogleich der erforderliche Theil der versicherten Summe bezahlt.

Sollten schließlich beym Ausmitteln des Schadens und Regulirung der Sache, wider alles Vermuthen, Mißverständnisse oder Schwierigkeiten sich zeigen, so hat man sich zur Hinwegräumung derselben genau nach §. 8. zu richten.

§. 31.

werden, daß sie der Versicherte an sich behalte, und nur das, was sie durch die Beschädigung weniger werth geworden, ersetzt bekommen müßte.

2) Eben das könnte auch füglich bey Mobilien angewendet werden; denn wozu soll die Societät die Gefahr laufen, daß der Versicherte seine Sachen zu hoch taxirt, um sie demnächst wohlfeil in Auction wieder zu kaufen.

Fr.

§. 31.

Die Association wird auf die leichteste und sicherste Weise für die Anstellung von funfzig Leuten, die in den verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt wohnen, durch ihre Kleidung kenndar gemacht und mit nöthigen Geräthschaften versehen werden sollen, sorgen, um nach gegebener Anweisung bey entstandenem Feuer zu retten. Auch wird sie in allen Theilen der Stadt sich sichere Plätze zum Unterbringen und Aufbewahren der geretteten Sachen zu verschaffen suchen, und verspricht sich von jedem Interessenten, die zur Erreichung aller Vortheile dieser Verbindung so nöthige Willfährigkeit zur Aufnahme der aus dem Brandhause oder nachbarlichen Wohnungen geretteten Sachen, und dies um desto mehr, da keiner wegen der aufgenommenen Sachen für verantwortlich gehalten wird.

§. 32.

Die Association wünscht, daß bey einer entstandenen Feuersbrunst nur die Nachbaren zu jeder Seite des brennenden Hauses ihre Güter und Effekten austragen, wenn nicht außerordentliche Umstände, wohin besonders ein starker Wind gehört, die Gefahr entfernter Wohnenden vergrößern; dieser Wunsch ist um desto dringender, da durch eine unnöthige Furcht und durch einen unzeitigen Eifer zu retten, leicht ein größerer Schade als durch den Brand selbst verursacht werden könnte *).

Die Billance dieser Association vom Sept. 1799 sehe man auf der anliegenden Tabelle.

Versuch, Grundsätze auszumitteln, nach welchen Einschuß und Prämie zu bestimmen ist, wenn eine solche Societät für

*) Der Inhalt dieser §. ist auf die besondere Lage Hamburgs allein passend. Indessen wäre es ohne Zweifel zweckmäßig, daß alle in einer Stadt wohnende Mitglieder der Societät sich unter einander kennen möchten; theils um sich gegenseitig vorzüglichen Beystand, besonders zu Rettung der Scripturen, zu leisten, theils um sich unter einander einen Theil dieser Scripturen, die Inventarien wechselseitig aufzubewahren. Fr.

zu Seite 306

Bilance der Association Hamburgischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr, für das ultimo Sept. 1799 abgeschlossene vierte Jahr.

Debet.

An Capital vom vorigen Abschluß Bancomark	223805	14	6
An Einschuß und Prämien ist vom 1. October 1798 bis 30. September 1799 eingegangen	90707	1	
und noch ausstehend =	6451	14	
Bancomark	97158	15	
An Interesse, dieselbe beträgt	14869	12	6
ab, für die an contribuirende Mitglieder bezahlten Zinsen =	33	12	
Bancomark	14836	—	6
An Agio-Conto ist Avance	4	9	6
Bancomark	335805	7	6

Credit.

Pr. Brandschaden-Conto.

Vergütung wegen eines Feuers bey der Eisgrube am 10. Oct. 1798 Bancomk.	14685	2	
Dito auf dem Kehrwieder, am 16. Dec. 1798 = = =	25803	7	
Dito auf der alten Wallstraße, am 7. März 1799 = =	1000		
Dito beyder kleinen Michaelis-Kirche, am 18. März 1799 =	68		
Dito auf den Raboisen, am 27. März 1799 = =	5888	2	
Dito in der Mühlenstraße, am 16. Sept. 1799 = =	7084	9	
Bancomark	54529	4	

Pr. Unkosten-Conto.

Für sämmtliche Unkosten Bcomark	12756	3	
Dagegen ist für Polizen eingegangen und von diesen Unkosten zu kürzen = = =	1177	1	
Bancomark	11579	2	
Pr. Capital-Conto =	269697	1	6
Bancomark	335805	7	6

Abschluß der Bücher mit ultimo September 1799.

Debet.

An laufenden Wechseln Bcomark	211697	15	
An Banco-Conto =	50995	10	6
An Kassa-Conto Cour. Mark 684 — ß = 24 pCt. =	551	10	
An Restanten-Conto	6451	14	
Bancomark	269697	1	6

Credit.

Pr. Capital-Conto Bancomark 269697 1 6

Die Schuld-Briefe zu resp. 4 und 2 pCt. betragen in Summa Bancomark 4,247,885 5
Capital-Conto wie oben = = = = = 269,697 1 6

Totaler Fond = = = Bancomark 4,517,582 6 6

Johann Gerhard Gräpel,
Johann Georg Büsch, Professor.
d. Z. älteste Directores der Brandversicherungs-Association.

Adam Meissner,
Paul Amsinck,
Luer Anton Prösch,
d. Z. Revisores der Brandversicherungs-Association.

sten Provinzial-Städte das in Absiche auf ihre Bauart gemein, daß ihre Gebäude von Fachwerk mit Ziegeln gedeckt sind, und nur selten ganz von Backsteinen ohne allen Zusammenhang mit hölzernen Gebäuden, aufgeführte Häuser in denselben gefunden werden. Wenigstens sind die Seiten- und Hintergebäude fast ohne Ausnahme von Fachwerk, es sind wohl sehr wenig Provinzial-Städte ganz von Scheunen in ihren Ringmauern frey, und wenn sie auch das sind, so haben doch die Bewohner gewiß beträchtliche Vorräthe von Heu und Stroh zum Betrieb ihrer Wirthschaften in ihren Gebäuden.

„Läßt sich daher aus dieser Aehnlichkeit der Bauart und der Gewerbe ein gleicher Grad der Gefahr schließen: so ist wohl erlaubt anzunehmen, daß die in einem Orte vor dem andern bestehenden guten Feueranstalten, vorhandene Sprützen und andere Vorzüge die Bewohner nicht so sicher machen werden, um sich deshalb von einer Societät auszuschließen, die auch andere, weniger gut versorgte und belegene aufnimmt. Die in der Anmerkung zum 20. §. angeführten Beyspiele zeigen, daß die größten Feuersbrünste auch da entstehen können, wo die Lage die möglichste Sicherheit verspricht.

„Angenommen also, eine solche Societät sollte für alle Provinzial-Städte der Churmark, Pommern, Magdeburg und Halberstadt errichtet werden, in so fern nähmlich in denselben alle Gebäude mit Ziegeln gedeckt sind, so fragt sich: nach welchem Maßstab kann der wahrscheinliche Grad der Gefahr berechnet, und nach diesem Einschuß und Prämie bestimmt werden? Ohne Zweifel giebt die Gefahr, welche die Häuser und Gebäude laufen, einen sichern Maßstab zur Schätzung der

Ge-

Gefahr, welchen Güter und Mobilien durch Feuersbrünste ausgesetzt sind. Größer kann wenigstens die Gefahr nicht seyn, welche die beweglichen Güter laufen, als die der Gebäude ist, in denen sie aufbewahrt werden, da wenigstens ein Theil der erstern aus dem Feuer weggeschafft werden kann. Und wenn gleich beym Retten der Mobilien Beschädigung derselben unvermeidlich und Diebstahl schwer zu verhüten ist: so sind die Gebäude dagegen nicht selten in dem Fall, daß sie eingerissen werden müssen, um der Ausbreitung der Flamme zuvor zu kommen. Die hamburgsche Association ist indessen bey Bestimmung ihrer Zulage höher gegangen, als die dort auf Gebäude jährlich zu bezahlende Summe. Diese ist nach Weskett $\frac{3}{8}$ pro Mille jährlich; jedoch mit Vorbehalt eines Nachschusses. Ein solcher Nachschuß ist nun von Immobilien nicht allein leicht einzuziehen, sondern auf dieselbe auch völlig gesichert. Bey einer Mobiliar-Brandcasse muß die Möglichkeit, dergleichen nöthig zu haben, so weit als es seyn kann, entfernt werden, und aus diesem Grunde ist wahrscheinlich die Zulage auf $\frac{5}{8}$ pro Mille im Durchschnitt und im höchsten Fall auf $\frac{3}{4}$ pro Mille festgesetzt.

„Bey einer sich über ein ganzes Land, wenigstens eine große Anzahl von Städten verbreitenden Anstalt ähnlicher Art wird man mit Sicherheit ganz nahe bey dem Verhältniß bleiben können, welches die Erfahrung an Immobilien gezeigt hat. Ich wünschte von den vier oben genannten Provinzen dies Verhältniß angeben zu können, habe aber nur von denen, seit 1765 durch die churmärkischen Städte aufgebrachten Summen, eine aus den rathhäuslichen Akten gezogene Nachricht erhalten können, nach welcher zu Ersetzung

der Feuerschäden in der Chur- und Neumark von der Stadt Havelberg aufgebracht worden;

	von 100 Rthlr. catastirtem Werth Rthl.	gr.	pf.
Im Jahr 1765	—	16	4
— — 66	—	2	—
— — 67	—	10	—
— — 68	—	6	4
— — 69	—	2	—
— — 70	—	1	4
— — 71	—	4	8
— — 72	—	4	8
— — 73	—	—	8
— — 74	—	1	4
— — 75	—	1	4
— — 76	—	1	4
— — 77	—	1	—
— — 78	—	—	4
— — 79	—	2	—
— — 80	—	—	8
— — 81	—	2	—
— — 82	—	3	—
— — 83	—	4	4
— — 84	—	2	8
— — 85	—	—	8
— — 86	—	1	—
— — 87	—	4	8
nach Ruppin =	—	16	—
Im Jahr 1788	—	3	8
nach Ruppin =	—	10	—
Im Jahr 1789	—	—	8
nach Ruppin =	—	8	—
Im Jahr 1790	—	2	8
— — 91	—	2	8
	4	22	0

Im

	Rthl.	gr.	pf.
Uebertrag	4	22	0
Im Jahr 1792	—	1	8
— — 93	—	—	4
— — 94	—	2	8
— — 95	—	7	—
— — 96	—	3	—
— — 97	—	—	—
— — 98	—	—	8
Summa in 34 Jahren	5	15	4

Mithin beträgt der jährliche Feuer-Societäts-Beytrag der churmärkschen Städte, nach einem vier und dreyßigjährigen Durchschnitt, 3 Groschen $10\frac{12}{17}$ Pfennige von 100 Rthlr., mit Einschluß des Rupviner außerordentlichen Brandes, welcher allein 1 Rthlr. 10 gr. von 100 Rthlr. erfordert hat.

„Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Feuersgefahr der Gebäude in Provinzial-Städten sich ziemlich allgemein zwischen $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{2}$ pCt. verhalte, denn im Jahr 1793 ließ die Dänische Regierung im Altonaer Merkur vom 12. März bekannt machen; daß die Feuerschäden in den Dänischen Staaten, nach einer dreyßigjährigen Fraction, 13 Schilling dänisch pCt. betragen hätten, und erbot sich gegen ihre Unterthanen, für 15 Schilling diese Gefahr zu übernehmen. Ich glaube daher mit großer Zuversicht behaupten zu können, daß das Risiko für Feuersgefahr an Mobilien in den Städten der Churmark und solchen, die eine ähnliche Bauart haben, in einer Reihe von Jahren nicht höher als $\frac{1}{2}$ pCt. anzunehmen sey. Dies bestätigt auch die Erfahrung bey der sächsischen Brandkasse; denn hat diese, bey einem jährlichen Beytrag von $\frac{7}{13}$ pCt., in dem Zeitraum von 12 Jahren die Schadenvergütung von den ursprünglich versproche-

nen 25 pCt. bis auf 60 pCt. erhöhen können: so muß ein beträchtlicher Fond gesammelt seyn, der uns die Ueberzeugung gibt, daß $\frac{1}{6}$ pCt. völlig hinreichen werde, den ganzen Schadenersatz zu leisten. Aber eine Mobiliar-Brandversicherungsanstalt, welche bloß aus freywilligen Interessenten besteht, hat auch noch den Vorzug vor den städtischen Feuerkassen, daß sie sich vor übergroßen Schäden dadurch sichern kann, daß sie eine Summe festsetzt, über welche nicht gezeichnet oder Versicherung gegeben wird. Und wenn dies Maximum auf $\frac{1}{2}$ pCt. wie in Hamburg angenommen würde: so müßten drey mit dieser höchsten Summe versicherte Interessenten in einem Jahr abbrennen, wenn die Societät einen solchen Schaden leiden sollte, wie der Ruppiner Brand für die städtische Feuer-Societät war. Trift aber wirklich ein solcher enormer Schaden die Societät, nachdem sie etwa 9 so günstige Jahre gehabt hat wie die städtische Feuerkasse vom Jahr 1772 bis 1781 und von 1790 bis 1799, so sieht man leicht, daß sogar ein solcher, fast für unmöglich zu haltender Verlust, ihr nicht nachtheilig werden kann, weil der Betrag desselben, kleiner Schadenvergütungen ohnerachtet, gesammelt und durch Zinsen und Zinsens-Zinsen vermehrt seyn wird.

„Indessen ist $\frac{1}{6}$ pCt. jährlicher Beytrag allein nicht hinreichend, einer solchen Societät die erforderliche Festigkeit zu geben, wenn man nicht etwa wie in Sachsen, zum Anfang nur einen kleinen Theil des Verlusts zu ersetzen Willens ist. Es muß für die Gehalte des zur Führung des Geschäfts erforderlichen Personals gesorgt, und Sicherheit für die Bezahlung der Beyträge geschaft werden. Daher folgt die Nothwendigkeit einer Einlage, welche stark genug ist, um diese beyden

Zwecke

Zwecke dadurch zu erreichen, die jedoch nicht, wie in Hamburg, der Societät verbleiben darf, sondern jedem Interessenten, wenn er, nach Ablauf der Jahre auf welche die Anstalt errichtet wird, aus derselben scheiden will, wieder zurückgezahlt wird, falls sie nicht durch große Unglücksfälle hat angegriffen werden müssen; die aber auch der Societät verfällt, wenn der Interessent mit der jährlichen Vorausbezahlung der Prämie zurückbleibt.

„Diese Einlage würde, auf $\frac{1}{2}$ pCt. bestimmt, wahrscheinlich beyden Absichten Genüge leisten. Denn wenn ich annehme, daß die Societät zu Stande kommen kann, wenn sich zum ersten Anfang 10 Millionen Thaler an Interessenten finden, so würde die Einlage zu $\frac{1}{2}$ pCt. 50000 Rthl. geben, die zu 4 pCt. Zinsen bey der Seehandlung belegt, 2000 Rthl. eintragen würden, von denen gar wohl ein Director der Anstalt, ein Buchhalter und ein Caßirer besoldet werden könnten. Und diese drey Männer würden, so viel ich einsehe, das Geschäft ganz füglich bearbeiten können, wenn die Einrichtung so getroffen wird, daß sie sich um Untersuchung der Beschaffenheit der Gebäude und dergleichen nicht bekümmern dürfen, sondern dies alles jedem Interessenten selbst überlassen können, dessen Schaden es seyn muß, wenn er durch unrichtige Angaben die Societät hintergangen hat, und nach erlittenem Brand, statt des Ersatzes, die Prämie zurückgezahlt erhält; und wenn die Aufnahme der Beweise über erlittenen Verlust den Gerichten des Orts, mit Zuziehung zweyer Mitglieder der Societät, übertragen würde. Zehn Millionen geben aber auch, wenn das höchste Risiko auf $\frac{1}{2}$ pCt. bestimmt wird, in dieser Rücksicht, eine für Provinzial-Städte zureichende Summe, da sich wohl nur sehr wenig Fälle finden

möchten, wo auf 50000 Rthl. Versicherung in einem Gebäude verlangt wird; und in so fern wäre es wohl wünschenswerth, daß, zum Anfang wenigstens, auf einem andern Wege als dem vorgeschlagnen, zu den Besoldungen Rath geschaft werden könnte, um allenfalls mit fünf Millionen Unterzeichnung das Geschäft in Gang zu bringen, da es Anfangs wohl zureichend seyn möchte, wenn auch nur 25000 Rthl. in einem Risiko zur Versicherung angenommen werden könnten.

„Ich habe $\frac{1}{2}$ pCt. jährliche Prämie vorgeschlagen, und glaube erwiesen zu haben, daß diese in einer Reihe von Jahren unfehlbar zureichen müsse. Da aber doch im Anfang der Societät große Unglücksfälle möglich sind: so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, was festgesetzt werden soll, um den Bestand einer solchen Societät, im Fall solcher großen Unfälle, dennoch zu sichern. Dazu giebt es, abgesehn von der Verbindlichkeit Nachschuß zu zahlen, als welche ich, wenn möglich, vermieden wünschte, zwey Wege. Entweder die Interessenten zahlen die Prämie auf mehrere Jahre voraus, oder sie zahlen nur ein Jahr voraus, und der Schadenleidende erhält im ersten Jahr nur 50, im andern 75 pCt. und erst im dritten den ganzen Ersatz. Ich bekenne, daß mir dieser letzte Weg der beste zu seyn scheint, aus Gründen, die ich schon angegeben habe, denen ich nur noch die Bemerkung beyfüge, daß wahrscheinlich mancher durch den Betrag der zu erlegenden Summe zurückgehalten werden möchte, wenn auf 5 Jahr $\frac{5}{6}$ pCt. Prämie und $\frac{1}{3}$ pCt. Einlage, zusammen also $1\frac{1}{3}$ pCt. bezahlt werden müßten; der gern der Societät beytreten würde, wenn er für $\frac{2}{3}$ pCt. Einlage und Prämie aufgenommen werden könnte. Und ich gestehe ferner, daß ich,

im

im äußersten Fall, lieber sehn würde, daß gleich die Auflösung der Societät beschlossen würde, wenn die Unglücksfälle so groß wären, daß sie durch die vorräthigen Prämien und Einlage nicht ersetzt werden könnten, als daß ich die Societät zu einem Nachschuß verbindlich machen möchte. Daß, in einem solchen Fall, die Schadenersatz fordernden Mitglieder sich pro rata ihres Verlusts in den Bestand theilen müßten, ist von selbst klar, und daß die Societät unmittelbar nach einer solchen Auflösung von neuem wieder zusammen treten könne, ergiebt sich gleichfalls.

„Nun habe ich die Frage noch zu beantworten: ob nach Verschiedenheit der Gefahr eine höhere und geringere Prämie, und nach welchem Verhältniß der Unterschied festzusetzen sey?

„Die Sächsische Brandkasse macht gar keinen Unterschied; sie nimmt von einem Jeden, ohne Rücksicht auf sein Gewerbe, $\frac{1}{12}$ pCt. jährlich und zahlt gegenwärtig 60 pCt., ohne jedoch zu mehr als 25 pCt. gesetzlich verpflichtet zu seyn.

„Die Hamburgsche Association nimmt $\frac{1}{3}$, $\frac{5}{8}$ und $\frac{1}{4}$ vom Tausend nach Verschiedenheit der Gefahr, und ersetzt den Schaden ganz. Beyde Societäten haben, nach der Verschiedenheit des Lokals, Recht. Bey den außerordentlich guten Feueranstalten und der Menge von Fleeten, ist es in Hamburg ein äußerst seltner Fall, daß mehr als ein Gebäude abbrennt, die Association hat daher mit großem Recht ihr Augenmerk bey Bestimmung der Prämie auf die eigne Gefahr allein gerichtet, und in dieser Rücksicht wäre es offenbar unbillig, wenn für Güter in Gebäuden, in denen keine Feuerstätte ist, eben so viel Prämie gezahlt werden sollte, als für Güter, neben welchen täglich

Feuer

Feuer und Licht gebraucht wird, wie sie bey der 3. Nummer im 18. §. der Artikel aufgeführt sind.

„Ganz anders verhält sich die Sache aber bey einer Mobiliar-Feuer-Societät, die für eine Menge von kleinern Städten errichtet wird. In diesen ist die eigne Gefahr, bey wohlhabenden Leuten, gewiß sehr viel kleiner, als die, durch unbemittelte Nachbaren angezündet zu werden, und da ich schon im dritten Abschnitt die Gründe angegeben habe, warum bey einer solchen Societät die aus der Nachbarschaft entstehende Gefahr nicht in Anrechnung gebracht werden dürfe, so ergiebt sich, daß wenigstens eine so beträchtliche Steigerung der Prämie, wie sie bey den für Gewinn zeichnenden Societäten hergebracht ist, nicht nöthig, sondern vielmehr unbillig sey und das Entstehn einer solchen wechselseitigen Societät wahrscheinlich hindern würde.

„Ist $\frac{1}{6}$ pCt. dem mittlern Grade der Gefahr angemessen: so würde nach meiner Ueberzeugung

drey Groschen von 100 Thalern für Kaufmannsgüter in Packräumen ohne Feurung,

vier Groschen von 100 Thalern für Mobilien und Kaufmannsgüter in Gebäuden mit Feurungen und

fünf Groschen pCt. für die in der dritten Nummer der Verfassungsartikel §. 18. aufgeführten Güter, die Gefahr ausgleichen. Indessen bin ich weit entfernt, diese meine Ueberzeugung jemanden aufdringen zu wollen, ich bin vielmehr sehr bereit Belehrung anzunehmen, wenn sich diese auf eine Reihe von Erfahrungen gründet, aus denen die Folge zu ziehen wäre, daß das Verhältniß der in Fabrik-Gebäuden von zweckmäßiger Bauart entstan-

standnen Feuersbrünste stärker oder geringer ausfällt, als daß es durch oben angegebnen Sätze ausgeglichen würde. Diese Erfahrungen dürften jedoch am allerwenigsten von Hamburg hergenommen seyn, wo insbesondere die kleinen Zuckersiedereyen so schnell in Gebäuden, die vorher eine ganz andre Bestimmung hatten, errichtet, und von Leuten, die sehr wenig in Vermögen haben, mit einem so geringen Aufwand in Stand gesetzt werden, daß sich eine feuerfeste Bauart dabey gar nicht denken läßt. Es ist gar nicht ungewöhnlich, die Trockenstuben von Fachwerk und wenige Zoll von der glühenden Kachel einen schwarz gebrannten Stiel und Riegel zu finden, und ich gestehe, daß ich dort die Steigerung von $\frac{1}{8}$ pro Mille, besonders in Absicht auf die kleinen Zuckerbäcker, zu klein halte. Noch weniger werden Gründe, aus dem Verfahren der gewöhnlichen Assecuranz-Societäten hergenommen, beweisen. Sondern, wenn jemand dies Verhältniß unrichtig zu seyn glaubt, den bitte ich ein richtigeres nach Beobachtungen über die Entstehungsart der Feuerschäden in den Provinzialstädten, festzusetzen. Bey oben vorgeschlagenem Verhältniß läßt sich übrigens mit Zuverläßigkeit absehn, daß etwas mehr als der mittlere Satz im ganzen an Prämien aufkommen werde. Waarenlager außer den Häusern finden sich nicht häufig in den Provinzial-Städten, mithin werden die Beyträge zur ersten Klasse zu 3 Gr. pCt. auch nicht viel vorkommen, und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der Interessenten in der dritten Klasse weit mehrere seyn werden.

Es können, außer den Einwohnern der Provinzial-Städte, auch Gutsbesitzer und

und Pächter vom platten Lande dieser Societät beytreten *).

„Wenn ich in dem vorhergehenden angenommen habe, daß die vorgeschlagne Societät bloß für Bewohner der Provincial-Städte errichtet werden solle: so war meine Absicht nicht, alle andere Interessenten auszuschließen, vornehmlich wenn sie ohngefähr gleiche Gefahr mit den Städtebewohnern laufen. Bloß um nicht mehr als höchstens drey Klassen von Interessenten zu haben, erwähne ich der Einwohner der Residenzstädte gar nicht, bey denen feuerfeste Bauart und vorzügliche Feueranstalten zusammen kommen, um die Gefahr so klein zu machen, daß vielleicht nicht einmahl die in Hamburg festgesetzte Prämie nöthig wäre, um ihre Feuerschäden zu ersetzen.

„Eine zahlreiche Klasse, welche nach meiner Einsicht eine ungefähr gleiche Feuergefahr an ihren Mobilien mit den Einwohnern der Provinzial-Städte läuft, machen die Gutsbesitzer und Pächter auf dem platten Lande. Wenn gleich die Bauart ihrer Scheunen und Ställe weniger feuersicher ist, als die der Provinzial-Städte, wenn gleich ihre Löschungsanstalten gewöhnlich noch unvollkommner sind: so haben sie dagegen andere Vorzüge in die Wage zu legen, und ich glaube mit überzeugenden Gründen darzuthun, daß das Risiko der Gutsbesitzer, Pächter und Prediger auf dem Lande wenigstens nicht größer ist, als das der Provinzial-Städte. Ich gebe zum Beweise hier eine ebenfalls 34jährige Nachweisung der von der churmärkischen General-Land-Feuer-Societät seit ihrer Errichtung vom 1. May 1765 ausgeschriebenen Beyträge zur Ersetzung der Feuerschäden an Gebäuden, welche ich der Gewogenheit

*) Freier a. a. O. S. 51.

heit des Priegnitzschen Landes-Directors Herrn von Quitzow verdanke. Nach derselben sind vom 1sten May 1765 bis zum 1sten May 1786, in den ersten 21 Jahren von 100 Rthlr. der Gebäude-Taxen im Durchschnitt jährlich 4 Groschen $10\frac{2}{3}$ Pfennige aufgebracht. Vom Jahr 1786 an ist die vor mir liegende Nachweisung speciel und zwar:

Im Jahr	1786	bis	87	aufgebracht	6	gr.		pf.
——	87	—	88	——	3	—	—	—
——	88	—	89	——	5	—	—	—
——	89	—	90	——	4	—	4	—
——	90	—	91	——	4	—	—	—
——	91	—	92	——	6	—	4	—
——	92	—	93	——	6	—	—	—
——	93	—	94	——	6	—	—	—
——	94	—	95	——	6	—	—	—
——	95	—	96	——	5	—	8	—
——	96	—	97	——	6	—	—	—
——	97	—	98	——	6	—	—	—
——	86	—	99	——	4	—	8	—
in 13 Jahren Summa					2 Rthl.		21 gr.	— —

welches im Durchschnitt 5 gr. $3\frac{2}{13}$ pf. beträgt. Hierbey ist aber zu bemerken, daß außer dem Schadenersatz nicht allein von diesen Beyträgen ein jährliches Salair von 1000 Rthlr. bezahlt, sondern in den letzten 13 Jahren auch ein Fond von 20000 Rthlr. zurück gelegt ist, und überdies nicht allein Sprützen-Prämien-Gelder an die, welche zuerst zu Hülfe kommen, sondern auch für größere neu angeschaffte Sprützen gewisse pCt. zugelegt werden. Diese Nebenausgaben verringern das Verhältniß, und wenn sie abgezogen werden könnten, würde die Durchschnittssumme auf alle 34 Jahr schwerlich 1 gr. von 100 Rthl. höher

seyn,

seyn, als die der Provinzialstädte. Aber wenn man die Brandschäden der Gutsbesitzer und Pächter allein und abgesondert von den Feuerschäden, welche bloße Bauerdörfer getroffen haben, berechnen könnte, so würde sich finden, daß jene allein zu ihrem Ersatz wahrscheinlich einen noch geringeren Geldbeytrag erfordert haben würden, als der städtische ist. Denn in den ersten 21 Jahren war die ganze versicherte Summe an Gebäuden des platten Landes in der Churmark 13 Millionen, und der Beytrag im Durchschnitt 4 gr. $10\frac{2}{3}$ pf., in den letzten 13 Jahren waren 27 Millionen versichert und der Beytrag ist auf 5 gr. $3\frac{1}{4}$ pf. gestiegen. Das kann, die schon angegebene Ursach abgerechnet, keinen andern Grund haben, als weil in der letzten Zeit eine Menge bloßer Bauerdörfer der Societät beygetreten sind, die Anfangs mehr aus Dörfern bestand, in denen königliche Aemter oder adliche Güter sind. Wenn indessen auch die Gefahr an den Gebäuden der Gutsbesitzer und Pächter wirklich so viel größer wäre als die Nachweisungen zeigen: so ist deshalb ihr Risiko an Mobilien und Vieh nicht so groß wie in Städten. Denn

1) Ist die Gelegenheit zum Retten der Mobilien, in so fern ich eigentlich so genannte und Vieh darunter verstehe, auf dem Lande gewöhnlich weit besser als in Provinzial-Städten, wenn letztere besonders enge gebaut sind. Jedes Wohnhaus hat ja einen Garten nebenan und das freye Feld nicht weit.

2) Bey dem Mobiliar des Landmanns bey welchem das Retten schwer oder unmöglich ist, beym Getreide auf den Böden, in den Scheunen und dem Futter über den Ställen findet hingegen ein anderer Umstand statt, der

der die Gefahr für eine Assecuranz-Gesellschaft sehr vermindert. Gerade in der Jahrszeit in welcher wegen der Dürre und Hitze, die Feuersgefahr am größten ist, vom May bis über die Hälfte des Augusts, sind Scheunen, Ställe und Böden entweder ganz leer, oder doch so mäßig gefüllt, daß man annehmen kann, der Landwirth, welcher nach vollbrachter Aernte seine Güter zu ihrem vollen Werthe versichern läßt, werde, wenn er im Junius sie durch Feuer verliert, falls er nicht ein kostbares eigentlich so genanntes Mobiliar besitzt, kaum die Hälfte, vielleicht nicht den vierten Theil dessen als Schadenersatz zu fodern haben, wovon er Prämie bezahlt hat. Es ist also klar, daß die Societät in den Sommermonathen eine ungleich geringere Gefahr läuft, als wovon der Landmann, wenn er den Winter über seine ganze Gefahr gedeckt haben will, Prämie bezahlen muß, und daß hierdurch der Unterschied, welchen die Bauart, selbst die mit Stroh und Rohr gedeckten Scheunen und Ställe, imgleichen die ohne Zweifel gefährlichere Nachbarschaft, machen, völlig ausgeglichen wird. Ich trage daher kein Bedenken, vorzuschlagen:

Daß Gutsbesitzer und Pächter auf dem platten Lande mit ihren Mobilien und Vorräthen in Häusern, Scheunen und Ställen, selbst das Vieh nicht ausgenommen, der Societät unter denselben Bedingungen wie die Bewohner der Städte beytreten, und für alles, was in mit Ziegeln gedeckten Wohnhäusern aufbewahrt wird, in der ersten Klasse mit 3 gr. pCt. Beytrag, für alles aber, was in Scheunen und Ställen befindlich ist, in der zwey-

ten Klasse mit 4 gr. Prämie versichert werden könnten. Doch würde ich alle Bewohner des platten Landes, deren Wohnhäuser nicht mit Ziegeln gedeckt sind, von der Theilnahme ausschließen.

„Können aber auch Prediger zur Societät gelassen werden? Bekanntlich haben diese, in Städten und auf dem Lande, seit dem Jahr 1765 eine, durch ein Reglement vom 25. Januar gestiftete, Feuer-Societät für Mobilien unter sich. In diesem, auf vorhergegangene Befragung und Einstimmung sämmtlicher Prediger gegebenen Reglement, ist festgesetzt: daß ein abgebrannter Prediger, wenn er über die Hälfte seines oder seiner Frau und Kinder, in seiner ordentlichen Wohnung befindlichen Vermögens verliert, 400 Rthl., wenn er unter der Hälfte einbüßt, 200 Rthl., und wenn er den vierten Theil oder weniger verliert, 100 Rthl. durch gleiche Beyträge von allen Predigern erhalten soll. Da indessen das königliche Ober-Consistorium durch ein Reskript vom 28 April 1774 festgesetzt hat: daß unter dem ganzen Vermögen des abgebrannten auch seine zinsbar ausstehenden Capitalien mitgerechnet werden sollen; so ist hierdurch für wohlhabende Prediger diese Anstalt aus einer Art Assecuranz-Gesellschaft, welche sie vermuthlich ursprünglich nach der Absicht der Interessenten gewesen ist, in eine Armenbrandcasse verwandelt werden, zu welcher der vermögende Prediger zwar Zuschüsse zahlen muß, aus der er aber nichts zu hoffen hat. Es scheint daher keinem Zweifel unterworfen, daß auch Prediger der Societät beytreten können, unter der Bedingung jedoch, daß ihnen das, was sie etwa aus der Predigerbrandkasse erhalten können, bey dieser Societät angerechnet und abgezogen werde; weil sie im entge-

entgegengesetzten Fall, durch den Ersatz von beyden Seiten, mehr erstattet erhalten würden als sie verlohren hätten, und weil überhaupt jede doppelte Assecuranz ungültig und unerlaubt ist *)."

Der Herr Doctor Freier ersucht übrigens noch diejenigen, welche seine Absicht billigen, und zur Aufnahme des Erwerbfleißes in den Königlichen Staaten etwas beyzutragen Neigung und Beruf haben, durch die Bekanntmachung seiner Schrift bey denen, für welche sie bestimmt ist, ihren Zweck zu befördern. Findet der Inhalt Beyfall, so bittet er, Unterzeichnungen der Summen, welche ein jeder an Mobilien, Gütern und Waaren vor Feuer versichert verlangt, wenn eine solche Societät zu Stande kommt, zu sammeln, und Verzeichnisse von diesen Zeichnungen mit den Nahmen der Unterzeichner entweder gerade an Ihn, oder an den Verleger Seiner Schrift, den Buchhändler Herrn Nauck in Berlin, einzusenden. Zugleich wünscht er, daß die Unterzeichner sich über nachfolgende Fragen erklären möchten, um mit einiger Zuverlässigkeit über den Erfolg urtheilen zu können.

1) Wollen die Interessenten $\frac{1}{2}$ Pct. Einschuß und im Durchschnitt $\frac{1}{6}$ Pct. Prämie erlegen.
2) Sind sie zufrieden, daß im ersten Jahre nur 50, im zweyten 75 und im Dritten erst volle 100 Pct. des erwiesenen Schadens ersetzt werden?
3) Sind die Städtebewohner der Meinung, daß das platte Land unter den in seiner Schrift vorgeschlagenen Bedingungen der Societät beytreten könne?

*) Von dieser Feuer-Societät zur Vergütung der Mobilien für Prediger sehe man das weitere im Art. Feuer-Assecuranz-Anstalten, Th. 13, S. 221 ff.

Die auf diese Art vorläufig eingehenden Unterzeichnungen sollen niemanden zu irgend etwas verbinden; der Herr Doctor Freyer verspricht indessen, von Zeit zu Zeit durch die öffentlichen Blätter Nachricht zu geben, wie hoch die unterzeichnete Summe sich im Ganzen schon belaufe, und hat die Absicht, wenn sie auf 2,000000 Thaler steigt, von der Sache dem Königlichen Hochpreislichen General-Directorium umständliche Anzeige zu machen, und um Verfügungen zu bitten; und wer wird es nicht wünschen, daß Seine patriotischen Bemühungen um eine so nützliche Anstalt mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werden mögen.

Propositiones der Londner Phönix-Assecuranz-Societät, für Versicherung der Häuser, Gebäude, Güter, Waaren, Kaufmannschaften, im Hafen oder Dock liegende, auf dem Stapel stehende Schiffe, gegen Verheerung oder Schaden durch Feuersbrünste, in allen Theilen von Europa *).

Die Versicherung des Vermögens gegen die Verwüstungen der Flammen, ist eine der nützlichsten Veranstaltungen neuerer Zeiten. Durch diese Vorsicht sind nicht nur unzählich viele Familien gegen plötzliche Verarmung geschützet geblieben, sondern die Sicherheit aller kaufmannschaftlichen Unternehmungen ist auch dadurch sehr merklich vermehret worden. Die Masregeln, welche die Directores dieser Societät zur Zeit ihrer Errichtung genommen, um die Berechnungen und Bedingungen der Versicherung gegen Feuer, nach billigern Grundsätzen, als ehedem obwalteten, zu bestimmen, sind von dem Publiko in Groß-Brittanien durchgehends genehmiget worden; und da von vielen allhier wohnhaften Kaufleuten, auf

*) S. Freier a. a. O. S. 58 ff.

Berechnungs-Tabelle

der jährlichen Prämien, welche für die Versicherung gegen Feuer bey der Londner-Phönix-Assecuranz-Societät zu bezahlen sind.

	Nr. I.	No. II.	No. III.
	Auf ordinaire Versicherung oder Gefahren der ersten Klasse, nähmlich:	Gefahren der zweyten Klasse, nähmlich:	Gefahren der dritten Klasse, nähmlich:
	Häuser von Stein oder Backsteinen, mit Ziegeln, Schiefer, Stein, Eisen, Bley oder Kupfer gedeckt.	Häuser, deren Wände theils von Backsteinen und theils von Holz sind, oder von Holz und mit Lehm und Plaster überworfen, und die mit Schiefer, Ziegeln, Eisen, Bley oder Kupfer gedeckt sind.	Hölzerne Gebäude mit Bretern oder Stroh bedeckt.
	Aller in solchen Häusern befindlicher Hausrath, wie auch Kaufmannswaaren, die nicht gefährlich sind.	Aller in solchen Häusern befindlicher Hausrath und Kaufmannswaaren, die nicht gefährlich sind.	Alle darin befindliche Güter und Waaren.
		Allerley gefährliche Güter und Waaren in Gebäuden von Stein oder Backsteinen	Allerley besonders gefährliche Güter und Waaren, als Pech, Theer, Terpentin, Wachs, Hanf, Oehl, Talg, Branntwein und andere starke Getränke, Heu, Stroh, ungedroschenes Getreide und dergleichen, in welcherley Gebäuden sie auch enthalten seyn mögen.
Für Summen nicht über	Pfunde Sterling.	Pfunde Sterling.	Pfunde Sterling.
	1000 in einem Risico 3s. — pCt. jährlich.	1000 in einem Risico 5s. — pCt. jährlich	1000 in einem Risico 7s. 6d. pCt. jährlich.
	2000 in einem Risico 5s. — pCt. jährlich.	2000 in einem Risico 7s. 6d. pCt. jährlich.	2000 in einem Risico 10s. 6d. pCt. jährlich.
	3000 in einem Risico 7s. 6d. pCt. jährlich.	3000 in einem Risico 10s. 6d. pCt. jährlich.	3000 in einem Risico 12s. 6d. pCt. jährlich.
		Alle im Hafen liegende oder auf dem Stapel stehende Schiffe, Werkstätten und Waarenlager der Zimmerleute, Faßbinder, Bäcker, Schiffskrämer, Bootbauer und Gasthöfe gehören in diese Klasse.	Mühlen und Maschinenwerk, wie auch Porzellain, Glas und Töpferwaaren im Handel werden in diese Classe gerechnet.

*** Zuckerbäcker, Chymisten und andere Professionen, deren Geschäfte ꝛc. besondern Feuersgefahren ausgesetzt sind, können auf specielle Bedingungen versichern lassen. Auch können Gebäude ꝛc. für größere Summen versichert werden.

N. B. In solchen Gegenden von Europa, wo die Strenge der Kälte ein beständig anhaltendes Feuer erfordert; wie auch in solchen Orten, welche größtentheils von Holz gebauet sind, werden die Prämien für die Versicherung höher, als in obiger Tabelle berechnet, ausfallen.

auf Verlangen ihrer Correspondenten, zur Versicherung auch außer Landes gelegenen Eigenthums und Vermögens vielfältige Anträge geschehen, so haben sich die Interessenten dieser Assecuranz-Kammer entschlossen, Ihren Plan zur Versicherung allerhand Vermögens auf ganz Europa zu erweitern. Zu dem Ende liegt allezeit ein großes Capital in Bereitschaft, allen erlittenen Verlust und Schaden zu bezahlen; und diejenigen, die Ihr Vermögen gegen den Raub der Flammen unter den Polizen dieser Societät schützen, werden Ihre Forderungen mit eben derjenigen Rechtschaffenheit und Fertigkeit befriediget finden, welche bisher die Groß-Britianischen Assecuranz-Gesellschaften besonders vorzüglich gemacht haben.

Bedingungen der Versicherung.

I. Diejenigen, welche ihr Hab und Gut bey dieser Societät versichern wollen, werden ersucht, ihre Aufträge an ihre Agenten oder Correspondenten in London einzusenden.

II. Der Agent oder Correspondent derjenigen, welche versichert zu seyn verlangen, muß die Tauf- und Familien-Namen solcher Person oder Personen, wie auch ihren Rang, Titel, Profession, Amt, und andere Umstände, bey der Assecuranz-Kammer eingeben.

III. Das zu versichernde Vermögen muß so gut als möglich beschrieben werden; z. B. wenn es Gebäude sind, so wird erfordert, anzuzeigen, aus welchen Materialien die Wände und das Dach bestehen, — wie groß der Umfang, — der gewöhnliche Name, — wie die Lage in Betracht anderer Gebäude beschaffen, — die Breite der Straße u. s. w.; — für welche Summe jedes zu versichern ist; nähmlich, wie viel für das Wohnhaus, und wie viel für die Kutschenremise und Stallung ꝛc.

Wenn Hausrath zu versichern ist, so wird gewöhnlich alles folgendergestalt angezeiget, nähmlich:

Auf Hausgeräthschaften und Leinenzeug Pfund
Auf Kleidung . . . . . .
Auf Silberzeug . . . . . .
Auf Porzelain und Glas . . . . .
Auf gedruckte Bücher . . . . . .
Auf starke Getränke in Fässern oder in Flaschen

Total Pfund

Wenn Handlungsgüter zu versichern sind, so ist es nöthig, anzuzeigen, von welcher Gattung sie sind, ob Wollenwaaren, Leinwand, Specereyen, Eisenwaaren ꝛc. — ob solche in mehr als einem Gebäude befindlich, — welche Summen auf die Güter in jedem Gebäude zu versichern, und wie solche Gebäude errichtet und belegen sind.

IV. Die Prämien müssen an baarem Gelde, zu der Zeit, da die Versicherung gemacht wird, bezahlet werden; und die Versicherung fängt von dem Augenblicke an, da solche bezahlet worden, und behält ihre volle Kraft so lange, als die Bezahlungen, bey jedesmahligem Verfluß des in der Polize festgesetzten Termins, oder innerhalb 15 Tagen nachher, bey der Assecuranzkammer richtig gemacht werden.

V. Wenn eine Versicherung auf dasselbe Eigenthum bey einer andern Assecuranzkammer gemacht worden, so muß solches zur Zeit der Versicherung angezeiget werden, sonst ist die Polize ungültig.

VI. Anvertraute und Commissionsgüter müssen als solche angegeben werden, sonst schützt die Polize dieselben nicht.

VII. Diese Societät vergütet keine Verluste noch Schaden, die durch feindlichen Ueberfall, durch kriegerische Macht oder sonstige unrechtmäßige Gewalt, oder durch Feuersbrünste, die bey Erdbeben entstehen, verursachet werden.

VIII. Wechselbriefe, Schuldverschreibungen, Cautionsscheine, Urkunden und baar Geld, sind unter keiner Versicherung begriffen. — Medaillen, Juwelen, Geschmeide, Antiquitäten, Spiegel und Gemählde, jedes über 10 Pfund Sterl. am Werth, können auf specielle Bedingungen versichert werden.

IX. Diejenigen, welche ihr Vermögen auf sieben Jahre versichern, sollen den Beytrag der Prämie für ein Jahr als Abzug erhalten; auch wird auf dreyjährige Versicherungen ein billiger Diskonto zugestanden.

X. Wenn einiger Verlust oder Schaden an dem von dieser Societät versicherten Vermögen durch Feuer verursachet wird, so werden die Eigenthümer desselben ersucht, so bald wie möglich, solche genaue Nachrichten von dem Verlust oder Schaden, wie es die Umstände erlauben, mit ihrem Eide und dem ihrer Bedienten oder solcher anderer Personen, als zur

Zeit

Zeit des Zufalls zugegen waren, an die Assecuranzkammer in Lombard-Street London, einzusenden. Sobald diese Dokumente (deren Gültigkeit mit dem Siegel und Unterschrift eines Notarius Publ. oder einer Magistratsperson bekräftiget seyn müssen) der besagten Assecuranzkammer zu Gunsten des Verunglückten, durch eine gehörig bevollmächtigte Person vorgezeiget werden, so soll der Betrag des Verlustes (wenn solcher nicht die versicherte Summe übersteiget) sogleich ohne einigen Abzug für Disconto, Abgaben, Stempel, oder sonstige Auflagen, von welcher Art sie auch seyn mögen, unverzüglich bezahlet werden.

XI. Der Verlust auf versicherte Gebäude muß durch zwey Baumeister oder dazu verordnete Arbeiter eidlich attestirt werden, welche davon einen Plan oder Beschreibung zu machen haben, worin sie den Umfang des Gebäudes, ehe das Unglück entstand, und die Ausdehnung des Schadens specificiren; wie auch, welche Kosten benöthigt seyn werden, um dasselbige wieder aufzubauen oder in Stand zu setzen in gleichen Umfang, und mit Materialien von selbiger Qualität.

XII. In Ausmachung des Verlusts auf Hausrath oder Güter, hat der Verunglückte allein so viel zu berechnen, wie nöthig, um Güter von selbiger Qualität auf dem gewöhnlichen Markt- oder Einführplatze wieder einkaufen zu können: nähmlich die Einkaufspreise, und die wirklichen Unkosten von Einfuhr, und nichts mehr.

Alle Unkosten für die Ausräumung der versicherten Güter, während der Zeit der Feuersgefahr, werden von dieser Societät auch sogleich ersetzt.

Polize für eine Summa nicht über einhundert tausend Mark Banko.

Diese Assecuranz-Polize bezeuget, daß an die unterschriebenen William Hanbury, Esqr. (Sr. Königl. Groß-Brittanischen Majestät Agenten und Consul im Niedersächsischen Kreise) und Comp., als gehörig bevollmächtigte Mandatarii der Londoner Phönix-Assecuranz-Societät, bezahlet hat die Summa von für die Versicherung von Mark Banko Capital gegen Verlust oder Schaden durch Feuer nach dem Inhalt ihrer

gedruckten Propositiones für auswärtige Versicherungen de dato gten December 1790.

Zu wissen sey hiermit, daß die vorgedachte Phönix-Assecuranz-Societät, mit Verpfändung ihres ganzen Fonds gehalten und verbunden seyn soll, allen solchen Verlust oder Schaden, welcher sich an dem besagten Eigenthume von dem Tage des Monaths bis zu dem völligen Ablauf von Jahr bis auf die Summa von während der Zeit durch Feuer ereignen sollte, an gedachten Versicherten, ihn oder sie, seinen oder ihren Erben, Executores und Administratores zu ersetzen und zu bezahlen. — Doch jederzeit mit Beding, daß erwähnte Societät mit deren Fond nicht verbunden seyn soll, solche Schaden oder Verluste durch Feuer zu bezahlen und zu ersetzen, welche durch gewaltsamen Einfall von fremden Feinde, Aufruhr, bürgerliche Unruhen, kriegerische oder unrechtmäßige Gewalt und Erdbeben entstanden oder verursacht worden, und soll diese Polize in Betracht des Schadens oder Verlustes während der Zeit eines solchen Zufalls oder Zerstöhrung suspendirt und von keiner Gültigkeit seyn. — Falls die vorgedachten Gebäude oder Güter schon bereits, oder hernach bey einer von dieser Societät selbst, oder durch deren Mandatarien für dieselben ausgefertigte Polize oder bey einer andern Assecuranz-Kompagnie, oder Privat-Assecuradeur versichert sind, oder sollten versichert werden, so muß solche andere Versicherung denen Mandatarien angezeigt und in dieser Polize angeführt oder endorsiret werden, widrigenfalls ist die Versicherung bey dieser Societät von keiner Gültigkeit.

Zu Urkunde dessen, für und zum Behuf der gedachten Phönix-Societät, und gehörig dazu bevollmächtigt, haben wir dieses unterschreiben, und mit unserem Siegel bekräftiget, so geschehen am Tage des Monaths im Jahre unsers Herrn ein tausend siebenhundert und

Besiegelt und abgeliefert Hunbury u. Comp.
in Gegenwart von
Peter Georg Specht.

Auszug

Auszug des churfürstlich-sächsischen Mandats, wegen der neuen Einrichtung in Ansehung der erlittenen Brandschäden d d. Dresden, am 10. Novbr. 1784. Aus dem Leipziger Intelligenzblatt vom 12. und 19ten März 1785. *).

Tit. II. Wegen des Brandverlusts am Mobiliari.

§. 1. Bleibt im Hauptwerk die zeitherige Brandkasseneinrichtung, jedoch in der Maße, wie solche seit einigen Jahren verbessert worden, und mit einigen weitern Modificationen dergestalt beybehalten, daß einem jeden Einwohner unserer mehrbenannten Lande der sieben Kreise, der beyden Stifter Merseburg, Naumburg und des Fürstenthums Querfurth zwar frey stehe, wie viel er terminlich wegen seines Mobiliaris, wohin alles und jedes gehört, was nicht nach 7. §. als eine wesentliche Zubehörung der Gebäude zu betrachten ist, zu dieser Brandkasse beytragen will.

§. 2. Es wird aber dieser Beytrag dafür angenommen, daß derjenige, welcher jährlich zwey Groschen oder terminlich ein Groschen an Beytrag, wegen seines Mobiliars entrichtet, solches auf 100 Thaler schätze, mithin der von ihm selbst gewürdigte Werth seines Mobiliars so vielmahl 100 Thlr. ausmache, als der Eigenthümer 1 gr. terminlich oder 2 gr. jährlich zur Mobiliar-Brandkasse beyträgt.

Dabey hat jeder dahin zu sehen, daß sein terminlicher Beytrag netto in ganzen Groschen aufgehe.

Sollte sich jedoch ergeben, daß einer oder der andere, besonders im Anfange der Einrichtung, sich hiernach nicht genau geachtet hätte: so wird zwar die ihm bey einer Brandbeschädigung zu reichende Beysteuer nach dem Verhältniß seines Beytrags evalviret, jedoch dabey alle Brüche ihm zum Schaden und der Kasse zu gut gerechnet.

§. 3. Bey eintretenden Brandschäden werden von diesem also vorausgesetzten Werth 25 Thlr. von 100 gereichet, also daß der Brandbeschädigte so viel-

*) S. Freiet a. a. O. S. 62.

mahl 25 Thlr. zu empfangen hat, als er 2 gr. jährlich oder 1 gr. terminlich, zur Mobiliar-Brandkasse beygetragen hat.

§. 4. Die Beyträge zur Mobiliar-Brandkasse werden völlig in der bey der bisherigen Brandkasse beobachteten Maße, jedoch nicht in 4, sondern nur in 2 Terminen, zu Neujahr und Trinitatis, gesammelt und eingesendet.

§. 5. Die am Mobiliari entstehenden Brandschäden werden mittelst besonderer Berichte angezeigt, jedoch dabey der wegen des Brands quaestionis über das Immobiliare erstattete Hauptbericht ausdrücklich angezogen, daher auch letzterer wegen des erstern nicht aufzuhalten, vielmehr wenn die Angabe des Mobiliaris nicht sogleich zu berichtigen wäre, der Hauptbericht über das Immobiliare nichts desto minder abzusenden ist.

§. 6. Zum Behuf des also, wegen des Mobiliaris von der Gerichtsobrigkeit zu erstattenden Berichtes hat jeder Brandverunglückte den erlittenen Mobiliar-Schaden sofort bey derselben anzugeben. Versichert er hierbey, daß er seine gesammten Mobilien eingebüßt, so erhält er 25 pro Cent von so viel 100 Thalern, als er 1 gr. terminlich zur Mobiliar-Brandkasse beygetragen hat. Z. B. es hätte jemand terminlich 4 gr. entrichtet, so wird nach diesem Verhältniß der Werth seines Mobiliaris auf 400 Thlr. angenommen, und ihm, wenn er seine gesammten Mobilien durch Brandschaden eingebüßt, hiervon 25 pro Cent oder 100 Thlr. gereicht. Sollte jemand einen Mobiliar-Verlust angeben, der diejenige Summe, auf welche sein Mobiliare nach Verhältniß seines jährlichen Beytrags zu schätzen ist, überstiege: so hat er es sich selbst zuzuschreiben, daß er nicht mehr beygetragen, und dadurch sein Mobiliare nicht höher geschätzt hat. Er mag aber nur von so viel 100 Thlrn., als er terminlich 1 gr. beygetragen hat, die versprochenen 25 pro Cent verlangen.

Hätte einer von seinen Mobilien etwas gerettet, und der Verlust erreichte die 100 nicht, die nach seinem terminlichen Beytrag ausfallen würden, so ist auf seine gewissenhafte Anzeige zu sehen, und von jedem 100 des angegebenen Verlustes 25 Thlr. zu reichen; jedoch bleibt der Directorial-Kommission vorbehalten, wenn erheblicher Verdacht einer unrich-

tigen

tigen Anzeige vorhanden wäre, die eidliche Bestärkung derselben anzuordnen.

§. 7. Da der Werth der Mobilien steigen und fallen kann: so bleibt jedem Interessenten frey, seinen Beytrag zur Mobiliar-Brandkasse terminlich zu erhöhen oder zu vermindern. Er hat aber, wenn ihn ein Brandschaden betrifft, zu gewarten, daß der Beytrag des zuletzt, vor dem Dato des Brandunglücks vorhergegangenen Termins, zum Grunde der Entschädigung genommen werden wird.

§. 8. Fände sich in der Folge, daß die Mobiliar-Brandkasse durch die terminlichen Beyträge in den Stand gesetzt wäre, ein mehreres als 25 Thlr. von 100 der verhältnißmäßigen Schätzung mit Nachhalt zu entrichten: so wird solches treulich bewerkstelliget, und dem Publiko, welches überdies Einnahme und Ausgabe aus den jährlich bekannt zu machenden Extrakten vollständig übersehen kann, zu seiner Zeit Nachricht gegeben werden, ob, und in welcher Maße, auch von welcher Zeit an, diese Erhöhung statt finden solle.

§. 9. Uebrigens wird bey der Mobiliar-Brandkasse in Einsammlung und Einsendung der Beyträge, Uebermachung derselben an die Gerichtsobrigkeiten, und ferneren Vertheilung an die Brandbeschädigten, Berechnung der Gelder, und der jetzt erwähntermaßen durch den Druck bekannt zu machenden jährlichen Extracte, auch sonst in alle dem, wo in vorstehenden 2ten bis mit 9ten §. wegen dieses Instituts nicht besondere und neue Anordnung getroffen worden, demjenigen, was die vorhandenen Gesetze und Verfügungen wegen der bisherigen General-Brandkasse vorschreiben, gemessenst nachgegangen, und haben die Gerichtsobrigkeiten und andere, welche in Angelegenheiten der Mobiliar-Brandkasse gebraucht werden, in alle dem, was dahin gehört, dasjenige, was ihnen aufgetragen, oder sonst ihres Amtes ist, bey Vermeidung der in jenen Vorschriften gegründeten Strafen, treulich und eifrig in Obacht zu nehmen, widrigenfalls aber ernstes Einschen unfehlbar zu gewarten.

§. 10. Die Zeit, da die besondere Mobiliar-Brandkasse ihren Anfang nehmen soll, wird sich nach dem Anfange der Immobiliar-Brandversicherung richten, und neben §. 17. mit selbiger zugleich bestimmt werden.

werden, weil bis dahin die zeitherige Brandkasse auch wegen des Mobiliars eben so fortdauert, wie solches im jetzt erwähnten §. wegen des Immobiliaris erklärt worden ist.

Tit. III. General-Regeln wegen beyderley Institutorum.

§. 1. Beyderley Institutis, der Brandversicherung sowohl, als der Mobiliar-Brandkasse, haben wir die Stempelfreyheit sowohl, als die Post-Porto-Freyheit von Briefschaften und Geldern in unsern gesammten Landen gnädigst bewilliget, letztere dergestalt, daß die Gerichtsobrigkeiten sämmtliche in Brandversicherungs- und Mobiliar-Brandkassensachen eingesendete Packete mit der Rubrik: Brandversicherungssachen oder Gelder, zu versehen, auch denselben bey Strafe etwas, das dazu nicht gehört, nicht beyzupacken haben, wo hingegen die Absendungen der Directorial-Kommission unter dem, selbiger zu ertheilenden Siegel erfolgen.

§. 2. Diesemnächst verstehet sich von selbst, es ist auch zum Theil bereits in vorstehenden verordnet, daß alles, was die Gerichtsobrigkeiten, wegen beyderley vorstehenden Institutorum zu expediren haben, wie bisher auch bey der General-Brandkasse geschehen, ex officio zu verrichten, auch die Calamitosi mit einigen Unkosten deshalb nicht zu beschweren sind.

§. 3. Und obwohl endlich nach obigen die Brandbeschädigten sowohl wegen des Immobiliaris völlig entschädiget, als wegen des Mobiliaris beträchtlich unterstützt werden: so werden wir dennoch nicht entstehen, den Abgebrannten nach Beschaffenheit der Umstände verhältnißmäßige Abgabenbefreyungen ferner angedeihen zu lassen. So geschehen ꝛc.

In der Art, wie es in diesem churfürstl. Rescripte angeordnet worden, gingen die Geschäfte dieses Instituts nun von 1787 bis 1799 ununterbrochen fort, und es verblieb gleichwohl in dem letzten Jahre nach allen berichtigten Brandschäden und andern nothwendigen Ausgaben von den bis dahin aufgesammelten Ueberschüssen ein Cassenbestand von 79159 Rthlr. 20 gr. 5¾ pf., wie der darüber

Zu Seite 338.

Rechnungsjahr.	Wahre Einnahme von den Contribuenten *).	Wahre Ausgabe an die Abgebrannten. à 25 pro Cent.	Ausgabe an Besoldungen und dergl. **)
1787	19537 Rthl. 9 gr. 2 pf.	4500 Rthl. 1 gr. 2¼ pf.	1265 Rthlr. 12 gr. 7 pf.
1788	2 955 — 21 — ½ —	21160 — — — 11 —	1291 — 8 — 9 —
1789	22296 — 22 — 11 —	16044 — 11 — 6 —	1562 — 11 — 11 —
1790	21198 — 21 — 4¾ —	9287 — 2 — 6 —	1499 — 4 — 3 —
1791	22340 — 12 — 9¾ —	16941 — 17 — 4 —	1468 — 7 — 11 —
1792	22177 — 10 — 8¾ —	16874 — 9 — 3 —	1465 — 21 — 8 —
1793	24019 — 14 — 2¾ —	7139 — 6 — 11 —	1474 — 12 — 5 —
1794	23670 — 1 — 5¾ —	30845 — 21 — 11 —	2059 — 17 — 4 —
1795	24997 — 5 — 9¾ —	23959 — — — 9 —	1487 — 2 — 7 —
1796	26396 — 10 — 2¾ —	9905 — 6 — 1 —	1493 — 1 — 4 —
1797	24732 — — — 11¾ —	12832 — 20 — 8 —	1411 — 18 — 7 —
1798	24881 — 16 — 8½ —	11472 — 23 — 11 —	1602 — 4 — 10 —
1799	26294 — 6 — 1½ —	15825 — 23 — 8 —	1496 — 12 — 6 —
	304498 — 9 — 7⅓ —	196789 — 2 — 7¼	19577 — 16 — 8 —

216366 Rthlr. 19 gr. 3¼ pf.

Von der wahren Einnahme an	304498	Rthlr. 9 gr.	7⅓ pf.	
die volle Ausgabe an	216366	— 19 —	3¼ —	
abgezogen — bleibt Bestand	88131	— 14 —	4 —	
Hierzu Gewinnst von 19000 Rthlr. circa à 81 bis 82 Procent eingekauften Kammer-Creditcassenscheinen	3480	— — —	— —	und
Interessen von 9000 Rthlr. solcher Scheine à 2 Procent	180	— — —	— —	
Summe des Bestandes ult. Decbr. 1799	91791	Rthl. 14 gr.	4 pf.	
	19000	— — —	— —	in Kammer-Creditcassenscheinen à 2 pCt. zinsbar
	72791	— 14 —	4 —	baar

*) Unter der Einnahme sind außer den jährlichen und rückständigen Beyträgen, auch Strafen, Geschenke und Defect-Gelder mit begriffen, die aber zu geringfügig sind, um aufs Ganze einen Einfluß zu haben.

**) Unter diesen Ausgaben sind Licht und Holzgelder, Buchdrucker- und Buchbinder-, auch Postbriefträgerlohne, Schreibematerialien ꝛc. mit begriffen.

darüber öffentlich ausgegebene Rechnungs-Extract deutlich besagt; und dieß war denn die Ursache, daß auf Antrag der Stände bey dem Landtag: 1799 durch ein landesherrliches Generale vom 15. Jan. 1800, die bisherige Vergütung von 25 Procent auf 33⅓ Procent, oder von dem 4ten auf den 3ten Theil des taxirten Theils der Mobilien erhöhet ward, wornach also nunmehr derjenige, welcher terminlich 12 Gr. oder jährlich 1 Rthlr. beyträgt, und mithin den Werth seines Mobiliar-Vermögens auf 1200 Rthlr. bestimmt, bey einem totalen Brandverluste statt der bisherigen Vergütung an 300 Rthlr. nach 25 Procent 400 Rthlr. oder den 3ten Theil seines Werths-Quanti erhält *). Der Cassenbestand ist, dieser Erhöhung ungeachtet, nicht gefallen; vielmehr ergiebt sich aus dem Rechnungs-Extracte von 1800, daß zu Trinitatis dieses Jahrs 91791 Rthlr. 14 gr. 5½ pf. worunter 19000 Rthlr. in zinsbaren Kammer-Creditcassen-Scheinen, verblieben sind. Wenn dieser Cassenbestand auf 100000 Rthlr. gestiegen ist, hofft man, daß alsdann 50 Procent Ersatz geleistet werde.

Die genauere Uebersicht der Einnahme und Ausgabe dieser Anstalt von 1787—1799 ergiebt sich aus der anliegenden Tabelle, woraus man folgende Resultate ziehen kann.

1) Die gemeinjährige Einnahme beträgt 23423 Rthlr. 22 gr. 10 pf.

2) Also ist nicht mehr als ungefähr 28 Millionen Mobiliar-Vermögen versichert.

3)

*) Hiernach ist die oben S. 257, 312 und 315 vorkommende Angabe, daß die sächsische Mobilien-Brandversicherungsanstalt jetzt schon 60 Procent vergüten solle, zu berichtigen.

3) Die gemeinjährige Ausgabe für die Abgebrannten betragt 15137 Rthlr. 15 gr.

4) Also hat der ganze Schaden, weil er nur zum vierten Theile erstattet worden ist, gemeinjährig 60550 Rthlr. 12 gr. betragen.

5) Wenn folglich die Einnahme mit der Ausgabe hätte in dieser Periode von 13 Jahren compensirt werden sollen: so würden 38 bis 39 Procent zu erstatten gewesen seyn.

6) Hätte man anfangs mehr als das Viertheil, und etwa das Drittheil oder gar die Hälfte vergüten wollen, und es wären gleich im Anfange solche Jahre, wie 1788, 1794, 1795, wo die Vergütung des Viertheils $\frac{3}{5}$ der Einnahme betrug, eingetretten: so hätte die Casse gleich anfangs in Bankerott oder wenigstens in Rückstand fallen, und das ganze Institut ins Stocken gerathen müssen, welches sich nun nicht nur erhalten, sondern auch zum Vortheil des daran Theil habenden Publikums erhöhet und befestiget hat *).

Die Artikel der Union-Gesellschaft in London.

Aus dem Weskettschen Werk. Seite 119 **).

Union fire office.

Diese Societät versichert Kraft ihrer Verbindung, Güter und Kaufmannschaften für Feuersgefahr durch wechselseitigen Beytrag, auf folgende Bedingungen: 1) sie versichert für alle Kaufleute, Gewerker, Hauswirthe und andre in den Städten London und Westmünster, und dem Bezirk der Sterbelisten; wie auch in allen Plätzen innerhalb 20 Meilen von dem Meßpunkt in Cornhill. 2) Sie versichert auf Kaufmannschaften, Güter, Waaren, Werkzeuge zum Gewerbe, Hausgeräthe, Silbergeschirr und Klei-

*) S. Reichsanzeiger 1801. Col. 1861 ff und 2698 ff.
**) S. Freier a. a. O. S. 64.

Kleidung (ausgenommen Gemählde, Glas, Porzellain, baares Geld, Juwelen, Handelsbücher, Kontrakte, Schriften, Scheuern, Korn, Heu und Stroh in Schobern und Haufen, und Pferde) imgleichen auf Glas und Porzellain zur Handlung. 3) Sie versichert auf sieben Jahr: und alle Polizen sind an dem Dato, an welchem sie gezeichnet worden, nach sieben Jahren, des Abends um 6 Uhr abgelaufen. 4) Sie übernimmt den Werth der Güter u. s. w. in jedem Hause, Waarenhause, Hofe, u. s. w. bis auf die Summe von 8000 Pfund. 5) Alle und jede Personen, die bey dieser Gesellschaft versichern lassen, zahlen nach folgenden Verhältnissen und Preisen, (ausgenommen was nachher gesagt werden wird), nähmlich für jede 100 Pfund auf Güter in Backstein- oder steinernen Gebäuden, 10 Schilling Depositum und 3 Schilling Prämie; wenn die Lage oder Ort der Güter halbgefährlich ist, 15 Schilling Depositum und 3 Schilling Prämie; wenn sie gefährlich ist, 20 Schill. Depositum und 4 Schill. Prämie; wenn sie gefährlich und halbgefährlich ist 25 Schill. Depositum und 5 Schill. Prämie. Wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 30 Schill. Depositium und 6 Schill. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in halb steinernen und halb hölzernen Gebäuden 12 Schill. 6 d. Depositum und 2 Schill. 6 d. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich ist, 18 Schill. 9 d. Depositum und 3 Schill. 9 d. Prämie; wenn sie gefährlich ist 25 Schill. Depositum und 5 Sch. Prämie; wenn sie gefährlich und halb gefährlich ist, 1 Pf. 11 Sch. 3 d. Depositum und 6 Sch. 3 d. Prämie; wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depositum und 7 Sch. 6 d. Prämie. Für jede 100 Pfund auf Güter in Holz 15 Sch. Depositum und 3 Sch. Prämie; wenn die Lage oder Art der Güter halb gefährlich ist, 1 Pf. 2 Sch. 6 d. Depositum und 4 Sch. 6 d. Prämie; wenn sie gefährlich ist, 30 Sch. Depositum und 6 Sch. Prämie; wenn sie gefährlich ist, 1 Pf. 17 Sch. 6 d. Depositum und 7 Schill. 6 d. Prämie; wenn sie gefährlich und gefährlich ist, 2 Pf. 5 Sch. Depositum und 9 Schill. Prämie. Wobey allemal zu merken, daß wenn nach diesem zu einer Zeit jemand in dieser Gesellschaft eine Summe oder Summen versichern läßt, die im ganzen über 1000 Pf. betragen, und so weiter bis

2000 Pf. und von 2000 bis 3000 Pf. und drüber; so soll ein jeder, der über 1000 bis 2000 Pf. versichern läßt, der Gesellschaft für eine jede solche Assecuranz eine gedoppelte Prämie bezahlen; imgleichen für jede Assecuranz über 2000 bis 3000 Pfund und drüber eine dreyfache Prämie; welche nach den verschiedenen Preisen und Verhältnissen und nach der vorhin besonders erwähnten Art bezahlt werden soll. 6) Wenn mehr als 20 Pfund Schießpulver am Gewicht unter den versicherten Gütern sich befinden; so ist die Polize von keinem Werth. 7) Alle Assecuranzen außer den Sterbelisten zahlen 6 d. für die Meile von dem Meßpunkt in Cornhill, an den Landmesser, für seine Unkosten. 8) Von dem Depositum wird, bey abgelaufener Polize, so viel zurückgegeben, als zur Vergütung der Schaden, und Bezahlung nöthiger Kosten, nebst einer proportionirlichen Vertheilung der Vortheile nicht gebraucht ist, und außer dem Depositio hat niemand für mehr als 10 Schill. vom hundert bey einigem Schaden auf steinerne und verhältnißmäßig auf theils steinerne, theils hölzerne Gebäude zu tragen. 9) Alle Personen, die ihre Assecuranz aufheben, liefern der Gesellschaft ihr Zeichen ein. 10) Die Gesellschaft hat Arbeiter zu Wasser und Lande, die mit Seilen versehn sind und zu Wegbringung der Güter Beystand leisten. Sie tragen die Livree und Schild der Gesellschaft, und da sie für ihre Treue Sicherheit gestellt haben; so kann man ihnen trauen. 11) Eine bey einer andern Gesellschaft gethane Assecuranz hebt die Polize bey dieser Societät auf; es wäre denn, daß sie von den Direkteurs erlaubt und auf die Polize geschrieben wäre, in welchem Fall ein verhältnißmäßiger Theil des Verlusts bezahlt wird. 12) Das Comtoir ist täglich von neun bis sechs in Maidelane offen.

Nachricht von der fünften Hamburgischen Assecuranz-Compagnie.

Die fünfte Assecuranz-Compagnie in Hamburg zeichnet schon seit 12 Jahren für Feuersgefahr nicht blos auf das Eigenthum der Hamburger, sondern auf das Eigenthum eines jeden, er

mag

mag sich aufhalten wo er will. Sein Eigenthum mag bestehen in Gebäuden oder anderer führender Habe, keines ausgenommen.

Sie hat in dieser Zeit, wie leicht zu erachten ist, da sie jährlich einige tausend Pässe zeichnet, schon viele Brandschäden vergüten müssen, und es leben viele im Wohlstande, die, wenn sie nicht den Ersatz ihres Brandes durch dieselbe erhalten hätten, diesen Wohlstand hätten entbehren müssen. Zwischen Versicherten und Versicherer bey der Liquidation eines solchen Schadens, wo der Bestand der versicherten Sachen fast täglich sich ändert, wo die Angabe des Schadens sehr schwer hält, oft fast unmöglich ist, sollte man denken, müßten sich Streitigkeiten erheben, die fast nicht aus einander zu setzen wären, und deren Liquidation sich sehr verzögerte. Nichts destoweniger vergütet die 5te Ass. Comp. ihre Schäden die mehreste Zeit innerhalb eines Monaths, und hat noch nie 3 Monathe verstreichen lassen, daß ein ihr angedeuteter Schade nicht vergütet gewesen. Die Verfügung, daß in dunkeln Fällen die Comp. sich dem Ausspruche von zwey von jeder Seite in dem Orte des Brandes erwählten Schiedsrichtern unterwirft, beseitiget alle Streitigkeiten, und endet alle Liquidationen bald; auf der einen Seite verliert die Compagnie hierbey, auf der andern Seite aber wird diese Aufopferung durch das allgemeine Zutrauen reichlich ersetzt, das dadurch entstehet. Noch nie ist ein Versicherter über ihre Behandlung unzufrieden gewesen, im Gegentheil hat sie viele Dankschreiben von denen, die Schadenersatz erhalten, aufzuweisen.

Sie hat von ihrer Einrichtung und der Art, wie sie ihre Geschäfte treibt, folgende Nachricht

drucken lassen, die sie in ihrem Comptoire unentgeltlich austheilet.

Der Fond dieser Compagnie besteht aus 1½ Million Mark Banco, welche in 500 Actien zu 3000 Mk. Bco. vertheilt sind.

Sie übernimmt Assecuranzen für Seegefahr, auf Versendungen auf Flüssen und zu Lande, und für Feuersgefahr.

Sie läßt jährlich im März bey Ablegung der Rechnung auf dem Rathskellersaal in Hamburg dem Publiko die Beschaffenheit ihres Status vorlegen; so daß ein jeder, der bey ihr versichern läßt, von seiner genugsamen Sicherheit die zuverlässigste Ueberzeugung hat.

Sie beeifert sich in allen Fällen, ihren Versicherten mit der größten Reellität und Promptität zu begegnen, um dem unglücklichen Versicherten nichts an seiner Entschädigung fehlen zu lassen, die er nach der Billigkeit und den Assecuranz-Gesetzen zu fordern berechtiget ist.

In Ansehung der Assecuranzen für See- und Flußgefahr ist sie der Hamburgischen Assecuranz-Ordnung unterworfen, und entschädigt ihre Versicherten gleich allen übrigen Assecuradeurs.

Assecuranzen für Feuersgefahr, sowohl hiesige wie auswärtige, übernimmt sie nach Beschaffenheit der Gefahr und der von den Versicherten zu bestimmenden Bedingungen zu den mäßigsten Prämien *), und leistet die promteste und billigste Entschädigung.

Wer sich für Feuersgefahr will versichern lassen, hat aufzugeben:

1) Ob das Gebäude, das, oder dessen Einhalt versichert werden soll, von Brandmauern, Stenderwerk, oder auch auf leichterer, und mehrerer Feuersgefahr unterworfenen Art gebauet ist.

*) Die Prämien sind nach den Umständen verschieden, gewöhnlich ½ Procent für das Jahr. Sie werden für jede Gefahr nach der Billigkeit von der Direction der Gesellschaft bestimmt. Die Bevollmächtigten können niemanden einen Nachlaß in den Prämien zugestehen, sondern wenn ihnen die Umstände der zu versichernden Sachen gemeldet worden, so senden sie dem, der sich versichern zu lassen wünscht, die Police ein, die er entweder genehmigt, oder sie zurückschickt, und dann wird über die Versicherung nicht weiter gehandelt.

2) Wie es gedeckt ist, ob mit Ziegeln, Schiefern, Schindeln, Bretern oder Stroh.
3) Ob darin ein Geschäft getrieben wird, das das Gebäude einer größern als gewöhnlichen Feuersgefahr aussetzt.
4) Ob es gefährliche Nachbarschaft von Strohdächern, Meyereyen, Branntweinbrennereyen, Brauer- und Bäckereyen habe.
5) Ob darin leicht brennbare Sachen aufbewahrt werden, als Pulver, Hanf, Flachs, Pech, Theer, Schwefel, Heu, Stroh ꝛc.

Bey Versicherungen auf auswärtige Gebäude muß eine Beschreibung und Taxation derselben, durch Sachverständige an Eides statt unterschrieben eingesandt werden.

Versicherungen auf Mobilien und Hausgeräthe sind folgendermaßen einzutheilen, als:

Bco. Mrk.	auf Mobilien und Hausgeräthe,
—	— Kleider und Leinenzeug,
—	— Silberzeug,
—	— Porzellain und Glas,
—	— Juwelen und Prätiosa,
—	— gedruckte Bücher.
Bco. Mrk.	

Kostbare Gemählde- und Kupferstich-Sammlungen, wie auch Medaillen-Cabinette, und alles, was einen Preis der Liebhaberey hat, muß besonders aufgegeben werden, wenn es mit unter der versicherten Summe begriffen seyn soll.

Wer sich auf 5 Jahre versichern läßt, der bezahlt nur die Prämie von 4 Jahren, und genießt die Versicherung des fünften Jahrs unentgeltlich. Die Prämien werden gleich bey der Zeichnung bezahlt.

Die Compagnie bezahlt bey Versicherung auf Seegefahr sowohl, wie auch auf Feuersgefahr, die Schäden ohne Abzug.

Sie setzet sich für die Prämie in die Stelle des Versicherten, so daß er, wenn er sich zum vollen hat versichern lassen, gänzlich entschädigt wird; sonst aber nur in dem Verhältniß der versicherten Summe zum gehabten Risico.

Feuerschäden, die durch Erdbeben, kriegerischen Ueberfall oder Aufruhr entstehen, werden nicht von der Compagnie vergütet.

Wenn auf die für Feuersgefahr zu versichernden Sachen schon anderwärts Assecuranz geschehen, oder noch gemacht werden soll, so muß solches in der Police angezeigt werden, widrigenfalls ist die bey dieser Compagnie gemachte Assecuranz ungültig.

In Beweisung der Schäden wird die Compagnie, so viel mit der nothwendigen Vorsicht vor Betrug geschehen kann, den Versicherten facilitiren, und in Fällen, wo keine Gewißheit zu erhalten ist, sich dem Gutachten und Ausspruche von Schiedsrichtern in dem Orte der Brandstelle unterwerfen, reel verfahren, und sich die schleunige Beendigung der Sache äußerst angelegen seyn lassen.

Die Assecuranzen werden für Rechnung der Compagnie, mit den Bevollmächtigten derselben, Herren Ulrich Moller und Sohn, geschlossen, und von denselben gezeichnet.

Mobilien-Rettungsanstalten. An einigen Orten, wo Feuer-Assecuranz-Anstalten sind, gibt es auch eigene Personen, welche die Verpflichtung haben, die Mobilien und Effecten aus dem Feuer zu retten, damit der Schade für die versichernde Gesellschaft nicht so groß werde. Dieses ist unter andern in Hamburg der Fall, wo die Association zur Versicherung gegen Feuersgefahr, wie es oben, S. 306, zu sehen ist, 50 Leute angestellet hat, die bey entstehendem Brande die Mobilien zu retten suchen müssen. Außerdem hat man aber auch anderwärts schon lange das Bedürfniß gefühlt, zu diesem Zwecke bestimmte Vereinbarungen und Anstalten zu haben, um der Verwirrung, welche gewöhnlich bey Feuersbrünsten herrscht, und welche alles Retten von Sachen unmöglich macht, vorzubeugen, und den Flammen in der Eile so viel wie möglich zu entreißen. Es sind deshalb in den letzteren Jahren an mehreren Orten Gesellschaften errichtet worden, die den wohlthätigen Zweck haben, Mobilien bey Feuersgefahren zu retten, z. B. in Erfurt, wo zwey dergleichen Gesellschaf-

sellschaften vorhanden sind, deren verabredeter Plan im May 1797 auf einem Royal-Bogen gedruckt wurde, in Gotha ꝛc. Diese Gesellschaften sind indessen noch nicht so häufig, als sie ihres Nutzens halber, der sich bey zweckmäßiger Einrichtung derselben von ihnen erwarten läßt, zu seyn verdienten; auch ist die Einrichtung der existirenden Gesellschaften dieser Art nicht immer zur Kenntniß des Publikums gekommen.

Eine besondere Veranlassung, an die Errichtung solcher Anstalten zu denken, war die von der Societät der Wissenschaften in Göttingen im Jahre 1794 aufgegebene Preisfrage: „Wie können bey entstandenem Brande die Meublen und andere in Wohnhäusern befindliche Sachen am sichersten und bequemsten, auch ohne Nachtheil der Löschungsanstalten, gerettet werden?"

Unter den eingegangenen Beantwortungen erhielt diejenige den Preis, welche den Herrn Joh. Melch. Möller, Diaconus an der Michaelis-Kirche und Professor des Raths-Gymnasiums in Erfurt zum Verfasser hatte, und welche in dem Hannöverischen Magazin, 1795. Col. 1217—1244, und 1796 auch bey Vollmer in Erfurt besonders erschien *).

Nach den Ideen und Vorschlägen des Herrn Möller könnte diese rühmliche und gewiß äußerst nützliche Absicht am besten und sichersten erreicht werden, wenn alle solche Classen von Einwohnern einer Stadt, welche nicht zur Löschungsanstalt verpflichtet sind, und seither auch eben nicht gewöhnlich aus freyem Antriebe dabey beschäftigt waren,

*) Ueber die Rettung der Meublen und des Hausgeräthes bey entstandener Feuersbrunst; eine von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift ꝛc. 2½ Bogen 8.

sich durch eine freundschaftliche Vereinigung mit einander verbänden, daß jeder für eine besondere bestimmte Gattung von Meublen und Geräthe ein für allemahl sorgen, und auch die dazu nöthigen Hülfsmittel, Instrumente und Geräthe mitbringen wollte.

Es müßte erstes Grundgesetz dieser Anstalt bleiben, daß durch sie das noch weit nöthigere Retten und Löschen der Gebäude nicht Abbruch leide, und daß also alle, welche seither vermöge ihres Standes, ihrer Kräfte und ihres Geschlechts bey den Löschungsanstalten nöthig waren, und welche die Obrigkeit dazu verpflichtet hatte, von jener Gesellschaft ausgeschlossen seyen. Hierher gehören Ziegeldecker, Maurer, Schorsteinfeger, Zimmerleute; ja alle diejenigen, welche bey den Feuerkünsten und Sprützen, dem Fuhrwesen, dem Militair, wenn es schon Geschäfte dabey hat, oder bey der sonst bestimmten Wache angestellt sind, mit ihren Auffehern; und alle Polizeybediente, welche zur Erhaltung der Ordnung Pflichten auf sich haben. Ferner alle erwachsene starke Mannspersonen aus den mittlern und niedern Ständen, welche sich zum Wassertragen freywillig entschließen. Denn durch diese wird unstreitig das Wichtigere und Nöthigere besorgt, und der gemeinschaftlichen Gefahr abgeholfen.

Es bleiben gewiß in jeder mittelmäßigen Stadt noch mehrere Classen von Einwohnern übrig, aus welchen sehr wohl eine große Anzahl sich zu jenem wohlthätigen Geschäfte verstehen könnte. Diejenigen sind unter diesen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und äußere Umstände die Würdigsten, von welchen man wegen ihres sonst bekannten Betragens gewiß wissen kann, daß sie Eifer, Gutes zu stiften, beseelt, und welche dadurch die beste Pro-

be

be ablegen, daß sie gleich von selbst sich zu der Anstalt entschließen, sobald sie nur darauf aufmerksam gemacht werden. Andere werden aber vielleicht etwas anstehen, sie werden die Sache von mehreren Seiten prüfen; das Ungewöhnliche wird ihnen einige Hindernisse in den Weg legen; sie werden auf achtungswerthe Vorgänger warten; aber auch von diesen werden noch gar viele der Gesellschaft Ehre machen, weil sie nach genauer Ueberlegung desto ernstlicher und fester bey der Anstalt halten werden, als mancher, der sich aus natürlicher Gutmüthigkeit in seinem Entschlusse übereilte. Alle diejenigen, welche vernünftigen Vorstellungen freudig Gehör geben, bey welchen man nichts Gezwungenes bemerkt, die sichs nicht bloß aus Furcht vor manchem Nachtheil, besonders vor Beschämung, gefallen lassen, diese werden würdige Mitglieder der Gesellschaft werden. In solchen Städten, wo die höhern Classen zu sehr von Gemächlichkeitsliebe eingenommen sind, wo noch nicht viel Gemeingeist, desto mehr aber steifes Ceremoniel herrscht, wo in den ersten Ordnungen sich noch keine solche finden, welche ihren Vorzug in aufrichtiger Herablassung suchen, und daher gleich Sinn und Lust zu dergleichen Vorschlägen haben; — an solchen Orten kann jener Noth noch nicht nach diesem Vorschlage gesteuert werden.

Die Haupteigenschaft, welche die Sache selbst von jedem Mitgliede auf das dringendste fordert, ist Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit. Da sich aber dieses freylich keinem gerade zu ansehen läßt: so muß man nur zuerst darnach fragen: ob nicht Jemand einigen Hang zu niederm Eigennutz verrathen, und irgend einer Ungerechtigkeit sich verdächtig gemacht habe. — Ob und wie man solche aber, wenn sie sich als Mitglieder angeben,

abhalten und zurückweisen solle? das ist wirklich ein Umstand, welcher viele Schwierigkeiten verursacht. Ja, wenn die Gesellschaft schon besteht, wenn ihre gesegnetern Wirkungen ihr schon Ansehen und Festigkeit gegeben haben, dann läßt sich auch hier mehr Strenge beweisen. Aber ganz anders ist es im Anfange, wo man um eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern besorgt seyn muß, wo viel dazu gehört, einen, der nur insgeheim verdächtig ist, durch solches Zurückweisen öffentlich zu beschimpfen, zumal wenn die Annahme von Privatpersonen abhängt, welche dergleichen Verfahren sich nicht anmaßen können und werden; wo endlich eine solche Strenge gar manche gute Leute abschrecken könnte, nicht beyzutreten, um nicht vielleicht aus Vorurtheil oder um Verläumdung willen zurück gestoßen zu werden. Ein Mittel, um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, wäre eine solche Einrichtung der Gesellschaft, und so viel genaue Aufsicht auf alles, daß es fast unmöglich wird, das Mindeste zu entwenden, weshalb dann solche verdächtige Personen von selbst sich zurückziehen würden. Freylich sollte man meinen, daß derjenige sehr tief schon gesunken seyn müsse, den Mitleid in solchem traurigen Falle nicht abhält, solche Gebeugte und Verunglückte vorsetzlich in noch größern Schaden zu setzen; aber die Beyspiele sind leider fast bey jedem Falle vorhanden.

Jetzt wird nöthig seyn, sich näher über die Classen von Einwohnern einer Stadt zu erklären, über welche sich dieser Vorschlag zur Rettung des Hausgeräths und anderer nöthigen Dinge bey ausbrechender Feuersbrunst erstreckt, nicht als wenn sie alle ihre Mitglieder hergeben sollten, denn viele sind beym Löschen sehr nützlich; sondern es ist nur die Rede von den Classen, aus welchen sehr schicklich

lich Theilnehmer für die Anstalt gewählt werden können. Nicht der alten Observanz, sondern der Größe der Verbindlichkeit wegen, sind die Geistlichen aller Art oben an zu setzen. Nur zweyerley Gattungen derselben nehme man aus, die nähmlich, welche auch in allen andern Classen verschont bleiben müssen, die Alten und Kraftlosen, und die, welche zu sehr am Alten, an der eingerosteten Gewohnheit und an ihrer gemächlichen Würde hangen, daß sie es für unschicklich halten, auch bey allgemeiner Noth mit beyzugehen, und Hand anzulegen. Aber alles muß bey dieser Classe so eingerichtet werden, daß sie sich von selbst entschließt, und nicht durch Verfügungen der Obrigkeit dazu nur einigermaßen genöthigt werden darf.

Nächst diesen rechne man zu diesem ehrenvollen Geschäfte alle Gelehrte und überhaupt Leute von Ansehen an einem Orte. Es ist eine Sache von besonderer sittlicher Würde, es können also alle die, welche auf besondere Achtung ihrer Mitbürger Anspruch machen, unmöglich von diesem Zeichen der Würde ausgeschlossen werden. Und angesehene Leute müssen wieder die Anstalt heben. Vorzüglich schicken sich hieher alle diejenigen, welche junge Leute unter ihrer Aufsicht haben, welche sie auch mit anführen können, und welche nach dem Folgenden hierbey sehr wohl mit zu gebrauchen sind — nähmlich Lehrer auf Universitäten und Gymnasien, und Lehrer der niederen Schulen. Studierende und Gelehrte müssen ja doch wohl noch besser als Ungelehrte von der großen Billigkeits- und Christenthumsregel überzeugt seyn: Was du wünschest, daß dir die Leute thun möchten, das thue du ihnen auch. Wie willkommen würde es jedem seyn, wenn seine Sachen in Gefahr kämen, und alles glücklich durch Anderer hülfreiche Hände

gerettet würde! Hierbey sollten sich besonders alle solche Gelehrte einfinden, welche bey den großen Classen der Bürger ihren Unterhalt suchen, als Aerzte, Rechtsgelehrte, u. dergl., diese brauchen doch besonders anderer Achtung und Zutrauen; hier zeigt sich also ihnen die beste Gelegenheit sich zu empfehlen. Wie gut wäre es z. B. auch noch überdies, wenn so mancher Arzt immer einige solche Mittel und Instrumente bey sich hätte, womit er zu sehr Erschrockenen oder sonst Beschädigten Hülfe leisten könnte.

Alle andere Angesehene oder Begüterte, welche weiter keine öffentlichen Aemter bekleiden, und bloß von ihrem Vermögen leben, sind um so mehr verbunden, in einem solchen Nothfalle sich um den Staat verdient zu machen, und sich dadurch den Beystand ihrer Mitbürger, denen sie sonst nicht allezeit viel nützen, bey gleichem Unglück zu verdienen. Das sind aber auch auf der andern Seite die Leute, welche, weil sie Gutes thun, ohne daß es ihnen Jemand heißen darf, wegen ihres Ansehens beym großen Haufen am meisten durch Beyspiel, Menschenliebe und Gemeingeist rege machen können. Dabey ist aber der Plan so eingerichtet, daß Leute von Stande, welche an keine sauren und schweren Arbeiten gewöhnt sind, nicht über ihre Kräfte belastet werden, weil bey hinlänglicher Anzahl nur auf jeden eine Wenigkeit kommt.

Noch mehr sind zu solchen Geschäften verbunden, und hierbey sehr wohl zu gebrauchen alle diejenigen, welche allgemeine bürgerliche Nahrung treiben, als Kaufleute, Künstler und Handwerker, welche noch nicht bey der Löschungsanstalt angewiesen sind. Bey diesen findet noch mehr Verbindlichkeit statt, und die mehresten haben auch

gewiß

gewiß den stärksten Trieb sich zu zeigen; unter ihnen giebt es auch schon manchen starken nervigten Mann mehr, der gewiß an Lasten und Strapazen gewöhnt ist.

Eben so nöthig sind hierbey eine Anzahl Weibspersonen zu Fortschaffung und Behandlung weiblicher Geräthe, Kleidungsstücke und Bedürfnisse in der Oekonome. Wie billig wäre es, wenn seine Bürgerweiber und Mädchen, besonders letztere, wenn Pflege und Wartung der Kleinern und Schwächern des Hauses sie nicht abhält, sich dazu willig finden ließen. Da nun zumahl vom weiblichen Geschlechte gewöhnlich keine zu dem Löschungsgeschäfte gebraucht werden: so wäre gewiß in jedem mäßigen Orte bald eine hinlängliche Anzahl zusammen zu bringen, ohne irgend ein Einziges von einem wichtigern Posten abzurufen.

Endlich wären zu solchen Anstalten noch allerley junge Leute von 12 bis 16 Jahren sehr wohl zu gebrauchen, um Wache und Aufsicht in den Häusern und an den Orten zu halten, wo die Sachen hingeschafft werden. Und diese werden dadurch bald angeführt, sich erwachsen dem Vaterlande in solchen Nothfällen nützlich zu machen.

Die Frage: durch welche Veranstaltungen eine solche Gesellschaft zu errichten sey? beantwortet der Herr Möller folgender Gestalt: Gewaltsame Einführung einer guten Anstalt, Zwang zum Guten durch Strafgesetze, wenigstens im Anfange, hat durchaus etwas sehr Empörendes, ist sehr unnatürlich, nimmt der guten Sache in den Augen der mehresten sehr viel von ihrem Werthe, ja gibt ihr eine ganz falsche Auslegung; und man fühlt sich dabey so sehr geneigt, auf jede mögliche Art das Gesetz zu untergraben und heimlich zu über-

übertreten, daß das nicht sorgfältig genug verhütet werden kann. Oder man sucht doch geflißentlich die Anzahl der Hindernisse zu vermehren. Gewiß sehr viel Gutes der Art ist durch solches Verfahren vor der Zeit wieder in Stockung gerathen. Kann man aber die Leute nach und nach überzeugen und für die gute Sache geneigt machen, so geht es zwar nicht so schnell, es ist aber gewöhnlich von besserer Dauer. Weit mehrere werden auf diesem Wege zur Förderung der Sache die Hand bieten, sie werden die wenigen Gegner in ihren Hinterhalt zurück drücken, und man kann endlich viel Aufwand von Geld und Zeit ersparen, der sonst nur darauf gewendet werden muß, der Uebertretung der Gesetze vorzubeugen.

Eine Anstalt wie diese, ist durchaus so beschaffen, daß sie gar nicht stehen kann, wenn alle diejenigen, welche derselben beytreten, nicht mit Leib und Seele dafür sind, sonst wird so viel vernachlässiget, so viel Schaden gethan, so viel Verdruß angerichtet, so wenig die vorher erregte große Erwartung befriedigt, daß es oft besser wäre, wenn dergleichen nicht in Vorschlag gebracht worden wäre. Die Sache ist auch so beschaffen, daß ihre Billigkeit, Nutzbarkeit und Nothwendigkeit am Tage liegt, und alle weitläuftige Erörterung vergebens ist. Sie kostet auch an sich sogar keine außerordentliche Mühe, wenn sie einmal eingerichtet ist. Und kein Mensch kann den großen Nutzen abläugnen, welcher dadurch gestiftet wird. Warum sollte mans daher nicht der guten Sache zutrauen, daß sie sich selbst empfehlen und leicht durchgehen werde, (wenn es ernstlich angefangen wird).

Der Herr Möller räth also zu folgenden Vorkehrungen:

1.)

1) Lasse man nur die Sache in öffentlichen Schriften, so bald als möglich, bekannt werden, ohne zu thun, als wenn man dabey besondere Absichten habe. Dieser Vorschlag muß in populärer Sprache, mit möglichster Gründlichkeit und Wärme beschrieben werden. Vielleicht könnte es ohne besondere Angabe eines Orts, als irgendwo eingeführt beschrieben, und hierdurch der Nachahmungstrieb recht leicht geweckt werden. Denn gebe man:

2) Achtung, ob nicht hin und wieder edle Menschenfreunde mit ihren Wünschen sich hören lassen, diesen kann man näher treten und mit ihnen den Anfang zu fernerer Ausbreitung der Sache machen.

3) Eine obrigkeitliche Stelle, welche aus mehreren Mitgliedern besteht, die erst mit einander überein kommen müssen, diese wird es beym ersten Anfange nicht allzu weit bringen, besser wird es da gelingen, wo es ein einzelner Regent für sich unternimmt, oder wenn einzelne Edle im Volke, die nicht eben Obere seyn müssen, welche aber nur den Ton in einer Sache gut anzugeben verstehen, sich in der Sache dafür verwenden; dann kann sehr viel geschehen. Denn es muß alles von selbst aufzukommen scheinen.

4) Oder will es die Obrigkeit zu Stande bringen, so warte sie einen Brand ab, und thue gleich darnach diese Vorschläge, überlege die Sache gemeinschaftlich mit den Unterobrigkeiten und Vorstehern einzelner Classen, nehme die feinsten Bürger dazu, und empfehle die Anstalt aufs Beste, doch ohne Zudringlichkeit, immer mit Hinsicht auf das eigne Beste eines jeden Einzelnen.

5) Sollte es auch da noch einige Schwierigkeiten finden, so sehe man nur nach, ob nicht

unter den Personen von Stande, Einige für die Sache etwas eingenommen sind, mit diesen suche man in Verbindung zu einer Probeanstalt zu kommen. Da wird es nun zu einem Ehrenpuncte gemacht, wer hier sich zeigt, und man sorgt in der Stille dafür, daß es gerühmt und ausgebreitet wird.

6) Hats endlich der Staat zu thun, so gebe er diesen Personen ein besonderes Ansehen und lasse sie einige Freyheiten genießen; dann darf man nur etwas Umstände machen, ehe Jemand in diese Gesellschaft aufgenommen wird; und bald werden sich die Mitglieder vermehren. Zu den Auszeichnungsmitteln solcher Mitglieder — aus welchen man diejenigen wählen kann, welche man nach Beschaffenheit des Orts für die besten hält, — gehören.

a) Eine Art von Diplom, welches einer solchen Person öffentlich ausgefertigt wird. b) Gewisse kleine Freyheiten, als z. B. von gewissen Abgaben, vom Thorgelde, u. d. gl. c) Vorrang solcher Personen bey öffentlichen Feyerlichkeiten vor andern ihres Standes. d) Endlich könnte die Gesellschaft, wenn sie ihre gehörige Vollkommenheit erhalten hätte, auch unter sich selbst gewisse Strafgesetze verabreden, welche von Zeit zu Zeit zum Besten des Ganzen angewendet würden. e) Und wenns auf schickliche Art geschehen könnte, so möchten die öffentlichen Lehrer zuweilen dieser Anstalt rühmlich gedenken. Nur darf das nicht zudringlich und gezwungen herauskommen, wie es manchmal geschieht, wenn Collecten und Allmosensammlungen von den Kanzeln empfohlen werden. Doch alles das gilt nur um solcher Leute willen welche noch nicht so feines Gefühl, so viel Edelmuth haben, daß sie das Gute um sein

selbst

selbst willen thun, für die bessern würden alle Belohnungen mehr beleidigend seyn.

Diese Gesellschaft, wenn sie ihre Consistenz hat, könnte bestehen aus einem ansehnlichen Director und sechs bis acht männlichen Vorstehern, welche alle Jahre von der ganzen Gesellschaft in einer allgemeinen Zusammenkunft gewählt werden. Diese haben Vorschläge zur Verbesserung und Befestigung der Gesellschaft zu thun, und bey einem eintretenden Unglücksfall hängt von ihnen die Anweisung ab, welchen Posten jedes Mitglied nach vorhergegangener Uebereinkunft zu behaupten habe. Alle übrige Theilnehmer sind dem Range nach hierbey einander ganz gleich.

Das Ganze theilt sich nun wieder in drey bis vier einzelne Gesellschaften, so viel als Häuser auf einmal besetzt werden sollen. In jeder dieser Gesellschaften müssen alle Arten von Gehülfen seyn, damit sie im Stande sey ein Haus in kurzem ganz auszuräumen. So wie sie antreten, hat jede Classe zwey von den dem Director zugeordneten Vorstehern bey sich.

Ein Vorsteher bleibt beym Hause, beobachtet die Annäherung der Gefahr, er kann solche von der Gesellschaft, welche etwa übrig oder fertig sind, zum Beobachten von außen her anhalten, und zuletzt bestimmt er den Ausgang aus dem Hause. Der andere wählt sich selbst, oder nach Angabe der Eigenthümer, einen von der Gefahr entfernten sichern Platz, wo möglich hinter dem Winde, und bleibt dort wo die Sachen hingebracht werden, er stellt die an, welche die Wache haben sollen, und dieses sind jüngere oder besonders vornehme und zärtliche Mitglieder der Gesellschaft. Das ist aber nur an solchen Orten nöthig, wo keine militärische Besatzung ist. Auch

dieser

dieser letzte Vorsteher hat den Gang des Feuers zu bemerken, je größer das Feuer, je schwerer die Hülfe, desto weiter muß auch der Ort der Niederlage genommen werden.

Gut wäre es wenn die Obrigkeit solche Männer hinlänglich authorisirte, daß ihnen Niemand sein Haus, Hof oder Garten versagen dürfte. Doch müßte auch dabey hinlängliche Sicherheit für solche seyn, welche sich zur Aufnahme bewegen lassen.

Nach Befinden kann eine von den Gesellschaften, welche am meisten zu thun hat, sich Gehülfen ausbitten.

Junge Leute, welche aber die Vorgesetzten am meisten in den Augen behalten müssen, oder auch Leute von Stande, die guten Willen, aber wenig körperliche Kräfte haben, können vor dem Hause zu Paaren Wache halten, doch müssen diese wo möglich unter dem Schutze von Soldaten oder der Bürgerwache seyn. Ihnen wird genau der Ort angegeben, wo die Hausgeräthe hingeschaft werden, und sie haben im Anfange allemal die Arbeitenden dafür anzuweisen. Sie dienen auch dazu Rapport von einem Orte zum andern zu bringen, und der Director muß immer einige bey sich haben.

Die Vorsteher und Vorsteherinnen in einem Hause bitten die Hausbesitzer, ihre Schränke, Kästen, Zimmer und alles aufzuschließen, was nicht verschlossen auf einmal fortgebracht werden kann.

Bey jeder Abtheilung müssen sich für nächtliche Unglücksfälle eine gewisse Anzahl Laternen, Lichter und Leuchter bereit finden, die nothwendig eine öffentliche Casse besorgt, damit in den der Gefahr unterworfenen Häusern, auf dem Wege, und am Orte der Niederlage sattsame Hellung zum

Besten

Besten der Arbeiter, oder auch zur Abhaltung der Diebe seyn möge. Am schicklichsten können die den jungen Leuten anempfohlen werden, und diese legen sie in einen bestimmten Korb, welchen ein Mädchen mitzubringen verbunden ist. Oder jedes Mitglied hält seine eigene wohl verwahrte Laterne.

Zur Bestimmung fernerer Maßregeln, hat jedes fertig gewordene Mitglied die Auflage an dem Orte, wo nun die Sachen stehen, sich zu versammeln, um von da abzugehen, oder nach Erforderniß der Umstände, neue Arbeiten zu übernehmen, doch so, daß jener Platz gehörig in Sicherheit bleibt.

Folgendes wäre nun ein kleiner Ueberschlag des zu dieser Gesellschaft nöthigen Personals. Herr Möller nimmt vier Abtheilungen in dieser Gesellschaft an, von welchen jede, nach der verschiedenen Größe der Häuser, kleiner als die andere ist. Die erste mag 30 junge Leute oder Vornehme zum Beygehen und zur Wache haben, die 2te 20, die 3te 15, die 4te 12 Personen, macht mit den Vorgesetzten und dem Director 86 Personen.

Wir wollens nur einmal so annehmen: In einem Hause, welches wir mit Nr. 1. bezeichnen, wären ungefähr vier große Schränke voll Kleider auszuräumen. Für jeden Schrank eine Person, welche wohl mit dergleichen umzugehen weiß, welche das Abnehmen und Zusammenlegen mit möglichster Genauigkeit besorgt, und nichts zu tragen braucht, und dazu bey jedem Schranke zwey Weibspersonen, die einen gemeinschaftlichen geflochtenen Tragkorb haben, und damit auf einen Schrank zweymal zu gehen brauchen; diese Körbe sind so eingerichtet, daß in der Mitte zwey Schnüren über die Kleider her befestigt werden können, um das Herunterfallen zu verhüten. Das Einzelne bleibt aber beym Schranke, bis er ausgeleeret ist. Das macht zusammen

12 Personen.

Bey Nro. 2 sind drey Schränke, und bey Nro. 3. und Nro. 4., bey jedem zwey, — 21 Personen.

Wäsche und Weißzeug zu tragen, rechne ich Nro. 1 vier Tischkörbe u. s. w. wie vorher, nebst besondern Aufsehern oder Aufseherinnen, für jedes Haus eins, — — 26 Personen.

Zu den Betten gehen zu jedem einschläfrigen, zwey Personen, zu einem zweyschläfrigen Bette drey. Auf ein großes Haus kann man rechnen fünf einschläfrige, ein zweyschläfriges; zu Nro. 2. ein zweyschläfriges, drey einschläfrige; zu Nro. 3. drey einschläfrige; zu Nro. 4. zwey einschläfrige Betten, — — — 32 Personen.

Zu Küchengeschirr, Kupfer, Zinn, Messing und Porcellan, in Nro. 1. sechs Tragkörbe, zwey Gehülfen; Nro. 2. vier Tragkörbe, zwey Gehülfen; zu Nro. 3. drey Tragkörbe, einen Gehülfen; zu Nro. 4. zwey Tragkörbe, einen Gehülfen, — 12 Personen.

Nun könnte man auch zwey und zwanzig starke Mannspersonen unter die vier Classen der Gesellschaft vertheilen, von welchen einige Hammer oder andere nöthige Instrumente bey sich haben müssen, um Schränke, Bettstellen und dergleichen zu zerlegen, was sonst befestigt ist, loszureißen und fortzutragen, wenn alles ausgeräumt ist. Ehe dieses aber geschehen kann, thut jedes ein Paar Gänge mit kleinen nöthigen Meublen, Stühlen, Tischen u. dergl. — — — 22 Personen.

Alle und jede Kleinigkeiten in einer Stube, welche auf Tischen und Schränken stehen oder an den Wänden herum hangen, werden in jedem Zimmer in der Mitte behutsam auf einen Haufen, oder neben einander gelegt, und ein junger Mensch dabey gestellt, bis die Personen mit den Körben ihr erstes Geschäft vollendet haben, dann gehet jede nach einem solchen Zimmer und rettet diese kleinern Stücke. Nun gebe man noch jeder Gesellschaft eine Anzahl Männer mit Säcken versehen, welche sie leicht um sich hangen oder binden können, um auch dabey zu arbeiten, wenn sie nichts in Säcken zu tragen haben; zu Nro. 1. zwölfe; zu Nro. 2. achte; zu Nr. 3. sechse; zu Nro. 4. auch sechs Mann 32 Personen.

Diese gehen nach Früchten, Mehl, Büchern, Hülsenfrüchten und solchen Dingen, welche hierdurch am besten fortgeschafft werden können. Und wenn

diese

diese nichts mehr zu thun finden, so machen sie sich an andere Hausrathsstücke, welche noch übrig sind.

So bestände nun die erste Abtheilung der Gesellschaft aus 94 Gliedern
die zweyte — 67 —
die dritte — 43 —
die vierte — 42 —

246 —

Dazu kommt der Director, macht 247 Personen.

Daß dieses nur bloße Annahme ist, welche nach jedes Orts Umständen gar leicht verändert werden kann, sieht jeder wohl ein. Ja es ließe sich noch untersuchen, ob nicht in einer Stadt, wo Militär ist, die Garnison sehr schicklich auch zu diesen gesammten Geschäften könnte angehalten und eingerichtet werden, wie man in gewissen Städten das Feuer-Commando hat.

Hat jedes seinen Posten erfüllt, so thut es noch, was es kann, und wo es etwas zu thun giebt, bis es von seinen Vorgesetzten abgerufen wird.

Wie treffen nun aber die zerstreut umher wohnenden Glieder gehörig zusammen, wenn ein Unglück ausbricht? — Der zeitige Director muß wie ein anderer Feuer-Commissarius stets im Orte seyn, oder er muß sein Geschäft einem andern sichern Manne anvertraut haben. Dieser hat einen von der Gesellschaft in seiner Nähe, welcher 4 verschieden farbige Zeichen der vier Abtheilungen nach dem Feuer trägt, — das könnten Fahnen, oder sonst etwas Aehnliches seyn, nach welchen jedes Mitglied gleich auch ein Zeichen von Band trägt, und dieses wo möglich immer bey sich hat. Der Director sucht gleich die Häuser nach der Größe aus, welche der Gefahr am nächsten sind, und ordnet die Fahnen dahin, wo er glaubt, daß sie hin gehören. Eben so schnell muß jeder

der 8 Vorgesetzten eilen und seine Fahne vor der Thür suchen. Ehe diese ankommen, bekümmert sich der Director um einen Ort, wo des gefährlichsten Hauses Mobilien hingeschafft werden sollen, bis der besondere Vorsteher ankommt, welcher hier sein Amt verwaltet, dann geht nun der Director von einem Hause zum andern und beobachtet, wo etwas fehlt, und ob die Wachen gehörig angestellet sind.

Gut wäre es, wenn, wie bey den Soldaten, jede Abtheilung der Gesellschaft eine Art von Parole hätte, nach welcher eine die andere in der Nacht finden könnte. Der Director gäbe sie jeder Wache, welche vor einer Thür steht, und bey dieser hätte jeder seine Zeichen vorzuweisen, und dann würde sie ihm bekannt gemacht. Im Anfange aber wird es besonders nöthig seyn, daß die jungen Leute von dem Hause, wo ausgetragen wird, bis an den Ort, wo die Niederlage ist, in ganz kleinen Entfernungen gestellt werden, damit nicht jedem Austragenden jener Ort besonders braucht genannt zu werden, und er sich doch finden kann. Die, welche in der Thür stehen, müssen ihn zuerst wissen.

Nach geendigtem Feuer müssen hinlängliche Aufseher bey den Sachen bleiben, bis sie entweder wieder eingeräumt, oder weiter fortgeschafft sind, wo dann, wenn es nicht verbeten wird, und der Eigenthümer genug sind, jede Classe der Gesellschaft für das Einräumen und die sichere Uebergabe der Sachen sorgt.

Den dritten Tag nach dem Feuer kommt die Gesellschaft an einem bestimmten Orte und zu einer Zeit zusammen, welche, ein für allemahl bekannt sind. Hier muß die Obrigkeit einen jeden, dem seine Sachen gerettet worden, zu einem verhältniße

hältnißmäßigen Beytrage zur Gesellschaftscasse anhalten, welcher hier gleich entrichtet wird. Hier können auch Nachfragen gehalten werden, wenn hier oder da etwas verlegt oder hinweg gekommen ist. Hier werden von jedem bescheiden die Bemerkungen mitgetheilt, wie dieses oder jenes besser seyn könnte; hier muß endlich jeder seine Zeugen bringen, daß er da gewesen sey, oder er bringt seine Entschuldigung wegen Verabsäumung vor, worauf nur leidliche Strafe kommt, sobald sie nicht ganz unstatthaft ist, und doch eine sichere Person dafür gestellt worden war.

Wenn aber Jemanden von den oben genannten Classen, bey völliger Einrichtung der Gesellschaft, der Antrag zum Beytritt geschieht, und er schlägt es aus, ohne statthafte Gründe zu haben, dessen Haus wird durch öffentliche Bekanntmachung, als zur Besorgung der Gesellschaft nicht gehörig, gleichsam ausgerufen. Dies könnte im gleichen Falle auch denen begegnen, die ohne Noth wieder aus der Gesellschaft heraus treten.

Gut wäre es dabey noch, wenn die Obrigkeit lieber eine allgemeine alljährliche Auflage machte, von welcher nicht nur die nöthigen Geräthe der Gesellschaft angeschafft und unterhalten werden könnten, sondern wovon auch mit Zuziehung der Strafgelder sich eine Recreation für die gesammten Mitglieder, oder ein Volksfest, bestreiten ließe.

Nur diejenigen, in deren Nähe das Feuer ist, können davon frey gesprochen werden, beyzugehen, ungefähr 8 Häuser vor und 4 Häuser hinter dem Winde.

Trifft einen solchen von der Gesellschaft das Unglück, so muß auf sein Haus besondere Sorgfalt gewendet, und ihm aus der öffentlichen Casse

die geringste Kleinigkeit, welche er als verloren darthun kann, ersetzt werden.

Wer von der Gesellschaft sich der geringsten Untreue überweisen läßt, wird nach äußerster Strenge bestraft, und zu mehr als doppeltem Ersatz angehalten.

Da freylich an den Häusern, welche bereits schon brennen, am meisten gearbeitet werden muß: so haben die Vorgesetzten dies als die höchste Pflicht auf sich, genau die Gefahr zu beobachten, und zeitig durch die Parole, oder ein bestimmtes Instrument alle Glieder abzurufen, wenn es bedenklich wird. Weil es auch die Zeit nicht erlaubt zu untersuchen, und man nicht allemal weiß, was Freunde oder Betrüger sind: so darf Niemand, als die Personen des Hauses sich der Sachen mit anmaßen, welchen auch die Parole gleich gegeben wird, alle andere müssen sich entfernen. Die Einwohner aber besorgen diejenigen von ihren Sachen, welche ihnen die liebsten sind und am leichtesten von Unwissenden beschädigt werden können.

In kleinen Städtchen und Dörfern könnte durch Verbindung der benachbarten gar füglich eine gleiche Verbindung errichtet werden. Doch wäre die Gesellschaft wegen der Früchte, des Viehes und anderer Geräthe des Landmanns anders einzutheilen, und ein Ort müßte dem andern zu Diensten stehen.

Nachricht von dem Privat-Rettungs-Institut der Mobilien bey Feuersgefahr in Gotha *).

Dieses

*) S. Busch's Almanach oder Uebersicht der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten ꝛc. V. B. Erfurt bey Keyser 1801, 8. S. 363 ff.

Dieses Rettungs-Institut hat der Herr J. C. A. Beck, Pfarrer zu Stedten an der Gera am 30sten März 1799 in Gotha, seiner Vaterstadt, errichtet, und in folgender Schrift Nachricht davon gegeben: Regulativ für das Rettungsinstitut der Mobilien und Effekten bey Feuersgefahr zu Gotha, mit einem Kupfer, Erfurt 1799.

Die Gesellschaft besteht aus 40 Personen, die eigentlich zur Rettung der Effekten bestimmt sind, doch stehet es jedem Mitgliede frey, sich auch seiner Hausgenossen und gewöhnlichen Arbeiter dabey zu bedienen, welche aber der Gesellschaft angezeigt, und mit dem gesellschaftlichen Zeichen versehen werden müssen. Um den Zweck der Hülfleistung nicht zu verfehlen, dürfen die Mitglieder nie zu nahe oder ganz an einander wohnen, auch nicht bey mehreren Gesellschaften dieser Art engagirt seyn. Jedes Mitglied entrichtet bey der Aufnahme in die Gesellschaft 3 Thlr. 12 Gr. und muß sich ein ovales, mit den Buchstaben R. G. (Rettungs-Gesellschaft) bezeichnetes Schildchen machen lassen, welches bey einem entstandenen Feuer am Hute getragen wird, und woran sich die Mitglieder einander unter dem Getümmel der Menschen erkennen können. Die Mitglieder sind in 4 Viertheile abgetheilt, und jedes Viertheil hat einen Viertelsherrn, der über die in seinem Bezirke befindlichen Mitglieder die Aufsicht hat.

Was ihre Rettungsgeräthschaften betrifft: so besorgt jedes Mitglied auf eigne Kosten 2 Säcke, welche um sie von andern zu unterscheiden, aschgrau gefärbt, mit der Nummer und dem Namen des Mitglieds bezeichnet sind; der größere Sack ist an dem Ende mit 2 leinenen Handhaben, der kleinere mit einem Tragbande, beyde aber mit einem Zuge, versehen. Jedes Mitglied bewahrt die-

se Säcke bey sich, und bringt solche zur Zeit der Noth mit an Ort und Stelle.

Auf gemeinschaftliche Kosten hat die Gesellschaft verfertigen lassen:

1) Vier vierrädrige kleine leichte Wagen, an welchen die beyden Vorderräder untergehen, und zwar zwey ohne Gestell zum Fortschaffen der Schränke, Kisten, Kommoden und dergl.; dann zwey mit geflochtenen nach der Länge des Wagens eingerichteten Körben für Wäsche, Bücher und andere Dinge; die Körbe haben am Hintertheile leinene Handhaben; jeder Wagen wird mittelst der Deichsel von 2 Personen gezogen.

2) Zwey Maschinen, wodurch man in einem daran hangenden Korbe Effekten aus dem Fenster leicht und geschwind herablassen kann, wozu zwey mit Stricken umflochtene Körbe und zwey lange Seile mit eisernen Haken gehören.

3) Eine ins 4te Stock reichende, und mit hölzernen Sprossen versehene Strickleiter zur Rettung der beym Feuer in Gefahr gekommenen Personen.

4) Vier große Laternen, mit Schrauben an den Henkeln, jede 1 und einen halben Fuß hoch, zur Erleuchtung der Keller und Böden bey der Nacht.

5) Eine Pechpfanne mit Pechkränzen, für den Ort, wohin die Mobilien gerettet werden.

6) Zwey Schrotleitern, eine 3, die andere 2 Ellen lang, am Vordertheil mit Armen, zum Aufhalten der darauf gelegten Sachen, am Hintertheil mit starken Stricken versehen, um die Mobilien bequem zur Treppe hinunter zu schaffen.

7) Vier Tragen, mit geflochtenen weidenen Aufsätzen, die einen Kasten bilden, auch nöthigenfalls

falls abgenommen werden können, zur Fortschaffung kleiner Geräthschaften.

8) 24 Ellen grobe Packleinewand zu Feuerdämpfungslappen, jeder 3 Ellen lang, die beym Gebrauch mit Wasser durchnäßt werden. Diese Geräthschaften sind in die 4 Viertel der Stadt vertheilt, und werden, sobald es nöthig ist, durch dazu bestimmte Mitglieder herbeygeschafft.

Die Viertelsmeister visitiren zuweilen die Mitglieder unvermuthet, um zu sehen, ob bey ihnen alles in gehöriger Bereitschaft ist. Kommt ein Feuer aus, so begiebt sich jedes Mitglied mit den Säcken und den ihm anvertrauten Geräthschaften sogleich in die Gegend des Brandes, und zwar zu demjenigen Mitglied, welches demselben am nächsten ist, um ihm Hülfe zu leisten. Sind die Häuser mehrerer Mitglieder in Gefahr: so wird dem zuerst beygestanden, dessen Haus von der Richtung des Windes am meisten bedroht wird, und sobald dieser die Hülfe nicht mehr nöthig hat, wird auch dem nächstgelegenen die erforderliche Hülfe geleistet. Sollte kein Mitglied der Gesellschaft Unterstützung bedürfen: so macht sich dieselbe verbindlich, auch andern Einwohnern, die der Hülfe bedürfen, und solche annehmen wollen, mit ihren Kräften und Geräthschaften beyzustehen. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft in den Fall kommt, daß es der Hülfe bedarf: so muß es, zur Erleichterung der von den Mitgliedern erwarteten Hülfe: 1) Das Haus in dem untersten Stockwerke wenigstens mit Einer, mit einem Talglichte versehenen Laterne, in dem obern aber mit Wandleuchtern, vorzüglich auf den Treppen erleuchten. 2) Die Bodenlöcher mit Fenstern oder Liethen verwahren. 3) Die nicht ganz, oder erst, wenn sie ausgeräumt sind, fortzuschaffenden Kasten und

Schränke öffnen. 4) Zu mehrerer Sicherheit, theils auf den Fall der Abwesenheit, theils um der bey der nahen Gefahr besorglichen Verwirrung vorzubeugen, muß sich jedes Mitglied ein anderes wählen, welches es mit der Einrichtung seines Quartiers, seiner Schlüssel, Effekten, die es zuerst gerettet zu sehen wünscht, bekannt macht, und ihm von letztern allenfalls ein Verzeichniß mit Benennung des Orts, wo sie zu finden sind, zustellt. 5) Jedes Mitglied muß sich einen oder zwey Plätze, wohin es nöthigenfalls seine Mobilien in Sicherheit bringen zu können glaubt, auswählen, und solche den übrigen Mitgliedern bekannt machen.

Dieß sind die wesentlichen Punkte des Regulativs: viele andere zwar außerwesentliche, aber doch sehr nützliche, und von den menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn Verfassers zeugende Anordnungen, müssen wir der Kürze halber übergehen. Wenn sich auch theoretisch gegen manche dieser Anordnungen etwas einwenden ließe: so werden doch praktische Fälle, wo die Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt wird, immer nur den sichersten Weg zu zweckmäßigen Verbesserungen dieser nützlichen Anstalt zeigen.

Da es dem Herrn Verfasser um Gemeinnützlichkeit zu thun ist, so theilen wir hier die Abbildung der Rettungsgeräthschaften mit, damit sich die Leser eine deutliche Vorstellung davon machen können.

Erklärung der Kupfer.

Fig. 5384. Die Maschine, mittelst welcher man Effekten aus dem Fenster retten kann.

Fig. 5385. Der Durchschnitt dieser Maschine. a Walzen, an deren Enden eiserne Scheiben bbb, in welche bey Herablassung ein Eisen ccc fällt, das die Walzen fest hält. ddd sind eiserne Haken, um die Maschine damit am Fenster zu befestigen.

Fig.

Fig. 5386 und 5387. Die Walze und eiserne Scheibe größer.

Fig. 5388. Der Wagen, an dem hinten ein Strick a befestiget wird, um in den Gassen, wo das Umwenden nicht angeht, wieder rückwärts wegfahren zu können.

Fig. 5389. Die Trage mit dem Korbe, an dem unten Zapfen aa sind, welche in die Trage

Fig. 5390. aaaa passen, und verhindern, daß der Korb nicht abgleite. An dem Korbe auf dem Wagen sind ebenfalls solche Zapfen bb Fig. 5388.

Fig. 5391. Die Schrotleiter, welche bey aa einen Haken bildet, der das Herunterfallen der darauf gelegten Mobilien verhindert.

Fig. 5392. Das Zeichen, welches jedes Mitglied der Gesellschaft am Hute trägt.

Eine von Klingert erfundene Leiter und ein Korb zur Rettung der Menschen und Mobilien bey Feuersgefahr *).

Der Kammer-Mechanicus Klingert in Breslau hat der Leipziger ökonomischen Societät die Beschreibung einer Strickleiter und eines Korbes übersandt, die er nicht nur zur Rettung der Menschen in Feuersgefahr, sondern auch für Männer und Zimmerleute zu Arbeiten an hohen und steilen Gebäuden brauchbar erfunden hat. Nach dem Gutachten einiger Kenner wäre die Strickleiter nur für gehörig geübte Leute, welche in der Folge den Menschen zu Hülfe kommen müßten, zu gebrauchen; desto vortheilhafter wäre die zu Weimar bekannt gemachte Sackleiter, und eben dazu könnte die von Klingert angegebene, durch eiserne Hülsen zum Verlängern zusammengesetzte Stange die besten Dienste leisten, um die Weimarische Sackleiter, wenn sie nicht schon in den Stockwerken der Gebäude, wo Menschen in Gefahr

*) E. Busch a. a. O. S. 362.

fahr sind, vorhanden sey, dahin bringen zu können. Noch vorzüglicher und zu empfehlen sey der von Klingert vorgeschlagene Korb, da in demselben bey Feuersgefahr nicht nur Menschen, sondern auch andere Dinge von Werth gerettet werden könnten. Eine weitläuftige Beschreibung nebst einer in Kupfer gestochenen Zeichnung von der Leiter und dem Korbe findet man in der Anzeige der Leipziger ökonom. Societät von der Ostermesse 1799. In dem Leipz. Intelligenzbl. 1779. S. 403 wurde schon einer Art Strickleiter erwähnt, die bey Feuersgefahr nutzbar ist, und wovon sich noch ein Modell im Intelligenz-Comtoir zu Leipzig befindet.

In dem so eben erschienenen 16ten Stücke des Magazins aller neuen Erfindungen *) sind auf der 8ten Kupfertafel auch einige Maschinen zum Retten bey Feuersgefahr abgebildet, welche indessen vorzüglich dazu bestimmt zu seyn scheinen, um Menschen aus den obersten Stockwerken eines brennenden Gebäudes zu retten. Die nähere Beschreibung wird in dem 17ten Stücke des erwähnten Magazins folgen.

Moblich, dieser Ausdruck wird von den Gärbern von dem Leder gebraucht, welches zu lange in dem Kalke gelegen, und daher eine überflüssige Gare bekommen hat, wovon die Folge ist, daß es zu weich wird und die Farbe durchschlägt.

Möblirer, s. im Art. **Möbeln**, oben, S. 213.

Mocade, franz. Mocade, Moguette, eine Gattung sammetartiger Zeuge, die fast eben so wie der Plüsch gewebt wird. Der Grund davon ist gemeiniglich Garn, das Haarichte aber, oder Sammetartige, Baumwolle oder feine Wolle. Der Ar-

*) Leipzig bey Baumgärtner. 1803. 4.

Artikel wird besonders zu Abbeville in der Picardie in großer Menge verfertiget. Die Manufaktur zu Abbeville führt den Titel: Manufacture privilégée de moquettes et de Velours d'Utrecht. Diese Anstalt ist durch die Güte ihrer Arbeiten, das schöne Aeußere und den Geschmack der Zeichnungen und Muster, wie auch durch die Lebhaftigkeit, Aechtheit und Dauer der Farben, auf eine vortheilhafte Art in und außerhalb Frankreich bekannt.

Man verfertigt darin geblümte Mocquette, von ersterer und zweyter Feine; glatte Sorte zum Frisiren und Drucken, welche unter dem Nahmen Trip bekannter ist; und Sammet auf Art des utrechter, der dem holländischen an die Seite gestellt werden kann.

Die Mocquettes en prémiere qualité sind insgemein 20 Zoll breit. Man fabrizirt auch zu reichen Möbeln, die langhärichter nach Art der englischen, und 25 Zoll breit sind. Diese größere Breite erlaubt schon ein reicheres und abwechselnderes Dessein, so daß das Gewebe gewissermaßen den Savonnerie-Tapeten ähnlich ist.

Außerdem webt man auch geblümte Moquettes von derselben Feine, wo das Sammetartige, statt Wolle, von Kameelhaar gemacht wird, welches dem Zeuge ein sehr artiges Ansehn giebt; ferner zweyfarbige Moquettes, wo Grund und Muster von verschiedener Farbe gemacht werden; diese sind damastartig von fil d'Epinay gewebt.

Alle Moquettes en prémiere qualité halten 11 Aunes in der Länge. Die seconde qualité, welche den Nahmen pie-court führen, sind 18 Zoll breit und 12 Aunes lang. Diese sind mit kleinen Desseins, abgetheilter Weise, oder auch auf Mosaike-Art. Der größte Theil wird zu Teppichen

mit

mit Franzen angewandt, die zum Handel auf der guineischen Küste dienen. Die Tripes sind 20 Zoll breit, und in Stücken von 22 Stab Länge. Die glatten und einfärbigen werden zum Frisiren und Kreppen der Zeuge gebraucht. Die gestreiften sind zwey- bis vierfarbig. Die gedruckten dienen zu Möbelüberzügen.

Mocayar, s. Moncahiard.

Mocca-Stein, s. **Mochha-Stein**.

Moccasin-Blume, der Nahme einer Art des **Frauenschuhes**, Cypripedium hirsutum Miller, welche in Amerika wächst, und eine große röthlich braune Blume trägt. In Gärten ist sie schwer zu ziehen, wie alle Arten dieser sonst so schönen Pflanzengattung.

Moche-Seide, soie en moche, im französischen Handel, die Seide, die noch nicht gefärbt und völlig zugerichtet ist. So nennt man auch Fil en moche eine Sorte Garn von Leinen, das in Packeten von 10 Pfund im Gewichte aus Bretagne meistens über Rennes ausgeführt wird.

Mochha-Stein, **Mockha-Stein**, **Mochi**, oder **Dendrachat**, ein Chalcedon mit dendritischen Zeichnungen. S. unter **Chalcedon**, Th. 8. S. 6.

Mochi, s. das vorstehende.

Mochinger-Gesundbrunnen, eine mineralische Quelle, welche auch **Maria-Brunnen** heißt, und in einem Tannenwalde bey **Moching** in Oberbayern entspringt. Das Wasser ist klar und mitten im Sommer ganz kalt, und hat einen süßen Geschmack. Der Boden um die Quelle ist weiß. Man braucht dieses Wasser mehr zum Baden, als zum Trinken.

Physisch-praktische Beschreibung des allgemeinen und sonderlichen Gebrauchs des altberuhmten Gesundbrunnens und mineralischen Seifenbades zu Mariabrunn, nach Moching in Oberbaiern; von

von Ant. Joh. Nepom. Leuthner. München 1790. 4. 18 B.

Mochlia, heißt die Wiedereinrichtung verrenkter Knochen.

Mocho-Stein, s. **Mochha-Stein.**

Mocko-Stein, s. dasselbe.

Mock-Vogel, franz. le moqueur, ein Nahme der americanischen Nachtigall, oder **Sinhonte**, welches eigentlich eine Art Dreßel, Turdus Polyglottus L. ist. Dieser Vogel, welcher sich in Louisiana, Carolina, auch auf Jamaika ꝛc. aufhält, hat keinen eigenthümlichen Gesang, er kann aber die Stimmen anderer Vögel, auch Lachen und Weinen der Menschen täuschend nachahmen.

Mocock oder **Mococo**, Nahme einer Art **Maki** auf der östlichen Küste von Afrika.

Moco-Stein, s. **Mochha-Stein.**

Modder, s. **Moder.**

Mode, die, die eingeführte Art des Verhaltens im gesellschaftlichen Leben, die **Sitte, Gewohnheit**; und in engerem Verstande, die veränderliche Art der Kleidung und der Anordnung alles dessen, was zum Schmucke gehört, wofür man ehedem auch das Wort **Weise** gebrauchte. **Sich nach der Mode kleiden. Eine Mode mitmachen. Eine neue Mode aufbringen. Es ist die Mode so. Aus der Mode kommen** ꝛc. Wo es zuweilen auch in Gestalt eines Nebenwortes gebraucht wird. **Dieser Kopfputz ist nicht mehr mode**, d. i. gewöhnlich, üblich. **Es wird bald wieder mode werden** *).

Bevor

*) Das Wort Mode ist aus dem Franz. Mode entlehnet, welches wiederum von dem Lat. Modus, die Art und Weise abstammet. Indessen hat es doch schon das Bürgerrecht im Deutschen gewonnen, zumahl da die meisten Deutschen seit langer Zeit in der Art der Kleidung und des

Bevor wir die Moden nach ihrem jetzigen Umfange und Einflusse betrachten, wird es interessant seyn, einige Blicke in die Vorzeit zu thun, um den Ursprung und den Wechsel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten kennen zu lernen *).

Die alteuropäischen Völker unterschieden sich von jeher von allen andern Nationen der Erde nicht nur durch den Schnitt ihrer Kleider, und die Art ihres Putzes, sondern auch durch die Geneigtheit, die Formen der Kleidung und des Putzes abzuändern, und fremde Trachten oder Verzierungen des Körpers anzunehmen. Die germanischen und andere nicht slavische Völker unsers Erdtheils, hatten selbst in den ältesten und früheren mittleren Zeiten bald etwas längere oder weitere, bald etwas kürzere oder engere Ober- und Unterkleider. Sie schnitten bald ihr Haupthaar kurz am Nacken ab, bald nährten sie es, und trugen es entweder frey fliegend, oder auf mancherley Art zusammengeflochten und aufgeflochten. Bald ließen sie sowohl den Kinnbart als den Knebelbart wachsen, und zu andern Zeiten schoren sie den Bart

des Schmuckes eben so veränderlich sind, als die Franzosen.

Man kann mit diesem Worte allerley Zusammensetzungen machen, sowohl Dinge zu bezeichnen, welche mode sind, Modewörter, Modetracht, Modekleidung, Modezeug ꝛc. als auch Personen, welche sich nach der Mode bequemen, dieselbe zu beobachten und bey andern zu befördern suchen, ein Modeschneider, Modedichter, Modeprediger ꝛc.

*) S. Ueber den Einfluß des beständigen Aufenthaltes der Damen an den Höfen der Könige und Fürsten auf die Kleidung und den Putz beyder Geschlechter; nebst Betrachtungen über den Ursprung und Wechsel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten. Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen. Steht in dem Neuen Hannöv. Magazin 28. St. 1798. Col. 433 fl., von welchem schätzbaren Aufsatze ich hier das vorzüglichste entlehne.

Bart auf den Lippen wie am Kinn glatt ab. Auch die Bedeckungen des Kopfs und der Füße waren in Rücksicht auf Größe und Formen häufigen Abwechselungen unterworfen. Wenn ein solcher charakteristischer Zug, dergleichen die Geneigtheit zu neuen Moden, oder zu beständigen Abänderungen in der Bedeckung und Verzierung des Körpers ist, nicht etwa eine Nation sondern alle Nationen von gleicher Abstammung durch alle Jahrhunderte, durch alle Stufen, durch alle Revolutionen ihrer Cultur, ihrer Verfassung und Gesetze begleitet: so kann man den Grund davon nicht in wandelbaren äußern Ursachen, sondern man muß ihn in den eigenthümlichen Naturanlagen solcher Völker suchen. Die alten Germanier und andere ihnen verwandte Bewohner unsers Erdtheils liebten Veränderungen in Kleidern und Putz mehr als alle übrige Nationen, weil sie von Natur eines freyern, unbefangenern Geistes waren, und nicht blos das Alte und ihnen Eigenthümliche für das einzige Gute hielten, sondern vielmehr das Neue und Ungewohnte mit dem Alten und Gewohnten unpartheiisch verglichen, und wenn sie jenes vorzüglicher fanden, dieses willig aufopferten; weil ferner beyde Geschlechter eine lebhaftere Begierde hatten, sich einander zu gefallen, und sich eben deswegen bestrebten, die Vorzüge des Körpers durch Kleidung und Putz geltend zu machen und zu erhöhen, und hingegen die Gebrechen des Körpers zu verstecken: weil endlich selbst das Sonderbare und grell Abstechende nicht unbedingt mißfiel, sondern sehr oft nur ein Mittel wurde, Aufmerksamkeit zu erregen, ohne Verachtung und Abscheu hervorzubringen. Die Morgenländer und alten Slaven blieben den Trachten und dem Putz ihrer ältesten Vorfahren unverrückt treu, weil sie die-

dieselben für die einzig schönen, bequemen und schicklichen hielten: weil sie ihre Weiber ungesehen kauften, nach der Hochzeit als Gefangene einsperreten und als Sclavinnen behandelten, weswegen die Männer wenig oder gar keine Veranlassung hatten, den Weibern und die Weiber keine, den Männern zu gefallen, weil sie endlich wegen der Trägheit ihres Geistes so sehr an dem einmal Gewohnten klebten, daß das Fremde und Seltsame nicht blos Aufmerksamkeit, sondern Spott, Beschimpfungen und Verfolgungen nach sich zog.

Der natürliche Hang der Europäer zu Veränderungen in Kleidung und Putz, mußten sich um desto mehr oder weniger äußern, je mehr oder weniger man Gelegenheit hatte, fremde Trachten und Verzierungen zu sehen: jemehr oder weniger Reitze für beyde Geschlechter vorhanden waren, sich einander gefällig zu machen: für ein je größeres oder kleineres Verdienst es endlich gehalten wurde, sich durch das Neue und Auffallende in Kleidung und Putz auszuzeichnen. Alle diese Bemerkungen werden durch die Aussprüche der Geschichte auf das vollkommste bestätigt.

Die Schriftsteller des 14ten und 15ten Jahrhunderts reden viel häufiger von Veränderungen der Moden, als die der ältern Zeiten. Die Ursachen davon lassen sich sowohl in den Hauptbegebenheiten der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, als in den Verhältnissen der europäischen Völker leicht auffinden. Die langwierigen Kriege der Engländer und Franzosen, und die Heerszüge der Deutschen, Franzosen und Spanier nach Italien brachten ein solches Umherschwärmen von Söldnern, und eine solche Mischung von Völkern hervor, dergleichen seit den Zeiten der Kreuzzüge nicht statt gefunden hatten. Die Heere der Engländer,

Fran-

Franzosen und Italiäner waren aus gemietheten Kriegern von allerley Völkern zusammengesetzt, und die Heere eines jeden Hauptvolks wurden aus ihrer Heymath in fremde Länder fortgeführt. Wenn die Söldner, die viele Jahre in fremden Ländern gedient hatten, in ihr Vaterland zurück kehrten, so behielten sie nicht selten die Trachten und Zierrathen bey, welche Beweise ihrer merkwürdigen Thaten und Abentheuer waren; und diese fremden Trachten und Putzwerk fanden unter den Mitbürgern der zurück gekehrten Krieger nicht selten Beyfall, wenn sie durch den Stand und die Würde, oder den Ruhm und die Verdienste der ersten Einführer empfohlen wurden. Gleiche Wirkungen hatten die Durchzüge von fremden Heersschaaren *), und die Reisen von Kaufleuten, welche durch das Aufblühen der Städte, besonders der deutschen, italienischen und niederländischen Städte viel häufiger wurden, als sie in älteren Zeiten gewesen waren. Der Dichter Conrad Celtes warf es sowohl den in allen Landen umher reisenden Kaufleuten, als den in ganz Europa umher ziehenden Fürsten vor, daß sie die Kleidung und Sprache der Väter verachteten, und neue Kleidung wie fremde Sprachen einführten **).

Wenn sie aber gleich Kleidung und Putz im 14ten und 15ten Jahrhunderte öfter als vorher veränderten, so kam doch dieser Wechsel der Moden dem Wechsel späterer Zeiten lange nicht gleich. Es gab in Europa bis zum Ausgange des 15ten

*) So brachten z. B. die Engländer im Jahre 1365 ganz neue Moden in Strasburg und im übrigen Elsaß auf. Man sehe Königshofens Chronik, S. 127. Meiners Geschichte des Mittelalters. II. S. 125.

**) De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae c. 6. in oper. Pirkheimeri p. 127.

Jahrhunderts kein tonangebendes Volk, keine tonangebende Hauptstadt, keine Classen von Menschen, auf welche man als die Muster in Kleidung und Putz hingesehen hätte, keine Künstler und Künstlerinnen, welche der modesüchtigen Welt mit ihren Erfindungen und Arbeiten zu Hülfe gekommen wären. Die neuen Moden wurden selten oder niemahls allgemein, und erstreckten sich selten oder niemahls über alle Theile der Kleidung und des Putzes. Wenn auch einige oder manche Personen fremde Trachten und fremden Putz annahmen, so warfen sie deswegen die vaterländischen Trachten und Zierrathen nicht ganz weg. Jedes Reich, jede Provinz, jede große Stadt behielt ihre eigenthümliche Tracht, die nur bisweilen mit andern Trachten abgewechselt wurde *).

Im 14ten und noch mehr im 15ten Jahrhundert war der burgundische Hof der prächtigste in ganz Europa, und was also an diesem Hofe getragen wurde, das erkannte man allenthalben als schön an. Bevor man die Prinzessinn Isabelle von Baiern dem jungen Könige Karl VI. von Frankreich zuführte, nahmen die Herzoginn von Braband und ihre Tochter, die Herzoginn von Burgund, die junge Dame gleichsam

*) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts trugen z. B. die deutschen Damen schwarze Kleider. Die Königinn Margarethe von Navarra sagt von einer deutschen Edelfrau, daß sie getragen habe les habits noirs à l'Allemande. Nouvelles Vol. II p. 162 Edit. de Berne 1781. Die Damen in Augsburg hatten selbst an festlichen Tänzen große Schleyer, die ihnen beynahe das ganze Gesicht bedeckten. Der Kaiser Maximilian ließ die Damen im J. 1517 bitten, daß sie auf einem bevorstehenden Geschlechtertanz ihre Schleyer ablegen, und mit offenen Gesichtern erscheinen möchten. Die Damen antworteten durch den Bürgermeister Peutinger; daß sie dem kaiserlichen Befehl nachzukommen bereit wären. S. von Stetten Geschichte der Stadt Augsburg. Th. 1. S. 280.

sam in die Schule, lehrten sie, wie sie sich tragen und verbeugen müsse, und kleideten und putzten sie neu und prächtig heraus, weil ihre deutschen Trachten viel zu einfach waren *). Die Kleidung und der Putz, in welchen die königliche Braut erschien, wurden am französischen Hofe so sehr bewundert, daß man Isabelle von Baiern nach zwey Jahrhunderten als die erste Urheberinn der weiblichen Kleiderpracht nannte **), wiewohl Brantome hinzu setzt, daß die Pracht der Königinn Isabelle von Baiern in Vergleichung mit dem Luxus späterer Zeiten nur Armseligkeit gewesen sey. Nichts destoweniger wurden die burgundischen Moden nicht herrschende Moden an den übrigen Höfen. Vielmehr ahmte man im 14ten Jahrhunderte die deutschen Trachten in fremden Landen nach, und Heinrich von Lancaster trug im Jahre 1399 bey seinem Einzuge in London nach deutscher Art einen kurzen Waffenrock von Goldstoff ***).

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts fand die Modesucht noch viel mehr Stoff, als sie in den beyden vorhergehenden Jahrhunderten gefunden hatte. Durch die Entdeckung der beyden Indien wurden der Handel und die Schiffahrt, die Reichthümer und die Gemeinschaft der europäischen Völker außerordentlich erweitert, und in den Kriegen, welche Karl V. sowohl mit Franz dem Ersten als mit den deutschen Fürsten führte, hatten die spanischen, französischen, deutschen und italienischen Fürsten, Gesandten und Krieger viel häufigere Gelegenheiten als bisher, die Trach-

*) Froissart Vol. II. p. 287.
**) Brantome Dames illustres p. 211.
***) Froissart IV. ch. 114. p. 358.

ten und den Putz von vielerley Nationen kennen zu lernen, oder auch für andere Muster zu werden. Die Spanier waren unter allen europäischen Völkern dasjenige Volk, das am allerwenigsten die Kleidung und Zierrathen anderer Nationen annahm, und dessen Kleidung und Putz hingegen in den glorreichsten Zeiten Karl's V. am allermeisten herrschend wurden. Die spanischen und italienischen Damen, sagt Brantome, hielten von jeher mehr auf köstliche Wohlgerüche und prächtige Kleider, als die französischen; auch haben die letztern die Muster und Erfindungen der erstern nachgeahmt *). In Deutschland und Italien wurden sowohl die männlichen als die weiblichen spanischen Trachten allen übrigen vorgezogen **).

Die Herrschaft, wenigstens die Alleinherrschaft der spanischen Moden dauerte nur eine kurze Zeit. Ungefähr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde der französische Hof das Muster aller übrigen Höfe, und die Franzosen erhoben sich als diejenige Nation, deren Kochkunst und Tafel von den übrigen europäischen Völkern am meisten geschätzt, deren Sprache am allgemeinsten geredet und deren Trachten am allgemeinsten nachgeahmt wurden. In Italien behielten die Weiber auch in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zum Theil die spanischen Moden bey, allein die Männer trugen sich ganz nach französischer Weise, und in Deutschland waren die französischen Trachten so sehr verbreitet, daß nach Boemen's Zeugniß fast

*) L p. 263. Dam. Gal.

**) Schmidt Geschichte der Deutschen, VII. 137. 138. Joh. Boeme de mor. Gent. III. c. 18. In der deutschen Uebers. von 1604. Frankf. S. 444.

fast kein Dorf war, in welchem man dergleichen nicht gefunden hätte *).

Man kann überhaupt annehmen, daß in ältern Zeiten die Trachten der Männer sich öfter veränderten und schneller mittheilten, als die Kleidung und der Putz der Weiber, weil die Männer häufiger reisten, und also mehr sahen und gesehen wurden, als ihre Frauen und Töchter. Dies dauerte so lange, als die Modesucht fremde Muster bloß nachahmte, und nicht neue und eigenthümliche Moden erfand. Während daß die männlichen Trachten in Frankreich von den Italienern, Deutschen und andern europäischen Völkern angenommen wurden, ahmten die französischen Damen noch immer fremde Moden nach. Die schöne Marie von Schottland kleidete und putzte sich als Gemahlinn Franz II. bald nach schottischer, bald nach französischer oder italienischer und spanischer Art **). Selbst noch in den ersten Zeiten Philipp's des Zweyten von Spanien ahmten die französischen Damen die Kleidung und den Putz der verwittweten Herzoginn von Lothringen, Christine von Dännemark nach, die sich an dem Hofe Philipp's des Zweyten in den Niederlanden aufhielt ***); und mit diesem lothringischen Putz zeigten sich die französischen Damen nur an großen Hoffesten, wenn sie sich ungewöhnlich schmücken wollten.

Der französische Hof wurde schon das Muster aller übrigen Höfe, weil Ludewig II., Franz der Erste und Heinrich der Zweyte alle andere Könige und Fürsten der Christenheit durch

*) l. c. und III. Cap. 22. S. 473. nach der deutschen Uebersetzung.
**) Brantome Dames illustres p. 117.
***) Brantome Dames galantes II. p. 97. 98.

die Menge und Schönheit ihrer Palläste und Lustschlösser, durch die Pracht ihrer Meublen, ihrer Tafeln und ihres Tafelgeschirrs, durch den Glanz ihrer Jagden und anderer Hoffeste, am allermeisten aber durch die Zahl, die Schönheit und Cultur des an ihren Höfen versammelten Adels von beyderley Geschlecht übertrafen. Auch waren die Herren und Damen am französischen Hofe nicht durch eine strenge Etiquette von einander abgesondert, wie an dem spanischen oder an den italienischen Höfen. Sie sahen sich etwa nicht bloß an großen Galla-Tagen und Hoffesten. Der Umgang beyder Geschlechter am französischen Hofe war eben so frey, als er ununterbrochen war. Diese beständige und ungehinderte Gemeinschaft des reichsten, vornehmsten und schönsten Adels von beyderley Geschlecht mußte nothwendig die Begierde zu gefallen, unendlich mehr reitzen als in ältern Zeiten, wo die Ritter und Damen nur selten und auf wenige Tage an Turnieren oder großen Hoffesten zusammen kamen. Die stets rege Begierde zu gefallen, hatte natürlich die Wirkung, daß die Herren und Damen sich bald durch die Kostbarkeit, bald durch die schönen und neuen Formen ihrer Kleidung und ihres Putzes auszuzeichnen strebten. Eben so natürlich war es, daß die Kleidung und der Putz, die an dem glänzendsten und am meisten gebildeten Hofe in ganz Europa gefallen hatten, auch von der Hauptstadt und dem übrigen Reiche, und nicht bloß von diesem, sondern selbst von andern Reichen und Ländern bewundert wurden. Der Zeitpunkt also, wo Anna von Bretagne, Gemahlinn Ludewig's XII. zuerst ihren Damenhof bildete *), und Franz

der

*) Brantome Dames Illustr. p. 9.

der Erste und Heinrich der Zweyte diesen Damenhof immer erweiterten und verherrlichten, dieser Zeitpunkt war auch die Epoche des Uebergewichts des französischen Hofes über alle andere europäische Höfe, und der beständige Aufenthalt der schönsten und edelsten Frauen und Jungfrauen an den Höfen der französischen Könige war die vornehmste Ursache, warum der französische Hof der Sitz und das höchste Muster der Moden nicht nur für ganz Frankreich, sondern für ganz Europa wurde. Die Herrschaft der Mode in Frankreich entstand später als die des regierenden Königsstamms; allein sie gründete sich fester, als die Gewalt des letztern. Der Thron der Könige ist umgestürzt, und die Mode herrscht noch immer von Paris aus über einen großen Theil von Europa.

Unter Ludewig XII. nahm der allgemeine Wohlstand des Reichs und die Pracht in Häusern und Hausrath, in Trink- und Tafelgeschirr, in Kleidung und Putz außerordentlich zu *). Man findet vielleicht aber keine Spuren in den gleichzeitigen Geschichtschreibern, aus welchen man schliessen könnte, daß die zahlreichen Schaaren von schönen Damen, welche Anna von Bretagne zuerst an ihrem Hofe versammelte, einen merklichen Einfluß auf den Aufwand und den Wechsel von Kleidern und Putz gehabt hätten.

Unter Franz dem Ersten stieg die Pracht des Hofes überhaupt und auch die Pracht in Kleidern und Putz sowohl unter den Herren als unter den Damen des Hofes schnell und um viele

*) Man sehe besonders die Comparaison des Rois Louis XI. et XII. im 2ten Bande der Histoire de Comines par Lenglet du Fresnoy p. 299. 300.

Grade. An großen Hoffesten schenkte der König manchen Damen die kostbarsten Kleider, und selbst Brantome sah noch große Sammlungen von reichen Kleidern, welche Franz der Erste den Damen geschenkt hatte *). Franz der Erste zerbrach alle Fesseln der Etiquette und selbst der Schicklichkeit, wodurch der freye Umgang beyder Geschlechter oder die Theilnehmung an den Lustbarkeiten des Hofes bis dahin gehindert worden war. Witwen durften sich nicht vom Tanze ausschließen. Auch konnten Witwen zu ihren Unterkleidern wählen, welche Farben und Stoffe sie wollten; und selbst zu ihren Roben oder Oberkleidern durften sie Incarnat- und Chamois-Farben nehmen **).

Edelsteine und Perlen waren unter Franz dem Ersten noch sehr selten, und der Schmuck der Damen bestand daher vorzüglich in goldenen Ketten, Halsbändern und Armbändern, an welchen man verliebte und sinnreiche Devisen anbrachte. Edelsteine und Perlen vermehrten sich aber wie der Vorrath von Gold und Silber, noch im 16ten Jahrhundert so sehr, daß zu Brantome's Zeiten einzelne Kaufleute in Portugal und Spanien größere Kostbarkeiten in Perlen und Edelsteinen besaßen, als sich sonst in dem Schatze der Könige von Frankreich gefunden hatte ***).

Unter Franz dem Ersten suchten die Herren und Damen sich mehr durch die Kostbarkeit und Menge ihrer Kleider, als durch neue und abwechselnde Formen hervorzuthun. Eben die kurzen gefalteten Röcke, die hohen und spitzen Kappen

*) Hommes illustres I. 267.
**) Brantome Dames Gal. II. p. 114.
***) Oeuvres de Brantome. Illust. Etrangers IV. p. 394.

pen oder Birete, endlich die langen Schnäbelschuhe die im Jahre 1467. in Burgund und Frankreich Mode wurden [1]), dauerten noch zu den Zeiten des Dichters Celtes [2]), und in der Jugend des Sabellicus fort [3]); und man ahmte alles dieses in Deutschland und Italien als französische Tracht nach. Fast eben so lange erhielten sich die weiblichen Moden, die gleichfalls um das Jahr 1467. entstanden waren: die Mützen und großen Schleier welche am Rücken bis auf die Erde hinabhingen, die breiten Gürtel, das kostbare Pelzwerk, womit die Kleider gefuttert oder verbrämt wurden, und die breiten und reichen Bordüren, welche die Stelle der verschwundenen langen Schleppen ersetzten [4]). Marie von Schottland trug nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Franz des Zweyten lange weiße Schleier [5]), und die Kleidung, in welcher Catharina von Medicis in ihrer Jugend gemalt worden war, hatte mit der eben beschriebenen Tracht viele Aehnlichkeit [6]). Weil der Schnitt der Kleider sich in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts so wenig änderte, so hob man die kostbaren Kleider so lange auf, daß Brantome manche Kleidersammlungen aus den Zeiten Franz des Ersten sehen und sie bewundern konnte. Selbst die Formen des Putzes waren wenig wandelbar. Wie hätte sonst Brantome sagen können, daß die französischen Damen den Kopfputz à la lorraine nur an großen Festen gebraucht hätten? Gegen

1) Chronique scandaleuse de Louis XI. p. 189.
2) l. l. c.
3) Boeme l. c.
4) Chronique scandal. l. c.
5) Brantome Dames illust. p. 117.
6) Brantome l. c. p. 44.

gen das Ende des 15ten Jahrhunderts war der Luxus in Kleidern, wenigstens in den burgundischen Ländern so groß, daß auch geringe Leute und selbst die Bedienten vornehmer Herren, Kleider von Sammt und Seide trugen [2]). Es ist daher zu verwundern, daß Franz der Erste dadurch beleidigt wurde, daß der Connetable von Bourbon bey der Taufe seines Sohnes 500 Edelleute in Sammt gekleidet, und einem jeden eine dreyfache goldene Kette um den Hals gehenkt hatte [3]).

Unter Heinrich II. trugen nicht nur die gemeinen, sondern auch die edlen Krieger lange Beinkleider ohne Strümpfe [4]). Ich bin nicht gewiß, sagt der Herr Hofrath Meiners, ob die große Veränderung in der Kleidung der Männer, deren Sabellicus erwähnt, in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs II. oder bald nach seinem Tode vorgegangen sey. In dem spätern Alter des genannten Schriftstellers erweiterten und verlängerten sich die Röcke so sehr, daß sie bis an die Hälfte der Schienbeine hinabhingen. Die Schuhe verlohren ihre Schnäbel und wurden so breit wie Bärenfüße. Die hohen und engen Birete sanken in weite und platte Hüthe von Scharlach zusammen [5]). Die Gemahlin Heinrichs II. Catharina von Medicis kleidete sich nicht nur prächtig, sondern sie machte auch manche neue und gefällige Erfindungen zur Verschönerung ihrer Kleider und ihres Putzes [6]). Eben diese Königin drang

1) Chron. scand. l. c.
2) Oeuvres de Brantome IV. p. 281 Illust. Estrangers.
3) Carloix Memoires du Marech. de Vieilleville IV. p. 325.
4) Ap Boem. III. c. 22. p. 472 73. Vers. Germ.
5) Brantome Dames illust. p. 44.

drang darauf, daß ihre Damen sich prächtig kleideten und pützten, wenn angesehene Fremde an den Hof kamen [1]) Die Maitresse Heinrichs II. die Ducheſſe de Valentinois führte in ihrem Witwenstande eine bescheidene Kleidung der Witwen ein. Sie trug keine andere Kleider als von weißer und schwarzer Seide, die aber ihren schönen Hals nicht bedeckten [2]). Diese Trauerkleidung wurde über 40 Jahre und vielleicht noch länger am französischen Hofe beybehalten. Die Herzogin von Valentinois und die Marschallin von Aumont schminkten sich gar nicht. Sonst scheint das Schminken schon unter Heinrich II. gemeiner gewesen zu seyn, als das Zutrauen zur natürlichen Schönheit, welches die Maitresse Heinrichs des Zweyten hatte [3]).

Die ersten Schöpferinnen neuer Moden, und die Urheberinnen des Wechsels der Moden waren die beyden schönen Töchter Catharinens von Medicis, Elisabeth, nachherige Gemahlin Philipp's des Zweyten von Spanien und vorzüglich Margarethe, die im Jahre 1572. mit Heinrich IV. als König von Navarra vermählt, und im Jahre 1599. von ihm, als König von Frankreich geschieden wurde. Beyde Prinzessinnen bestrebten sich schon in ihrem Jungfrauenstande, ihre Schönheit durch reiche Kleider, einen kostbaren Schmuck und geschmackvollen Putz zu heben. Weil Elisabeth in der höchsten Blüthe ihrer Schönheit an den traurigen, durch eine strenge Etiquette gebundenen spanischen Hof versetzt wurde, so konnte sie ihrem Hange und ihrem

1) p. 89. l. c.
2) II. 113. Dames gal. de Brantome.
3) Brantome Dames Gal. II. 219. 30.

rem Genie für die Erfindung neuer Moden nur eine kurze Zeit freyen Lauf lassen. Sie kleidete und putzte sich gleich prächtig und schön [1]). Ihre Art, das Haar zu frisiren, ahmte bisweilen selbst ihre erfinderische Schwester nach. Da sie in Spanien Trachten und Putz nicht so oft verändern konnte, als sie gewollt hätte: so erhohlte sie sich durch die beständige Abwechselung der Kleider. Sie trug kein Kleid zweymal, und die wohlfeilsten unter ihren Kleidern kosteten wenigstens 3 bis 400 Thaler.

Margarethe von Navarra herrschte als Erfinderinn neuer Moden eben so unumschränkt über ihr eigenes Geschlecht, als sie durch ihre Schönheit über das männliche herrschte, und ihr allein hatten es die französischen Damen zu danken, daß sie durch Kleidung und Putz alle übrigen Völker übertrafen [2]). Die Verdienste der Königinn Margarethe um das Reich der Moden wird man am besten aus folgender Stelle aus Brantome kennen lernen [3]):

Die Kleidung und der Putz der Damen der ältern Zeit sind nur Armseligkeiten gegen die schönen und prächtigen Moden, welche die Königinn Margarethe erfunden hat. Indem unsere Damen sich nach dem Muster der Königinn kleideten und schmückten, sahen sie vielmehr großen Damen ähnlich, als vorher, und wurden zugleich unendlich liebenswürdiger. Als die Königinn Mutter ihre Tochter dem Könige von Navarra zuführte, kam sie auch durch Coignac, wo sie einige Tage ausruhte. Alle Damen der ganzen Gegend machten der Königinn ihre Aufwartung; alle waren entzückt über die Schönheit ihrer Tochter, und konnten sich an der Schönheit der königlichen Braut nicht satt sehen und satt loben. Die erfreute Mutter bat daher ihre Tochter, daß

1) Dames illust. de Brantome p. 196. 97.
2) Brantome Dames gal. I. 264.
3) Dames illust. p. 211 lq.

daß sie sich den Damen zu Liebe einmahl in ihrer größten Pracht zeigen möchte. Auf diese Bitte erschien die verlobte Königinn in einem Kleide von Silberstoff mit hangenden Ermeln, und trug auf ihrem reich geschmückten Haar einen weißen, weder zu kleinen noch zu großen Schleier. Die Kleidung und der Kopfputz theilten der erlauchten Braut eine solche Majestät, und zugleich eine solche Anmuth mit, daß man sie eher für eine Göttinn des Himmels, als für eine irdische Königinn hätte halten könner. Die Damen verstummten vor Entzücken, und selbst die Königinn Mutter konnte es nicht verhehlen, daß ihre Tochter sich herrlich geschmückt habe. Ich will, antwortete diese, meine Kleider nur bald tragen, denn wenn ich dereinst an den französischen Hof zurückkehre, so werde ich sie nicht wieder mitbringen, sondern ich werde mich bloß mit schönen Stoffen versorgen, um mich nach der neuesten Mode kleiden zu können. Hierauf erwiederte die Mutter: warum sprichst du so, meine liebe Tochter? Du bist es ja, die alle schönen Moden erfindet, du magst hingehn, wohin du willst, so wird der Hof dir allemahl nachahmen. Dies geschah auch wirklich. Bey ihrer Rückkunft war nichts so sehr Mode, als was die Königinn Margarethe trug.

Unsere schöne Königinn mochte einen Hut, oder eine Haube, oder einen großen Schleier aufsetzen, so wußte man immer nicht, in welchem Kopfpuze sie am schönsten war. Sie verschönerte alles, was sie anlegte, durch irgend eine neue Erfindung, und wenn andere Damen dasselbe nachahmten, so stand es ihnen lange nicht so gut, wie ich tausendmahl wahrgenommen habe. Ich sah sie mehrmahls in einem Kleide von weißem Atlaß mit einer reichen Besetzung, und mit einem Florschleier, den sie nachläßig über den Kopf geworfen hatte. Man mag die Göttinnen und Kaiserinnen der alten Zeiten loben, so viel man will, sie würden gegen unsere Königinn nur als Kammermädchen ausgesehen haben.

Wir Hofleute stritten oft darüber, welche Kleidung und welcher Putz ihr am besten stehe. Die einen stimmten für diese, die andern für jene. Was mich betrifft, so sah ich sie nie entzückender schön, als an einem Feste, welches die Königinn Mutter dem polnischen Gesandten in den Thuillerien gab.

Die Königinn Margarethe trug an diesem Tage ein Kleid von fleischfarbnem spanischem Sammt mit einer reichen Besetzung, und einer Haube von demselben Sammt, die sehr stark mit Edelsteinen und Federn verziert war. Weil man sie in dieser Tracht mehr als jemahls bewundert hatte, so legte sie dieselbe in der Folge noch oft an, und ließ sich auch darin mahlen, und dies Gemählde ist das schönste unter allen, die man von dieser Königinn gemacht hat.

Ich sah die schöne Königinn während der ersten Versammlung der Stände zu Blois an eben dem Tage, an welchem ihr Bruder, der König, seine Rede hielt. Sie trug damahls ein schwarzes Kleid mit orangefarbenen Streifen und Blumen, und ihren großen majestätischen Schleier. Sie machte auf alle Anwesende einen solchen Eindruck, daß ich von mehr als 300 Personen hörte: sie seyen in die Betrachtung der göttlichen Schönheit der Königinn so sehr verloren gewesen, daß sie auf die treffliche Rede des Königs nicht genug hätten achten können. Bisweilen hatte sie ihr natürliches schwarzes Haar, das sie nach dem Beyspiele ihrer Schwester, der Königinn von Spanien, auf mannigfaltig schöne Arten zu frisiren wußte. Häufiger aber trug sie niedliche Perrücken.

Ich würde gar nicht ans Ende kommen, wenn ich alle die schönen Formen von Kleidern und Putz, welche sie erfand, aufzählen wollte. Sie mochte aber die Formen der Kleider und des Putzes ändern so oft sie wollte, so bedeckte sie nie ihren schönen Hals und ihren schönen Busen, dessen Anblick sie der Welt nicht zu entziehen wagte. Die meisten Hofleute hätten von dem Schmachten, daß dieser weiße, volle und schön geformte Busen erregte, sterben mögen. Selbst mehrere der vertrauten Damen der Königinn wurden dadurch so entzückt, daß sie sich die Freyheit nahmen, dies Meisterstück der Natur zu küssen.

Die Königinn Margarethe trug nur selten eine Maske, dergleichen die Damen des Hofes damahls zu tragen pflegten. Mit entblößtem Gesichte ging sie einst in die Procession, die am Palmsonntage zu Blois gehalten wurde. Ihr schöner Kopf war mit so vielen prächtigen Perlen und Diamanten geschmückt,

geschmückt, daß es schien, als wenn sie mit dem Glanze des gestirnten Himmels hätte wetteifern können. Ihr hoher und reicher Wuchs wurde durch ein Kleid von dem kostbarsten Goldstoff gehoben, den man je in Frankreich gesehen, den ein Herr von Grandchamp von dem türkischen Kaiser erhalten, und bey seiner Rückkehr der Schwester des Königs geschenkt hatte. Die schöne Prinzessinn würde unter diesem schweren Kleide, von welchem eine jede Elle hundert Thaler gekostet hatte, niedergesunken seyn, wenn sie nicht so groß und stark gewesen wäre, als sie war. Sie behielt das Kleid den ganzen Tag an, und hielt während der Procession den Palmzweig mit einer Würde und einer Anmuth, daß wir alle dadurch in unserer Andacht gestört wurden. Wir glaubten nicht zu sündigen, wenn wir auf die schöne Prinzessinn mehr Acht gäben, als auf den Gottesdienst. Wenn man eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, so kann die Gottheit im Himmel nicht darüber zürnen, da sie die erstere selbst hervor gebracht hat.

Die Zeit der meisten und wichtigsten Erfindungen und Veränderungen, welche die Königinn Margarethe in den Formen der Kleider und des Putzes ihres Geschlechts machte, fiel in die Regierung Heinrichs III., der seine Schwester an Modesucht unendlich übertraf, aber in Ansehung des Geschmacks eben so weit hinter ihr zurück blieb. Es ist gar nicht übertrieben, was in der berüchtigten Satyre gegen Heinrich III. der Description de l'Isle Hermaphrodites über die Kleidung und den Putz dieses Königs und seiner Mignons gesagt wird.

Ein Jeder, heißt es in den angeblichen Satzungen der Hermaphroditen-Insel *), kann sich kleiden, wie er will, wenn es nur mit Pracht, und ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen geschieht. Der Stoff des Kleides mag so kostbar seyn, als er will: so muß er nothwendig durch Stickereyen mit Gold und Sil-

*) Journal de Henri III. p. 79.

Silber, mit Perlen und Edelsteinen gehoben werden, oder wir erklären ein solches Kleid für unwürdig, daß man es in guter Gesellschaft trage. Je weibischer der Schnitt und die Verzierungen der Kleider sind, für desto schöner und mit unsern Sitten übereinstimmender halten wir sie. Dabey aber müssen sie in jedem Monathe verändert werden. Wer ein Kleid länger trägt, den soll man als einen geschmacklosen und schmutzigen Filz verachten. Ein Jeder behält die Freyheit, alte Formen, die vor sechszig oder achtzig Jahren Mode waren, wieder hervor zu rufen, und für neue auszugeben. Damit man die nöthigen Veränderungen desto leichter machen, und den neuen Erfindungen desto leichter auf die Spur kommen möge: so rathen wir unsern Freunden, daß sie unter ihre Kammerdiener einen geschickten und genievollen Schneider aufnehmen, mit welchem sie gemeinschaftlich neue Muster aussinnen und versuchen können. Außer dem großen Nutzen, den eine solche Wahl mit sich bringt, werden sie den wichtigen Vortheil erlangen, daß sie allmählig viele Kunstausdrücke lernen, und dadurch Stoff bekommen, sich mit den Damen, oder mit ihres Gleichen auf eine gründliche und angenehme Art zu unterhalten.

Heinrich's des Dritten liebste Beschäftigungen waren, sich selbst und die Königinn zu frisiren, und seine und seiner Gemahlinn Kragen gehörig zu stärken und in Falten zu legen. Diese Arbeiten nahmen ihm an seinem Krönungs- und nachher an seinem Vermählungstage so viel Zeit weg, daß man vor sechs Uhr nicht in die Kirche gehen konnte, und über der Verspätung der Messe das Te Deum zu singen vergaß [1]). An Bällen und Ringelrennen erschien er gewöhnlich als Amazoninn

1) Journal de Henri III. T. I. p. 179. 180. Schon im J. 1576 erschien ein Placard, in welchem man Heinrich III. unter andern die Titel gab: Gauderonneur des coletz de la femme, et Friseur de ses cheveux, Mercier du Palais etc. Den letzten Titel gab man ihm, weil eins seiner Vergnügungen darin bestand, seine Kleinodien zu betrachten, zu wechseln und anders fassen zu lassen.

zoninn gekleidet, in weiblicher Tracht, mit offener Brust und einem Halsbande von Perlen, das auf der Brust herab hing. Er trug ferner, wie die Damen seines Hofes, eine kleine Toque, über welche er selbst das Haar frisirte, drey Halskragen von feiner Leinwand, über diesen zwey in Falten gelegte, und endlich noch einen umgeschlagenen [1]). Wegen dieser Menge von Kragen sagte man, daß sein Kopf einem Haupte Johannis des Täufers ähnlich sehe, das dem Könige Herodes auf einer Schüssel dargebothen wurde [2]). Als Sully ihm im Jahre 1586 aufwartete, hatte er eine kleine Toque auf dem Kopfe, eine Kappe auf den Schultern und ein breites Band an seinem Halse, an welchem ein Korb mit kleinen Hunden hing [3]). So wie er selbst Weiberkleider anlegte, so verlangte er von den Damen, daß sie sich wie Männer kleiden sollten. Die Damen mußten gehorchen, und sie warteten an einem großen Feste in männlicher Tracht auf, die aus zweyfarbigem Dammast verfertigt war [4]). Bey allen diesen unnatürlichen Thorheiten hatten manche Veränderungen, welche Heinrich III. in der Etiquette des Hofes vornahm, eine lange Dauer nach seinem Tode. Er machte die Feyerkleider des Parlements viel prächtiger, als sie bis dahin waren [5]). Auch war er der erste, der seinen Bruder in schwarzer Kleidung betrauerte, da die Könige von Frankreich sonst in violetter Kleidung getrauert hatten [6]). Die Damen betrauerten Männer

1) Journal de Henri T. I. p. 183. 203.
2) I. p. 180.
3) Sully Memoir. I. 103.
4) I. 205. Journ. de Henri III.
5) Pasquier Oeuvres Vol. II. p. 414.
6) Busbequii Epist. in ipsi. oper. p. 446.

ner und Liebhaber durch braune Kleider und Schleier, durch Todtenköpfe und Todtengebeine, durch Thränen und Thränenseen, die auf ihren Halsbändern, oder Armbändern gemahlt, oder in Gold ausgearbeitet waren [1]). Wenn die Trauer ein wenig nachließ, so tauschten sie die Todtengebeine und Todtenköpfe gegen kleine Portraite der Verstorbenen um, welche sie auf der Brust trugen, die aber doch auch noch mit Thränen und kleinen Thränenseen umgeben waren [2]).

Die französischen Damen trugen, wie die Damen in andern Ländern, den größten Theil des sechszehnten Jahrhunderts durch, entweder lange Hosen, die das ganze Bein bis an die Hüften bedeckten, oder kurze Beinkleider, welche nur bis an die Knie gingen; und in diesem Falle war das Unterbein entweder mit Strümpfen, oder mit den sogenannten Chausses, oder bas de Chausses bedeckt [3]). Die Beinkleider waren aus Gold- und Silberstoff, oder andern kostbaren Stoffen [4]): die chausses oder chaussure aus farbigen seidenen Zeugen, oder Filet von Florenz gemacht [5]). Die Chausses

1) Brantome Dames Gal. I. 124. II. 137.
2) l. c.
3) Es gab eine Zeit, aber, wie es scheint, nur eine kurze Zeit, wo die Damen keine Beinkleider trugen. Dames Gal. de Brantome I. 289. car pour lors elles ne portoient point de calçons. Brantome unterscheidet 5 Hauptstücke der Damenkleidung: la robe, oder das Oberkleid, la juppe, le cottillon, les chausses, welche er auch bas de chausses oder chaussute nennt, und calçons I. 321. 322. II. 114. Dames Gal. Les chausses unterscheidet er beständig von bas de soye, I. 325. 343. Ueber das Alter und die Allgemeinheit von langen gestrickten Hosen in England im 16ten Jahrhunderte findet sich eine interessante, aus der Vorrede von Zulle Elizabeth's Progresses abgeschriebene Stelle in F. M. Eden's State of the Poor. Lond. 1797. Vol. I. p. 71.
4) I. 322. Dames Gal.
5) Ib. p. 327.

Chauſſes mochten von Seide oder von Filet ſeyn, ſo ſuchten die Damen eine Ehre darin, daß ſie, wie das Fell einer Trommel angezogen waren [2]). Damit die angezogene Chauſſure nicht nachlaſſe, ſo befeſtigte man ſie durch zierliche Kniebänder, oder Nadeln [3]). Die Chauſſes de ſoye wurden auch darnach häufig getragen, als die eigentlichen ſeidenen Strümpfe wenigſtens unter den vornehmen Herren und Damen gemein zu werden anfingen [4]). Damen von hohem Wuchſe trugen ſaubere Schuhe von Sammt oder andern Zeugen, ohne Abſätze oder nur mit kleinen Abſätzen: kleine Damen hingegen trugen Schuhe mit Abſätzen, oder vielmehr mit Unterſchuhen von Korkholz, die einen oder gar zwey Fuß hoch waren [4]). Die modiſchen langen Kleider waren den kleinen Damen ſehr günſtig, weil ſie hinderten, daß man die ungeheuren Patins (oder Stelzenſchuhe) ſehen konnte. Die Federn ſteckten die Damen auf verſchiedene Arten an ihre Hüte, oder Hauben. Die Königinn Margarethe wagte es zuerſt, Federn anzubringen, daß ſie gegen oder über die Stirn herüber wankten. Als eine Hofdame dieſe

1) I. Dames Gal. p. 327.

2) 1552 waren eigentliche Strümpfe für Männer noch unbekannt. Man ſehe die oben angeführte Stelle des Carloix. Wenn Heinrich II. zuerſt ſeidene Strümpfe in Frankreich trug, ſo muß es nach dem genannten Jahre geſchehen ſeyn. Unter Heinrich III. war es eine Galanterie, daß Cavaliere neue ſeidene Strümpfe einigemal von Damen tragen ließen. I. 325 Dames Galantes. Damen hatten ſchon an dem Krönungstage Heinrichs III. weiße ſeidene Strümpfe. ib. p. 343. Ueber diejenigen, welche in England gewirkte Strümpfe zuerſt getragen haben ſollen, ſehe man Eden I. 70. 71. Im Jahre 1591 koſtete ein Paar ſeidene Strümpfe in England 1 Pf. 18 Sch. ib.

3) l. c. 327. 328.

4) Brantome I. p. 328. 329.

Adonisirung nachahmte, so ließ Heinrich III. sie wissen, er würde ihr das nächste mal, wo sie wieder so erschiene, eine deutsche Flöte reichen lassen. Man brachte nähmlich damals sehr häufig schlechte Gemählde aus Flandern, auf welchen befiederte Musikantinnen mit der Flöte im Munde vorgestellt waren. Dieses königlichen Ausspruchs ungeachtet, nahm das Tragen der stirnbeschattenden Schwungfedern in der Folge doch überhand [1]).

Heinrich IV. war ein zu großer Mann, als daß er für seine Person auf prächtige Kleidung und Putz einen großen Werth hätte setzen können. Er schmückte sich lieber mit den wenig in die Augen fallenden aber glorreichen Denkmählern seiner Siege, als mit dem Flitterstaate, den er aus den Händen von Schneidern und Stickern erhalten konnte. Wenn aber gleich Heinrich IV. lange nicht so sorgfältig in der Wahl der Kleider und des Putzes war, als seine Vorgänger: so nahmen doch Pracht in Kleidern und Schmuck und Wechsel der Moden unter seiner Regierung mehr als unter der des modesüchtigen Heinrichs III. zu. Heinrich IV. liebte die Weiber und hatte ein großes Wohlgefallen daran, wenn seine schönen Maitressen so reich und geschmackvoll, als möglich geschmückt waren [2]). Er liebte ferner nicht blos um der Weiber willen glänzende Feste und Lustbarkeiten, die am französischen Hofe nie häufiger waren, als unter seiner Regierung [3]).

Unter

1) Brantome I. p. 328. 329.

2) Er fand z. B. an der Taufe eines Sohns des Connetable de Montmorency, daß die schöne Gabriele, damahlige Marquise de Liancourt, nicht Diamanten genug in ihrem Haare habe. Sie hatte darin nur zwölf, und Heinrich IV. war der Meinung, daß sie funfzehn hätte anbringen müssen. Journal de Henri IV. T. II. p. 337.

3) Ib. p. 266. 267.

Unter keinem der vorhergehenden Könige traf eine so zahlreiche schöne Jugend von beyderley Geschlecht am französischen Hofe zusammen, als unter Heinrich IV. Zu seiner Zeit entstand zuerst am französischen Hofe diejenige Classe von Menschen, deren einzige oder vornehmste Beschäftigung diese war, Damen zu verführen, aber auch die Damen, welche man verführt hatte, oder verführen wollte, beständig zu unterhalten, und ihnen alle nur ersinnlichen Ergötzungen zu verschaffen [1]). Unter solchen Umständen kann es daher nichts Unerwartetes seyn, daß Herren und Damen in der Pracht der Stoffe und Verzierungen ihrer Kleider, so wie in der Schönheit und Neuheit der Formen mit einander wetteiferten. Etoile, der Verfasser des Tagebuchs Heinrichs IV. sah bey einem Sticker in Paris ein Tuch, welches Madame de Liancourt für 1900 Thaler bedungen hatte [2]). Edelsteine und Perlen wurden häufig auf den Spitzen oder Vordertheilen der Schuhe angebracht [3]). Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris so sehr beschäftigt, daß es dem Marschall von Bassompierre schwer wurde, noch einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten sich sein bisheriger Schneider und Sticker ihm ein Kleid zu verfertigen, daß alle andern übertreffen solle, wenn er Lust habe, eine große Summe anzuwenden. Beide brachten ihm die Nachricht, daß so eben ein niederländischer Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angekommen sey, und daß er eilen müsse, um die zum

1) Bassompierre Memoires I. 168. 171. Sie wurden damahls les dangereux genannt.
2) II. p. 123.
3) Ib. p. 267.

Sticken nöthigen Perlen zu erhalten. Der Marschall von Bassompierre wählte zu seinem Prachtkleide einen violetten Goldstoff, mit Palmzweigen, die in einander verflochten waren [1]. Zur Verzierung des Kleides kaufte er 50 Pfund Perlen. Das ganze Kleid kostete 14000 und die Stickerey allein 600 Thaler [2]. Bassompierre war unter den Gefährlichen einer der Gefährlichsten; und doch war der Ruhm seiner Galanterie und seines Geschmacks so vergänglich, daß er in seinem Alter ein Spott der Jugend wurde [3].

Unter Heinrich IV. trugen Herren und Damen nicht nur auf kleinen Reisen, sondern selbst bey Besuchen Masken vor dem Gesichte. Die schöne Gabriele nahm ihre Maske ab, um den Freund Heinrich's IV. Aubigné mit einem Kusse zu beehren [4]. Eben diese Maitresse Heinrich's IV. nahm ihrem königlichen Liebhaber allenthalben, wo er hereintrat, die Maske ab, um ihn küssen zu können [5]. Der Ruf der Trunkenheit der Deutschen, warf einen solchen Schatten auf das schöne Geschlecht in unserm Vaterlande, daß Heinrich IV. den Gedanken nicht ertragen konnte, eine deutsche Prinzessin zu heyrathen, weil es ihm, wie er sagte, immer vorkommen würde, als wenn er ein Faß Wein neben sich im Bette hätte [6].

Die Tagebücher und andere Zeitschriften aus den Regierungen Ludewigs XIII. und der Regentschaft der Königinn Anna von Oesterreich, enthalten weniger Nachrichten über den Wechsel

1) 163.
2) Ib.
3) Memoirer de Madame de Motteville I. 376. 377.
4) Memoires d'Aubigné p. 135.
5) II. 333. Journal de Henri IV.
6) Memoires de Sully I. p. 522.

Wechsel der herrschenden Moden, als die Denkmähler aus dem 16ten Jahrhundert. Man schließt hieraus richtig, daß der Aufwand in Kleidern und Putz unter Ludewig XIII. und Anna von Oesterreich eher abgenommen als zugenommen habe. Es ist sehr zu zweifeln, daß irgend eine Dame am Hofe Ludewig's XIII. im kleinen Putze so viel verschwendet habe, als die Freundinn der berühmten Ninon de l'Enclos, Marion de Lormes, welcher selbst der große Cardinal Richelieu huldigte: wenn es anders wahr ist, was von ihr erzählt wird, daß sie ihrem Liebhaber Emeri, in einem Jahre bey einem einzigen Parfümeur für ausgenommene Handschuhe, Fächer, Pomaden und Essenzen, eine Rechnung von 50000 Thalern gemacht habe [1]). Nach dem Tode ihres Gemahls legte Anna von Oesterreich kein Roth mehr auf, und die Hofdamen konnten nicht umhin dem Beyspiel der Königinn zu folgen [2]).

Zur Zeit der Vermählung Ludewig's XIV. mit der spanischen Infantin, trugen die französischen Hofleute sehr enge und kurze, aber reichgestickte Röcke, oder vielmehr Wämser und ungeheure Hosen, denen die Bänder und Schleifen an den Knien durch ihre abentheuerliche Größe entsprachen [3]). Die spanischen Hofleute hatten keine Stickereyen auf ihren Kleidern, aber viele und kostbare Edelsteine [4]). Die Frau von Motteville fand die Beinkleider der Spanier in eben dem Verhältnisse zu enge, in welchem die der Franzosen zu weit waren.

1) Galant. de Roi de France III. 149. 150.
2) Motteville I. p. 221.
3) Motteville V. p. 87.
4) Ib. p. 91. 92.

Die mannigfaltigen Abänderungen in allem, was dem Gebiete der Mode unterworfen ist, seit Ludwig's XIV. Zeiten bis jetzt; der Einfluß, welchen die französischen Moden fortdauernd auf die übrigen cultivirten Länder hatten; der selbstständige Charakter, welcher sich in den englischen Moden entwickelte, und zum Theil vielen Beyfall bey andern Nationen fand; so wie die Eigenthümlichkeiten und der verfeinerte Geschmack, welche sich nach und nach in den eigenen Moden der Deutschen zeigten, die vorzüglich seit der Revolution einen freyeren Schwung genommen haben, und dahin ringen, sich von fremdem Einflusse so viel wie möglich unabhängig zu machen, ohne deshalb es sich zu versagen, geschmackvolle Formen und Gebräuche des Auslandes nachzuahmen; endlich das Eigenthümliche in den Moden der andern europäischen und äußereuropäischen Moden: — alles dieses würde hier der Kürze wegen kaum angedeutet werden können und eignet sich überhaupt auch weniger für ein encyklopädisches Werk, als für eigne Magazine und Journale, welche der veränderlichen Göttinn der Mode gewidmet sind, und von denen unten verschiedene angezeiget werden sollen. Wichtiger für unsern Zweck wird es indessen seyn, einige allgemeine Betrachtung über die Moden, über ihren Nutzen und Schaden und über die Regeln anzustellen, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt, wobey ich mich vorzüglich an Garve's schätzbarem Aufsatze über die Moden, im 1sten Theile seiner Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben *), halte.

Daß

*) Breslau bey Korn 1792. 8. S. 117 ff.

Daß es überhaupt Moden unter den Menschen giebt, ist eine Folge ihrer geselligen Natur. Sie wollen einander gleichförmig seyn: weil sie mit einander verbunden seyn wollen. Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, ist ein Abstand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mittheilung der Ideen im Wege steht. — Wenn Menschen einander einmal so nahe sind, daß sie mit einander gemeinschaftlich handeln, oder sich in Gesellschaft mit einander vergnügen: so ist es eben so wohl eine natürliche Folge ihrer Gesinnungen gegen einander, als eine unwillkührliche Wirkung ihres Beysammenseyns, daß sie einander ähnlich zu werden streben. Und diese Gleichförmigkeit, wenn sie in einer Gesellschaft einmal erreicht ist, wird für jedes neue Glied, das in dieselbe aufgenommen werden, oder in ihr mit Ehren und Vergnügen auftreten will, eine Regel.

Daher hat es Moden unter den Menschen gegeben, so lange Menschen existiren. Es giebt deren unter den Wilden. Die Einschnitte, die sie sich in die Haut machen, und die Farben, mit welchen sie sie einreiben, sind in jeder Völkerschaft, und oft in vielen Völkerschaften auf einem großen Erdstriche, gleichförmig. Wie viele und wie bestimmte Moden in den Verzierungen ihrer Personen und Häuser sowohl, als in den Ausdrücken ihrer Höflichkeit finden wir nicht bey den Homerischen Helden! So wie sich die Stände von einander absondern, und sich die große bürgerliche Gesellschaft, gleichsam in mehrere kleine trennt, die nur als Corpora mit einander verbunden bleiben, ohne daß die Individuen, woraus sie bestehn, sich wechselsweise sehr nahe kämen: so trennen und vervielfältigen sich auch die Moden.

Ja

Ja sie werden eben so gut Mittel der Absonderung, als der Vereinigung. Der gemeinschaftliche Ehrgeiz Vieler sucht sich eben so sehr durch ein ähnliches Aeußeres von denen, die unter ihnen sind, zu unterscheiden, als die Zuneigung und Vertraulichkeit derer, die sich einander für gleich halten, sie bewegt, alle Unterschiede so viel, als möglich, zu vermeiden.

Doch dieser aus der Geselligkeit entspringende Trieb der Menschen, sich einander ähnlich zu machen, ist nur ein Principium des Willens, dem zu Folge sie nach Gleichförmigkeit in den sichtbaren Formen, welche sie sich selbst und ihren Handlungen, — oder welche sie den zu ihnen gehörigen und ihren Bedürfnissen dienenden Dingen geben, verlangen. Aber wo nimmt ihr Verstand oder ihr Instinkt die Regel her, nach welcher er diese Aehnlichkeit jedesmahl bestimmt? Hier kommt nun von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit welche die Natur unter den Menschen gemacht hat, dem geselligen Triebe zu Hülfe. Der erste ist hinlänglich, eine schon eingeführte und angenommene Mode fortzupflanzen; aber er ist nicht genug, sie hervorzubringen. Der Nachahmungstrieb vieler muß nähmlich ein gemeinschaftliches Centrum bekommen. Es muß also einer, oder es müssen wenige seyn, welche die Augen vieler auf sich ziehen, und von ihnen als Muster angesehen werden. Dies würde nicht seyn, wenn die Natur eine vollkommene und absolute Gleichheit unter den Menschen gemacht hätte, oder wenn sich dieselbe in der errichteten Gesellschaft erhalten könnte. Aber weil vom Anfange des menschlichen Geschlechts an Schönheit, Größe, Stärke, Muth und Verstand einen Menschen vor dem andern, und einige wenige unter

einer

einer großen Menge auszeichneten; — und weil vom Anfange der bürgerlichen Gesellschaft an, Reichthum und Macht auf gleiche Weise einzelne Individuen unterschied: so entstanden durch beydes im menschlichen Geschlechte gewisse Höhen, auf welche alle ihre Blicke richteten. Die Begierde, die jeder hat, selbst vortrefflich zu seyn, und über andere hervor zu ragen, reißt die meisten, diejenigen nachzuahmen, die sie schon in dem Besitze eines solchen Vorzugs sehn. Daher sind der Moden weit mehrere, und ihre Abwechselung sowohl, als ihre Herrschaft während ihrer Dauer ist größer in einer Gesellschaft, in der eine regelmäßige Unterordnung der Stände durch die Verfassung eingeführt ist, als in einer, wo dieser Unterschied gar nicht vorhanden ist, oder weniger beobachtet wird. Die Monarchie ist der Sitz und die Quelle der Moden; besonders eine gemäßigte Monarchie, in welcher die Stände durch allmählige Gradationen empor steigen. — Denn ein einzelner, alle Unterthanen in gleicher Niedrigkeit haltender Despot, wie es die orientalischen sind, ist von der Menge zu sehr entfernt, ist zu unsichtbar und zu fürchterlich, um der Gegenstand der Nachahmung zu werden. Aber wenn der Stufen viele sind, jeder Mensch gewisse andere über sich hat, welche ihm nahe genug sind, um von ihm beobachtet zu werden, und doch noch ehrwürdig genug, um ihn zur Nacheiferung ihrer Größe und zur Annahme ihrer Gewohnheiten zu reißen: so wird der Nachahmungstrieb bey allen unaufhörlich erweckt; und er wird von Stufe zu Stufe unmerklich auf einen gemeinschaftlichen Punkt hingezogen.

Aber zum Wesen der Mode gehört nicht bloß die Einstimmung vieler in denselben Gewohnheiten

oder

oder in der Wahl derselben Sachen, zu einer und derselben Zeit, sondern auch die Veränderlichkeit dieser Gewohnheiten und dieser Wahl in der Folge derselben. Und wodurch werden diese Veränderungen veranlaßt, nach welchen Gesetzen werden sie bestimmt?

Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, entsteht aus dem Triebe nach Beschäftigung, und aus der Thätigkeit des Geistes, — aus dem Geschmacke am Schönen und dem Urtheile über dasselbe, — und endlich aus der National-Industrie. Sie ist bey jedem Volke größer oder kleiner, nachdem diese Ursachen bey ihm in einem höhern oder mindern Grade vorhanden sind.

1. Träge, kalte, ernsthafte Menschen, die nur wenige Ideen, eingeschränkte Kenntnisse, einfache und starke Leidenschaften, und wenig Betriebsamkeit haben, — die sich nach der Arbeit bloß durch Ruhe erhohlen, — die wenig Zeitvertreibe kennen, und nach keiner Unterhaltung verlangen, wenn ihr Bedürfniß befriedigt ist, sind deswegen in allen ihren Einrichtungen weniger veränderlich, weil sie wenig über dieselben nachdenken, und weil ihnen das Alltägliche und Gewohnte keine lange Weile macht. Sie sind es noch weniger bey den Gewohnheiten, die ihre Bequemlichkeiten und ihre alltägliche Lebensart betreffen, weil hier jede Neuerung sie aus der Ruhe stört, die sie über alles schätzen, und weil sie die Mühe scheuen, die es immer anfangs kostet, eine neue Gewohnheit anzunehmen, oder sich in eine unbekannte Form eines Dinges, dessen man bedarf, zu schicken. — Eine Nation hingegen, welche Witz und Erfindungskraft hat, welche mit vielerley Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und nach neuen Bildern für

ihre

ihre Immagination, oder nach neuen Ideen für ihren Verstand begierig ist; — eine Nation, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes, oder in Beschäftigung des Körpers und der Sinne ihr einziges Vergnügen, und in Stunden der Muße ihre Erhohlung findet; eine solche Nation wird auch Kleider, Hausrath, besonders alles, was zum Schmucke und zum Zeitvertreibe gehört, alles, was im gesellschaftlichen Umgange andern zur Schau ausgestellt wird, oder ihnen Vergnügen verschaffen soll, oft ändern. Sie scheut die lange Weile mehr, als die Mühe; und erträgt die Unbequemlichkeit des Ungewohnten gern, wenn sie nur durch eine lebhaftere Sensation, dergleichen das Neue immer erregt, schadlos gehalten wird, oder hoffen kann, eine solche bey andern zu erregen.

2. Wenn wir am Schönen Geschmack finden, und die Formen der Dinge auf uns einen Eindruck machen, dessen wir uns bewußt sind, und indessen Feinheit oder Richtigkeit wir eine Ehre setzen; so ist es eine natürliche Folge, daß wir über diese Formen nachdenken, und unsern Geschmack zu einem Gegenstande der verständigen Beurtheilung und des Räsonnements machen. Sobald man aber über das Schöne und Häßliche in Dingen, die keiner absoluten Regel der Schönheit fähig sind, räsonnirt, und diese Beurtheilung oft erneuert: so entstehen vielerley Aussichten; so zeigen sich mannigfaltige Gesichtspuncte. Und durch diese wird die Vorstellung vom Schönen, anstatt fixirt zu werden, wie man von einem anhaltendern Studium erwarten sollte, schwankend. Das, was uns unter der Idee der eleganten Einfalt gefiel, macht in unsrer Neigung und in unsern Begierden dem Platz, was durch Pracht die

Sinne

Sinne an sich zieht. Bald ist es die Vergleichung mit den Formen des Alterthums, oder einer fremden geschätzten Nation, — bald ist es die gröſsre Zweckmäſsigkeit der Sache, welche uns an unserm Hausgeräthe und unsern Werkzeugen einnimmt, und unsre Wahl bestimmt. Zu der einen Zeit ist unsre Aufmerksamkeit auf das Natürliche und Ungezwungne gerichtet; — und dann übertreiben wir es oft, in unserm Anzuge, wie in unserm Betragen, bis zum Nachlässigen und Rohen: — zu einer andern auf das Schöne, welches in der Regelmäſsigkeit und in der Proportion liegt; und dann verfolgen wir diese oft bis zum Steifen und Gezwungnen. Alles dieses geschieht nur, weil wir mit Bewuſstseyn daran arbeiten, uns und unsre Sachen zu verschönern. Es ist uns sehr viel daran gelegen, die gefälligen Formen in den Dingen zu finden. Wir durchsuchen deswegen alle Bestandtheile und Verhältnisse der Schönheit: und niemals völlig, oder doch nicht lange befriedigt, wenden wir uns von der einen Form zu der andern, um zu versuchen, ob wir nicht unser Ideal durch irgend eine erreichen können. — Nicht so unruhig und veränderlich sind diejenigen Nationen in ihrem Geschmacke, die überhaupt gegen das Schöne gleichgültiger, und besonders in ihrem Wohlgefallen an demselben nie so weit gekommen sind, daſs sie die Theorie davon untersucht hätten. Je weniger man das, was da ist, beurtheilt: desto ruhiger bleibt man dabey. Wo aber alles kritisirt, da verändert und stört auch alles den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

3) Wenn die Arbeiten der Menschen sich getheilt haben; und mit der Verfertigung und Gestaltung der Dinge, die zu unsern mannichfaltigen Bedürfnissen gehören, sich eigne Künste und

Lebens-

Lebensarten beschäftigen, die die Quelle des Erwerbs für eben so viele Bürgerclassen geworden sind: so kommt das Interesse dieser, der Eitelkeit der übrigen Classen zu Hülfe, die Veränderlichkeit der Moden zu beschleunigen. Der erstern genauere Bekanntschaft und immerwährende Beschäftigung mit demjenigen Stücke des Luxus oder der Bedürfnisse, welches sie hervorbringen, erhöht ihre Erfindsamkeit, — entweder noch neue Endzwecke und neue Bequemlichkeiten zu entdecken, für welche es eingerichtet und aptirt worden, oder bloß neue Formen zu erdenken, durch welche es gefallen und Aufmerksamkeit erwecken könnte. Zugleich hängt der Unterhalt und der Wohlstand dieser Classen von der Menge der Arbeiten ab, welche sie liefern: und es ist ihnen also daran gelegen, daß die Producte derselben öfter von ihren Kunden erneuert werden, als es, bloß ihrer Abnutzung wegen, nöthig wäre. Hierzu aber kann kein andres Motif reitzen, als wenn diese neuen Producte von den alten verschieden sind, und irgend einen Vortheil oder eine Annehmlichkeit versprechen, welche die vorigen nicht darbothen. Je mehr also der Handwerks- und Künstler Arbeiten, die man zusammen mit dem Nahmen der Industrie belegt, in einer Nation vorhanden sind, je mehr die, welche diese Arbeiten verrichten, ihr Gewerbe als Kunst betreiben; je mehr Genie sie zu Erfindungen haben, und mit je mehr Geschicklichkeit sie neue Entwürfe ausführen: desto unaufhörlicher wird bey dieser Nation gearbeitet, die Formen aller Dinge, welche zur Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Equipage gehören, es sey zu verbessern, es sey bloß zu vervielfältigen. Und bey diesem Bestreben der arbeitenden Classen, immer neue Modelle für das Modische zu fabrici-

ren, kann es nicht fehlen, daß nicht auch die Neigung der genießenden, neue Moden anzunehmen, und durch dieselben zu glänzen, unterhalten werde.

Die genannten drey Ursachen liegen in Umständen, welche dem ganzen Körper einer Nation zugehören. — Man kann noch eine vierte hinzusetzen, die nur auf den höhern oder glücklichern Theil wirkt, aber eben deswegen auf die allgemeine Veränderlichkeit der National Moden von großem Nutzen ist, weil alle beträchtliche Neuerungen eben bey jener Classe den Ursprung nehmen, und von da zu den übrigen herab steigen. Diese Ursache ist die Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen. Denn da die Niedrigen sich durch Nachahmung immer an sie hinan drängen, und sie durch Stolz bewogen werden, sich immer wieder von denen, die unter ihnen sind, zu entfernen: so wird bey ihnen die allen Menschen natürliche Begierde nach dem Neuen durch Eitelkeit und Hochmuth geschärft. Das Schöne und das Zweckmäßige selbst verliert seinen Werth in ihren Augen, sobald sie sich nicht mehr in dem ausschließenden Besitze desselben sehen; und Veränderungen, die sich nicht von Seiten ihrer Nützlichkeit oder ihrer Eleganz empfehlen, können ihnen schon deswegen willkommen seyn, weil das Neue, wenigstens eine Zeitlang, nicht das Allgemeine ist.

Wie sehr die Denkungsart und der Charakter der Reichen auf die Abwechselung der Moden Einfluß habe, kann man auch daraus sehen, daß fast in jeder Nation der Gang der Abwechselungen dieser ist, daß immer theurere Moden auf wohlfeilere folgen. Dies kann zum Theil daher kommen, daß, indem die Kunst mehr an den Dingen vervollkommnet, die Arbeit des Künstlers zu

gleich länger und schwerer wird, und also auch sein Lohn größer seyn muß. Aber das ist nicht die einzige Ursache jenes Factums. Da der Reiche der erste und beste Kunde des industriösen Mannes und des Erfinders neuer Moden ist, so muß dieser letztre auf die Neigung desselben bey seinen Arbeiten und Erfindungen vorzüglich Rücksicht nehmen. Aber er weiß, daß schon die bloße Kostbarkeit einer Waare ihr einen größern Werth in den Augen der Reichen giebt. Er sieht, daß diese so vieles um und an sich haben, was ganz unnütz ist, bloß weil es Geld kostet, und andern zeigt, wie viel sie Geld aufwenden können. Er schließt also, daß sie sich viel lieber gefallen lassen werden, daß das, was nützlich ist, durch auserwesentliche Zierrathen, durch Seltenheit des Materials, oder durch Künstlichkeit der Fabrication, kostbar werde, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihren guten Geschmack und ihren Reichthum zugleich sehen zu lassen.

Vielleicht ist dies eine der schädlichsten Eigenheiten der Moden, weil dadurch der Luxus und die Nachahmungssucht den ärmern Classen zum Verderben gereicht. Da es die Reichsten sind, welche den Gang der Moden reguliren, und doch diese Moden, wenn sie einmahl herrschend geworden sind, auch unter die weniger wohlhabenden Classen kommen: so werden diese durch die Begierde, mit ihrem Zeitalter fortzugehn, zu immer größerm und größerm Aufwande bewogen, und oft zu Anstrengungen über ihr Vermögen verleitet, die sie zuletzt in Armuth stürzen.

So viel von den **Ursachen der Veränderlichkeit in den Moden**, und von den Graden derselben. Aber in der **Art und Weise, wie diese Veränderungen geschehen**, zeigen

sich ebenfalls gewisse Gesetze, deren Entwickelung nicht unnütz ist, weil sie die Natur des Menschen und den Einfluß des gesellschaftlichen Zustandes auf ihn schildert.

Der Ursprung neuer Moden kommt immer von der Nation her, welche, außer dem erfinderischen Genie, oder einer von dem Gewöhnlichen gern abgehenden Phantasie, auch noch dasjenige Ansehn oder die Gunst unter den übrigen Völkern besitzt, wodurch das von ihr Erfundene diesen zur Nachahmung empfohlen wird.

Mit der Anzahl der auf dem politischen Schauplatz glänzenden, oder in der Cultur fortgeschrittenen Nationen, und mit der Verbindung dieser Nationen unter sich wird das Reich der Moden erweitert. So lange jedes Volk ein von andern Völkern ganz abgesonderter Körper war, von dem, was bey diesen vorging, wenig erfuhr, über das, was sie hervor brachten oder thaten, nicht urtheilte; so lange jedes auf die Erfindungen und auf die Sitten eingeschränkt war, die es aus sich selbst geschöpft hatte: so lange waren alle Bedürfnisse noch einfach, die Industrie eingeschränkt; und neue Veränderungen des Ueblichen waren schwer und selten. — Wenn unter rohen und unaufgeklärten Völkern ein einziges sich der Kunst und der Wissenschaft näherte, und nach Schönheit in seinen Producten und in den Befriedigungsmitteln seiner Bedürfnisse strebte: so ward dieses, durch seinen Charakter und seine Lage, gemeiniglich auf einen einzigen Weg geleitet, der es zu einem bestimmten Ziele führte. Oder wenn auch, mit der Länge der Zeit, dieser Charakter und diese Lage selbst einige Aenderungen litt, die auf die Producte des Kunstfleißes und auf die Gewohnheiten der Nation Einfluß hatten;

ten; oder wenn einzelne große Genies unter ihr auftraten, deren Erfindungen neue Ideenreihen veranlaßten, und den Grund zu Abänderungen in der Lebensart und in der Gestalt der den Menschen angehörigen äußern Dinge legten: so war doch der Fortgang vom Aeltern zum Neuern langsam, und die Revolutionen des Ueblichen folgten nur in langen Perioden auf einander. Jenes war der Fall in den Zeiten allgemeiner Barbarey; dieses im griechischen Alterthume. — Wenn aber, (so wie die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa ist) auf einem Erdstriche von mittlerm Umfange eine Anzahl von Völkern neben einander wohnt, wovon jedes auf Sittlichkeit und Geschmack Anspruch macht, jedes die Verschönerung der äußern Dinge sucht, und nach Beförderung des Kunstfleißes strebt; — wenn diese Nationen mit einander in beständigem Verkehr sind, und die eine in kurzem alles zu sehen und zu hören bekommt, was in der andern Aufmerksamkeit erweckendes producirt oder gethan worden ist; dann ist mit dem schnellern Umlaufe der Erfindungen auch die Thüre zu Neuerungen bey allen geöffnet. Jeder Winkel dieses Welttheils liefert seinen Beytrag zu der allgemeinen Masse neuer Erfindungen, neuer Bequemlichkeiten, neuer Werkzeuge, neuer Zierrathen und neuer Moden. Es ist eine beständige Wirkung und Zurückwirkung, ein Wettstreit der Industrie zwischen allen europäischen Völkerschaften. Jede empfängt die aus den Werkstätten der Fremden kommenden Waaren, und gibt die ihrigen dafür zurück. Kein Wunder, daß so wie der Luxus sich zu gleicher Zeit so vieler Dinge bemächtigt hat, und Putz und Bequemlichkeiten unsrer Reichen und Großen aus so vielen Ländern und Naturreichen zusammen gesucht

werden, eben dieser Luxus auch in einem Reichthume von Abwechselungen schwelgt, und sich, durch eben so mannigfaltige Ideen und Einfälle der Fleißigen und Erfindsamen aus allen Gegenden Europens, immer neu und glänzend erhält.

Aber so wie die größere Anzahl der Völker, die sich einander ihre Producte, ihre Erfindungen und ihre Gewohnheiten mittheilen, die Abwechselungen der Mode beschleuniget: so ist es hinwieder, wenn in dieser Veränderlichkeit auch eine Regel und eine Gleichförmigkeit, wenigstens für kurze Zeiträume, Platz finden soll, nothwendig, daß unter diesen wetteifernden und mit einander correspondirenden Völkern, Eines, in den Hülfsquellen und Talenten der Industrie einen Vorzug vor den übrigen, oder durch sein Ansehn, es sey das Ansehn des Vorurtheils oder der verdienten Achtung, einen Einfluß über sie habe.

In Sachen der Mode wird diesen Vorzug und dieses Ansehn nicht diejenige Nation erhalten, die den andern bloß an Fleiß, an Genie zu Erfindungen, an Geschicklichkeit in der Ausarbeitung überlegen ist, sondern die, welche eine fröhliche und veränderliche Phantasie mit einem feinen Gefühl des Anständigen verbindet; die, reich an Combinationen eines leichten Witzes, sehr gesellig, und besonders schnell und fruchtbar in Einfällen ist. So war die französische Nation bis auf unsere Zeit. Auch hatte sie sich der Herrschaft der Moden in Europa, wenigstens bis zur Revolution, ohne allen Widerspruch bemächtigt. Ob Frankreich in dieser Hinsicht ganz wieder den vorigen Einfluß erhalten werde, muß die Zukunft lehren.

Doch vorzügliche Geschicklichkeit, die Gabe, in diesem Gebiethe der Kleinigkeiten das Schöne

in

in allen seinen Abarten zu fühlen, es selbst bis auf die Extreme, wo es ins Abentheuerliche übergeht, zu verfolgen, und es durch Arbeit der Hände rein und vollkommen darzustellen, — diese Geschicklichkeit allein sichert einer Nation noch nicht die Herrschaft in den Gegenständen der Mode und des Luxus, wenn nicht noch durch größere Vorzüge, oder einen wesentlicheren Einfluß diese Nation die Augen der andern auf sich gezogen, oder sie sich gewissermaßen unterwürfig gemacht hat. Das hatte die französische Nation durch ihre Politik, ihre Siege und durch die Cultur der Wissenschaften gethan, und eben die Ursachen, welche ihre Sprache allgemein machten, haben auch dazu beygetragen, ihre Kleidung, ihre Nippen und ihre Höflichkeitsbezeugungen durch ganz Europa auszubreiten.

Vielleicht ist es in dem Fortgange der Dinge nothwendig, daß diese Herrschaft einer Nation über die übrigen wegfalle. Aber alsdann wird höchst wahrscheinlich die Herrschaft der Mode selbst abnehmen. Ihre Blüthe dauert in der That nur so lange, als die Begierde nach Schmuck, Eleganz und Artigkeit zwar allgemein, die Zahl derer aber, die zu Mustern dienen können, noch klein ist. Zu gewissen Zeiten sahen alle modische Leute aus allen Ländern nach Paris, nach London, oder nach irgend einem solchen fixen und gemeinschaftlichen Puncte hin, von wo aus sie die Bestimmung ihrer schwankenden Wahl erwarteten. Und indem die einen erfanden und vorschrieben, die andern sich aufs Nachahmen und Befolgen einschränkten, ward aus dem, was an dem Orte seines Ursprungs nur ein glücklicher Einfall eines guten Kopfs, die augenblickliche Laune einer angesehenen Person, oder die Ausschweifung eines Phantasten war, an frem-

den Oertern und in entfernten Ländern Gesetz und Regel, weil diese nur unter dem Stempel ausländischer Billigung- und Empfehlung das Neue, welches ihnen dargebothen wird, für schön erkannten. Aber wenn nun die Zeit kommt, — und sie ist vielleicht nicht mehr fern, — wo jede Nation auf Künstler-Genie und Geschmack Anspruch macht, wo jede in ihrem Schooße Arbeiter erzeugt, die ihren Werken die Achtung ihrer Mitbürger, trotz deren eingewurzelten Vorliebe für das Ausländische, zu erwerben wissen; dann wird jede, auch in dem, was schön und galant heißt, Erfinderinn zu seyn anfangen. Wenigstens werden sich die Muster der Nachahmung vervielfältigen, und die Möglichkeit der Auswahl unter mehrern wird die europäischen Moden von dem Zwange befreyen, von welchem sie bis jetzt eingeengt werden. — Schon sehen wir seit geraumer Zeit die englischen und französischen Sitten sowohl, als ihr Costume, mit einander bey der galanten Welt der übrigen Nationen wetteifern. Der deutsche Kunstfleiß und der deutsche Geschmack treten schon als Rivale von jenen auf; und bald wird der Fortgang der allgemeinen Cultur die Nationen in diesem Puncte wieder dahin bringen, von wo sie zur Zeit der ersten Rohigkeit ausgegangen waren, daß jede sich freyer ihrem Naturell und ihrem Genie überläßt; — daß eine von der andern in dem Außerwesentlichen ihrer Sitten und Kleidungen sich mehr unterscheidet, indeß alle, durch eine gleich richtige Beurtheilung des Schönen und Anständigen, in der Hauptsache einander näher kommen.

Das, was jetzt von Nationen gesagt worden, ist auch von Individuen wahr. So lange wenige in einer Nation eignen Geschmack haben, und diese einen entschiedenen Vorzug, oder ein anerkann-

erkanntes Ansehn in den Angelegenheiten des Schmuckes und des guten Anstandes besitzen: so richten sich Viele sklavisch nach diesen wenigen, die Sitten werden pedantisch einförmig, die Moden mit einer knechtischen Genauigkeit nachgemacht. — Insbesondre, wenn der Mittelstand in einem Staate, in Erziehung und feiner Geistesbildung, hinter dem höhern zurück ist, ohne daß deshalb seine Eitelkeit, und seine Begierde, den Großen gleich zu glänzen, gemindert sey: so wird die Gesetzgebung der Mode bey dieser Nation ausnehmend heilig, und der Gehorsam gegen ihre Vorschriften strenge seyn. Aber wenn sich dieser reiche Bürgerstand, an Sinn und Erfahrung des Schönen, eben so empor hebt, wie er an Wohlstand gewachsen ist: dann beurtheilen seine Kinder und Zöglinge, jeder für sich selbst, was ihnen wohl oder übel steht, was sie putzt oder entstellt. Der erste Schritt verfeinerter Sitten ist die Nachahmung dessen, was andre für schön halten: der letzte ist die eigne Wahl dessen, was man als schön erkennt.

Was nun die **Gegenstände** betrifft, **welche** bey gesitteten Nationen, deren Lage und Cultur der gegenwärtigen der Europäer gleich ist, **unter die Herrschaft der Mode gehören**: so scheinen sie vorzüglich unter zwey Hauptclassen gebracht werden zu können.

Die Mode regulirt entweder die Sachen, die zu Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe Equipage, und alle Arten von Schmuck: diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller der im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrich-

tungen und zu genießenden Vergnügungen; oder es sind die verabredeten Zeichen unsrer Gesinnungen gegen andre *).

In der ersten Gattung des Modischen gibt es einen höheren Grund der Bestimmung für die Sache, ein älteres Gesetz für ihre Form, von welchem die Mode nicht abweichen darf. Dieser Grund, dieses Gesetz, liegt in der Natur jedes Bedürfnisses, und in der unveränderlichen und ausschließenden Schicklichkeit gewisser Mittel, dasselbe zu befriedigen. — Der Mensch will sich nähren, er will seinen Körper bedecken, ohne an der freyen Bewegung seiner Glieder gehindert zu werdern; er verlangt einen Aufenthalt, der vor dem Ungestüm der Witterung geschützt, hell, gesund, und zu seinen verschiedenen Verrichtungen aptirt sey: — er will sich so gemächlich und so geschwind, als es möglich ist, von einem Orte zum andern bewegen. Jedes Stück des Hausgeräthes bezieht sich auf eine körperliche Nothdurft, auf eine Arbeit, oder auf einen Zeitvertreib und eine Art der Erhohlung des Menschen. Alles was uns umgiebt, und was unsre Wohnungen anfüllt und schmückt, sind Werkzeuge: aber nicht Werkzeuge besondrer Künste, sondern des allgemeinen menschlichen Lebens. Hierdurch wird nun für die Veränderungen in allen diesen Gegenständen eine gewisse Gränzlinie gezogen. Die Wahl der Speisen muß innerhalb der Naturproducte stehen bleiben, welche zu Nahrungsmitteln dienen können; ihre

*) Es gibt übrigens auch noch Moden in geistigen Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den gesellschaftlichen zusammenfallen, z. B. Modeton auf der Kanzel; Modestudium; Modeschriftstellerey; Modetitel auf Büchern ꝛc. Hier wird es indessen genug seyn, auf die oben angegebenen besondere Rücksicht zu nehmen.

ihre Zurichtung muß sich nach der Natur unsers Geschmackssinns, und unsrer Verdauungskraft richten. Stoff und Schnitt der Kleider muß der Gestalt unses Körpers, seinen Bewegungen und seinen Gefühlen angemessen seyn. Die Materialien und Form unsrer Häuser, — wenn sie durch die wesentliche Natur des Geschöpfs, das darin wohnen soll, weniger bestimmt sind —, werden es nach und nach durch die Ausbildung, die der Mensch in jedem Zeitalter, und an jedem seiner Wohnorte erhält, und durch die Endzwecke und Verrichtungen, mit welchen er, dieser Ausbildung zu Folge, beschäftigt ist.

Aber innerhalb dieser Gränzen, welcher weite Spielraum zu Veränderungen bleibt nicht noch übrig!

Erstlich, die Zwecke selbst, wozu wir die Mittel wählen, verändern sich, vervielfältigen sich, werden besser von uns erkannt, oder werden wenigstens anders von uns beurtheilt. Je zärtlicher unsre Leibesbeschaffenheit, je leckrer unser Gaumen wird: desto eckler werden wir in der Wahl unsrer Speisen, und desto sorgfältiger und erfinderischer in der Zurichtung derselben. Ein rauheres Klima oder ein weniger abgehärteter Körper erfordert eine andre Art der Bekleidung. Der active und bewegliche Abendländer mußte seinen Kleidern, in denen er ungehinderte Freyheit seiner Hände und Füße verlangte, einen andern Schnitt geben, als sie bey dem Morgenländer hatten, der die Ruhe und das Stillesitzen liebt. Unsre Häuser müssen eine neue Einrichtung bekommen, so wie unsre Lebensart sich verändert, wozu sie uns Raum und Bequemlichkeit gewähren sollen. Jedes neue Geschäft, jeder neu erfundne Zeitvertreib bringt einen neuen Hausrath in unsere Zimmer. Wie leer

sieht

sieht es in den Häusern eines Volks aus, das, wie die Türken, weder das Studiren, noch die gesellschaftlichen Zeitvertreibe liebt, zwey Dinge, die bey den gesitteten Ständen der übrigen Europäer ein unaufhörliches Anschaffen neuer Hülfsmittel und Werkzeuge erfordern.

Ferner, bey ganz unveränderten Endzwecken ist doch ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Das platte und das erhobene Dach schützen auf gleiche Weise vor Regen und Schnee. Die Gestalt des Menschen läßt es unbestimmt, ob sein ganzer Körper in ein gemeinschaftliches Gewand von Kopf bis zu Füßen eingehüllt werden, oder ob jedes Glied seine eigne abgesonderte Bekleidung bekommen soll. -- Welche unendliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln läßt sich unser Magen gefallen, und findet unser Körper zu seiner Stärkung geschickt? Auch zu denselben Verrichtungen können Geräthschaften von ganz verschiedner Structur dienen.

Aber nun kommt noch ein dritter, und fast der Hauptgrund unsrer Veränderlichkeit, in den zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse gewählten Mitteln, hinzu: dies ist das Vergnügen, welches wir an Schönheit finden, und die Begierde, welche wir haben, durch schöne Sachen andern zu gefallen. Wir wenden nähmlich bey allem, was wir thun, bey jedem Genusse, den wir uns vorbereiten, einen Theil unserer Aufmerksamkeit auf die bloße Ausschmückung der Sache: theils um uns selbst einen angenehmen Anblick zu verschaffen, theils um uns den Beyfall, oder die Bewunderung anderer zu erwerben. Der Aufwand oder die Bemühung, welche erfordert wird, die Zimmer wo wir unsre Freunde aufnehmen, und die Tafel, an welcher wir sie bewirthen, geschmackvoll auszu-

putzen

puzen, ist weit größer, als das, was uns die Anschaffung der Nahrungsmittel kostet, mit welchen wir diese unsre Freunde sättigen, oder die Veranstaltung der Vergnügungen, mit welchen wir sie unterhalten. Hier ist nun das eigentliche Gebieth der Mode. Diese arbeitet und wählt vornehmlich für die Augen. Die andern Sinne sind eigensinniger und ziehn den Menschen mit einer Art von Gewalt zu dem hin, was ihnen schmeichelt, oder wenden ihn von dem ab, was ihnen zuwider ist. Was uns gut oder übel schmecken soll, welche Gefühle rauh oder sanft, — welche Töne wohl- oder übelklingend seyn sollen, wird durch eine instinctartige Nothwendigkeit bestimmt. Und wo weniger Beurtheilung und Wahl statt findet: da hat auch die Nachahmung weniger Einfluß. Zwar können wir uns Speisen, die uns Anfangs zuwider waren, zu essen zwingen, weil wir sehn, daß sie andern wohlschmecken, und können sie endlich durch die Gewohnheit gut finden. So sind auch, bis auf einen gewissen Grad, unsere Gefühls- und unsre Gehör-Empfindungen durch Beyspiel, Nachahmung und Vorsatz veränderlich. — Aber ganz vorzüglich ist es der Sinn des Gesichts, welchen die Natur der Willkühr und dem freyen Willen des Menschen unterworfen hat. Die Augen lassen sich unendlich vielerley Anblicke gefallen; sie gewöhnen sich an ganz verschiedne Gestalten, und können, nach längerer Betrachtung, oft dasjenige schön finden, was sie, bey dem ersten darauf geworfnen Blicke, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen ansahen. Eben deswegen hat auch das Beyspiel über sie eine größre Gewalt. Wir sehen ein Gemählde, das uns anfangs wenig an sich zog, wenn wir hören, daß es ein geschätztes Werk eines großen Meisters ist, von neu-

em an, und finden endlich seine Schönheit, oder überreden uns wenigstens dessen. Auf eben die Weise nehmen die Leute nach der Mode sich vor, Gefallen an den Farben, Kleidungen und Meubeln zu finden, die aus Frankreich oder aus der Hauptstadt kommen; und es gelingt ihnen.

Die wahre Ursache, warum wir bey den Empfindungen des Gesichts mehr, als bey den Empfindungen anderer Sinne, durch unsern Vorsatz, unser Vergnügen oder Mißvergnügen bestimmen können, ist, weil wir bey ihnen durch unsere Aufmerksamkeit unsere Vorstellungen mehr zu leiten und abzuändern vermögen. Und die Aufmerksamkeit hat deswegen bey ihnen mehr Einfluß, weil die Gegenstände des Gesichts länger und ununterbrochner unserer Betrachtung ausgesetzt sind, als die Gegenstände anderer Sinne. Töne gehen schnell vorüber, unsere Zunge schmeckt nicht länger, als sie von der Speise berührt wird; aber Gestalten und Farben schweben fortdauernd vor unsern Augen, wir können so lange bey ihnen verweilen, und so oft zu ihnen zurückkehren, als wir wollen. Eben deswegen können wir auch mehrere Seiten von ihnen erforschen, können einen Theil von ihnen nach dem andern in Betrachtung ziehn. Und so wird es möglich, daß wir nach und nach Sachen in ihnen entdecken, die wir anfangs nicht wahrnahmen, daß wir die ersten Eindrücke, die uns mißfielen, durch neue angenehme verdunkeln, — und überhaupt unsere deutlichen Vorstellungen durch das Urtheil unsers Verstandes abändern.

Was nun auch die Ursache sey, so ist der Erfolg gewiß. Unser Urtheil über Schönheit, und also auch über das, was schmückt und putzt, ist weniger instinctartig, und kann daher öfter bey den scharfsinnigen und erfinderischen Menschen

durch

durch neue Betrachtungen und gewählte Gesichtspunkte, bey den trägen durch Nachahmung und allmählige Angewöhnung abgeändert werden.

Und wenn dies von der Schönheit der Formen überhaupt wahr ist, so ist es noch mehr von denjenigen Formen wahr, welche allein die Mode regulirt.

Mode wird in Dingen nicht statt finden, oder wenig Veränderungen leiden, die gar keiner Schönheit empfänglich sind, und bey welchen der Nutzen oder die Wahrheit ganz allein ohne Rücksicht auf den Geschmack gebiethet. Sie wird gleichfalls ausgeschlossen seyn von Dingen, die eine innere, absolute und in ihrer Natur gegründete Schönheit besitzen, — welches, beyläufig zu sagen, immer zugleich diejenigen sind, welchen eine gewisse Würde zukommt. Aber in dem ganzen weiten Gebiethe von solchen Gegenständen der Natur, und noch mehr der Kunst, wird sie herrschen, bey welchen der Mensch, vermöge seines innern Triebs nach Vollkommenheit, oder vermöge des Wunsches zu gefallen, Schönheit sucht, aber von ihr keine ganz deutlichen und unwandelbaren Begriffe auffinden kann. Hier wird er alles zu Hülfe nehmen, was seine Wahl nur immer bestimmen, und was ihm den Beyfall anderer zusichern kann. Und so wie bey der wesentlichen Schönheit die richtige Empfindung des Mannes von Geschmack zugleich die Uebereinstimmung der übrigen Menschen fordert, und, wenn kein Mißverstand obwaltet, erhält: so wird bey diesen zufälligen Schönheiten die Einhelligkeit vieler selbst für eine Regel des Geschmacks gelten, und die Empfindung sich in der Beurtheilung der Formen dem Beyspiele und der Gewohnheit der Menge oder der Angesehenern unterwerfen.

Moden geben aber nicht bloß den Sachen ihre Form, mit welchen wir angethan oder umgeben sind, sondern sie reguliren auch gewisse unsrer Handlungen. Das ist die zweyte Hauptgattung der Moden, welche auch mit dem Nahmen der Gebräuche bezeichnet werden. Diese lassen sich wieder in zwey Unterarten abtheilen.

Wenn nähmlich die Menschen in Gesellschaft leben, so entstehen von selbst gewisse stillschweigende Verträge unter ihnen, wie sie die Sachen, die sie gemeinschaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen; andere Verabredungen werden vorsätzlich und mit Bedacht zum Besten der Gesellschaft gemacht. Eine zweyte noch wichtigere Wirkung der Gesellschaft, und zugleich ein noch nothwendigeres Hülfsmittel, die errichtete Gesellschaft aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen, ist, daß die Menschen eine Sprache unter sich einführen, wodurch sie sich einander die Gedanken und die Gesinnungen mittheilen, die, den Endzweck der Verbindung zu erreichen, ein Mensch von dem andern erfahren muß. In der besondern und engern Art der Verbindung, die wir den gesellschaftlichen Umgang nennen, der eigentlich zur Erholung bestimmt, aber bey den cultivirten Völkern des neuern Europa eine wichtige Angelegenheit des Lebens für einen großen Theil, und vornehmlich für die höhern Classen der Menschen geworden ist, haben sich natürlicher Weise beyde Sachen gleichfalls eingefunden, Conventionen, — und eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornehmlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise, und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu reguliren; diese besteht aus allen den Formeln und Gebräuchen

bräuchen der Politesse, welche im Grunde nichts anders als Zeichen sind, wodurch Menschen, die mit einander umgehen, sich wechselsweise die Gesinnungen allgemeiner Liebe oder einer besondern Achtung, nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, ausdrücken wollen. — Beyde aber, jene gesellschaftlichen Gebräuche, und diese Sprache der Höflichkeit, da sie kleinere und veränderlichere Gegenstände betreffen, als die Conventionen des bürgerlichen und Geschäftlebens, oder als die eigentliche Sprache, welche die Mittheilung unserer sämmtlichen Ideen zur Absicht hat; — da sie zugleich zum Umgange, d. h. zu demjenigen Theile des menschlichen Lebens gehören, bey welchem man am meisten Schmuck und Anstand sucht, und nach dem Wohlgefallen anderer strebt, — sind auch unter verschiedenen Nationen sowohl, als in verschiedenen Zeiten einer so großen Mannigfaltigkeit fähig; sie werden durch Beyspiel und Nachahmung während gewisser Perioden so gleichförmig bestimmt, und in auf einander folgenden Epochen so gleichförmig abgewechselt: daß sie mit Recht unter den allgemeinen Nahmen der Moden begriffen werden, und die Natur derselben annehmen.

Beyspiele von jenen Conventionen sind folgende. Daß an dem einen Orte ein Fremder, der ihn zum ersten Mahle besucht, und Bekannte darin hat, nach seiner Anmeldung die Besuche derselben zuerst empfängt, an einem andern sie zuerst machen muß; daß zu der einen Zeit, unter der einen Classe, dieser Besuch nothwendig in Person gemacht und nicht ohne Unhöflichkeit versagt werden kann, in der andern eine mit dem Nahmen des Besuchers beschriebene und abgegebene Charte die Stelle des Besuches vertritt; daß die

Höflichkeit der alten griechischen Heldenzeit, wie wir aus dem Homer sehen, erforderte, daß der Wirth nicht eher nach dem Nahmen und Stande eines ihn besuchenden Fremden fragte, als bis er ihn gesättigt hatte, dahingegen bey uns schlechterdings der Besuch, welcher den Fremden bekannt macht, vor der Ausübung der Gastfreyheit gegen ihn vorhergehen muß; — daß die Gesellschaften in unsern großen Städten des Abends ungefähr um dieselbe Stunde zusammen kommen; daß diese und keine andere Erfrischungen gegeben werden; daß die Zeit, die man der Unterredung, und die, welche man dem Spiele oder anderm Zeitvertreibe widmet, bestimmt ist, daß jedesmahl und in jedem Orte gewisse Spiele und Zeitvertreibe herrschen, und selbst nach den Tages- und Jahreszeiten vertheilt sind; daß in der ganzen Art der Bewirthung, der Folge der Gerichte, der Anordnung der Speisen, in allen Häusern von guter Lebensart ungefähr dieselbe Regel beobachtet wird: das gehört unstreitig unter die Moden; aber es sind Moden für Handlungen, nicht für Sachen; es sind Arten von stillschweigenden Verträgen, welche die von allen wahrgenommene Bequemlichkeit veranlasset, — oder es sind Nachahmungen eines Beyspiels, welche das Ansehn der Person, die es gab, allgemein gemacht hat. — An dem einen Orte, in dem einen Jahre sind in der artigen Welt die Dejeuners, und in einem andern die Nachmittags-Collationen im Gebrauche. Von jeder solcher Zusammenkünfte ordnet die Mode nicht nur die Zeit, sondern auch die Art der Bewirthung und der Zeitvertreibe an, durch welche sie sich unterscheiden soll.

In den großen Hauptstädten verbinden sich die öffentlichen Lustbarkeiten des Schauspiels, der

Opern,

Opern, der öffentlichen Spaziergänge mit den Privat-Unterhaltungen; und die Mode ist es wieder, die alle diese Mannigfaltigkeit von Zerstreuungen in eine gewisse Ordnung bringt, und den Leuten, die nichts anders zu thun haben, vorschreibt, in welcher Jahres- und Tageszeit sie an jedem Orte erscheinen müssen, um sich allenthalben mit der so genannten guten Gesellschaft zusammen zu finden.

Die zweyte Art der modischen Handlungen sind die Höflichkeitsbezeugungen, die, wenn sie durch Worte geschehen, Complimente heißen, und für welche das Gesetzbuch bald mehr, bald weniger weitläuftig, aber immer nach den Oertern, Ländern und Nationen verschieden, — von Zeit zu Zeit veränderlich, in jeder einzelnen Nation und Epoche hingegen bestimmt und entscheidend ist.

Zufällige Ursachen müssen auf die Bestimmung dieser Formen, dieser Gebräuche Einfluß haben; so wie wir auf der andern Seite aus der Einförmigkeit, mit welcher zu einer und eben derselben Zeit die Menschen ganzer Länder und Erdstriche oft in den willkührlichsten Stücken jener Formen übereinstimmen, erkennen, daß das allgemeine Principium der Mode, der Nachahmungstrieb vieler, und das Ansehn des Beyspiels einiger auch hier das Unbestimmte fixirt habe.

Wir Männer im christlichen Europa entblößen das Haupt, wenn wir anderen die Ehrerbiethung bezeugen wollen. Das Bedeutende in diesem Zeichen ist nicht schwer zu finden. Das entblößte Haupt nimmt dem Manne das ernsthafte, martialische Ansehn, welches uns die Bedeckung desselben giebt. Ueberdies stellen wir uns dadurch demjenigen gleichsam schutz- und wehrlos dar, den

wir über uns seßen. Dieser Zusammenhang ist dessen ungeachtet nicht so deutlich, noch so wesentlich, daß nicht ein anderer Gesichtspunct, in welchem andere Völker die Sache faßten, sie auf eine entgegengeseßte Art, ihre Höflichkeit zu bezeugen, hätte führen können. In der That bedecken die Orientaler ihr Haupt vor dem, welchem sie Achtung beweisen wollen. Ohne Zweifel glauben sie das, was sie für das wichtigste Stück der Kleidung halten, weil es den edelsten Theil des Körpers bedeckt, am wenigsten dann weglassen zu können, wenn das Ansehn der Person, vor welcher sie erscheinen, fordert, daß sie ihren vollständigen Schmuck anlegen. Der Vorzug der rechten Hand vor der linken, und einer gewissen Stelle an der Tafel vor den übrigen: — die verschiedenen Verbeugungen jedes Geschlechts, die Titel, durch die wir im Umgange die verschiedenen Stände unterscheiden, die mannigfaltigen Arten mündlicher und schriftlicher Begrüßung; und alles, was wir unter dem Nahmen Complimente begreifen, gehört hierher.

Unter diesen Sachen, ob sie gleich alle, so wie andere Gebräuche, von der Willkühr, die sie eingeführt hat, auch in ihrer Dauer abhängig bleiben, sind doch einige den Veränderungen weit weniger, als andere unterworfen, oder schreiten auf der Bahn ihrer Abwechselungen weit langsamer fort. So ist z. B. die Geberdensprache der Höflichkeit, die wir jeßt in Europa brauchen, sehr alt, und scheint vor merklichen Aenderungen noch sehr lange sicher zu seyn. Das bloß sinnliche und körperliche Ceremoniel des Umgangs ist aus eben den Ursachen beständiger, als die wörtlichen und deutlichen Ausdrucksarten desselben, um welcher willen auch die gottesdienstlichen Gebräuche

bräuche länger dauern, als die eigenthümlichen Dogmen, oder Religionspartheyen. Je weniger man zur Einführung einer Sache durch deutliche Begriffe bestimmt wird; desto weniger und desto später reflectirt man auch hinterdrein darüber, nachdem sie einmahl eingeführt ist. Gewohnheiten, die mehr den Körper als den Geist beschäftigen, werden mechanisch, und setzen sich eben deswegen desto fester. Solche Conventionen mögen im Anfange größere Schwierigkeiten finden, ehe sie allgemein eingeführt werden, weil die Gründe, warum sie angenommen werden sollen, nicht einleuchten; aber nachdem sie einmahl herrschend geworden sind, wird es eben so schwer, sie abzuschaffen, weil alle eine große Bequemlichkeit darin finden, in diesen Nebensachen der Gewohnheit blindlings folgen zu können; weil der Vernünftige gar nicht mehr sein Nachdenken damit beschäftigt, und der thörichte Neuerer selten Nachahmer genug findet, um eine Revolution zu bewirken.

Titel hingegen, Complimente, alle diejenigen modischen Höflichkeitsbezeugungen, welche deutlicher unsre Verhältnisse gegen andre, oder die denselben gemäßen Gesinnungen ausdrücken; die, bey welchen man sich immer, so oft man sie wiederhohlt, des Endzwecks und der Bedeutung bewußt bleibt: diese werden auch öfter von neuem in Untersuchung gezogen, und leiden von Zeit zu Zeit Reformen der Einschränkungen.

Eine allgemeine Bemerkung, in Absicht dieses ganzen zweyten Hauptzweiges des Modischen, oder der Gewohnheiten, ist diese. Je zahlreicher und zusammengedrängter, und je verfeinerter zugleich dadurch die Gesellschaft wird; je mehr der Luxus und der Hang zu Vergnügungen zugleich mit dem Geschmacke und der Wissenschaft in denselben

steigt: desto mannigfaltiger werden die Anordnungen und Conventionen, nach welchen Zeit, Form und Methode der gesellschaftlichen Verrichtungen und Zeitvertreibe bestimmt werden: — desto einfacher hingegen, freyer, und geringer an der Zahl werden die Formen der Höflichkeit.

Die Ursache ist klar. Da, wo viele Menschen sehr häufig zusammenkommen, und durch Reichthum und Muße in den Stand gesetzt werden, ihre meiste Zeit dem Vergnügen zu widmen: da wird nachgesonnen, wie man am meisten in der kürzesten Zeit genießen könne. Ueberdies ist eine Regel der Ordnung um so viel nothwendiger, je eine größere Anzahl von Personen sich in gemeinschaftlichen Beschäftigungen vereinigen will. Endlich bey den beständigen Wiederhohlungen derselben gesellschaftlichen Auftritte werden Gewohnheiten eingeführt, theils, damit man sich die Mühe der Wahl erspare, theils, weil man nach und nach einsehn lernt, was das bequemste und beste sey. Daher sind es die großen Hauptstädte von Europa, und besonders ist es die vornehme Welt in denselben, wo diese Conventionen sich am meisten vervielfältigen und am vollkommensten aufs Reine gebracht werden. Der Zusammenfluß von Menschen und die Menge sowohl der öffentlichen Ergötzlichkeiten, als der Kreise des Umgangs in den ersten, die beständige und ernsthafte Beschäftigung der andern, mit den gesellschaftlichen Zusammenkünften macht, daß dort die Nothwendigkeit entsteht, gewisse Regeln zu machen, und hier nach und nach die Einsicht erworben wird, welche Regeln dem geselligen Vergnügen die angemessensten sind. — In Paris hatte sonst, (denn bey der gänzlichen Umkehrung aller Dinge werden unstreitig die Moden, und vielleicht selbst der Charakter,

welcher

welcher sie bestimmte, nicht mehr die alten bleiben) jede Jahreszeit ihre besondern Spaziergänge, so wie ihre besondere Kleidung. In diesem Monathe war die schöne Welt in den Thuillerieen, in einem andern im Garten von Luxemburg. Die Kirchen wie die Theater wurden zu bestimmten Tagen besucht.

Die Bezeigungen der Höflichkeit hingegen müssen in einer Gesellschaft, wie die der großen Welt ist, deren Glieder unter einander fast gleich und dabey zahlreich sind, einfach werden. Schon die Menge derer, welchen man seine Höflichkeit bezeigen will, macht es nothwendig, daß man gegen jeden kurz sey. Nur in kleinen Gesellschaften kann das Beschwerliche und Lächerliche, das mit langen Complimenten verbunden ist, verborgen bleiben. — Ferner sind es die vielerley Unterordnungen und Abtheilungen des Ranges, welche das Gesetzbuch der Höflichkeit weitläuftig machen, sobald man es als Pflicht ansieht, dieselben im Umgange immer auf eine merkliche Weise zu respectiren. In der großen Welt sehen die meisten Personen, die dazu gehören, sich der Geburt nach ungefähr für gleich an: und die, welche es nicht sind, werden, indem sie in dieselbe Zutritt erhalten, über ihren bürgerlichen Stand erhoben. Ueberdies lernen die Menschen, durch den Umgang selbst, die Hindernisse der Geselligkeit kennen und vermeiden, worunter die immerwährende Rücksicht, auf jede kleine Verschiedenheit des Ranges unter den Gesellschaftern eines der beschwerlichsten ist. Daher kommt es, daß in den obersten Kreisen der am meisten verfeinerten Nationen die Menschen endlich anfangen, einander mehr als bloße Menschen anzusehen, und diesem Verhältnisse zufolge, alle andre Ausdrücke, als die der allgemein-

sten Hochachtung weglassen, oder äußerst abkürzen. Sogar diejenigen wesentlichern Beziehungen, nach welchen man die eine Person besonders schätzt, eine andre zärtlicher liebt, werden dort bey Seite gesetzt, oder geflissentlich verborgen, und alle Glieder vereinigen sich durch kalte, aber gleiche Aeußerungen einer bürgerlichen Achtung gegen einander. Dies alles verkürzt und vereinfacht die conventionellen Regeln, die unter dem Nahmen der Complimente den letzten Zweig des Modischen ausmachten.

Nirgends bekommen diese Zeichen des Ranges und der Achtung, verbunden mit der Anordnung der Gesellschaft, einen größern Umfang, eine fixere Bestimmung, und eine höhere Wichtigkeit, als an den Höfen, wo sie unter dem Nahmen der Etiquette zugleich ein Gegenstand des Rechts geworden sind, worüber ernsthafte Streitigkeiten vor den ehrwürdigsten Tribunälen geführt werden, und ein Gegenstand einer Wissenschaft, welche man eines weitläuftigen Studiums würdig schätzt. — Die Hoheit der Personen ist es nicht allein, die hier den Kleinigkeiten einen Glanz giebt, und Thorheiten, die wir bey Geringern verlachen, in unsern Augen ehrwürdig macht: sondern es giebt auch eine reelle Ursache, warum bey Personen, welche die Regierung eines Staats führen, oder an derselben mehr oder weniger Theil nehmen, die Bestimmung des Rangs der einen, und die Art, wie die andern ihn anerkennen sollen, — besonders bey öffentlichen Gelegenheiten, wo das Volk Zuschauer und Theilnehmer ist, — eine größere Aufmerksamkeit verdient, als bey Privatpersonen, die ohne Auctorität, bloß Achtung in der Welt zu fordern haben und genießen. Die Etiquette, welche jene Rangordnung, und alle darauf sich beziehenden

ziehenden Höflichkeitsbezeugungen regulirt, hängt mit der Organisation des Staats, mit der Vertheilung der Macht, mit der Würde und dem politischen Einflusse der verschiednen Stände und Aemter zusammen, oder scheint wenigstens damit zusammen zu hängen.

Die obige Eintheilung führt uns noch zu einigen andern Betrachtungen.

1. Unter den **Sachen**, welche die Mode regulirt, (insofern sie den **Handlungen** entgegengesetzt sind), stehn keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft, als die Kleider. Gemeiniglich denkt man nur an Form und Farbe von diesen, wenn man von den Moden reden hört. In der That sind, im Putze der Menschen die Abwechselungen weit schneller, und die Uebereinstimmung zu jedem Zeitpuncte größer: zwey Sachen, die zu dem Begriffe des Wortes Mode zu gehören scheinen.

Die Ursache, warum die Kleidung unter den modischen Sachen eine so vorzügliche Stelle einnimmt, liegt ohne Zweifel darin, daß sie öfter erneuert, und daß sie mehr gesehen wird.

Auch die Neuerungssucht der Menschen muß zuerst durch Nothwendigkeit rege gemacht werden. Die Sachen, welche wir oft erneuern müssen aus Bedürfniß, weil sie sich schnell abnutzen, werden von uns auch ihrer Form am öftersten, bloß unsers Geschmack wegen, und aus Neigung verändert, es sey um ein erhöhtes Vergnügen an ihnen zu haben, oder um mehr damit zu gefallen. Das ihm bequeme Hausgeräthe, so lange es ganz und reinlich ist, vertauscht auch der wohlhabende Mann nicht leicht: oder er erwartet außerordentliche Gelegenheiten, wo er dazu aufgefordert wird. Die mittlere und noch mehr die untere Classe ist froh,

wenn sie nach und nach diejenigen Bequemlichkeiten und Verzierungen in die Hände bekommt, deren die Reichsten und Vornehmsten überdrüssig geworden sind, oder die bey Sterbe- und andern Fällen zerstreut werden. Auf diese Weise wandelt die Begierde, sich neuen Hausrath, eine neue Anordnung oder Auszierung seiner Wohnzimmer zu verschaffen, nur wenige Personen, und auch diese nur selten an, und erstreckt sich, unter den Classen der bürgerlichen Gesellschaft, nicht über eine bestimmte Gränze. Die Erfindungskraft der Künstler wird nicht so sehr in Thätigkeit gesetzt, wo die Nachfrage nach ihren Producten nicht so ununterbrochen ist. Die Revolutionen der Moden in der Form der Gebäude, Hausgeräthe und Equipage gehn daher langsamer vorwärts. Nach dem Maße, als diese Dinge sich den eigentlichen Kunstwerken nähern, als sie einen bestimmteren Zweck und festere Regeln der Schönheit haben, sind sie auch weniger den bloß eigensinnigen Veränderungen unterworfen, dergleichen, im Schnitt und Farbe der Kleider, wo fast alles willkührlich ist, die Mode machen kann. Und nur dieser Eigensinn, der etwas sonderbares sucht, aber nicht die Vernunft, welche wählt, kann unaufhörlich verändern.

Was aber den Kreislauf der Kleidermoden noch mehr beschleuniget, was diesem Wirbel die so weite Ausdehnung giebt, daß er alle Stände der Gesellschaft, nur den allerärmsten ausgenommen, mit sich fortreißt, ist, daß Kleider ein beständiger Gegenstand der Beobachtung und der Beobachtung aller sind. Was am meisten gesehn wird, das sucht der Eitle am meisten auszuzieren, und das kann der Liebhaber des Neuen am leichtesten copiren. An allen öffentlichen Orten, im

Schau-

Schauspielhause, auf den Spaziergängen in den Straßen der Stadt, stellt der Reiche und Vornehme seine Kleider und seinen Putz zur Schau aus. Ihn von dieser Seite seiner Pracht oder seines Geschmacks kennen zu lernen, dazu hat jeder Zutritt: dahingegen das Uebrige seines Wohllebens, so wie seiner Gewohnheiten nur denjenigen bekannt wird, die ihn in dem Innern seines Hauses sehen. Daher geht dort die Bewunderung, welche das Neue, besonders bey den Zuschauern der wohlhabenden Mittelclasse, erregt, bald in Bekanntschaft mit der Form und der Beschaffenheit der Sache, und diese in Begierde und Nachahmung über. Diese weniger unterbrochne, und schnellere Mittheilung jeder neuen Erfindung in der Form und Farbe des Kleiderschmucks, vom Höhern zum Niedrigern, vom Reichen zum Mittelmanne, reißt auch die arbeitsame Classe mehr, auf solche neue Erfindung zu denken.

Man kann noch als eine dritte Ursache hinzusetzen, daß alles übrige, was nach dem Geschmack der Mode sich verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausschmückung unsrer Person selbst. Das Interesse, welches uns diese verschönern heißt, ist eben sowohl das größte als das allgemeinste. Eben in dem Verhältnisse wächst also auch die Aufmerksamkeit auf das Neue, welches in dieser Gattung erscheint, und der Trieb, es nachzuahmen.

Man könnte eine Stufenleiter von Dingen angeben, auf welcher der Eigensinn und die Willkühr der Moden, nach und nach, in die unwandelbaren Gesetze der Schönheit übergeht. Die Arbeiten des Schneiders und Putzmachers würden die ersten Glieder dieser Progession seyn, die Werke der bildenden Künste die letzten: zwischen beyden

den würden, in einer unabsehlichen Reihe, die Producte der Handwerker stehn, welche die verschiedenen Arten des Hausraths und der Werkzeuge liefern, und denen die Formen ihrer Werke von der Zeichenkunst, die Endzwecke von den menschlichen Bedürfnissen vorgeschrieben werden. Die Baukunst würde vielleicht in der Mitte dieser Reihe ihren Platz finden, da, wo Gesetze der Proportion allgemeine Bedürfnisse des Lebens, und besondere Gewohnheiten der Zeit und der Gesellschaft ihre Forderungen fast in gleichem Grade mit einander vereinigen. Man würde finden, daß der menschliche Geist allenthalben nach Schönheit und Zweckmäßigkeit strebet, aber sie nicht allenthalben mit gleicher Bestimmtheit finden kann. Da, wo er sie am unvollkommensten entdeckt, schwankt der Geschmack am meisten hin und her, durchläuft ohne Ende alle mögliche Abwechselungen von dem einen Extrem zu dem andern, und sucht sich für das höhere Vergnügen an Schönheit, das er vermißt, durch das niedrigere an Neuheit und Abwechselung schadlos zu halten. Zuweilen geräth er bey diesen Versuchen zufällig auf Formen, die eine größere innere Angemessenheit zur Absicht, oder eine dem Auge gefälligere Proportion haben, und dann steht auch das sich umwälzende Rad der Mode eine Zeitlang stille. Wir sehen daher Kleidungsstücke und Kopfzeuge dieser Art, zum Lobe der männlichen Vernunft und des weiblichen Geschmacks, noch immer im Gebrauche, indeß andere gleichzeitige Moden schon längst neuen Erfindungen Platz gemacht haben.

In dem Maße, als die Natur der Sachen an sich bestimmter ist, oder das, was wahrhaft schön an ihnen ist, deutlicher eingesehen wird, in eben dem Maße treten sie aus dem Gebiethe der

Mode heraus, und gehen in das der Kunst über. Aber die höchste Kunst selbst, die Nachahmung der Natur durch Bildnerey oder Zeichnung, macht sich eben so wenig ganz von dem Einflusse der Mode los, so wenig auf der andern Seite in den frivolsten Stücken des Putzes und bey den willkührlichsten Abänderungen desselben ohne Rücksicht auf Kunst oder Proportion ausgeschlossen wird. Ist dies nicht vielleicht selbst ein Beweis, daß in dem Wohlgefallen, welches wir für eine Wirkung der objectiven Schönheit halten, etwas unsrer eignen Denkkraft, und, in so fern diese durch freywillige Aufmerksamkeit geleitet wird, unsrer Willkühr zuzuschreiben sey?

2. Vergleicht man die beyden Hauptgattungen der Moden, die in den Handlungen, oder die Gebräuche des Wohlstandes, mit denen der Sachen in Kleidung und Equipage: so findet man, daß jene bey weitem nicht so geschwind von den höhern Ständen zu den niedrigern übergehn, als diese. Augenscheinlich deswegen, weil die erstern in der Gesellschaft selbst, in welcher sie herrschen, gleichsam eingeschlossen bleiben, und denen nicht sichtbar werden, die zu ihr nicht Zutritt haben; die letztern aber auch außer dem Hause, auf allen öffentlichen Plätzen, in den Zusammenkünften des größern Publikums gesehen werden, und der Beobachtung aller ausgesetzt sind. In den Hauptstädten Europens ist daher der gute Bürgerstand von dem Adel in seiner Kleidung, wie in seinem Mobiliar, wenig unterschieden, aber er weicht noch sehr in den Regeln der Höflichkeit von demselben ab. Die bürgerliche Dame fordert vielleicht an eben dem Orte den Handkuß von einem Fremden, als eine allgemeine Höflichkeitsbezeugung, an welchem die adliche es ihm als einen Fehler gegen den

Wohlstand auslegt, wenn er dieses Zeichen einer besondern Vertraulichkeit mit einer bloßen Begrüßung verwechselt.

Das ist auch die Ursache, warum in der sogenannten guten Gesellschaft ein Verstoß gegen das Uebliche in Absicht des Wohlstandes, und gegen die hergebrachten Regeln des Betragens mehr mißfällt, als eine unmodische Tracht. Die Gesellschaft setzt nothwendig einen größern Werth auf das, was ihr ausschließend zugehört. Ueberdies ist die Art, wie man handelt, ein sichereres Anzeigen von den Menschen, unter welchen man gelebt, von den Mustern, die man täglich vor Augen gehabt hat, als die Art, wie man sich kleidet. Gewohnheiten nimmt man unmerklich und fast unvermeidlich an, wenn man Sachen immer auf eine gleichförmige Weise machen sieht; aber in seiner Kleidung kann man aus Wahl und Vorsatz, von den Beyspielen derer, unter welchen man lebt, abgehn, oder auf der andern Seite, ohne es zu wissen, die Regeln des Ueblichen verletzen, weil man darauf keine Aufmerksamkeit wendet. Jeder Mensch zeigt die Classe, zu der er gehört, durch den Wohlstand an, welchen er beobachtet. Und derjenige also, der unter der Gesellschaft der obersten Classe erscheint, und die Conventionen derselben übertritt, oder mangelhaft und unschicklich beobachtet, kündigt sich bey ihr entweder als einen Menschen von niedrigerm Stande an, oder als einen, der freywillig sich mit schlechterer Gesellschaft verbunden hat, und in beyden Fällen verliert er von ihrer Achtung.

Hierdurch wird zugleich ein Umstand erklärt, der von mehreren aufmerksamen Beobachtern der Sitten der verschiedenen Stände angemerkt worden ist, der, daß der Luxus in Kleidern in dem

reichen

reichen Mittelstande mehr, als in dem vornehmen herrscht, und durch jenen mehr, als durch diesen, zu einem gewissen Uebermaße getrieben wird. Wenn die Modesucht ein den reichen Bürgerfamilien vorzüglich eigner Fehler ist: kommt es nicht daher, weil die Eitelkeit derselben, die sich in andern Gegenständen des Luxus von dem Adel übertroffen sieht, und weder Mittel noch Gelegenheit hat, das Glänzende seiner ganzen Lebensart nachzuahmen, sich mit desto größerer Hitze auf den einzigen Zweig der Ueppigkeit wirft, in welchem sie hoffen kann, es dem höhern Stande gleich zu thun, und selbst durch Geld und Aufwand einen Vorzug über ihn zu erhalten. So viel ist gewiß, daß in Handlungsstädten im Durchschnitte mehr Pracht in Kleidern, und ihrer Menge und Mannigfaltigkeit getrieben wird, als in Residenzen. Tafel und Dienerschaft ist beym reichen Kaufmanne selten derjenigen gleich, die man in den Häusern der Großen findet; aber der Staat, mit welchem er und seine Familie erscheint, sticht oft gegen die Einfachheit des Anzugs der letztern ab.

Es giebt einen Gesichtspunct, unter welchem die Moden dem Beobachter der menschlichen Natur einen noch wichtigern Gegenstand für seine Untersuchungen darbiethen. Ohne Zweifel ist diese Natur selbst, so wie sie sich in der Geschichte des ganzen Geschlechtes, zeigt, nicht stillstehend, sondern fortschreitend. Ohne Zweifel gehn in den wichtigern Angelegenheiten der Menschheit, in Politik und Moral, in Wissenschaften und Künsten, eben so unaufhörliche Veränderungen vor, als in den Kleinigkeiten ihres Schmucks oder ihrer Zeitvertreibe. Aber jene Fortschritte des menschlichen Geschlechts mit eignen Augen zu beobachten, die Gesetze dieser Veränderungen aus selbst gemachten

Erfah-

Erfahrungen zu abstrahiren: das ist für ein so kurzdauerndes und so kurzsichtiges Wesen als der Mensch ist, nicht wohl möglich. Die Revolutionen geschehen hier zu langsam, und können also eben so wenig unmittelbar wahrgenommen werden, als die Bewegung der Sonne auf ihrer jährlichen Bahn. Nur aus der Geschichte, nur durch die Vergleichung mehrerer Menschenalter kann der Philosoph einige Data erhalten, woraus er auf den Ursprung und die Richtung der ihm erst nach längern Perioden sichtbaren Veränderungen muthmaßliche Schlüsse zieht. Aber wie sehr müßte er nicht wünschen, selbst Zeuge und Zuschauer eines Theils derselben seyn zu können!

Hier kommen ihm nun die schnelleren Abwechselungen, die in den zufälligern und kleinern Eigenheiten der Menschen vorgehn, und die man unter dem Nahmen der Moden zusammenfassen kann, zu Hülfe. Im Grunde geschehen diese Abwechselungen nach eben den Gesetzen, welche bey den wichtigsten Revolutionen zum Grunde liegen. Eben der Charakter der menschlichen Natur im Ganzen, eben die Local- und National-Unterschiede, welche die Veränderungen in Staatsverfassung, Litteratur und moralischer Aufführung bestimmen, hier die Reformen beschleunigen, dort aufhalten, haben auch auf den Gang, und die bald schnellere bald langsamere Veränderlichkeit der Moden Einfluß. Hier im Kleinen kann also der Philosoph beobachten, was er beym Großen nur durch das Räsonnement erkennen kann. Mancher Umstand, der ihm hier von selbst in die Augen leuchtet, kann ihm Veranlassung werden, die Begebenheiten der Geschichte unter neue Gesichtspuncte zu fassen, oder aus denselben neue Resultate zu ziehn.

Zuerst

Zuerst erkennt man aus denselben, daß der große Haufen auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert wird; und daß er größtentheils von einem oder wenigen Menschen regiert wird, selbst da, wo sein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, am unbestrittensten ist. Die allgemeinsten und größten Aenderungen der Moden in Europa haben oft ihren Ursprung in dem Einfalle einer einzigen Person gehabt, die gerade an einem solchen Orte und in solchen Umständen lebte, daß ihr Beyspiel Eindruck zu machen, und Nachahmer in mehrern Ländern zu erwecken fähig war. Wie oft ist nicht ein Anzug, ein Kopfputz, der zufällig einer Favoritinn am französischen Hofe wohlgestanden, und den Beyfall des Tages erhalten hatte, nach und nach in alle große und kleine Städte Europens durchgedrungen, und hat das Modell des modischen Putzes für lange Zeit abgegeben?

Ganze Nationen, ganze Gesellschaften kommen nie zugleich auf einerley Gedanken. Der große Haufe würde ewig beym Alten bleiben. Alle Erfindungen, alle Neuerungen kommen immer von einzelnen Personen her: und die Nachahmungsbegierde, oder der Ehrgeitz breitet sie aus, wenn die Person Aufmerksamkeit erweckt, oder wenn die Neuerung gefällt. Es ist unglaublich, wie geschwind sich die Kette verlängert, und wie die Anzahl der Nachahmer sich in kurzem vermehrt.

So wie es für ganz Europa fast immer einen Hauptsitz der Moden giebt, und einen Punct, aus welchem sie sich verbreiten: so giebt es wieder einen für jeden Staat, für jede Provinz, für jede Stadt, für jeden Stand. In jedem Kreise genauer mit einander verbundner Menschen finden sich gewisse dirigirende Personen, die den Ton an-

geben, deren Wahl von andern gemeiniglich gebilligt wird, oder deren Beyspiel durch ihr Ansehn zur Nachahmung bewegt. Diese untergeordneten kleinen Partheyen mit ihren Anführern stehen unter dem Einflusse der größern: und das ganze System der Mode-Erfinder und der modischen Leute in Europa bildet eine Art von großem Staate, der unsichtbar, von unbekannten Obern, aus der Ferne regiert wird, in dessen mannichfaltigen Unterabtheilungen aber sich der Einfluß des allgemeinen Gesetzgebers mit der Autorität der kleinern Regenten und Dynasten jedes Districts vereinigt.

Die Moden und ihre Geschichte zeigen uns zweytens, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehen. Eine von andern Völkern abgesonderte Nation ist fast immer in ihren Gewohnheiten unveränderlich. In der Nation selbst ist oft kein Muster so erhaben oder so beliebt, daß es gegen die Verehrer des Alterthums mit einer neuen Erfindung durchdringen könnte. Das Neue leuchtet aus der Ferne mit einem weit hellern Glanze. Die Nachahmung kostet unsrer Eitelkeit weniger, wenn das Modell entfernt ist: und sie schmeichelt ihr sogar, wenn dasselbe uns allein bekannt ist. Auf der andern Seite wird der Erfindungsgeist der die Mode beherrschenden Nation mehr belebt, wenn er für die Einwohner mehrerer Länder arbeitet.

Bey der so genauen Verbindung, welche heut zu Tage unter den europäischen Nationen obwaltet, sind es doch vorzüglich nur die vornehmern Stände, die durch dieses Band verknüpft werden,

und

und der Zusammenhang verliert sich bey dem gemeinen Manne fast gänzlich. Die Höfe kennen einander am genauesten durch die Nachrichten der Gesandten, und durch den Zusammenhang der Staatsgeschäfte. Briefe und Boten gehen unaufhörlich von einem Fürsten zu dem andern. — Der Adel der verschiedenen Länder kennt sich durch Heyrathsverbindungen, durch Gesandtschaften, durch Reisen, durch die öffentlichen Geschäfte, an deren Verwaltung er Antheil nimmt, endlich selbst durch die Geschichte und das genealogische Studium. — Die Kaufleute aller Länder machen ein anderes, aber minder verbundenes Corpus aus. Weniger bekümmert um die Person und die Familie, als um den Reichthum und den Credit ihrer sogenannten Freunde, haben sie weniger Anlaß, weniger Reitz, fremde Sitten und Gewohnheiten, als fremde Waaren kennen zu lernen. — Der Handwerker eines Landes weiß von den Handwerkern andrer Länder nur, was wandernde Gesellen ihm mittheilen; der Tagelöhner und der eigentliche Pöbel weiß gar nichts von seines Gleichen in der Fremde. Diese Classen haben oft unter den nächsten Nachbaren die gröbsten Vorurtheile gegen einander, weit entfernt, daß sie sich nachahmen sollten.

Dieser Zustand der Dinge macht, daß es ein Gegenstand der Eitelkeit wird, mit ausländischen Sitten und Moden bekannt zu seyn, und noch mehr, von allen darin vorgehenden Veränderungen schnell Nachricht zu haben. Man sieht dieses als das Eigenthum und das Unterscheidende eines höhern Standes an, der sich dazu mehrere Hülfsmittel zu verschaffen weiß, oder man schließt daraus überhaupt auf die größere Bekanntschaft und einen weitern Wirkungskreis des Menschen; indem derjenige wahrscheinlich in fremden Ländern

bekannt ist, der von dorther schnell Nachricht erhält. So haben die französischen Sitten bey uns und bey vielen Nationen größern Eingang gefunden, weil sie zuerst bloß adeliche Sitten unter diesen gewesen sind. Wenn sie den Beyfall der Nation, von welcher sie herkamen, um ihrer Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit willen erhalten hatten: so erhielten sie den Beyfall derer, zu welchen sie gebracht wurden, auch durch den Glanz, welchen sie mittheilten.

Sobald mehrere Nationen mit einander in beständigem Verkehr stehen, und eine Art von Gesellschaft ausmachen: so wird unter ihnen eben der Fall sich ereignen, der unter mehreren zu einem gesellschaftlichen Ganzen verbundenen Individuen eintritt. Eine oder etliche werden über die andern einen Vorzug und eine gewisse moralische Herrschaft erhalten. So viel ist gewiß, daß, seitdem die europäischen Nationen durch Religion, Politik und Handel in nähern und ununterbrochenen Umgang mit einander gekommen sind, immer eine unter den übrigen den Ton angegeben hat, und für sie in Dingen, die von einem willkührlichen Geschmacke und einer vielseitigen Beurtheilung abhangen, Muster gewesen ist.

Eine solche Herrschaft einer Nation über andere hat auf dieselben einen ähnlichen Einfluß, als die Macht eines Monarchen oder das Ansehn eines Hofes auf die Sitten in der bürgerlichen Gesellschaft hat.

In der Demokratie sind die Sitten unveränderlicher, und neue Gebräuche finden schwerer Eingang, weil, da jeder sich so gut dünkt, als der andre, auch jeder nur seinen eigenen Geschmack zu seiner Regel macht.

In der Monarchie hingegen ist sowohl die Gleichförmigkeit der Mode zu derselben Zeit, als die Abwechselung der Mode in verschiedenen Zeiten größer, indem alle ihre Blicke auf die Obersten und Ersten des Staats richten, und Aenderungen, die diese aus Einsicht oder Eigensinn machen, wie Gesetze befolgen.

Auf gleiche Weise ist die Herrschaft der Mode bisher nirgends fester gegründet, und ihre Abwechselungen sind nie so häufig gewesen, als in Europa, und in dem Zeitalter, wo mehrere Nationen auf eine, als ihre Lehrmeisterinn und ihr Muster, hingesehen haben, von deren Litteratur bezaubert, und für deren Geschmack mit günstigen Vorurtheilen eingenommen gewesen sind. Denn indem alsdann jede neugierig darnach forschte, was bey dieser geehrten Nation vorgehe, was bey ihr Sitte sey, was ihre Industrie oder ihre Kunst neues hervor bringe; bekamen insbesondere die Großen einer jeden einen neuen Bewegungsgrund, die von dort herkommenden Verfeinerungen der Lebensart und des Costume anzunehmen, weil sie sich dadurch von ihren geringern Landsleuten unterscheiden konnten.

Es erklärt sich aber aus dieser Schilderung der Sachen, warum nach dem Zeugnisse der besten Beobachter in Frankreich, dem Lande, aus welchem andere Völker ihre Moden so lange herhohlten, die Mode weniger gebietherisch herrschte, als bey denen, zu welchen sie durch Nachahmung überging. Dort fiel der Grund weg, welcher den Ausländern die ihnen zugeführten Erfindungen der Galanterie so sehr empfahl. Dort nahm überdies jeder mehr oder weniger an dem Erfindungsgeiste Antheil, durch den sich die Nation auszeichnete, und durch den sie sich das Ansehn in Sachen des

Geschmacks erworben hatte. Es gab bey ihr viele Erfinder und wenige Nachahmer; — also weniger Gleichförmigkeit, welche das Wesen der Mode ausmacht. Endlich sind bey der Nation, deren Moden von ihr selbst erfunden worden, und bey welcher die Gewohnheiten der höhern Stände die allgemeinen nur verfeinerten National-Gewohnheiten sind, diese höhern Stände in Tracht und Sitten von dem Mittelstande weniger unterschieden. Die Mode ist also hier weniger ein Kennzeichen des Ranges. Wenn demnach die Modesucht bey denjenigen Nationen, welche ihre Neuerungen aus der Fremde hohlen, durch zwey Triebfedern unterstützt wird, durch den Stolz der sich unterscheiden, und durch die Eitelkeit, welche gefallen will: so hat dieselbe bey den Nationen, wo diese Neuerungen einheimisch sind, nur die letzte Leidenschaft allein zu ihrer Stütze.

Wenn die alten Völker das, was Mode heißt, weniger gekannt haben; wenn die Asiaten sie noch nicht kennen: so liegt die Ursache darin, daß weder im Alterthum, noch je in Asien, — daß überhaupt zu keiner Zeit und in keinem Welttheile ein System so vieler, so gesitteter und so genau mit einander verbundener Staaten existirt hat, als in den letzten Jahrhunderten in Europa. So wie die öftere Mittheilung der Gedanken, und unter einer größern Anzahl von Menschen einen schleunigern Fortgang der Meinungen hervor bringt: so entstehen auch desto mehr Abwechselungen in Sitten und Sachen des Geschmacks, in einem je größern Bezirke sich die Menschen einander zum Muster dienen.

Ein drittes Gesetz, welches man für die Revolutionen der menschlichen Dinge überhaupt von den Moden abstrahiren kann, ist, daß es in diesen

sen, wie im Laufe der Gestirne, Perioden giebt, wo die Veränderlichkeit derselben stille zu stehn scheint, und andere, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit forteilt. Zuweilen erhalten sich gewisse Moden lange; andere gehen schnell vorüber.

Die Erfindungen in den Moden sind denen in den Künsten und Wissenschaften ähnlich. Die Genies zu denselben werden nicht zu allen Zeiten in gleicher Anzahl gebohren. — Aber das ist noch nicht alles. Zuweilen sind die Wissenschaften bis zu einem gewissen Schlußpunct gebracht worden, wo sie gleichsam ruhen müssen. Man hat nähmlich entweder die Aufgaben, welche seit geraumer Zeit die Welt beschäftigten, aufgelöset; man hat gefunden, was man suchte: und ehe man wieder neue Fortschritte thun kann, müssen erst wieder neue Fragen aufgeworfen, neue Beobachtungen gesammelt werden. Oder eine Reihe kleiner Erfindungen hat sich endlich mit einer großen, welche das Resultat von allen ist, geendigt; die Frucht ist aus ihrem Keime nach und nach hervorgewachsen. Aber nun gehört Zeit und eine Reihe neuer Vorbereitungen dazu, ehe ein neuer Keim sich entwickelt, — ehe eben so merkwürdige neue Aufschlüsse können gefunden werden. Auf eben die Weise gelangen die Moden in Sitten und Kleidungen der Menschen, mitten durch ihre Abwechselungen hindurch, zuweilen auf einen fixen Punct. Man erkennt nähmlich, daß die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit der Sache, nach welcher man bey den mehrmahligen Abänderungen derselben strebte, ohne sie finden zu können, wirklich durch die letztre Neuerung etwas gewonnen habe. Man ist vielleicht auf eine Kleidung, auf eine Form des Hausgeräthes, auf eine Auszierung der Wohnung, eine Anordnung der geselligen Tafel gerathen, die

bequem und schön zugleich ist. Bey solchen Moden ruht, so zu sagen, der veränderliche Genius derselben ein wenig aus, — froh, in seinen zufälligen Würfen etwas wirklich schönes und dem Zwecke gemäßes getroffen zu haben. Es muß einige Zeit vorbeygehn, ehe man über die neue, allgemein gebilligte Tracht oder Gewohnheit so sehr von neuem raffinirt, um Mängel an ihr zu entdecken, oder ehe man des Guten und des Bequemen selbst überdrüssig wird, und anfängt, nur nach einer Veränderung zu verlangen, wenn es auch eine Verschlimmerung seyn sollte.

Die Geschichte der Mode lehrt uns viertens, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden und das Alte verdrängen. Das erste ist, daß sie Aufsehn machen und Widerspruch erregen. Einem großen Theile der Menschen ist das Fremde, das Ungewohnte, an und für sich zuwider. Ein anderer mißbilligt die Eitelkeit, die unter immer veränderten Gestalten von neuem die Augen auf sich ziehn will. Ein dritter hat sich in die alte Mode so hineingeformt, und findet sie seinen besondern Bedürfnissen und Eigenheiten so angemessen, daß er sie sich, als ein Stück der ihm nothwendig gewordnen Bequemlichkeiten, nicht will rauben lassen. — Diese Oppositions-Parthey ist anfangs die zahlreichere: und die gesetztesten, vernünftigsten Leute gehören gemeiniglich zu derselben. Zwar ist es zuweilen auch bey diesen bloßes Vorurtheil, wodurch ihre Mißbilligung veranlasset wird; aber dieses Vorurtheil selbst steht mit der Vernunft in Verbindung. Der Weise nähmlich wünscht Einförmigkeit und Beständigkeit in Kleinigkeiten, um seine Aufmerksamkeit ganz auf das Wichtigere beysammen haben zu können. In Gewohnheiten,

die

die er sich einmahl zu eigen gemacht hat, läßt er sich nicht gern stören, weil eine neue anzunehmen, ihm immer wieder einige Zeit und Mühe kostet.

Indessen eben diese Widersetzlichkeit, welche die Neuerung bey dem größern Haufen findet, verbunden mit dem Beyfall, den sie bey dem kleinern und eitlern erhält, setzt die Gemüther in die Bewegung, wodurch sie zu einer Aenderung vorbereitet werden. Die Sache wird debattirt: viele berathschlagen sich darüber mit sich selbst und mit andern; und die noch nichts von ihr wußten, lernen sie zuerst durch den lauten Tadel ihrer Gegner kennen. Nun dürfen nur die, welche die Mode zuerst aufbrachten, standhaft bey derselben bleiben, — vorgeausgesetzt, daß sie durch ihren Rang oder aus andern Ursachen im Ansehn stehn, — oder das Neue mag etwas gefälliges und angenehmes haben, welches nach und nach die Vorurtheile besiegt: so wird sie am Ende um desto schneller um sich greifen, je mehr sie im Anfange angefochten wurde.

Ich setze noch eine vierte Analogie zwischen der Abwechselung der Moden, und den Fortschritten der Politik, der Wissenschaften, und der Sitten hinzu.

In Meinungen, die keiner Demonstration und keiner sinnlichen Evidenz fähig sind, — und in Sitten, die keinen unwandelbaren Grund und keinen absoluten Maßstab des Guten in unsrer Natur haben, werden immer Verschiedenheiten unter den Menschen entstehn. Diese Verschiedenheiten werden Partheyen erregen: und diese Partheyen werden, nachdem der Gegenstand wichtig ist, oder nachdem die Leidenschaften einer Nation finstrer oder fröhlicher sind, sich entweder hassen, oder sich über einander lustig machen. In der

Religion, in der Philosophie, in der Politik, in den moralischen Grundsätzen, — endlich in den Moden, haben sich die Menschen immer in Factionen getheilt, die mit Waffen der einen oder der andern Art gegen einander zu Felde gezogen sind. Die Folgen davon sind, wenn nicht allemahl verderblich, doch unangenehm, und den Genuß des Lebens und der geselligen Freuden zu vermindern fähig.

Indeß sehen wir auch hier einen Fortschritt zum Bessern; und er ist eben aus der Vervielfältigung der Partheyen, und aus der ungebundnern Freyheit, mit welcher man vom Gewöhnlichen abweicht, entstanden.

So lange man noch wenige theologische und philosophische Meinungen kannte, und jeder über der seinigen, als der einzigen, hielt, wobey Rechtschaffenheit und Glückseligkeit bestehen könnte: so lange war diese Verschiedenheit eine Quelle von Verfolgungen und bürgerlichen Kriegen. Nachdem man alles versucht, alle Arten von Meinungen, auch die ungereimtesten und die kühnsten behauptet, geprüft, widerlegt, und von neuem hervorgesucht hat: — hat man einzusehen angefangen, daß in dunkeln und speculativen Materien gleich vernünftige und gut denkende Leute sehr weit von einander abgehn, — und daß mit allen Systemen ein ehrliches Herz und tugendhafte Gesinnungen bestehen können. Seitdem bringt diese Uneinigkeit der Menschen weniger Haß, und also weniger Unheil hervor.

Auf gleiche Weise, wenn in einer Nation das gesellige Leben gleichsam aufzukeimen anfängt, und die Menschen zuerst auf Kleidung, Putz, Stellungen und Formeln der Höflichkeit, und alles was zum Wohlstande gehört, aufmerksam werden:

den: so ist anfangs die Herrschaft der Gewohnheit sehr tyrannisch. Weil man noch wenig Verschiedenheiten in diesen Dingen kennt, wenig Abänderungen erlebt hat: so scheint das, was einmahl in Absicht derselben eingeführt ist, so gut, als nothwendig zu seyn. Und es ist eine Folge hiervon, daß, wer diese für so heilig gehaltenen Regeln des Wohlstandes nicht kennt, oder übertritt, für einen verächtlichen, oder für einen hassenswürdigen Menschen gehalten wird. Diesen Zwang, diese Pünktlichkeit des Wohlstandes finden wir in den frühern Perioden der Cultur bey allen Nationen, selbst bey der, von welcher wir die Regeln des guten Geschmacks bekommen haben, den Griechen. In Lucians Werken kommt ein Aufsatz vor, wo der Verfasser sich gegen den, an welchen die Schrift gerichtet ist, mit den ausgesuchtesten Gründen darüber entschuldiget, daß er bey einem Morgenbesuche seinen Gönner nicht mit dem rechten Worte begrüßt hatte *). Eben deswegen, weil die Sineser in ihrer Cultur auf dem Puncte, wo das Ceremoniell des Umgangs sich ausbildet, aber noch steif und unnatürlich ist, stehn geblieben sind, haben sie so verwickelte Gesetze des Wohlstandes, und beobachten dieselben mit einer größern Genauigkeit, als die wesentlichsten Pflichten der Moral. Noch jetzt werden wir in allen kleinen Orten, in allen abgelegnen Provinzen, — allenthalben, wo die Geselligkeit schwach, der Umgang eingeschränkt ist, und die Einwohner gegen andere ihrer Zeitgenossen zurück sind, gewahr, daß daselbst ein gegen die eingeführten Wohlstandsregeln begangener Fehler weit härter geahndet, und um nicht von dem Ueblichen abzuweichen, eine weit größere

*) Er hatte ὑγιαίνειν für χαίρειν gebraucht.

größere Behutsamkeit angewandt wird, als in den feinsten Gesellschaften der Hauptstädte. In diesen, die gleichsam die Mittelpuncte der großen Geselligkeit sind, läuft das Rad der Moden und Gebräuche weit schneller um. Der Veränderungen, welche man hier einander folgen und sich verdrängen gesehen, — der Versuche, die man zu Verfeinerungen oder zu Abwechselungen in Sachen des Geschmacks gemacht hat, sind schon so viele gewesen; man ist so oft von dem Natürlichen ins Gezwungene gerathen, und von dem Künstlichern wieder zu dem Natürlichen zurückgekommen, daß man endlich gegen alle Moden, Manieren, Kleidungen, und gegen alles, was keine wesentliche Schönheit oder Schicklichkeit in sich hat, gleichgültiger geworden ist. Aus allen versuchten und wieder verlassenen Thorheiten ist, — so wie in dem vorhergehenden Falle aus der Menge vertheidigter und vergessener Irrthümer zuletzt — zwar nicht allgemeine Uebereinstimmung, — aber allgemeine Toleranz entstanden.

Diese Toleranz beruht darauf, daß man in Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen das Wesentliche vom Willkührlichen, und die Sachen von ihren Zeichen unterscheiden lernt. Man sieht mit der Länge der Zeit durch die Vergleichung der sich häufenden Erfahrungen ein, im geschäftigen Leben sey Klugheit und Rechtschaffenheit — im geselligen ein gebildeter Verstand und Menschenfreundlichkeit das wahre und einzige Nothwendige. Zwar müssen sich diese Eigenschaften durch gewisse äußere Formen in Worten, Geberden und Handlungen ausdrücken. Diese Formen müssen schicklich und verständlich seyn, als Zeichen; sie müssen nicht mißfällig und unanständig seyn, in so fern sie als körperliche Bewegung

in die Sinne fallen; jenes, weil man sonst aus ihnen auf das Innere nicht richtig schließen kann; dieses, weil sonst der Eindruck der geistigen Schönheit durch den sinnlich unangenehmen Anblick verdunkelt wird. Uebrigens sind sie den Sprachen ähnlich, bey welchen vieles willkührlich ist. Je mehr Umgang jemand mit der Welt gehabt hat, desto geschwinder wird er sich an eine ihm fremde Bezeichnung sittlicher Gedanken und Gesinnungen gewöhnen. Dies macht dann am Ende den Mann vom feinsten Wohlstande und der vollkommensten Höflichkeit, wenn, mit dem Besitze jener wesentlichen Gesellschaftstugenden und der Fertigkeit, sie auf die anmuthigste Weise an den Tag zu legen, zugleich Nachsicht gegen andere, und die Bereitwilligkeit verbunden ist, ihren Reden und Handlungen die vortheihafteste Auslegung zu geben.

Noch ist der moralische Gesichtspunct übrig, unter welchem sich die Moden betrachten lassen.

Erstlich, was ist der Nutzen oder Schaden, den sie und die Leidenschaften, die von ihnen erregt werden, — die häufigen Abwechselungen derselben auf der einen, die Anhänglichkeit an ihre Vorschriften auf der andern Seite, — den Menschen und den Staaten bringen? Zweytens, was ist das pflichtmäßige, oder, welches einerley ist, das vernünftigste Betragen der einzelnen Menschen in Absicht der Moden? Welches ist der National-Charakter, der, in Beziehung auf sie, einem Volke zu wünschen wäre?

Die Antwort auf die erste Frage läßt sich aus folgenden Grundsätzen beurtheilen.

Es ist sicher, daß jeder Mensch so viel vollkommner ist, je mehr er alles, was er thut, nach seinem eignen Urtheile thut. Also je weiter die

Herr-

Herrschaft der Mode um sich greift, desto mehr schränkt sie das eigene Urtheil der Menschen ein, desto weniger Wahl, Freyheit und Moralität bleibt in seinen Handlungen.

Wenn der Codex der Höflichkeit bey den Sinesern wirklich so weitläuftig, und von so hohem Ansehn ist, als die Reisebeschreiber sagen; wenn er so viele ihrer Schritte und Handlungen, die bey uns einfach und willkührlich sind, bestimmten und zusammengesetzten Formalitäten unterwirft: so ist er gewiß eines der größten Hindernisse, welche diese so zeitig policirte Nation in ihrem Fortgange zur Vollkommenheit aufgehalten haben.

Auf der andern Seite, da es dem Menschen nicht möglich ist, auf viele Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit zu richten: so ist es eine Erleichterung für den denkenden Mann und den, welcher mit wichtigen Dingen zu thun hat, wenn die unwichtigern schon zum voraus bestimmt sind, oder von der Gewohnheit regulirt werden. Er überläßt sich also gern in gewissen Stücken einer blinden Nachahmung, um in andern desto ungetheilter seinen Verstand und seine Urtheilskraft anwenden zu können. Moden billigt er also aus eben den Ursachen, aus welchen ihm positive Gesetze überhaupt willkommen sind.

Es ist in der That etwas äußerst seltnes, und es läßt sich auch kaum gedenken, daß sehr vernünftige, d. h. nachdenkende Männer (denn, wie kann die Vernunft sich thätig erweisen, als im Denken?) sehr modisch seyn sollten. Die Gelehrten und die Leute von Genie sind von jeher der Vernachlässigung ihres Aeußern, und besonders einer Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten der Zeit beschuldiget worden. Dies

ist

ist auch eine der Ursachen, durch welche sie oft von der Gesellschaft ausgeschlossen worden sind, als welche diese Mängel in Absicht des conventionellen Anständigen oft mehr verachtet, als sie die Vorzüge des Verstandes und der Wissenschaft schätzet.

Es ist ein Hang zu Kleinigkeiten, und eine Aufmerksamkeit auf solche nöthig, wenn man, in Absicht der Stücke, welche unter der wandelbaren Herrschaft der Mode stehn, immer gehörig unterrichtet seyn, und ihre Vorschriften schicklich befolgen soll. Wichtige Geschäfte, ernsthafte Studien entfernen den Menschen immer etwas von den Schauplätzen, wo Luxus und Eitelkeit ihre Muster und ihre neuen Erfindungen aufstellt. Sie wenden überdies die Aufmerksamkeit des Geistes von denselben ab, indem sie das Gemüth mit Gegenständen und Bestrebungen ganz andrer Art anfüllen. Der Mensch, der die öffentlichen Angelegenheiten, oder seine eignen mit Ernst und Eifer verwaltet, der, welcher die Wissenschaften anbaut oder lehrt, und in irgend einem wichtigen, vom Staate ihm aufgetragnen, oder von seiner Lage ihm angewiesenen Berufe dem Publicum zu nutzen, arbeitet, behält unter diesen Umständen weder Gelegenheit, noch Muße, noch Unbefangenheit des Gemüths genug, um die Beobachtungen anzustellen, oder den Fleiß anzuwenden, welche der Mann nach der Mode nothwendig braucht, wenn er diesen Titel mit Ehren tragen soll.

Nicht nur das geschäftige Bestreben, die neusten Moden kennen zu lernen, sondern auch die Nachgiebigkeit des Geschmacks, sie immer schön zu finden, kann nur in einem schwachen Geiste statt finden.

Ein jedes selbst denkendes und lebhaft empfindendes Wesen hat seine Eigenheiten, und läßt sich nicht so schnell in seinen Neigungen durch Andrer Billigung oder Beyspiel lenken, — es sey denn in den Gegenständen, welche außer seiner eigentlichen Sphäre liegen, und gegen die es also gleichgültiger ist. Aber eine Sache für wichtig halten, und doch in ihr sich ganz nach anderer, nicht nach eignem Urtheile richten; — sich viel und lebhaft damit beschäftigen, und doch immer nur durch die herrschenden Meinungen regiert werden, zeigt Schwäche und Kleinheit an.

Dies gehört demnach unter die übeln Folgen häufig abwechselnder Moden, daß sie die Frivolität und den Leichtsinn nähren; daß sie eine unrichtige Schätzung des Werths der Menschen veranlassen; daß sie oft den Weisen von der Gesellschaft entfernen, und dem Thoren darin ein Ansehn geben.

Wo Kleidung und Sitten einfach, gleichförmig und weniger veränderlich sind: da herrscht sicher unter den Bürgern Ernsthaftigkeit des Charakters, und ein gewisser Geist der Gleichheit; aber auch vielleicht weniger Geselligkeit und weniger Industrie. Was für eine reichhaltige Materie wird dem Gespräche entzogen, wenn niemand über die Moden und über die Etiquette Rath geben kann, oder sich Raths zu erhöhlen braucht. Welcher Reitz fehlt den gesellschaftlichen Zusammenkünften, wo die Eitelkeit in neuem und wohlgewähltem Putze nicht mehr wetteifern kann!

Und wie viel weniger Beschäftigung muß die arbeitende Classe haben, wo die Distinctionen des Ranges und des Reichthums sich mehr durch dauernde Kostbarkeiten, als durch oft erneuerten und veränderten Schmuck zeigen!

Es

Es ist oben schon noch eine andre schädliche Seite der Moden bemerkt, daß, da die Reichsten gemeiniglich die Mode bestimmen, (weil sie es sind, auf die der große Haufe sieht), die Abänderungen derselben oft keine andre Absicht haben, als neue Mittel zu suchen, Reichthum zu zeigen. Daher die theurern Moden so oft die wohlfeilern, eben so guten, verdrängen. Und dies hat die schlimme Folge, daß sie die Glücksumstände des Mittelstandes immer mehr und mehr zerrütten, und bey einem zu eiteln Volke den Ruin vieler Familien hervorbringen.

Wenn die Moden unverändert bleiben: so kann Reinlichkeit und Sorgfalt den Unterschied zwischen dem alten Kleide oder Hausgeräthe des Unbegüterten, das nur wohl erhalten worden ist, und zwischen dem neuen des Reichen unmerklich oder doch weniger auffallend machen. Aendert sich aber Schnitt und Form der Sachen: so wird es auf den ersten Augenblick sichtbar, welche von ihnen in der gegenwärtigen Zeit verfertigt worden sind, und welche aus einer ältern herstammen: und der Abstand zwischen dem Reichen, der seinen und seines Hauses Schmuck immer wieder erneuern kann, und dem weniger Vermögenden, der sich mit dem einmahl angeschafften lange Zeit behelfen muß, fällt sogleich ins Auge, als beyde zusammenkommen. Daher wird der Stolz des einen genährt, der andre findet sich gedemüthigt, und die Absonderung zwischen ihnen wird größer. Oder wenn der Aermere der falschen Schaam die Klugheit und die Sparsamkeit aufopfert, und das noch Brauchbare seiner Sachen so oft vertauschen will, als es unmodisch wird: so zieht er sich wirkliche Noth zu, indem er einem Uebel der Einbildung abzuhelfen sucht.

Die Moden, — um diese Betrachtungen unter einfache Gesichtspuncte zusammenzufassen, — sind zu betrachten, entweder insofern sie ein Theil des Luxus, oder insofern sie Producte des Fleißes und der Erfindsamkeit, oder insofern sie Beschäftigungen für die Aufmerksamkeit und Gegenstände der Begierden für die modischen Menschen sind.

In der ersten Beziehung kommt es hauptsächlich auf die Fragen an, 1) in wiefern bey einer Nation die Veränderlichkeit der Moden selbst den Luxus befördere, und wie viel Schuld die erstre habe, wenn der letztre seine Gränze überschreitet. 2) ob der Luxus, der mit größern aber seltner zu erneuernden Kostbarkeiten getrieben wird oder ob der, welcher seinen Glanz und seinen Genuß in der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet, der bessere sey.

Allerdings wird Prachtliebe von der Mode nicht erst erzeugt: aber sie hat ohne dieselbe weniger Nahrung, — sie bleibt mehr eingeschlossen in den Ständen und Familien, die durch ihre Vorzüge im Staate zu schimmern verbunden sind, und vermöge ihrer ererbten Reichthümer alte Kleinodien besitzen. Da der Mensch, der seine alten, ihm längst bekannten Kostbarkeiten zur Schau ausstellt, selbst keinen Genuß von ihrem Anblicke haben kann, sondern lediglich, wenn ihn etwas dabey freut, durch die Eitelkeit vergnügt wird, andern seine Schätze zu zeigen: so wird der Trieb, dieselben zu vermehren, oder neuen Aufwand in Anschaffung ähnlicher zu machen, wenig erweckt. Auch dem Zuschauer und Bewundrer aus dem größern Haufen werden endlich diese Sachen alltäglich. Er sieht ohne das den Besitz derselben als etwas an, welches gar nicht für ihn gehört:

und wenn er nie oder selten Veränderungen darin bemerkt, so wird auch endlich seine Aufmerksamkeit auf dieselben matt, womit seine Begierde also zugleich wegfällt. Hingegen wenn der Reiche an jeder neuen geschmackvollen, oder für geschmackvoll gehaltnen Form seines Putzes und der sein Haus schmückenden Gegenstände, schon im Anschauen derselben sich selbst vergnügt, indem er sich zugleich dadurch geschmeichelt findet, daß er andern zeigt, wie viel er aufwenden könne: so wirken zwey Triebfedern auf ihn, ihn zu einem immer größern und größern Aufwande zu bewegen. Und damit vermehrt sich zugleich der Reitz für andre, ihm nachzuahmen: — wie denn jeder das, was andre seit undenklicher Zeit besessen haben, weit weniger beneidet, und weniger selbst zu haben wünscht, als das, was sie eben jetzt sich anschaffen.

Aber eben hieraus kann man beurtheilen, welcher Luxus an sich der bessre sey. Der mit Ausstellung unveränderlicher, aber sehr kostbarer Dinge getriebne, ist der Luxus roher Völker und barbarischer Zeitalter. Er befriedigt weder die Sinne, noch beschäftigt er die Einbildungskraft. Gold, Silber und Edelgesteine aufzuhäufen, dazu gehört weder Verstand noch Geschmack; und sie vorzuweisen, kann weder ein angenehmes Gefühl erregen, noch das mindeste zu denken geben. Aber der Luxus, der mit den unaufhörlich sich verändernden Producten des Kunst- und des Handwerksfleißes getrieben wird, setzt voraus, daß man über seine Gefühle und Bedürfnisse raffinirt habe, und zieht einen wirklichen Genuß neuer Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten nach sich. Er vergnügt das Auge durch schönere Gestalten, oder erquickt es wenigstens durch den Glanz der Neuheit. Er ist nicht nur ein Werk der Kunst, son-

dern bringt auch Kunstgefühl und die an dasselbe geknüpfte Geistescultur bey denjenigen hervor, für welche er arbeitet. In einem bloß prächtigen, goldreichen Pallaste kann ein ungebildeter, geschmackloser Mensch wohnen. Aber umgeben von allen den fein ausgedachten Bequemlichkeiten, und den mannigfaltig schönen Formen, welche unser modischer Luxus fordert, und immer aufmerksam darauf erhalten durch neue Erfindungen und eine unaufhörliche Veränderung der decorirten Scene, — kann der Reiche unsers Zeitalters nicht ohne alle Bildung des Geistes bleiben, selbst wenn er sich nur dem Genusse des Vergnügens widmet. Es wird nicht ohne Grund von den Großen gesagt, daß sie alle Künste zu wissen scheinen, ohne eine gelernt zu haben. Indem der Kunstfleiß ihnen seine Producte zuerst und in der größten Menge und Abwechselung vorweiset, weil sie sie am besten bezahlen können, bringt er ihnen zugleich Begriffe von unzähligen Dingen bey, die sie zuvor nicht kannten, und bildet ihren Geschmack durch die mannigfaltigen Vergleichungen, zu denen er sie nöthigt. Nie wird also Eitelkeit und Prachtliebe bey einer Nation, die eine einfache und stets gleichförmige Lebensart, wenige Bedürfnisse und unveränderliche Mittel zu deren Befriedigung, — die mit einem Worte keine Moden hat, weder so hoch steigen, noch sich unter alle Stände so weit ausbreiten, — als bey einer, wo der Luxus eben sowohl zusammengesetzter, als durch die Mode abwechselnder ist. Aber nie werden auch jene Leidenschaften der ersten Nation zu ihrer Aufklärung und Bildung so nützlich werden, nie sie zu so vielerley Beschäftigungen des Geistes veranlassen, noch das Fehlerhafte, das in ihrem Wesen liegt, durch gelegentliche gute Folgen so reichlich bey ihr ver-

güten

güten. Dort trennt der Luxus die Stände, hier vereinigt er sie, indem die niedern bald für den Geschmack der höhern arbeiten und ihn bilden helfen, bald ihn nachahmen. Dort dient die Pracht der Großen, die nie verändert, und selten zur Schau ausgestellt wird, nur ihren Stolz zu unterstützen, und selbst den Despotismus zu befestigen, weil das Volk von der Bewunderung des ihm ganz unbekannten und ihm unerreichbaren Prunks, zur Unterwürfigkeit unter den, welcher darin erscheint, leicht übergeht. — Hier wird sie ein Zunder für den Ehrgeiz aller Classen, ein Gegenstand der Untersuchung oder der Nacheiferung,— eine Veranlassung zur Arbeitsamkeit für die eine, zur Kenntniß und zum Geschmack für die andere. — Kurz, wie die Unmäßigkeit im Essen, wenn der Mensch sich mit einer einfachen Speise überfüllt, zugleich unedler, und nach dem Zeugnisse einsichtsvoller Aerzte auch schädlicher ist, als wenn er, durch eine Mannigfaltigkeit von Gerichten und Zurichtungen gereizt, das Maß seines Bedürfnisses überschreitet: so hat die Unmäßigkeit im Aufwande auf die äußere Lebensart überhaupt an sich einen rohern und geschmacklosern Charakter, und einen minder vortheilhaften Einfluß durch ihre Folgen, wenn sie das Prächtige bloß in einzelnen wenigen und nie veränderten Kostbarkeiten, als wenn sie es in mannigfaltigen und stets abwechselnden Verschönerungen der täglichen Bedürfnisse sucht.

Hieraus erhellet zugleich, daß unter dem zweyten Gesichtspuncte, — als Producte der Kunst oder der Handarbeit betrachtet, — die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit selbst der Gesellschaft Nutzen bringen, und den Individuen am wenigsten schädlich werden. Für das bloße Bedürfniß arbeiten nur wenige Hände. Um

die wirklich verbrauchten Sachen wieder herzustellen, oder die abgenutzten Bequemlichkeiten zu erneuern; dazu reicht eine viel kleinere Anzahl fleißiger Menschen zu. Aber wenn auch für das bloße Vergnügen des Auges, das nach Salomo sich nimmer satt sieht, und nie lange an demselben Anblicke sich ergötzt, erfunden und gearbeitet wird; wenn eine veraltete Form den Kleidungen und dem Hausgeräthe allen Werth in den Augen der Reichen und Modischen benimmt, so tauglich und unversehrt auch der Stoff seyn mag: so kann die industriöse Classe im Staate weit zahlreicher werden; sie kann weit ununterbrochner mit Arbeit beschäftigt seyn; und, welches ein Hauptmoment ist, sie gelangt in ihrem Gewerbe zu einer weit größern Geschicklichkeit. Sich noch weiter in die hiermit gränzenden Untersuchungen einzulassen, — ob diese so große Vervielfältigung und Vertheilung der Handarbeiten auch glückliche Menschen mache, so wie sie viele Menschen ernährt: — dies würde von dem Gegenstande dieser Abhandlung zu weit entfernt liegen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß, was die Bevölkerung vermehrt, und diese Vermehrung fortdauernd erhält, auch der Menschheit überhaupt nicht nachtheilig sey.

Die beyden bisher betrachteten Beziehungen der Moden sind eigentlich politische. Und unter denselben zeigen sie sich von ihrer vortheilhaftesten Seite. Der Gesetzgeber, welcher den Luxus aus seinem Staate nicht gänzlich verbannen kann, wird ihn lieber in mannigfaltige Arten, und unter eine große Anzahl von Gegenständen vertheilt, als ihn auf einige wenige concentrirt, — ihn lieber in immer veränderten Gestalten sich gleichsam erneuern und fortpflanzen, als in einer einzigen unveränderten fortdauern sehen. Er wird den Hang zu

Dingen

Dingen, welche die Kunst hervor bringt, und welche nur durch ihre Form und die Fabrication kostbar werden, bey seiner Nation lieber sehn, als die Begierde nach den bloßen kostbaren Natur-Producten und Sachen, deren Werth lediglich in ihrem Stoffe liegt, dergleichen Gold, Silber und die edlern Steine sind. Und beyde Wünsche erreicht er leichter, wenn in den Bequemlichkeiten und in der Lebensart bey seinem Volke, die einen immer etwas neues erfinden, und die andern es nachmachen; alle aber einander ähnlich seyn wollen, indeß sie sich zugleich nach Veränderung sehnen; das heißt, wenn es Moden und modische Leute unter ihm giebt.

Aber in dem Verstande und Herzen der einzelnen Menschen, welche von der Mode beherrscht werden, ist die Wirkung derselben zweydeutiger.

Der erste Umstand, der hierbey in Betrachtung kommt, ist, daß die Mode die Dinge, welche die Begierden reitzen, so erstaunlich vervielfältigt.

Bey jedem Wechsel in den Methoden, oder in Werkzeugen zu der Befriedigung unserer Bedürfnisse, werden die letztern immer zugleich erweitert. Durch eben das Raffinement, welches neue Formen des alten Putzes ausfindig macht, kommt man auch bald auf ganz neue Arten des Schmuckes. Indem wir die Geräthe unsrer Wohnungen und unsrer Tafeln oft erneuern, lernen wir Bequemlichkeiten und Zierrathen beyder Arten kennen, die wir zuvor gar nicht begehrten. Das Gefühl, das beym Alten nach und nach stumpf wird, erwacht und belebt sich wieder bey dem Neuen; und so wird es in der Nation, die stets neue Moden hat, nach und nach immer zarter und weichlicher, — unterscheidet das Angenehme und

Unangenehme immer genauer, und fordert immer vielfachere und sorgfältigere Anstalten zu seiner Befriedigung. Die Moden gehn daher immer von dem Einfachern zu dem Künstlichern und Zusammengesetztern fort; und die Menge der Dinge vermehrt sich täglich, welche zu besitzen, oder mit denen sich auszuzieren für den Mann nothwendig wird, der, auch im besten Sinne des Worts, ein Mann nach der Mode seyn will.

Wie sehr werden dadurch die Gegenstände der sinnlichen Begierden vervielfältigt, und wie sehr also auch die Veranlassungen zu allen den unsittlichen Leidenschaften vermehrt, zu welchen jene Begierden Anlaß geben, sobald sie entweder unzeitig, und den Glücksumständen des Menschen nicht angemessen, oder unmäßig sind! Die großen Vorwürfe der Habsucht und des Ehrgeitzes biethen sich nur selten dar. In Zeitaltern und bey Nationen, wo die Menschen beynahe darauf eingeschränkt sind, sich Ländereyen und Geld, oder Herrschaft zu wünschen, und die in ihre täglichen Haushaltung Einförmigkeit und Einfalt haben, kann das Gemüth der Menschen zuweilen ruhig werden, und hat, wenn edlere Anlagen der Wißbegierde oder der Tugendliebe in ihm sind, Zwischenzeiten, wo es, von niedrigen Wünschen ungestört, an der Erreichung dieser Zwecke arbeiten kann. Aber in einer Nation, wo der Luxus der Moden eingeführt, und dieser in alle Theile des einsamen und des geselligen Lebens eingedrungen ist: da ist die Anzahl der Dinge, welche die Begierden der Menschen reitzen, unendlich; und jeder Tag bietet ihnen etwas neues dar, wonach sie entweder mit Heftigkeit streben, oder dessen sie mit Unzufriedenheit entbehren. Bald macht uns ein modisches neues Putzstück, bald ein geschmackvolleres

volleres oder bequemeres Meubel lüstern und unruhig. Der, welcher heute mit der Auszierung seines Hauses, oder mit den Anstalten zu seinen künftigen Gastgebothen eben fertig geworden ist, lernt morgen vielleicht in den Häusern der noch reichern und vornehmern Leute, als er ist, oder in den Magazinen der Manufacturisten und Kaufleute schönere, oder doch neumodischere Modelle von allem dem, was er angeschafft hat, kennen; und nun ist ihm seine ganze Herrlichkeit auf einmahl verleidet. Er muß entweder durch neuen Aufwand die entdeckten Lücken seines Apparats ausfüllen und diese Flecken wegwischen, oder er muß mit Mißvergnügen und einiger Schaam dasjenige behalten und anderer Augen zeigen, was ihm nun weder selbst mehr das gehoffte Vergnügen macht, noch bey andern die erwartete Ehre bringt. Da nun, vermöge des unaufhaltbaren und nie versiegenden Stroms der Mode, dieser Veränderungen kein Ende ist; — da alle diese mannigfaltigen Gegenstände der Begierden unsern Bestrebungen, sie zu erreichen, stets zuvorlaufen, indem die industriösen Menschen vieler Länder schon immer wieder arbeiten, neue Wünsche in uns zu erregen, indeß wir noch beschäftigt sind und Geld aufwenden, um die alten zu befriedigen: wie wäre es dann den Menschen, die in dieser Atmosphäre leben, und von dem Hange zu modischer Eleganz angesteckt sind, möglich, je ein ganz freyes und unbekümmertes Gemüth zu haben?

Diese Gegenstände der Begierden, welche das modische System der Europäischen Lebensart aufstellt, sind erstaunlich zahlreich: und sie sind zugleich klein. Das ist ein zweyter Umstand. Sie beschäftigen den Geist der Menschen, deren Aufmerksamkeit einmal auf sie gerichtet ist, unaufhör-

lich, aber nie oder selten sehr stark und lebhaft. Sie entzünden alle Augenblicke kleine Aufwallungen von Begierde oder Unmuth, aber sie erregen selten große Leidenschaften. Sie machen also den Geist zugleich klein, indem sie ihn beunruhigen.

Vielleicht vergüten sie den Schaden, welchen sie thun, indem sie noch größere Uebel verhüten. Vielleicht ist es dieser zusammengesetzte und veränderliche Luxus unsrer Tage, welcher dazu beyträgt, uns andre Tugenden und andre Laster zu geben, als die Alten hatten. Er hat nähmlich alle die Wirkungen aufs Gemüth, welche die auf vielerley Gegenstände zerstreute oder von einer Kleinigkeit zur andern übergehende Aufmerksamkeit hervorbringt. Dadurch werden zugleich die Begierden gleichsam getheilt; und concentrirte, und also sehr gewaltsame und wüthende Leidenschaften kommen seltner zum Vorschein. Auf der andern Seite aber wird das Gemüth auch eben so unfähig, sich den ernsthaftern Angelegenheiten des Berufs oder der Pflicht mit ungetheilter Kraft zu widmen; oder sich von der Herrschaft der Begierden, die der Verfolgung seiner edlern Endzwecke im Wege stehn, ganz los zu machen. Vielleicht giebt es in einer Nation, die mit Kleidung, Ameublement und Equipagen, und endlich mit der Etiquette sehr viel zu thun hat, — weniger Menschen von einem brennenden Ehrgeitze, oder von einer unauslöschlichen Rachsucht. Aber die ganz uneigennützigen und unbestechlichen Patrioten, die, welche ihr ganzes Leben dem gemeinen Besten aufopfern, und mit ihm allein beschäftigt sind, werden in derselben eben so selten seyn.

Die Mode ist aber nicht nur eine Verführerinn, die in uns beständig neue Begierden entzündet: sie ist auch eine Gesetzgeberinn, die uns vor-

vorschreibt, was wir thun oder lassen müssen, wenn wir auf einen gewissen Grad der Achtung in der Gesellschaft Anspruch machen; sie ist eine Richterinn, welche unsern und andrer Werth in unsern Augen entscheidet. In diesem dritten Gesichtspuncte kann sie den Individuen nicht weniger nachtheilig werden.

Schon ist überhaupt die Pünctlichkeit in Kleinigkeiten, (und das ist der Charakter des modischen Mannes), etwas, welches den Geist der Menschen erniedrigt und verengt, indeß es sein Leben beschwerlich macht. Die menschlichen Handlungen sollen, von Rechtswegen, durch Pflicht und Gesetze nur in großen Sachen gebunden seyn, wobey es auf Wohl und Weh der Gesellschaft, auf Ausbildung oder Verschlimmerung des Gemüths ankommt: aber bey kleinen sollen sie frey, und dem auf der Stelle gefällten Urtheile, und der individuellen Willkühr eines jeden überlassen bleiben. Der modische Luxus kehrt es um: er giebt sehr bestimmte Regeln für das Aeußre des Anzugs, für die Anordnung der Zimmer, der Tafel, der Equipagen, für die Art der Bewirthung bey jeder feyerlichen oder fröhlichen Zusammenkunft und — welches das schlimmste ist, — er ändert diese Regeln oft ab, obgleich immer mit gleich strenger Forderung des Gehorsams gegen die, welche eben gelten; aber er macht dafür oft die öffentliche Meinung nur allzu nachsichtig gegen Handlungen, wobey wirkliche Gesetze des Landes oder der Moral übertreten werden.

Eine Sache, welche auf hunderterley Art geschehen kann, nur auf eine einzige Art thun zu müssen: eine, welche vielerley gleich zweckmäßiger Gestalten fähig ist, nur in einer einzigen sehen zu wollen: ist an sich ein Vorurtheil, und ein Eigensinn.

sinn. Und wer an vielen solchen Vorurtheilen klebt, ist schon dadurch von der richtigen und soliden Denkungsart abgewichen, welche den vernünftigen Mann unterscheidet; hat dadurch schon sein Gemüth überhaupt dem leeren Wahne, der Einbildung und der Laune geöffnet. Aber wenn er nun noch in seinen Gedanken eine besondre Ehre damit verbindet, jene so willkührlich bestimmte Art und Gestalt zu wissen und nachzuahmen; wenn er sich deswegen über andre erhebt, weil er in diesen Puncten besser unterrichtet, und weil er in ihrer Beobachtung genauer ist; wenn er geneigt ist, diejenigen geringer zu schätzen, oder sich von denen zu entfernen, die, unwissender oder gleichgültiger in Absicht der Gesetze der Mode, sie öfter als er übertreten: denn verschlimmert er sowohl seinen Charakter, als seinen Zustand. Indem er sich einen ganz falschen Maßstab des Werths macht, hindert er sich in der Arbeit an seiner eignen Vollkommenheit, und beraubt sich des Genusses und des Vortheils, den ihm die Vollkommenheiten andrer gewähren würden.

Aus dem Triebe der Geselligkeit sind, wie ich oben gesagt habe, die Moden entstanden. Um andrer Menschen willen putzt man sich, nicht für sich selbst. Um der Gesellschaft willen, die man in seine Zimmer führen will, ziert man sie mit kostbaren Meubeln aus. Was soll uns mehr mit andern Menschen verbinden, als unsre Tafel? Nur um ihnen einen angenehmen Anblick, oder uns vor ihnen durch unsre Einrichtung Ehre zu machen, nehmen wir zu ihrer Besetzung so viele Künste zu Hülfe, und sind dabey so genau in Beobachtung aller Gesetze der Mode. — Aber eben diese mannichfaltigen Zierrathen und Vorkehrungen, welche bestimmt waren, das gesellschaftliche

liche Leben angenehmer zu machen, und durch einen neuen Reiz, den sie dem Umgange geben, die Menschen öfter und näher zusammenzubringen, haben, indem sie zu zahlreich, zu künstlich, und besonders zu veränderlich geworden sind, und ein zu gesetzgeberisches Ansehn erworben haben, das gesellschaftliche Leben beschwerlich und mühsam gemacht, den Umgang von seinem wahren Endzwecke, der Austauschung der Ideen, abgelenkt, die Menschen von einander getrennt, und den Saamen zum Neide und zum Stolze, zwey der ungeselligsten Leidenschaften, unter sie ausgestreut.

Zwischen den Menschen von verschiedenem Stande und verschiedenem Vermögen ist dadurch eine größere Scheidewand aufgestützt worden. Reichthum und Rang geben dem, welcher sie besitzt, einen entschiedenen Vorzug in allen Artikeln des modischen Luxus: der Rang, insofern er den Menschen den besten und glänzendsten Mustern näher bringt; der Reichthum, insofern er ihn in den Stand setzt, sie nachzuahmen. Der Einfluß hiervon erstreckt sich, so wie der Luxus selbst, auf alle Theile des menschlichen Lebens, und erhält also den Abstand jener Classen beständig sichtbar. Diese Scheidewand, die durch lauter Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die in die Augen fallen, oft Leute von einander trennt, die nach ihren innern und wesentlichen Eigenschaften gemacht waren, Freunde zu seyn, ist ein großes Uebel. Aber es ist dem Luxus nicht allein zuzuschreiben, da der Grund dazu schon in den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft liegt. Die Hindernisse hingegen, die durch ihn der Umgang auch bey denjenigen Menschen leidet, welche Stand und äußere Verhältnisse mit einander verbunden haben, kommen ganz auf seine Rechnung. Er ist es, welcher

cher die Zurüstungen dazu so weitläuftig und mühsam gemacht hat, daß die Sorge dafür oft das gesellige Vergnügen selbst, wozu sie abzwecken, vernichtet, und fast immer vermindert. Wie viel hat nicht der gastfreye Mann, welcher modische Leute in seinem Hause bewirthen will, — zu bedenken, zu veranstalten, anzuordnen! — Wie viel hat er nicht bey aller seiner Kenntniß des Ueblichen, und bey seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit von der Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Bedienten zu befürchten! Aus einem Gegenstande der Lust ist eine Sache der Eitelkeit geworden; und wo Eitelkeit ist, da ist Kummer und Sorge. Unter der Herrschaft der Moden und der Etiquette tritt jeder, wenn er in Gesellschaft erscheint, oder wenn er Gesellschaft zu sich einladet, gleichsam auf einen Schauplatz von Zuschauern auf, deren Beyfall er einärnten will, deren Tadel und Satyren er sich aber zugleich Preis giebt. Jeder ist mit sich beschäftigt, um nicht Blößen zu geben, oder mit andern, um ihre Blößen auszuspähen. Die Aufmerksamkeit aller wird auf Nebensachen gezogen, und die Hauptsachen im Umgange, das vertrauliche Gespräch, die Mittheilung der Gedanken, die Ergießungen des Herzens sind oft so gut als vergessen.

Das gilt von dem Modischen in den Sachen, die man um und an sich hat, daß gilt von dem Modischen in dem Anstande und dem Betragen, welches einen Theil von uns selbst ausmacht. In derjenigen Gesellschaft, die diesen Anstand am feinsten gleichsam ausgearbeitet, und ihn den meisten und den bestimmtesten Regeln unterworfen hat, wird es oft für ein größeres Verdienst gehalten, diese Regeln zu wissen, und mit Geschicklichkeit und Leichtigkeit beobachten zu können, als

einen

einen ausgebildeten Verstand und ein gutes Herz zu haben. Man nennt das erstere Welt haben. Zwar wenn diese Conventionen wohl ausgedacht, wenn die Regeln des Ueblichen so geschmackvoll gewählt sind, wie dies in den obersten Classen cultivirter Nationen am ersten zu erwarten steht, so bekommt allerdings der Mann, dessen Sitten sich nach denselben gebildet haben, dadurch einen gewissen Glanz, der alle seine andern persönlichen Vorzüge ins Licht setzt, und auch in Ermangelung derselben an sich noch gefällt. Es ist also die Achtung nicht grundlos, die man jener Eigenschaft bezeigt. Aber die übertriebene Schätzung derselben ist ohne Zweifel ein Hinderniß größerer Tugenden. Indem die adliche Jugend den verdienstvollen Mann, dem es an diesem Firnisse der Weltsitten fehlt, zurückgesetzt, und andere dadurch allein mitten unter dem Genusse aller Arten von Vergnügungen ohne Wissenschaft und Arbeitsamkeit ihr Glück machen sieht: so wird ihr Hang zur Frivolität genährt; das Motif, welches sie zu ernsthaften Bemühungen antreiben sollte, wird geschwächt, und die feine, artige, modische Welt wird eben durch das, was sie in allen diesen Puncten vollkommner macht, in dem, was den wahren Werth des Menschen bestimmt, unvollkommner und schlechter.

Kein Stand aber ist, dem der Hang zum Modischen so sehr schadet, und bey welchem dieser Luxus dem Glücke und der Ruhe der Menschen so gefährlich wird, als der Mittel- oder der gute Bürgerstand.

Die Galanterie, in den Moden sowohl, als in den Sitten, hat ihren eigentlichen Sitz an Höfen und beym Adel, wo ererbter Reichthum und ererbte Würde mit Muße und dem Triebe nach

Ver-

Vergnügungen zusammen kommen. Hier kann sie sich am geschmackvollsten ausbilden, weil die vorzüglichsten Muster, die besten Producte der Kunst und des Fleißes dieser Classe von Menschen, die Geld und Ehre zugleich auszutheilen hat, am ersten zugeführt werden, und unter ihr, wegen des allgemeinen und ununterbrochnen Zusammenhangs derselben, geschwinder in Umlauf kommen. Hier kann die Beschäftigung damit weniger Uebel anrichten und weniger Gutes stören, theils weil sie den Großen leichter wird, und ihnen weniger Mühe und Zeit kostet, theils weil sie dieselben schon völlig müßig, oder nur mit den Angelegenheiten der Haushaltung und der Regierung beschäftigt vorfindet, zwey Gegenstände, wovon der eine viele Unterbrechungen leidet, der andere vielen Umgang mit Menschen erfordert. Der höhere Bürgerstand, welcher jener obern Classe nahe genug ist, um ihren Staat und Putz sowohl, als ihre Sitten kennen zu lernen, und dessen Eitelkeit immer aufgeregt wird, beyde nachzuahmen, ist doch in einer viel ungünstigern Lage, um in beyden zu einer gleichen Vollkommenheit, mit eben so wenigen Inconvenienzen, zu gelangen.

Er ist auf der einen Seite nicht so leicht im Stande, sich von allem, was modisch und galant, was in jeder Sache die neuste Erfindung und die anständigste Sitte sey, zu unterrichten. Er sieht nicht so gute Muster, sieht sie nicht so beständig, und lernt die Veränderungen, die in den Meinungen der Menschen vom Anstande, oder in den Arbeiten und Producten ihrer Industrie vorgehen, nicht so geschwind kennen. Es sind also gemeiniglich bey seiner Einrichtung Lücken, es sind in seinen Sitten Widersprüche. Die verschiedenen Theile seiner Haushaltung, so wie die Gewohnheiten

heiten seiner Etiquette, passen selten vollkommen zu einander. Seine und der Seinigen Kleider sind vielleicht prächtig und ausgesucht modern, und seine Wohnung ist gemein und altväterisch ausgeziert: oder seine Zimmer sind glänzend, und sein Tisch ist bürgerlich; oder die Tafel ist mit einem lästigen Ueberflusse besetzt, und die Gäste werden übel bedient. — Gemeiniglich lernt der wohlhabende Bürger die Etiquette und den Luxus der vornehmen Welt erst nach und nach kennen; so wie sein wachsender Reichthum ihn in den Stand setzt, mehr zu kaufen, oder seine zunehmenden Verbindungen ihm Gelegenheit geben, mehr zu sehen. Eben so stufenweise also staffirt er sich und seine Haushaltung aus. Fast immer bleiben daher noch Spuren des ersten Zustandes, von dem er ausgegangen ist, zurück. Das Alte und das Moderne, das Gemeine und das Vornehme mischt sich bey ihm mehr, als bey demjenigen, der schon in einem üppigen und auf modischem Fuße lebenden Hause gebohren und erzogen ist. — So sind auch oft die Ausdrücke seiner Politesse. Er ist vielleicht pedantisch genau in Beobachtung gewisser Regeln guter Lebensart, und übersieht andre, oder verbindet zuweilen eine zu demüthige Höflichkeit mit einer falsch angebrachten Würde.

Sobald eine bürgerliche Familie Anspruch darauf macht, genau modisch zu seyn: sobald ist die größere Schwierigkeit, welche sie hat, dazu zu gelangen, und das öftere Mißlingen der Bemühungen, die sie darauf wendet, für sie eben so wohl eine Quelle von Sorgen und Mißvergnügen, als eine Veranlassung zu Fehltritten. Entweder wird ihr häusliches und gesellschaftliches Vergnügen gestört, indem sie, bey der größten Aufmerksamkeit auf die Beobachtung des Anständigen und

des Ueblichen, sich doch alle Augenblicke in Gefahr sieht, dasselbe zu verfehlen: oder, wenn sie allen Rost des Alterthums und des bürgerlichen Wesens von sich abreiben, und sich durchaus und gänzlich moderniſiren will, so wird sie zu einem Aufwande genöthigt, und zu Zerſtreuungen veranlasset, die ihrem Wohlſtande oder der Tugend ihrer Glieder nachtheilig ſind.

Denn nun kommt noch der zweyte Umſtand in Betrachtung, der dem bürgerlichen Mittelſtande das modiſche Weſen nachtheilig macht. Der größte Theil dieſes Standes hat ſeine Zeit mit Geſchäften beſetzt, die Brot bringen ſollen. — Er iſt nicht dazu beſtimmt, bloß ſeinem Vergnügen nachzugehn: er ſoll arbeiten, und iſt zum Arbeiten gewöhnt. Bleibt er dieſem ſeinem Berufe getreu, ſo wird ſeine Galanterie unfehlbar darunter leiden. Es bleibt ihm alsdann nicht Müße genug übrig, auf alle Forderungen der feinen Lebensart zu denken, alle dazu nöthigen Dinge anzuſchaffen, oder ſich die dazu nöthigen Fertigkeiten zu erwerben. Ueberdies geben alle bürgerlichen Geſchäfte dem Menſchen einen gewiſſen eignen und charakteriſtiſchen Geiſt, und Sitten, die damit zuſammenhängen, — die aber von den eigentlich modiſchen Sitten der feinern und vornehmen Welt abweichen. Mit den Sitten ſteht hinwiederum der Geſchmack in Verbindung: — und ſo wird der gute und ſeine Pflicht erfüllende Geſchäftsmann, wenn er doch zugleich der Mann nach der Mode ſeyn will, ſich ſelbſt und ſeine Haushaltung immer mit Unzufriedenheit betrachten. — Geht er aber aus ſeiner Sphäre gänzlich heraus, um ſich in eine höhere zu erheben; entzieht er ſich den Geſchäften und widmet er ſich der Frivolität und dem Luxus, um nur vollkommen

men artig zu werden: wie oft bereitet er alsdann nicht sein und der Seinigen Verderben vor? Oder, wenn er auch sein Vermögen nicht verschwendet, so bildet er doch selten seinen Geist auch nur so gut aus, als Ueppigkeit und gesellschaftliches Wohlleben die Höfe und die vornehme Welt ausbildet. Der Mittelmann muß zwischen Arbeit und Gesellschaft seine Zeit theilen, oder er muß sich gefallen lassen, auch mit schlechten und sittenlosen Menschen umzugehen. Seine Classe biethet nicht genug wohlhabende und wohlerzogne Müssiggänger dar, um einen großen Kreis von eleganter Gesellschaft auszumachen. Will er also immer unter modischen Zerstreuungen leben: so muß er auch die Unbesonnenen, die Verschwender, die Liederlichen seines Standes, oder die der vornehmern Stände, mit in seinen Umgang ziehn. — Und so verschlimmert er sein Inneres, seinen Kopf und sein Herz, indem er sein Aeußeres glänzend machen will.

Die letzte Folge aus der Vervielfältigung modischer Bequemlichkeiten und modischer Zierrathen, und aus der auf den Besitz beyder gerichteten Sinnlichkeit und Eitelkeit der Menschen, ist die Liebe zum Gelde und die Hochschätzung des Reichthums.

Wenn der Wünsche viele sind, die man mit Hülfe des Geldes befriedigen kann; wenn diese oft vorkommen; wenn deren Befriedigung eben so wohl den Weg zur Achtung und zum Ansehn, als den zum sinnlichen Genusse bahnt: so muß man nothwendig nach und nach anfangen, das Geld als das vornehmste Mittel zur Glückseligkeit, und als die solideste Basis der Ehre anzusehen. Jene Bedingung wird durch den Luxus der Moden erfüllt. Für Geld kann man alle die Sachen, wel-

che zu einer eleganten Haushaltung gehören, haben. Mit Gelde, wenn man desselben viel besitzt, kann man sich sogar den Geschmack gewissermaßen erkaufen, indem man entweder die Künstler und Kenner bezahlt, die uns denselben lehren, — oder indem man so vielmahl seine Einrichtung verändert, und so mannigfaltige Sachen anschafft, bis man durch die immerwährende Vergleichung auch endlich sein Urtheil berichtiget. — Modischer Luxus ist es hauptsächlich, der den Reichthum gleichsam sichtbar macht, und ihn aus den Kästen seines Besitzers vor die Augen des Publikums bringt. Dadurch allein aber kann er zu einem Mittel werden, sich Ansehn zu verschaffen. Die Bewegungsgründe sind alsdann verdoppelt, welche der Liebe zum Gelde ihren Ursprung geben.

Zwar finden wir, daß auch bey denjenigen Nationen die Geldbegierde statt findet, welche sich nur wenige Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für ihr Geld zu verschaffen wissen, und weder in ihren Erfindungen, noch in ihrem Geschmacke Fortschritte machen. So unverändert das türkische Costume, so wenig zahlreich ihr Hausgeräthe, so einfach und abwechselungslos ihre ganze Lebensart und häusliche Einrichtung ist: so gehören dessen ungeachtet Geitz und Gewinnsucht unter die Charakterzüge dieser Nation. Selbst der Tartar, in dessen Gezelte, außer seinem Pferdeschmucke und seinen Waffen, wenig andere Dinge des Bedürfnisses oder der Pracht Platz finden, ist deswegen nicht ohne Begierde, Geld zu sammeln; und wenn er es nicht zu brauchen weiß, so vergräbt er es, und ist mit dem bloßen Bewußtseyn eines andern Menschen verborgnen und ihm unnützen Schatzes zufrieden.

Vielleicht verhält sich die Sache so, daß die Begierde nach Eigenthum einer der ältesten und der natürlichsten Triebe des menschlichen Herzens ist, der sich zuerst bloß auf die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Mangel gründet. Dieser Habsucht des rohen uncultivirten Menschen macht die Entdeckung neuer Bedürfnisse gleichsam eine Diversion. Die Begierde wird auf mehrerley Gegenstände gerichtet, und verliert also etwas von ihrer ersten Heftigkeit, die ihr eigen war, da sie nur noch einen einzigen hatte. Auf dem Fortgange der Cultur giebt es einen Zeitpunkt, wo die Menschen an Kunst, Schönheit und dem Anständigen Geschmack gewinnen, und doch noch einfach in ihrer Lebensart sind; — wo sie den geselligen Umgang und Reinlichkeit lieben, aber noch die Pracht verschmähen, und ihr Wohlleben aus wenigen Genüssen zusammensetzen. — In dieser glücklichen Periode, welche die Griechen um die Zeit des Sokrates erreicht zu haben scheinen, ist der Umgang der Menschen mit einander der freyste und traulichste, und der Genuß des geselligen Lebens am reinsten. Die Menschen gesellen sich dann zusammen nach den Aehnlichkeiten, die sich zwischen ihren Charakteren oder den Gegenständen ihrer Wißbegierde finden, nicht nach der Aehnlichkeit ihres Aufwandes, ihrer Moden und ihrer Etiquette. — Der Geist wird unter ihnen durch Ehrbegierde, Gefühl des Schönen, und gesellige Freuden abgelenkt von dem trocknen und seelenlosen Geschäfte des Geldsparens und Gelderwerbs; und wird doch noch nicht, durch eben diesen Ehrgeitz und eben diese Geselligkeit, wieder auf die Begierde nach Reichthum zurückgeführt. — Dies letztere geschieht am Ende der verschiedenen Perioden der Cultur, wenn während derselben sich der

Luxus immer mehr vervielfältigt hat, indeß der Geschmack aufs äußerste verfeinert worden ist, nach welchem Verhältnisse dann auch die Moden häufiger abwechseln und ihre Herrschaft auf mehrere Dinge verbreiten. Dann kann man mit andern Menschen nicht anders zum Umgange sich vereinigen, als wenn man in allem Flitter des modernen Putzes gleich ihnen schimmert. Der, welcher seiner Haushaltung diesen Glanz nicht geben kann, hält sich selbst der Vertraulichkeit mit denjenigen, welche davon umgeben sind, nicht würdig, oder wird von ihnen zurück gestoßen. Gleichviel eingebildete und erkünstelte Bedürfnisse, und einen gleich großen Vorrath von Hülfsmitteln zu ihrer Befriedigung haben: das ist das Band, welches die Menschen an einander knüpft, und von dem übrigen Haufen absondert. — Diejenige Achtung, welche dem Menschen den Eintritt in die beste Gesellschaft seines Wohnorts verschafft, hängt, unter diesen Umständen, guten Theils von der modischen Eleganz und Artigkeit seines Aeußern und seiner Haushaltung ab. Und da diese nur von dem, welcher den dazu nöthigen Aufwand zu machen im Stande ist, erlangt werden kann; von dem aber, welcher viel darauf wendet, auch leicht erlangt wird: so erwacht nun die Begierde reich zu seyn, von neuem in aller Herzen, selbst in den Herzen derer, welche den gebildetsten Verstand haben, und die Gegenstände geistiger Unterhaltung am besten kennen.

Mit der Begierde nach Eigenthum fangen die Menschen ihre Thätigkeit an; die Begierde nach Gelde scheint unglücklicher Weise eine der letzten Leidenschaften zu seyn, in die sich alle andern auflösen.

Noch ist unter den oben angegebenen Puncten der Untersuchung der letzte zurück, — die Bestimmung der Regeln, welche die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vorschreibt.

Zwar Nationen in irgend einer Sache, und vornehmlich in dieser, Regeln zu geben, ist vergebliche Mühe. Es ist keine, in welcher die Entscheidung so ganz demokratisch geschähe, und so wenig durch die Vorstellungen einzelner Personen gelenkt werden könnte. In keiner kommt es so sehr auf die allgemeine Denkungsart, und zwar auf die Denkungsart mehrerer Länder zugleich an. So wie die Moden, durch die Mittheilung der Gewohnheiten und Erfindungen des einen Volks an das andere entstanden: so richtet sich auch der Geschmack an denselben, und die Leidenschaft, mit welcher sie gesucht werden, nach Gesetzen des Anstandes, in welchen die Meinungen und Gesinnungen dieser mit einander correspondirenden Nationen sich gleichsam vereinigen. Das Gesetzbuch der Mode ist, wie das der Ehre, ein allgemeines Gesetz für ganz Europa, und muß, wenn es Verbesserungen bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden. Die Reformen, die man in einem Lande allein zu machen versucht, indeß die andern dem alten System ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange bestehen.

Der Moralist kann also nur sagen, welcher Charakter, nach seiner Meinung, einer Nation zu wünschen wäre. Er kann sich das Ideal eines Volks entwerfen, welches zu gleicher Zeit Genie und Erfindungsgabe mit Einfachheit in den Sitten und Mäßigung in den Begierden besitze, — welches in allem, was wahre Bedürfnisse, und die Werkzeuge zu nützlichen Verrichtungen betrifft,

neue und bessere Methoden ohne Unterlaß erdenke, und in dem, was bloßer Putz ist, und nur durch die Kostbarkeit gefällt, die Unveränderlichkeit und die Einfalt liebe; — das Ideal eines Volks, das für seine Bequemlichkeiten, und denjenigen Sinnengenuß, der mit dem Wohlgefallen am Schönen, und mit den moralischen Empfindungen zusammenhängt, sehr große Empfindlichkeit habe, und für beyde viel arbeite, versuche, erfinde; — aber das dem bloßen Eigensinne der Gewohnheit, der Prachtliebe der Eitelkeit so wenig als möglich einräume, und auf ihre Erfindungen so wie auf ihre Entscheidungen wenig Werth lege. Er kann sich vorstellen, daß diese Nation frey und ungebunden in ihren Sitten, und doch zugleich artig sey, viel wahre Höflichkeit und wenig Etiquette habe; — und das Anständige der äußern Sitten mehr in dem wahren und warmen Ausdrucke guter Gesinnungen, als in der Beobachtung conventioneller Regeln suche; — daß bey ihr die Sitten und der Luxus der Großen keine solche Unterscheidung verursachten, wodurch der rechtschaffene und verständige Mittelmann von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen würde; — und daß endlich dieser letztere weder durch den Mangel an modischer Eleganz gedemüthigt, noch durch übelgelingende Versuche, sie zu erlangen, beunruhiget, — mit seiner einfachern Lebensart doch Würde zu verbinden wisse.

Aber was kann er thun, um das Ideal realisiren zu helfen? Nichts als auf sich selbst und die einzelnen Personen zurück zu gehn, auf die er durch seine Vorstellungen Einfluß zu haben hoffen kann, und zu untersuchen, was ihm und seines Gleichen die Pflicht befiehlt und die Klugheit anräth. Nur dadurch verbessert sich das Sittliche der

Natio-

Nationen, indem die Individuen, jedes für sich, das Ziel der Vollkommenheit aufsuchen, und darnach hinstreben.

Die bekannteste, und in der That die nothwendigste Regel für diese in Absicht der Moden ist, nicht zu langsam und nicht zu schnell den Abwechselungen derselben zu folgen; — weder durch Alterthum, noch durch Neuheit, sich in seinem Aeußern auszuzeichnen. Es verräth eben so sehr einen Geist der Kleinigkeiten, ein Verdienst in den Widerstand zu setzen, den man der Einführung unbedeutender Aenderungen, im Ueblichen der Kleidung oder des Betragens thut, als sich mit der schnellen Nachahmung derselben zu brüsten. Ist es Eigensinn oder Nachlässigkeit, welche unsern Putz und unsere Sitten altväterisch macht: so vergiebt dies die Gesellschaft noch weniger, weil sie immer Aufmerksamkeit auf sich, und Nachgiebigkeit gegen ihren Geschmack und ihre Entscheidungen fordert.

Es giebt hierin einen **dreyfachen Abweg**, der von den Vernünftigen gemißbilligt wird.

Der erste ist eine eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte. Sie entsteht entweder aus Geschmacklosigkeit, oder aus Unzufriedenheit des Menschen mit seinem Zeitalter, oder aus Geitz, oder endlich aus bloßem Mangel an Aufmerksamkeit. Nachdem die Quelle ist, aus welcher das altmodische Wesen entsteht, nachdem sind auch die Modificationen desselben.

1. Das Neueste in den Moden ist nicht allemahl das Schönste. Aber in einem Zeitalter, das in der Cultur allgemeine Fortschritte macht, gehn doch viele der Veränderungen, welche durch den allgemeinen Beyfall, den sie erhalten, modisch werden, wirklich vom Schlechtern zum Bessern

über. Unsere Kleidung ist in vielen Stücken bequemer geworden, als die unserer Vorfahren; unsere Meubeln haben sich den rein und eleganten Formen der Natur und des Antiken mehr genähert. Mitten unter diese hat die Phantasie und die Neuerungssucht von Zeit zu Zeit abentheuerliche, ausschweifende und unnatürliche Moden gemischt, die aber gemeiniglich unter den übrigen die flüchtigsten sind, und am schnellsten vorüber gehn. Der gesetzte Mann von gutem Geschmacke wird mit seinem Zeitalter fortgehn, aber er wird nicht jedem Einfall des Tages gehorchen; er wird, indem er sich nach den Gewohnheiten richtet, doch noch unter ihnen wählen; er wird die nützlichen Neuerungen mit Beyfall annehmen, und durch sein Beyspiel zu verbreiten suchen, die gleichgültigen, wenn sie fortdauern, mitmachen, die abgeschmackten unnachgeahmt vorüber gehen lassen, oder wann sie allgemein geworden sind, sie so weit mäßigen, daß er weder durch sein abstechendes Aeußere andern auffallend werde, noch sich selbst durch die Nachahmung fremder Thorheiten mißfalle.

Der geschmacklose Mensch sieht von allen diesen Verbesserungen nichts, oder er findet wenigstens daran kein so starkes Vergnügen, daß seine Liebe zur Bequemlichkeit, — eine Neigung, die immer für das Alte ist, — dadurch überwunden würde. Er empfindet den Uebelstand nicht, sich von den Personen, mit welchen er zusammenkommt, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden. Diese Art von altväterischen Leuten sind zugleich gemeine Köpfe, ohne Aufklärung, ohne feines Gefühl, — und in ihrer innern Bildung hinter ihrem Zeitalter eben so weit zurück, als in ihrem Costume.

2. Was die Schwäche oder Verkehrtheit der Urtheilskraft bey dieser Classe thut: das thut das Vorurtheil und vorgefaßte Meinung bey der Classe der Unzufriednen. Sie entfernen sich mit Fleiß von den Trachten und Gebräuchen der gegenwärtigen Zeit, weil ihnen nichts von dem, was vorhanden ist, gefällt, und weil sie es einmahl für allemahl bey sich ausgemacht haben, daß ihre Zeitgenossen Thoren sind. Alte Leute finden sich oft in diesem Falle, und man vergiebt es ihnen am leichtesten. Sie haben so viele Ursachen, die Zeiten ihrer Jugend ihrem jetzigen Zustande vorzuziehn; daß man die kleine Täuschung übersieht, nach welcher sie die Verschlimmerung, die nur in ihrer eigenen Natur vorgegangen ist, in den Dingen und Menschen außer sich suchen. — Ueberdies ist auch der Greis von derjenigen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen und den Geschmack anderer, welche man von dem jüngern Manne fordert, losgesprochen. Aber wenn grämliches Wesen und allgemeine Tadelsucht diesen letztern unmodisch macht: so thut der Fehler des Charakters, welcher sich dadurch offenbaret, dem tadelsüchtigen Sonderlinge in den Augen der Welt weit mehr Schaden, als der Uebelstand seines altfränkischen Aeußern.

Es ist ein Zeichen der Heiterkeit sowohl, als der geselligen Gemüthsart, wenn der Mensch geneigt ist, in der Gesellschaft, worin er sich befindet, mitzumachen, was die andern ihm vorschlagen, und woran sie Vergnügen finden, wenn es auch seinem eignen Geschmacke nicht vollkommen gemäß ist. Auf gleiche Weise wird der Mensch, der, gutlaunig und gutherzig zu gleicher Zeit, über die Welt, unter welcher er lebt, weder zu zürnen noch zu klagen Ursache hat, sich auch die Gewohnhei-

ten derselben leicht gefallen lassen, und selbst sich mancher ihrer Phantasien, die er nicht billigt, unterwerfen.

3. Entsteht das altfränkische Wesen aus Geitz, welcher den Aufwand nicht machen will, den die Anschaffung der neuen modischen Sachen erfordert, so hat es wieder einen andern Charakter, der vielleicht nicht so mißfällig, aber verächtlicher ist. Um diesen Ursprung zu erkennen, muß man Stand und Vermögen eines Menschen wissen, und seine ganze übrige Aufführung mit diesem Theile derselben vergleichen können. Der Reiche hat einigermaßen die Verbindlichkeit, den Kunstfleiß zu unterstützen, indem er seine Producte ihm abkauft, — und der Vornehme, welcher die Augen der Welt auf sich zieht, ist auch zu einer größern Sorgfalt verpflichtet, sich nach dem Geschmacke derselben zu richten. Wenn wir in den Häusern der Personen, welche beyde Vortheile vereinigen, von der einen Seite die Spuren von Stolz und Eitelkeit sehen, — von der andern aber, einen altmodischen Geschmack finden: so können wir keck glauben, nicht, daß diese Menschen über die Kleinheit der modischen Galanterie erhaben sind, sondern daß sie von einer noch stärkern Geldliebe, als ihre Eitelkeit ist, beherrscht werden. Der, welcher mit Anstand altmodisch seyn will, muß sich im Ganzen gleichgültiger gegen den Beyfall der Welt zeigen. Der, welcher bey großem Vermögen, die dem Geschmacke des Zeitalters gemäße Auszierung seiner Person und seines Hauses vernachlässiget, muß durch die anderweitige wohlthätige oder nützliche Anwendung seiner Reichthümer, durch wichtige Beschäftigungen, oder durch einen Charakter von großer Würde, diesen Uebelstand gut machen. Derjenige Reiche und Große hingegen, welcher

nur

nur ein gewöhnlicher Mensch ist, muß auch durchaus die üblichen Sitten haben, und sich dem allgemeinen Geschmacke, so wie den gewöhnlichen Aufforderungen der Gesellschaft, in der er lebt, gemäß bezeigen, wenn er irgend etwas darin gelten soll. Der, welcher der Welt nicht durch große Arbeiten oder wichtige Dienste nützlich ist, muß wenigstens sein Geld und seinen Fleiß, ihrem Vergnügen und der Beförderung der Industrie, durch einen geschmackvollen Luxus widmen.

4. Es giebt endlich Leute, die sich sonderbar kleiden, und in ihrem Anstande und ihrer häuslichen Einrichtung von allem abweichen, was durch die stillschweigenden Conventionen der Mode unter ihren Zeitgenossen zur Regel geworden ist, — weil sie diese Conventionen gar nicht wissen, — weil sie auf das Aeußere der Menschen, unter denen sie leben, so wenig Achtung geben, daß sie unmöglich das ihrige darnach bilden können. Einige derselben leben von der Welt so entfernt, und sind, durch Unglücksfälle oder aus Wahl, auf einen so kleinen Kreis von Gesellschaft eingeschränkt, daß sie weder Gelegenheit haben, die Moden und Sitten der Zeit zu erfahren, noch Ursache finden, es sich Geld oder Mühe kosten zu lassen, um dieselben anzunehmen. Andre sind mit ihrem Geiste auch von den Dingen und Menschen abwesend, von welchen sie umgeben sind: oder werden wenigstens von ihrem sinnlichen Anblicke wenig gerührt. Entweder hat sich irgend ein interessantes Studium ihrer Aufmerksamkeit gänzlich bemächtigt, und sie für jeden Gegenstand, der nicht darauf Beziehung hat, blind und taub gemacht: oder es ist bloße Zerstreuung, welche sie hindert, auf irgend etwas Acht zu geben, — ein Zustand, der immer eine gewisse Schwäche des

Geistes

Geistes verräth. Alle diese Menschen, die nicht wissen, was in dem Gebiethe der Mode Neues vorgegangen ist, bleiben natürlich beym Alten. Und je länger sie leben, und jemehr der Zeitraum anwächst, den sie so abwesend, dem Körper oder dem Geiste nach, von der menschlichen Gesellschaft zubringen: desto weiter wird der Abstand, der sich am Ende desselben zwischen ihrer Tracht, ihrer häuslichen Einrichtung, und ihren Complimenten, und zwischen der in der übrigen Welt gewöhnlichen Art sich zu kleiden, zu wohnen und sich zu betragen findet. Aus welcher Ursache auch diese Unwissenheit des Ueblichen und des Modischen entstehe; so ist sie doch immer dem Menschen nachtheilig. Sie sey ein Unglück oder ein Fehler: so stört sie immer, mehr oder weniger, die Verbindung des Menschen mit seinen Zeitgenossen, in deren Umgange er doch allein sein Vergnügen, oder die Gelegenheiten Gutes zu thun finden kann. Sie macht ihn bald verlegen und mißmüthig, bald verdrüßlich und unaesellig. Hängt er noch an dem Urtheile andrer, und wird er gewahr, daß über sein Aeußeres ein nachtheiliges Urtheil gefällt wird: so wird er durch die Unruhe, welche ihm dieses verursacht, gehindert, seine übrigen guten Eigenschaften zu seinem Vortheile zu zeigen. Vielleicht wendet er nun fruchtlose Bemühungen an, sich nach den Meinungen und Sitten der Gesellschaft zu fügen, und wird abgeschmackt und affectirt, weil er zu spät artig zu werden suchr. Oder ergreift er die Parthey, das selbst zu tadeln und als lächerlich darzustellen, wovon er abgewichen ist: so ist er in Gefahr, der Gesellschaft, welche er doch niemals bekehrt, noch überdies lästig zu werden, da er ihr sonst nur mißfallen hätte.

Den

Den Gelehrten hat man in vorigen Zeiten den Fehler vorzüglich Schuld geben, daß sie ihr Aeußeres vernachläßigten, und durch Sonderbarkeiten in ihrem Putze oder in ihren Höflichkeitsbezeugungen sich auszeichneten. Dies wird immer der Fall seyn, wenn entweder das gelehrte Studium auf keine Gegenstände geht, welche die übrigen Stände beschäftigen und vergnügen, oder wenn die Welt- und Geschäftsleute gar keinen Geschmack an den Wissenschaften finden. — Durch beydes wird der Gelehrte natürlicher Weise von der Gesellschaft ausgeschlossen. Und in seiner Studierstube, oder in dem engen Kreise seiner Zunftgenossen, kann er nicht anders als altfränkisch und unmodisch werden. Dieser Zustand der Dinge hat sich heut zu Tage in Europa sehr geändert. Der Geschmack an Kenntnissen ist allgemeiner geworden: und die Wissenschaften haben alles in ihr Gebieth gezogen, was nur irgend einen beträchtlichen Zweig des praktischen Lebens ausmacht. Die Verbindung zwischen der Gelehrsamkeit und den Geschäften ist jetzt größer als jemahls: also auch die zwischen den eigentlichen Gelehrten und den Weltleuten. In eben dem Maße verliert sich also auch die altmodische Tracht und das linkische Wesen der ersten.

Es ist gewiß, daß man unter den Sonderlingen, die sich lächerlich kleiden, und in Sachen des Wohlstandes sich seltsam betragen, zuweilen Leute von ausgezeichnetem Genie findet. Theils tritt bey ihnen der Fall ein, den ich zuvor berührte, daß die auf ihre eignen Ideen concentrirte Aufmerksamkeit, daß ihre mit lebhaften Dichtungen angefüllte Imagination, oder ihr an eine Kette von Schlüssen geheftetes Nachdenken, die Eindrücke der Sinne schwächt, und sie deswegen

sowohl

sowohl unachtsamer gegen die äußern Verzierungen andrer, als gleichgültiger in Absicht ihrer eignen macht. Theils ist mit der Originalität des Genies nicht selten ein Hang zum Außerordentlichen, und etwas Bizarrerie im Charakter und in der Handlungsweise verbunden. Der, welcher in sich natürliche Eigenschaften zu entdecken glaubt, welche Bewunderung erregen, spricht sich leicht von der Aufmerksamkeit und der Mühe los, welche es kostet, andern durch die Befolgung ihres Geschmacks, und durch die Nachahmung ihrer Sitten zu gefallen. Noch natürlicher scheint es, daß, wer mit seinen Ideen einen eignen Gang geht, oder in seiner Einbildungskraft ganz neue Gestalten der Dinge zusammensetzt, auch in seinem Geschmacke und seinen Neigungen etwas auszeichnendes habe, und daher auch in seinem Costume und in seiner Aufführung von dem Ueblichen abweiche. Ein Geist, den die Natur nicht mit einem eignen Stempel bezeichnet hat, nimmt eher das Gepräge der gangbaren Sitten und der herrschenden Mode an: mit größern Kräften hingegen ist auch eine bestimmtere Form und Richtung derselben verbunden, wodurch diejenige äußre Bildung der Sitten, welche die Gesellschaft und die Nachahmung geben soll, weniger möglich wird.

Es giebt daher sehr schätzbare Menschen in altfränkischer und geschmackloser Kleidung; vortreffliche Köpfe unter einem bizarren oder vernachlässigten Haarputze: und Geist und Herz eines Mannes können zu aller der Ausbildung gelangt seyn, deren sein Zeitalter ihn fähig macht, indeß die Moden, welche er trägt, und die Regeln des Wohlstandes, nach denen er sich richtet, noch aus vergangnen Jahrhunderten sind. — Aber es würde sehr irrig seyn, aus der Vernachlässigung der

Moden und Sitten der Zeit, auf jene höheren Geistesträfte zu schließen, oder auch nur beyde oft vereiniget zu glauben. Die eigentlichen Genies, — die, welche mit großem Verstande oder großer Einbildungskraft auch etwas so Eigenthümliches verbinden, daß sie dadurch zur Erfindung des Neuen geschickt, aber zugleich zur Nachahmung des Ueblichen unfähig werden, sind überhaupt selten. Auch unter den Genies giebt es immer noch viele, welche originell in ihrem Denken, und ganz gemein in ihrer Kleidung und in ihrem Decorum sind; — welche in den Werken ihrer Kunst, oder in der Betreibung ihrer Geschäfte sich über die übrigen Menschen erheben, und in ihrem alltäglichen und geselligen Leben sich denselben völlig gleich stellen. Die Leute hingegen von bloß gesunder Vernunft, die jenes Eigenthümliche nicht haben, sind, eben durch ihren Verstand, auch zur Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, welche die allgemeine Gewohnheit vorschreibt, sowohl geschickter als aufgelegter. Diese Classe, — die schätzbarste und unentbehrlichste von allen, — findet man also am ersten unter einem Aeußern, welches sich weder durch Alterthum noch Neuheit auszeichnet. Der größte Theil derjenigen Menschen hingegen, welche, auf eine auffallende Weise, sich von der Gesellschaft, in welcher sie leben, in Sachen der Moden und der Gewohnheit, unterscheiden, zeigt sich eben so abgeschmackt in seinen Reden, und eben so widersinnig bey seinen Unternehmungen, als seine Kleidung oder das Ameublement seiner Zimmer aothisch, und als sein Wohlstand veraltert ist. Sey es Mangel des Beobachtungsgeistes, sey es Eigensinn und Steifheit des Charakters: dieselbe Mischung intellectueller und moralischer Mängel, die sie so unfähig

macht, das System modischer Sitten zu lernen, und das Gute, welches in der Uebereinstimmung mit ihren Nebenmenschen liegt, zu schätzen, — eben diese Mischung hindert sie auch überhaupt, richtig zu denken, und bey ihren Handlungen mit sich selbst, oder mit den Regeln der gemeinen Menschenvernunft zusammen zu stimmen.

Der zweyte Abweg in Absicht der Moden ist, eine übermäßige Pünctlichkeit in Befolgung aller ihrer Veränderungen.

Es giebt Personen, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, welche glauben, ihre ganze Achtung bey der Gesellschaft stehe auf dem Spiele, wenn nur eine Falte ihres Kleides anders gelegt, und eine Nadel in ihrem Kopfzeuge anders gesteckt sey, als es die strengste Mode erfordert; — Personen, die sich so sehr fürchten, mit einer neuen Mode etliche Tage zu spät zu kommen, als immer ein Feldherr nur fürchten kann, sich mit seinen Operationen zu verspäten, und sich vom Feinde, in Besetzung eines vortheilhaften Postens, zuvor kommen zu lassen.

Eine Folge davon ist, daß auch die Wißbegierde und die Thätigkeit dieses modischen Schönen durch den Gegenstand völlig erschöpft wird, welcher ihren Ehrgeitz so sehr in Bewegung setzt. Ihre unaufhörliche Nachforschungen gehen darauf, zu erfahren, was Mode sey, und ihr vornehmstes Geschäft ist es, das, was sie in dieser Absicht den einen Tag gelernt haben, den andern in Ausübung zu bringen. Jenes macht den Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Beobachtungen aus, wenn sie in Gesellschaft sind; und mit diesem füllen sie ihre einsamen Stunden aus. Sie sind immer in Berathschlagungen über ihren Putz, entweder mit ihren Gespielinnen, oder mit ihrem Schneider und

Galan-

Galanteriehändler. Das Studium der Mode ist weitläuftig und schwer, wenn man dieser eigensinnigen und veränderlichen Führerinn auf allen ihren Schritten und Tritten nachgehn, und ihre Vorschriften, bis auf ihre flüchtigsten Grillen, verfolgen will.

Wie kann aber in einem Geiste, der ohne Nachlaß mit diesen Kleinigkeiten angefüllt ist, Raum zu dem Wichtigen übrig bleibt; — es sey zu den Gegenständen der Erkenntniß, welche ihn selbst zieren und anbauen sollen, es sey zu den Geschäften des Lebens, welche seine Pflichten ausmachen? — Und wie ist es möglich, daß nicht der ganze Maßstab, nach welchem der Mensch den Werth der Dinge bestimmt, verfälscht, und also seine Urtheilskraft mit seinem Geschmacke zugleich verdorben werde, wenn er sich gewöhnt, das Außerwesentlichste und Willkührlichste in den Auszierungen seiner Person und seiner Sachen für etwas unentbehrliches und gesetzliches zu halten.

Es ist ein wirkliches Verdienst für ein Frauenzimmer, sich gut zu putzen. — Da es zu den Endzwecken, welche die Natur sich mit diesem Geschlechte vorgesetzt hat, gehört, daß es gefallen soll, so ist jede Bemühung, die es anwendet, sich wirklich zu verschönern, seiner Bestimmung gemäß. Und es ist allerdings den Frauenzimmern erlaubt, mehr Zeit und Sorgfalt auf die Wahl und Anordnung ihrer Kleidung zu wenden, als wir Männer ihr widmen dürfen. — Aber worin besteht dieses Verdienst? Eben darin, daß sie in dieser Wahl ihren Verstand und ihren guten Geschmack zeigen; — nicht darin, daß sie die Moden, — sondern darin, daß sie sich selbst kennen; daß sie wissen, was ihnen wohl, und was ihnen übel steht; daß sie Formen und Farben der Kleider nach ihrem

Gesichte, nach ihrem Wuchse, auch ihrem Alter und ihren Umständen gemäß, wählen; daß sie ihre natürlichen Mängel geschickt zu verbergen, ihre schönsten Theile ans Licht zu bringen wissen, ohne Affectation zu verrathen; — daß sie mit einem Worte ihrer Natur treu bleiben oder derselben zu Hülfe kommen, indes sie doch von dem Ueblichen auf keine auffallende Weise abweichen. — Dieses Verdienst nun kann sich ein Frauenzimmer erwerben, welches strenge der Mode folgt. Ihm ist alles pünctlich vorgeschrieben. Alles was die Vornehmsten oder die Galantesten seines Geschlechts tragen, ist ein Gesetz, welches es befolgen muß, es mag dadurch verunstaltet oder verschönert werden. Die Modethörinn urtheilt nicht über ihren Putz, sie wählt nicht: sie äfft nur nach. Sie schmückt sich nicht selbst, — sie übergiebt sich nur ihrem Coeffeur und ihrem Schneider, sie auszustaffiren.

Doch diese eigene Wahl seines Anzugs, welche einem Frauenzimmer sehr rühmlich ist, wenn es unter mehreren üblichen Trachten die ihm angemessenste aussucht; wenn es, ohne nach dem Neuesten zu haschen, bey dem an sich schönen, welches die Mode zuweilen hervorbringt, am längsten aushält, und am schnellsten zu demselben zurück kehrt; wenn es weiß, sich nach der allgemeinen Gewohnheit zu richten, und doch etwas eigenthümliches beyzubehalten; wenn es, mit einem Worte, immer den klügsten und besten ihres Geschlechts ähnlich erscheint, indeß es doch keine knechtische Nachahmung verräth: diese Wahl, sage ich, gränzt an einen Fehler, der eben so, wie die bisher geschilderten, zu vermeiden ist. Er ist von den drey Abwegen, die ich oben angekündigt habe, der letzte. Indeß der altfränkische Sonderling

das

das Costüme der Vorwelt eigensinnig und geschmacklos beybehält, — der Modethor sein Verdienst in der pünctlichen Gleichförmigkeit seines Aeußern mit den neuesten Modellen der Galanterie setzt: sucht eine dritte Classe, der es mehr darum zu thun ist, die Augen auf sich zu ziehn, als zu gefallen, und die nur Aufsehen machen, nicht gerade Beyfall erhalten will, das Neue, welches die zweyte Classe von andern copirt, selbst zu erfinden, und andern zur Nachahmung aufzustellen. Das sind Sonderlinge einer andern Gattung, als jene Altmodischen. Sie weichen auch von allem Ueblichen ab, — aber durch das Neue und Außerordentliche. Entweder übertreiben sie die Moden auf eine ausschweifende Weise, und die ihnen nur allein eigen ist: oder sie selbst setzen Farben und Formen der Dinge zusammen, wie sie vor ihnen noch niemand sah, niemand trug. — Reichthum und Pracht kann solche Thorheiten erträglich machen. Denn wenn das Ausschweifende nur glänzt, wenn es nur oft neu und verändert erscheint: so läßt die große Welt es sich gefallen, und der Pöbel staunt es an, obgleich die klugen Leute darüber lachen. Aber wenn Zeichen der Armseligkeit, oder auch nur eines mittelmäßigen Vermögens, sich mit solchen selbst erfundnen und ausschweifenden Moden verbinden: so ist die kahle, nackte Abgeschmacktheit der letztern so sichtbar, daß die Person, welche sie trägt, der allgemeinen Verachtung nicht entgehen kann.

Für einen Mann ist es durchaus unschicklich, sich mit Erfindung von neuen Moden abzugeben. Einem Frauenzimmer hinwiederum thut alles Ausschweifende und Außerordentliche in der Kleidung und in dem Betragen deswegen mehr Schaden, weil es von dem dem weiblichen Cha-

rakter unentbehrlichsten Tugenden mehr abweicht. Jener verräth durch eine solche Originalität in Kleinigkeiten, daß er nichts besseres zu thun hat; daß seine Aufmerksamkeit auf eben so unwichtige Gegenstände gerichtet ist, als sein Ehrgeiz; — daß er sehr wünscht, bemerkt zu werden, und doch daran verzweifelt, durch seine persönlichen Eigenschaften oder seinen Rang in der Gesellschaft es zu erhalten. Wenn seine neuen Erfindungen, wie dies gemeiniglich der Fall ist, noch dazu auf eine widersinnige Art zusammen gesetzt, seltsam in der Form, und grell in den Farben sind: so veranlaßt er zugleich ein nachtheiliges Urtheil über seinen Geschmack. Das Frauenzimmer hingegen, welches sich von seines Gleichen durch einen seltsam erfundenen und ihm eigenen Putz auszeichnet, erregt gegen sich entweder den Argwohn der Koketterie, da man doch Sittsamkeit von ihm fordert, oder den einer Gleichgültigkeit gegen die Urtheile des Publikums, die man diesem Geschlechte weit weniger als dem unsrigen verzeiht. Das Weib soll sich nicht bemühen, Aufsehn zu machen, und der Mann soll es nur durch die Werke seines Verstandes oder seines Fleißes erregen. Jenes soll mehr das Schöne und das Gefällige, als das Originelle und Unterscheidende suchen; dieser soll sich nur durch wichtige und persönliche Eigenschaften auszeichnen.

Doch findet sich nicht immer durch die Erfahrung bestätigt, was man aus allgemeinen Gründen vermuthen sollte, daß nur schwache Köpfe, und Leute ohne Verstand diesen Ehrgeiz haben könnten, Erfinder ausschweifender Moden zu seyn. Es vereinigen sich im menschlichen Charakter oft die widersprechendsten Züge. Die Thorheit mancher Menschen ist, wie der wirkliche Wahnwitz

andrer,

andrer, nur auf einzelne, oder wenige Gegenstände eingeschränkt. Sie reden und handeln klug in allen Theilen ihres öffentlichen und Privatlebens; aber in einem einzigen Puncte betragen sie sich wie Kinder, oder wie Schwachsinnige.

Bey dieser Art Thoren, von der ich hier rede, ist es oft eine verlängerte Kindheit, die ihre Ausschweifungen veranlaßt. Sie haben die Gränze zwischen dem Jünglings- und dem männlichen Alter nicht wahrgenommen; und, was ohne großen Tadel zu verdienen, das Spielwerk ihrer ersten Jugendjahre gewesen war, ist unvermerkt die Beschäftigung ihres Lebens geworden. Andre glauben vielleicht wirklich, am besten dabey zu fahren, wenn sie zuerst durch etwas Narrheit die Augen andrer auf sich ziehn, und dann sich den Gaffern als gescheite Leute zeigen. Indessen ist es mit einer Vernunft, die sich nicht auf die gesammte Aufführung erstreckt, immer eine mißliche Sache. Eine solche einzelne Thorheit ist wie ein böser Schaden an einem äußern Theile des Körpers, der zwar mit der Gesundheit des Ganzen bestehen kann, aber doch immer dieselbe bedroht, und gegen sie bey andern Verdacht erregt.

Der Schluß aus diesem allem ist folgender. Der Erfindungsgeist, wenn der Himmel einen Menschen damit begabt hat, soll nur auf das gerichtet seyn, was entweder sein Beruf von ihm fordert, oder was an sich groß und gut ist: in allem was klein ist, oder was für ihn zu Nebensachen gehört, ist die Nachahmung am rechten Orte. Besonders wenn der Endzweck dieser Nebensachen ist, sich auszuzieren, so muß man, da man sich nur für andere putzt, auch den Geschmack andrer dabey zu Rathe ziehn. Man beleidiget aber denselben durch jede auffallende Verschiedenheit, sie

bestehe in der Beybehaltung des Alten, nachdem alle andere es abgelegt haben, oder in der Anlegung des Neuen, ehe es noch irgend eines Menschen Beyfall erhalten hat.

Der Inhalt der bisher ausgeführten ersten Regel ist also, zwischen alten und neuen Moden die Mittelstraße zu halten. — Nach ihr ist keine wichtiger als diese, daß man die Moden des Standes, zu dem man gehört, nicht überschreite.

Derjenige, welcher sich hervor zu drängen sucht, und darnach strebt, höheren Classen der Gesellschaft, als in der er gebohren ist, näher zu kommen, begeht einen verzeihlichen Fehler, — weil er einer gemeinen Schwäche der menschlichen Natur unterliegt. Er irrt, weil er glaubt, daß im höhern Stande durchaus und im Ganzen mehr Glückseligkeit oder mehr Vollkommenheit vorhanden sey. Aber er hat nicht Unrecht, daß er dahin zu gelangen strebt, wo er Vorzüge zu entdecken glaubt.

Aber derjenige ist ein Thor, welcher diesen Uebergang aus einer niedrigern Classe in eine höhere durch Nachahmung des Putzes und des Luxus dieser letztern sich zu erleichtern einbildet. — Er verräth dadurch erstlich zu sehr seine Begierde. Und sobald diese offenbar wird, so widersetzen sich derselben alle: seines Gleichen, aus Neid; die Höhern aus Stolz. Alle Veränderungen des Ranges in der Gesellschaft sind Veränderungen der Meinung der Menschen von uns. Und diese müssen nach und nach erschlichen, oder sie müssen durch Verdienste erworben, aber sie können nicht ertrotzt werden. Das Glück und unsere persönlichen Vorzüge müssen uns den Weg bahnen, und wir müssen die Gelegenheit brauchen. Aber seine

An-

Ansprüche ankündigen, ehe man die Macht hat, dieselben durchzusetzen, heißt ihnen auf immer ein Hinderniß in den Weg legen.

Zum andern ist es klein und verächtlich, den Schein einer Sache anzunehmen, wovon die Wirklichkeit uns fehlt. Man lügt eben sowohl, wenn man sich über seinen Stand kleidet, oder die Moden eines höhern Standes an sich trägt, als wenn man sich einen vornehmen Nahmen giebt. Man kann in beyden Fällen nur die Absicht haben, Unbekannten eine falsche Idee von sich beyzubringen. Und wie unerlaubt, wie vergeblich selbst, ein solches Bestreben sey, leuchtet ein.

Was die gesellschaftlichen Gewohnheiten, was insbesondre die Formen der Höflichkeit und des guten Anstandes betrifft: so muß derjenige, welcher zur guten Gesellschaft gehören, oder von ihr zugelassen werden will, auch die Sitten der höchsten Classe kennen, und eine Fertigkeit haben, ihre Regeln zu beobachten. — Und da es unleugbar ist, daß, im Ganzen, der Wohlstand dieser Classe der beste, ihre Gewohnheiten am vernünftigsten ausgedacht, ihre Sitten dem geselligen Vergnügen am meisten angemessen sind: so ist es dem vernünftigen und cultivirten Manne aus jedem Stande sehr natürlich, sie vorzuziehn, und sehr erlaubt, sie selbst nachzuahmen. Indessen muß er sich wohl hüten: dieselben in alle Gesellschaften mitzubringen. Es ist ein besondrer Vorzug, wenn ein Mensch Biegsamkeit genug hat, sich in mehrere Sitten und Gewohnheiten zu schicken; — Aufmerksamkeit genug, um diese Verschiedenheiten zu bemerken, und genug Achtung für die Gesellschaft, in welcher er ist, um sich nie vor ihr auszeichnen zu wollen.

Dies scheint mir die wahre Lebensart des Weltmanns, — im besten Verstande des Wortes, — zu seyn: wenigstens ist es die einzige, welche von ihm studirt seyn will, bey der er denken muß; und auf die also sein Geist und Herz einen Einfluß hat. Denn das bloß mechanische Nachmachen der Gewohnheiten und Sitten, die man von Jugend auf gesehen hat, wenn sie auch die vortreflichsten wären, kann keine große Tugend seyn, so wie es keine großen Talente fordert. Daß also ein vornehmer Mann die Sitten vornehmer Leute an sich trägt, das giebt von der Beschaffenheit seines Innern, worauf es doch beym Fürsten und beym Bettlern zuletzt ankommt, wenig oder nichts zu erkennen. Etwas mehr Verdienst ist bey dem Menschen von geringerem Herkommen, und einem seltnern Umgang mit der großen Welt, der doch den darin schicklichen Wohlstand ohne Affectation beobachtet. — Aber was einen höhern Grad sowohl von Beobachtungsgabe, als von feiner und menschlicher Empfindung anzeigt, ist, wenn man sich in gleichgültigen und willkührlichen Dingen, die doch zugleich in jeder Classe durch ihr eigne Conventionen ausgemacht sind, den Personen, unter denen man ist, gleichstellt, und verschiedene Rollen, höhere und niedrigere, auf eine gleich anständige, edle und natürliche Art zu spielen weiß; — wenn man die bürgerlichen Sitten unter Bürgern beybehält, indem man das Gemeine davon absondert, — und dem Adel durch adliche Sitten näher tritt, ohne die Anmaßungen zu zeigen, die der Stolz oft damit verbindet.

Noch einige zerstreute Anmerkungen über die ganze Materie, welche in den verschiedenen Abtheilungen des vorhergehenden nicht ihren beque-

bequemen Platz fanden, mögen hier am Ende derselben stehen.

Die erste betrifft die modischen Sitten oder die Etiquette. Die Vollkommenheit derselben, ist nach folgendem Maßstabe zu bestimmen: „je weniger sie künstlich und zusammengesetzt, und je angemessener sich zugleich dem Zwecke sind, die gesellige Einigkeit zu unterhalten und die Mittheilung des Vergnügens zu erleichtern; je weniger sie die Freyheit einschränken, und je mehr sie doch Geselligkeit und gesellige Tugenden ausdrücken, desto vollkommner sind sie."

Denn von der einen Seite muß der Umgang frey seyn, wenn er angenehm seyn soll: weil nur bey der Freyheit der ungehinderte Gebrauch aller Seelenkräfte statt findet; und weil insbesondre Imagination, Witz und Zärtlichkeit, die drey Sachen, welche die Würze jedes gesellschaftlichen Vergnügens ausmachen müssen, durch Zwang getödtet werden.

Auf der andern muß der Umgang artig seyn. Das heißt erstlich, er muß alles vermeiden, was durch seinen sinnlichen Eindruck, oder durch seine Nebenidee anstößig ist, was den Augen und Ohren mißfällt, oder was in der Imagination, (sey es aus welcher Ursache es wolle) unangenehme Bilder erregt. Das heißt zweytens, er muß alles enthalten, was als Ausdruck, oder als Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nöthig ist, welche die Glieder der Gesellschaft gegen einander hegen sollen. So viele verschiedene Verhältnisse es in der bürgerlichen Gesellschaft giebt, so verschiedne Pflichten eines Menschen gegen den andern daraus erwachsen: so vielfach modificirt sich auch dieser Ausdruck. Um desto zusammengesetzter wird also auch die Wort- und Gerberdensprache der

Poli-

Politesse. Aber eine gemeinschaftliche Gesinnung muß durch alle die mannichfaltigen Höflichkeitsbezeugungen hindurchschimmern, welche die Abtheilung der Stände, und die natürliche und gesetzliche Ungleichheit der Menschen so vervielfältiget hat: das ist die Gesinnung einer mäßigen Selbstschätzung, welche aus dem Bewußtseyn der Rechtschaffenheit entsteht; und die Gesinnung eines allgemeinen Wohlwollens, — welches auch dem Respecte gegen Höhere zum Grunde liegen muß. Dadurch allein bekommen die abwechselnden und zusammengesetzten Formen der Politesse diejenige Einheit, durch welche sie einer wahren Schönheit fähig werden. Und derjenige ist der artigste Mann, der in seinen Ausdrücken und in seinem ganzen Betragen, das, was er jedem Alter, Range und Verdienste zu leisten hat, am besten mit dem zu vereinigen weiß, was er sich selbst als einem Manne von Charakter und Ehre, und was er der allgemeinen und großen menschlichen Gesellschaft schuldig ist, deren Glieder, trotz aller zufälligen Unterschiede, doch durch eine wesentliche Gleichheit und durch gemeinschaftliche Rechte verbunden sind.

Der Gang der Natur in Verfeinerung der Politesse ist sonderbar. Aber er befremdet weniger, wenn man ihn mit der Geschichte der Wissenschaften vergleicht. Denn fast durch gleich krumme Wendungen haben die Menschen sich dem Ziele in jeder Art der Vollkommenheit genähert.

Zuerst sind die Sitten roh. Der Mensch ist natürlich, aber grob; — er affectirt nicht, aber er ist unhöflich und ungefällig. Er ist in seinen Complimenten lakonisch und wahr; — aber er läßt es auch an den nöthigen Zeichen von Aufmerksamkeit und Achtung ermangeln.

Dann

Dann kommen die weitläuftigen Complimente, die Ziereren und das gezwungne Wesen. Das Gesetzbuch der Artigkeit wird sehr complicirt. Alle Gradationen des Ranges erhalten ihre eigne Sprache, sowohl für die, welche ihren Rang zu behaupten, als für die, welche den Rang andrer zu respectiren haben. Der Umgang wird steif, und das Wesen desselben, das Gespräch wird über der Form fast vergessen.

Zuletzt vereinfachen sich wieder diese Regeln; die Forderungen der verschiedenen Stände werden weniger pünctlich und mannigfaltig; die Titel kürzen sich ab, die Geberden und Stellungen werden freyer, die Sitten nähern sich von neuem der ersten Einfalt, aber einer Einfalt, die, da sie mit einem feinen Gefühl aller Verhältnisse und aller Obliegenheiten des menschlichen Lebens verbunden ist, nun den Charakter der Eleganz bekommt.

Dieser schnelle Uebergang der Sitten von grober Einfalt, zum Studirten, — und vom Mangel aller Höflichkeit, zu einer sehr prunkvollen und beschwerlichen, würde mehr befremden, wenn wir nicht in der Succession der wissenschaftlichen Fortschritte des Menschen etwas ähnliches wiederfänden. In der Philosophie folgt die äußerste Subtilität fast unmittelbar auf die Unwissenheit; und das Grübeln über die unbeantwortlichsten Fragen, auf die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Erkenntniß. — In allen menschlichen Handlungsarten geht das Natürliche erst hinter dem Künstlichen her, und das Schwere und Zusammengesetzte muß dem Leichten und Einfachen Bahn machen. So ist es in den Formen von Kleidung, Hausgeräthe und Equipage, welche die eigentlichen Moden ausmachen, so in denen des Umgangs, welche zur Etiquette gehören.

Der

Der menschliche Geist ist wie eine elastische Feder. Wenn der Druck, welcher ihn zuerst in völliger Unthätigkeit erhielt, aufhört, und die Feder ihre Kraft zu äußern anfängt, so treibt sie den Menschen allenthalben, mit unwillkührlicher Gewalt, über sein Ziel hinaus. Es gehört Zeit dazu, daß er gleichsam Herr von sich selbst, von seiner Thätigkeit und von seinen Bewegungen werde. Dann erst mißt er seine Mittel gegen seine Zwecke ab: und nur dann lernt er eine Verrichtung und ein Studium mit den übrigen ins Gleichgewicht bringen: und nur dadurch schränkt er sie alle in gewisse Gränzen ein, und macht sie simpler, indem er sie zugleich zweckmäßiger macht.

Es giebt eine Art Menschen, die nicht sowohl der Mode in Befolgung aller ihrer Veränderungen getreu, als nur sehr sorgfältig sind, die von ihnen einmahl gewählte, in ihrer völligen Genauigkeit und Eleganz zu beobachten. Das sind die Leute, welche die Franzosen tirés à quatre épingles nennen. — Sie geben auf ihre Kleidung, auf jede Kleinigkeit in der Anordnung ihrer Wohnzimmer und ihrer Tafel, auf ihre Stellungen und auf ihre Complimente, genau Achtung: nicht, um allen diesen Dingen die Formen der neuesten Erfindung und des modernsten Geschmacks zu geben; sondern um nur das Ideal von Artigkeit und gutem Ton zu erfüllen, welches sie sich selbst gebildet haben. Wenn dieses alte und im übrigen verständige Leute thun, so gefallen sie gemeiniglich; — selbst wenn einige Schwäche dabey sichtbar wird. Man rechnet ihnen diese Aufmerksamkeit, andern zu gefallen, als ein Verdienst an, da sie selbige in einem Alter und unter Umständen beweisen, wo andre nur ihre Bequemlichkeit suchen. Die meisten talentvollen Menschen sind

um ihr Aeußeres unbekümmert, und die Greise werden es nach und nach. Wenn also die Gesellschaft, einen aus beyden Classen, von dieser Regel abweichen, und sich der Mühe unterziehn sieht, welche eine pünctliche Eleganz, sie sey alt- oder neumodisch, verlangt: so erkennt sie diese ihr bewiesene Achtung mit einiger Dankbarkeit. Es ist auch wirklich ein angenehmer Anblick, einen, ohne Affectation, nettgeputzten alten Mann, und einen in seinem Hauswesen elegant eingerichteten Philosophen zu sehen.

Aber zu weit muß diese Sorgfalt nicht getrieben werden, oder zu sichtbar muß wenigstens diese Aufmerksamkeit nicht seyn: sonst verräth der Mensch entweder einen Geist der Kleinigkeiten, oder eine Eitelkeit, die sich weder mit wahren Verdiensten verträgt, noch dem Alter wohl ansteht. Reinlichkeit und guter Geschmack sind zwey Gesetze, wovon das eine unerläßlich für jeden Menschen ist, der in der Gesellschaft gelitten werden will, das andre von großem Ansehn für den seyn muß, der von ihr aufgesucht zu werden wünscht. Aber die Vorschriften derselben sind nicht genau bestimmt, sie können auf mehr als eine Art beobachtet werden; sie verlangen weder eine immer gleiche Regelmäßigkeit, noch machen sie eine ununterbrochne Aufmerksamkeit nothwendig. Sie schliessen so gar nicht die gratam negligentiam aus, welche selbst der weiblichen Schönheit einen neuen Reiz giebt, aber dem männlichen Ernst und der männlichen Anmuth so vorzüglich angemessen ist. — Wenn es, in Kunstwerken, der Zweck und der Triumph des großen Meisters ist, die Kunst zu verbergen: so ist es noch mehr nothwendig, in dem, was das edelste Werk der Natur, den Menschen, nur bekleiden und schmücken soll, die Zwanglosig-

keit

keit der Natur, und den Anschein der Zufälligkeit, den sie ihren Producten zu geben weiß, beyzubehalten. Das, was in der Kleidung, wie im Anstande, der Beobachtung allgemeiner, vorher bestimmter und unabänderlicher Regeln zu ähnlich sieht, es mögen Regeln seyn, welche uns bloß die Mode und die Etiquette aufgedrungen hat, oder solche, die wir selbst uns vorgeschrieben haben, ist ohne Anmuth und Grazie, so schön oder so zweckmäßig es an sich seyn mag; und nur das gefällt, in diesen kleinen Verschönerungen der Person oder des Betragens des Menschen, was auf der Stelle erfunden und gedacht, die Folge immer neuer Ueberlegungen, aber leichter und zwangloser Ueberlegungen zu seyn scheint.

Die Modesucht mit Prachtliebe verbunden, und von dem Reichthume, der ihr ein Genüge thun kann, unterstützt, hat etwas verführerisch reitzendes; aber Modesucht im armseligen Gewande ist äußerst lächerlich. Das Neumodische muß durchaus auch neu und schön seyn, wenn es gefallen soll: und die Veränderung der Form bey einem abgenutzten Stoffe dient nur dazu, dessen Mängel mehr ins Licht zu setzen. — Dieser Umstand, verbunden mit vielen andern, macht also für die, durch die Unterschiede des Reichthums, und der Würde abgetheilten Rangordnungen der menschlichen Gesellschaft, einen ähnlichen Unterschied ihrer Moral, auch in Absicht der Moden, nothwendig. Es giebt Stände und Lagen im bürgerlichen Leben, welche Pracht erfordern, weil — wenigstens nach der bisherigen Meinung der Menschen, und bey dem Unverstande des großen Haufens, — von dieser Pracht ein Theil des obrigkeitlichen Ansehns abhängt, mit welchem diese Stände, zum Wohl des Staats und zur allgemeinen

meinen

meinen Sicherheit, bekleidet seyn müssen. Es sammeln sich ferner in einem blühenden Lande bey einzelnen Personen und Familien so große Reichthümer, daß sie ohne irgend einer andern ihrer Pflichten den für sie nöthigen Aufwand entziehn zu dürfen, noch genug übrig behalten, ihrer äußern Lebensart den möglich größten Glanz zu geben. — Diejenigen nun, denen vermöge des Ranges, welchen sie unter ihren Mitbürgern einnehmen, erlaubt, und fast gebothen ist, Pracht zu zeigen; und die durch ihr Vermögen dazu in den Stand gesetzt sind, können sowohl mit mehr Recht, als mit mehr Ehre, allen Abwechselungen der Mode folgen, und jede neue Erfindung der Industrie, so wie sie aus den Werkstätten des Künstlers kommt, annehmen und nutzen. Da sie dem Neuen immer zugleich Glanz geben: so erscheint es, wenn es wirklich schön ist, in seinem vortheilhaftesten Lichte; und selbst das Thörichte und Ausschweifende wird bey dem Schimmer, der es umgiebt, weniger anstößig. — Der Reiche von minderem Range, der vermöge seiner Einkünfte den Luxus der Vornehmsten mitmachen kann, aber vermöge seiner Lage im bürgerlichen Leben dazu nicht aufgefordert wird, und zu einem gewissen Prunke nicht einmahl berechtigt ist, wird eben den Grad der Mäßigung in Absicht des Modischen beobachten müssen, mit welcher er überhaupt die Pracht seiner Kleidung, die seiner Wohnung und seiner Equipage einzuschränken verbunden ist. Das prunklose Schöne hat fixere Regeln, und ist wenigern Veränderungen unterworfen; so wie hingegen das Neumodische, von Pracht entblößt, oft allen seinen Werth verliert, und für den Anblick eben so wenig Anziehendes behält, als es beym Gebrauche Bequemes hat. Der Mann endlich,

dessen Rang und Vermögen gleich mittelmäßig sind, wird in allen den Dingen, die unter das Gebieth der Mode gehören, aus Pflicht sowohl, als des guten Geschmacks wegen, oft beym Alten bleiben, wenn die vornehmere und reichere Welt Neuerungen macht. Nicht nur hat er etwas anderes und nothwendigeres zu thun, als sich um alle diese neuen Moden zu bekümmern, und für die Herbeyschaffung der dazu nöthigen Sachen zu sorgen; nicht nur hält ihn eine weise Oekonomie ab, sein mäßiges Einkommen auf das Ueberflüssige zu wenden, da vielleicht noch dringendere Bedürfnisse seiner selbst und der Seinigen unbefriedigt sind, sondern auch selbst die Begierde, Beyfall zu erhalten, wenn sie bey ihm von Ueberlegung geleitet wird, weiset ihn an, den Sachen seines Putzes und seiner Haushaltung, die er sich nicht kostbar an innerm Werthe anschaffen kann, auch ein bescheidnes äußeres Ansehn zu geben; wozu dies mit gehört, daß sie sich nicht durch das Neumodische in Form und Farben unterscheiden. Eine Kleidung, ein Hausrath, eine Equipage, die wohlfeil und von gemeinem Stoffe sind, müssen auch einfach und gemein in ihrem Schnitt und Verzierungen seyn, sonst fehlt es ihnen an derjenigen Uebeinstimmung, welche das Wesen des Geschmackvollen ausmacht. Der Mittelmann, welcher nicht im Stande ist, alles um sich herum schön und glänzend zu machen, muß doppelt sorgfältig seyn, Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen seiner Haushaltung und seiner Lebensart hervor zu bringen, — welches er am ersten erreicht, wenn er nichts außerordentlich verzieret, also auch den Glanz der Neuheit an seinen Sachen zu vermeiden sucht, und nur alle Flecken des Schmutzes und der Vernachlässigung von ihnen abwischt.

Eine

Eine gewisse Nachsicht gegen die Thorheiten der Menschen gehört unter die schätzbaren Eigenschaften. Wer könnte wohl mit einiger Zufriedenheit unter den Menschen leben, der alles mit ihnen so genau nehmen, und über jeden unrechten Schritt, den er sie thun sieht, bitter oder traurig werden wollte? Und wer könnte hoffen, der Gesellschaft, unter der er zu leben hat, angenehm zu bleiben, wenn er alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln findet?

Und unter allen Thorheiten verdient vielleicht keine diese Nachsicht mehr, als die, welche die Menschen begehn, um herrschende Moden mitzumachen. Sie sind deswegen verzeihlicher, weil sie weniger freywillig sind. Ich gebe es zu, daß der Gehorsam, mit welchem sich viele Personen der Mode unterwerfen, sklavisch ist, und von ihnen nicht gefordert wird. Aber sich ihrer Herrschaft ganz zu entziehn, ist den meisten, die noch in der Welt zu leben gedenken, unmöglich. Niemand kann also mit Recht das Ausschweifende, welches sich von Zeit zu Zeit in Stücken des weiblichen Putzes findet, den Schönen allein zur Last legen, die mit denselben ausgeschmückt erscheinen. Vielleicht mißbilligt ihr erstes richtiges Gefühl, so wie das unsrige, die ungeheure Höhe ihrer Kopfzeuge und Hüte, die etwas wilde Unordnung ihres Haarputzes, die den Gang verhindernde Länge ihrer Schleppkleider, ihre bis an das Kinn aufgepaußten Halskrausen. Aber anfangs richteten sie sich nur aus Gefälligkeit und Nachgeben nach Gewohnheiten, die sie, trotz ihrer Mißbilligung, immer allgemeiner werden sahen. Endlich gewöhnte sich ihr Auge daran; der Uebelstand verschwand, so wie die Unbequemlichkeit, bey genauerer Bekanntschaft der Sache; und die Nebenidee der Ar-

tigkeit oder des Ranges aller der Personen, welche sie einstimmig in diesen Anzügen erscheinen sahen, verband endlich selbst in ihren Augen eine gewisse Annehmlichkeit oder Würde damit, die sie dafür einnahm. Warum haben wir, die wir uns zu ihren Richtern aufwerfen, uns der natürlichen Folge der Eindrücke, welche diese neuen Moden auf menschliche Augen und Gemüther machen, nicht eben so ungehindert überlassen? Was können die Schönen, die wir tadeln, dafür, daß unsere Entfernung von der Welt, unser Geschlecht, unser Alter, uns die mißfälligen Moden nicht so oft als sie sehen läßt, viel weniger unsere Eitelkeit eben so rege macht, sie nachzuahmen? In gleichen Umständen würden wir gerade so urtheilen, gerade so uns betragen, wie sie.

Ueberdies, da es in dem Wesen der Mode liegt, veränderlich zu seyn, und stäte Veränderungen nur möglich sind, wenn die Sache durch alle Formen hindurchgeht, deren sie fähig ist, ohne ganz ihren Endzweck zu verfehlen: so ist es natürlich, daß, in diesem ewigen Kreislaufe, das Unschickliche zuweilen auf das Passende, und das Ausschweifende und Uebertriebne auf das Angemessene und Zweckmäßige folge. Immer bey dem Alten zu bleiben, ist wider die Natur des Menschen, wenigstens des Menschen in Zeitaltern der blühenden Industrie, und eines ausgebreiteten geselligen Verkehrs. Der Wunsch nach Neuheit aber zerstört eben so oft das Schöne, das wirklich gefunden war, als er, nach vollendetem Zirkel der Thorheiten, das Vernünftige wieder herbeyführt. — Es fragt sich nun, welches fürs menschliche Geschlecht vortheilhafter, welches eine Anzeige größrer Vollkommenheit sey: — ob diese Festigkeit des Urtheils und diese überwiegende Herrschaft des gu-

ten

ten Geschmacks, welche machen würde, daß die Menschen bey dem Schönen und Zweckmäßigen, wenn sie es einmahl gefunden haben, fest hielten, und das Langweilige eines immer gleichen Anblicks um der wirklichen Proportion, oder der innern Güte der Sache willen, ertrügen; — oder diese rastlose Thätigkeit des Geistes, welche sie immer nach neuen Ideen, und nach Hervorbringung veränderter Formen in den Dingen außer sich, lüstern macht, gesetzt auch, daß sie von richtigern Ideen zu verkehrten, und von schönern Formen zu häßlichern übergehen sollten? — Auf diesem letztern Wege sind die Menschen doch, in allen Sachen, ihrer Vollkommenheit immer näher gerückt; nicht auf einer geradlinichten Bahn, sondern in einer Art von Schneckengange. Sie entfernen sich immer periodenweise von dem Puncte der Wahrheit und Schönheit, den sie schon erreicht zu haben schienen; aber auf ihrem Rücklaufe kommen sie demselben doch wieder um ein Stück näher. So hat der Kreislauf der Moden in Kleidungen und Meubeln durch alle Abentheuerlichkeiten, durch welche er in der Reihe vergangener Jahrhunderte bis auf unsere Zeit hindurch gegangen ist, doch im Ganzen unsere Kleidung bequemer, und unsern Hausrath zweckmäßiger und einfacher gemacht, als beydes bey unsern Vorfahren gewesen ist.

Giebt es irgendwo einen Endpunct oder ein Ziel der Vollkommenheit, wo der menschliche Geist, wenn er es erreicht, ruhen wird? Und wird er es je erreichen? Fragen, die aus der Erfahrung nicht beantwortet werden können, und die nach der Analogie verneint werden müssen. Wenigstens glaube ich, daß das Zeitalter, in welchem die ewig dauernden und unwandelbaren Moden erfunden

seyn werden, noch weit später eintreten wird, als das, worin die Philosophen sich über allgemein geltende und unabänderliche Principien der Metaphysik und Moral vereinigen werden.

Ich schließe mit einer allgemeinen Betrachtung, die allen vorigen zum Grunde liegt.

Die Vernunft ist ein ehrwürdigerer Gesetzgeber, als die Gewohnheit; und die Einsicht des Guten ein höheres Princip als der Nachahmungstrieb.

Diese Vernunft lehrt mich aber die großen und fortdauernden Verhältnisse, in denen ich als Mensch, als Bürger, als Vater, als Ehemann, als Beamter des Staats, als Reicher oder Armer — stehe, und die Pflichten, die mir vermöge dieser Verhältnisse obliegen, den flüchtigen Verbindungen, die sich nur auf den Umgang beziehn, und den kleinern Obliegenheiten, die ich nur als angenehmer Gesellschafter zu beobachten habe, vorziehn.

Aber alles, was die Mode regulirt, hat nur seinen Bezug auf das Gefallen in der Gesellschaft und auf die Erleichterung und Vermehrung des gesellschaftlichen Vergnügens. Alles hingegen, was den modischen Luxus einschränkt, und uns in Befolgung der modischen Veränderungen Mäßigung vorschreibt, hat seinen Bezug auf Tugend und Glückseligkeit, und ist zur Aufrechterhaltung der Ehre und des Glücks der Familien nothwendig, wodurch es mittelbar auch für das Wohl des Staates wichtig wird.

Gewohnheit und Sitte muß allerdings in unserm Leben die Kleinigkeiten regieren, damit Vernunft und Ueberlegung für das Große übrig bleibe. Aber auch nicht weiter als auf Kleinigkeiten muß diese Gewohnheit ihre Rechte erstrecken.

cken. Und auch die Sorgfalt, mit der man sie beobachtet, muß nicht größere Anstrengung, mehr Zeit und mehr Aufwand kosten, als andere wichtigere Endzwecke und Pflichten, denen wir unsere Kräfte, unsere Tage und unser Vermögen zu widmen schuldig sind, erlauben.

Endlich da die Absicht, warum wir Moden mitmachen, keine andere ist, als weil wir zwischen uns und andern Menschen die Gleichförmigkeit, die der vertraulichen Verbindung mit ihnen günstig ist, zu erhalten wünschen: so ist klar, daß wir den Endzweck der Moden am besten erreichen, wenn wir uns nach den Gewohnheiten der vernünftigsten und gesetztesten Personen unsers Geschlechts richten. Da aber diese mit ihrem Innern, als dem Wichtigern, stets mehr, als mit dem Aeußern beschäftigt sind: so können wir ihre Mode nicht wohl anders befolgen, als indem wir die der Galanterie ein wenig vernachlässigen.

Wenn man übrigens die Moden zu einem Gegenstande des Spottes macht, oder sie von ihrer lächerlichen oder wenigstens scherzhaften Seite betrachtet, wie sie häufig bloß aus Laune, aus Mangel, aus Hochmuth, oder zur Verdeckung körperlicher Gebrechen erfunden, und von andern, die mit diesen Gebrechen nicht behaftet waren, begierig nachgeahmt wurden, um sich durch das Neue auszuzeichnen: so bieten sie ein weites Feld zu Betrachtungen allerley Art dar, die indessen eben so oft für die Menschheit betrübend als unterhaltend sind. Hof macht in seiner historisch-kritischen Encyklopädie *) in dieser Hinsicht über die Moden folgende Bemerkungen:

*) V. Th. Preßburg 1787. S. 149 ff.

Die Ohren des menschlichen Geschlechts haben gemeinhin keine Bewegung, weder willkührliche, noch unwillkührliche, obgleich Muskeln da sind, die sich in denselbigen endigen. Man sagt, daß die kleinsten Ohren die schönsten sind; allein die größten, und die zugleich gut abgerundet sind, hören am besten. Es giebt Völker, die die Oeffnung der Ohren unmäßig groß machen, indem sie Stücke Holz oder Metall hinein drängen, die nach und nach immer durch größere Stücke ersetzt werden, und mit der Zeit wird das Loch der Oeffnung ungeheuer groß, und das Ohr wächst beständig nach dem Maße, als die Oeffnung sich erweitert. Man weiß nicht, worauf dieser sonderbare Gebrauch, das Ohr so schrecklich zu vergrößern, sich gründet; und es scheint eben so unbekannt zu seyn, woher der fast allgemeine Gebrauch komme, der unter allen Nationen gewöhnlich ist, die Ohren, bisweilen auch die Nasenlappen, zu durchbohren, um Ringe, Buckeln und dergleichen zu tragen; ob wir gleich den Ursprung davon einem wilden und nackten Volke zuschreiben, das gesucht hat, solche Sachen, die ihm am kostbarsten schienen, auf die am wenigsten unbequeme Art mit sich auf die Weise herum zu tragen, daß es sie an diese Theile fest macht.

Die Sonderbarkeit und Verschiedenheit der Gebräuche erscheinet noch klarer in den mancherley Arten die Haare des Kopfes und Bartes aufzusetzen. Einige, als die Türken, schneiden ihre Kopfhaare ab, und ihren Bart lassen sie wachsen; andere, als die meisten Europäer, tragen ihr eigenes, oder geborgtes Haar, und lassen ihren Bart scheeren; Wilde reißen ihren Bart aus, und hüten sorgfältig die Haare auf dem Kopfe. Die Negern scheeren sich Figuren auf dem Kopfe, bisweilen wie Sterne, ein andermahl Kränze, wie die Mönche, und am gewöhnlichsten in wechselweisen Streifen, so daß eben so viel beschoren ist als besetzt bleibet; und eben so machen sie es auch mit ihren kleinen Jungen. Die Talapoins in Siam scheeren den Kindern, die sie in ihrer Erziehung haben, den Kopf und die Augenbraunen. Jedes Volk hat hierin andere Gebräuche. Einige setzen einen größern Werth auf die Haare des Barts an der Oberlippe, als auf die am Kinn; andere ziehen die auf den Backen und dem Kinn vor; einige

einige kräuseln sie, andere tragen sie glatt. Es ist nicht lange, daß wir die Haare auf dem Kopfe hinten herunter gekämmt, und auf die Schultern herab fallend trugen; jetzt ist die Mode, die Haare in einem Beutel, oder wie ein Ferkelschwänzchen, oder zusammen gebunden zu tragen, an den Seiten aber werden sie aufgestutzt wie Taubenschwingen. Unsere Art Kleidung ist sehr von der Art unserer Vorältern unterschieden. Die Mannigfaltigkeit darin ist so groß, als die Verschiedenheit der Nationen, und was das sonderbarste dabey ist, so haben wir unter allen Arten von Anzug diejenige erwählt, die die unbequemste ist, das ist die französische, die, ob sie gleich von allen Völkern Europa's nachgeahmt wird, doch unter allen Arten sich zu kleiden die mehreste Zeit erfordert, und der Natur am wenigsten angemessen zu seyn scheinen.

Die Menschen halten, und werden immer das für das schätzbarste halten, was anderer Menschen Augen auf sich zieht, und ihnen einen vortheilhaften Begriff von Vermögen, Macht und Größe verschafft.

Der Werth der glänzenden Steine, die zu allen Zeiten für kostbare Zierden gehalten worden sind, gründet sich allein auf ihre Seltenheit und ihren blendenden Glanz. Eben das kann man auch von den prächtigen Metallen sagen, deren Last uns so leicht vorkommt, wenn sie zur Zierde auf alle Falten unsrer Röcke gesetzt werden. Diese Steine und diese Metalle sind weniger für uns Zierden, als Zeichen für andre, woran sie uns bemerken, und eine hohe Vorstellung von unsern Reichthümern bekommen sollen; und wir bemühen uns noch diese Vorstellung desto größer zu machen, je breiter wir das Metall aufsetzen; daher kommt es, daß so wenige im Stande sind, die Person von den Kleidern zu unterscheiden, und ohne Vermischung von dem Mann und Metall zu urtheilen.

Alles demnach, was selten und glänzend ist, wird Mode seyn, so lange als die Menschen sich bemühen werden, mehrere Vortheile vom Reichthum zu ziehen, als von der Tugend; und so lange, als die Mittel, beträchtlich zu scheinen, von dem unterschieden sind, was wirklich in Betrachtung zu kommen verdient. Aeußerlicher Glanz hängt sehr von

der Art sich zu kleiden ab, und diese Art nimmt verschiedene Gestalten an, nachdem man Absichten hat, in diesem oder jenem Lichte betrachtet zu werden. Der bescheidene Mann, oder der dafür will angesehen seyn, will diese Tugend durch die Einfalt seiner Kleidung an den Tag legen, dagegen der Eitle nichts unterläßt, das seinem Stolze, oder seiner Eitelkeit schmeicheln kann; folglich sucht er Ehre in dem Reichthum oder der Seltenheit seiner Zierrathen.

Es ist noch eins, das die Menschen gemeiniglich zur Absicht haben, nähmlich ihren Leib kleiner, oder größer erscheinen zu lassen. Nicht zufrieden mit dem engen Raum, darin unser Daseyn umgränzt ist, wollen wir in dieser Welt noch mehrern Raum einnehmen, als die Natur uns vergönnet hat; wir suchen unsere Gestalt durch Schuhe mit hohen Absätzen, oder aufgelaßene Gewänder zu vergrößern, und so weit sie immer seyn mögen, ist nicht die Eitelkeit, die sie bedecken, noch weit größer? Warum ist das Haupt eines Richters oder Doctors mit so einer ungeheuren Menge geborgten Haares umgeben, und der Kopf unsrer jungen Herren so schlecht bedeckt? Der eine will uns von der Unermeßlichkeit seiner Wissenschaften aus der physicalischen Weite seines Kopfes, dessen Größe er noch erweitert, urtheilen lassen, und der andre sucht vielleicht den seinigen kleiner zu machen, um uns einen Begriff von seinem Leichtsinn zu geben.

Es giebt Moden, deren Ursprung vernünftig ist, sie sollen nähmlich gewisse Unvollkommenheiten verbergen, und die Natur weniger unangenehm darstellen. Nimmt man die Menschen überhaupt, so giebt es unter ihnen mehrere ungestaltete und häßliche Gesichter, als wohlgestaltete und schöne Personen; und Moden, die nur ein Gebrauch der mehresten sind, ein Gebrauch, den die übrigen annehmen, sind aus dieser Ursache von den mehresten eingeführt und aufgebracht worden, deren Vortheil es war, ihre Fehler erträglich zu machen; Frauenzimmer haben ihre Gesichter bemahlt, als die Rosen ihrer Wangen verblichen waren, und eine natürliche Bläße sie unangenehmer machte, als andere wären. Dieser Gebrauch ist fast allgemein unter alle Völker der Erde eingeführet; und die Mode, die Haare mit Puder zu weißen, und sie vermittelst der Operation des Kräuselns und Frisirens aufzuputzen, ist zwar nicht

so allgemein und neuer, scheint aber erfunden zu seyn, die Farben des Gesichts zu erheben, und dessen Gestalt aufs vortheilhafteste zu zeigen.

Nach der Mode zu leben, bemerkt ein scharfsinniger Schriftsteller, ist eine Art Seuche, welche besonders in großen Städten sehr weit um sich greift, und man wird in selbigen, vom höchsten Stande an, bis zum niedrigsten wenige finden, die nicht auf gewisse Art davon angesteckt wären.

Ein jeder macht sichs zur ersten und wichtigsten Beschäftigung, andern in ihrem Betragen nachzuäffen; man glaubt dadurch eben das Ansehn und die Ehrerbietung zu erhaschen, welche Vornehme und Begüterte, wornach man sich bildet, haben; und eben diese Ehrfurcht, nebst dem von den Schneidern, Friseurs und Putzmacherinnen erfundenen listigen Kunstgriffe, daß ein jeder, welcher nach dem von ihnen erdachten Schnitte und Figuren sich nicht bildet, ohne viele Umstände von ihnen für einen Schafkopf ausgeschrien und verachtet wird, verursachet eigentlich, daß man gemeiniglich alle vier Wochen andere Gestalten von Frauenzimmern, und etwa alle zwölf Wochen veränderte Figuren von Hüten und Kleidern der Mannspersonen siehet.

Ob aber eine Figur, ein Ding, oder ein Kleid, welches in der Mode ist, nachahmungswürdig sey? — ob es sich für uns, unsern Körper und desselben Zustand passe? — ob Vernünftige nicht unsrer spotten werden, wenn wir eine Mode mitmachen? und besonders, ob wir, wenn wir modenmäßig uns betragen, unserer Schatulle, die zu andern unentbehrlichen Dingen so nöthigen Mittel nicht entziehen? — um alles das bekümmert man sich fast gar nicht, oder doch nur selten, und am allerwenigsten erwäget man die traurigen Zerstörungen, welche für einen ganzen Staat daraus entstehen, wenn alles nach der Mode lebet. —

Die Moden haben gemeiniglich einen sehr lächerlichen Ursprung, wenigstens die allermehresten.

Ein Herr, welcher einen üblen Ausschlag der Hände verbergen, und doch eine Dame führen wollte, versteckte die Hand unter den Westschoß. Dieser Herr war ein Mann von Ansehn, und dieses war genug, sich ins künftige das Gesetz zu machen: „wer ein Frauenzimmer führen will, muß den Westschoß über die Hand legen.“

Ein

Ein anderer bekam den Grind; er ließ sich den halben Kopf bescheeren, und mit Puder bestreuen. Unsere nachahmende Männchen ließen sich also die Haare abschneiden, und nannten diese Grindfrisur eine Vergette.

Eine vornehme Dame hatte ungemein viele Blattern im Gesichte — wovon? das weiß ich nicht. Sie hielt es aber für gut, dieselben durch kleine Pflästerchen zu bedecken. Seit der Zeit ist kein Frauenzimmergesicht schön, wenn es nicht bunt ist; und man trug wohl eher Sonne, Mond und Sterne im Gesichte, vielleicht um uns anzuzeigen, daß hier ein Wirthshaus sey, wo jeder gegen Bezahlung aufgenommen würde.

Es ward eine Hofmode, lange Schleppen zu tragen. Die Damen fuhren und gingen nur in geputzten Zimmern; wer sollte glauben, daß auch diejenigen, welche den tiefsten Koth durchwaten, Schleppen tragen, und sich und andern zur Last fallen würden? Aber gleichwohl thun es selbst die, welche das Geld zu einer Schleppe leihen müssen; und von dieser Klasse sind gewöhnlich die Weiber der Friseurs und die Putzmacherinnen, weil diese Klassen von Menschen verpflichtet zu seyn glaubt, alles mitzumachen. Wie abgeschmackt es aber ist, wenn ein dergleichen Weib, das vor Armuth und Hunger oft rohe Bohnen essen möchte, Schleppen trägt, ist leicht zu erachten.

Es ist unstreitig für das schöne Geschlecht sehr bequem, sich des Morgens in einen Mantel einzuhüllen, und diejenigen, welche sich aus verschiedenen Absichten nicht schnüren, sind unter einer Enveloppe sehr zuträglich geputzt. Man verbesserte seit einiger Zeit diese Erfindung durch eine Art von Kappen, welche man Capuchons nennet. Diese Verbesserung hat auf der Reise, oder bey üblem Wetter ihren Nutzen; aber wie lächerlich ist sie nicht, wenn sie ins kleine gearbeitet, in der Gestalt eines Beutelchens am Halskragen hänget. —

Ein Toppee mag noch so fürchterlich aufgethürmet, ein Kopfputz eines Frauenzimmers noch so abgeschmackt und verstellend seyn, — haben einige vom ersten Range nur erst ein solches, so wird es im Augenblick nachgemacht, denn es ist nach dem Ausspruch des Friseurs und der Putzmacherinn Mode.

Alles,

Alles, was Eitelkeit hat, was prangen will, schaffet sich ein ähnliches, es mag die Figur desselben für die Gesichtsbildung, für den eitlen Schädel, auf welchen es gebauet wird, sich passen, oder nicht.

Man beurtheile einmal, ob ein Toppe von sechs Zoll Höhe, ein hageres drey Zoll im Durchschnitt haltendes Köpfchen eines jungen Herrn anmuthiger machet, und ob Wangen, worauf Jugend und Schönheit blühen, durch eine sogenannte Dormoise verschönert werden.

Von der Erfindung, welche unter der letzteren Benennung vor einigen Jahren im Gange war, muß ich noch etwas anführen, welches der Thorheit der Mode eine höhere Farbe giebt. Hätten unsre Schönen die Ursache dieser Erfindung gewußt, so könnte man versichert seyn, daß eine jede Bedenken getragen haben würde, daran Geschmack zu finden, denn sie stammen eigentlich aus einem gewissen häßlichen Hause in Paris her, in welchem man bemühet ist, durch diese Hülle verdächtige und scheußliche Merkzeichen des Antlitzes den Augen zu verdecken.

Weil indessen diese Nachricht in anderen Ländern nicht bekannt wurde, so wurde dieser Schanddeckel der Folgen des Lasters im Augenblick allgemein gebräuchlich, und gab Gelegenheit, daß die hübschesten Bildungen lange Zeit verdecket blieben, und alle Schönheiten, gleich den Nachteulen bis auf die Augen verhüllet werden. — Eigentlich war eine Dormoise nur zu dem Ende erfunden, um einen angefressenen Knochen des Gesichts, und scheußliche Furchen der Haut zu bedecken, und in unsern Gegenden diente sie dazu, die verehrungswürdigsten Reizungen zu begraben.

Man muß in der That in der Welt oft viele Thorheiten mitmachen. Ein Sonderling wird verächtlich; aber alles mitzumachen ist ein Zeichen eines schlechten Geschmackes. Und warum sollte eine Mode, die bequem, und für meinen Körper anständig ist, durch eine schlechtere verdrängt werden? Man kann also einen Menschen gewissermaßen aus seinem Anzuge beurtheilen.

Wir kennen aus der Geschichte die fünfhundert Esel, welche der Kayserinn Poppea allenthalben nachfolgen musten, um sie mit Milch für ihre Bäder und Schminke zu versorgen. Wir wissen es, daß

die

die Cleopatra den Glanz ihrer Reize durch den ausgesuchtesten Putz zu erhöhen, und mit ihrer Kunst den Ersten und Zweyten der Menschen, den Cäsar und Anton zu fesseln wußte. Es ist uns bekannt, daß die Berenice so schöne Haare hatte, daß sie einem Gestirne des Himmels einen eignen Nahmen gaben. Wir haben es gelesen, daß die Semiramis einen wüthenden Aufruhr stillte, indem sie sich plötzlich von ihrer Toilette losriß, und mit entblößtem Busen und in dem ganzen nachlässigen Anzuge einer halbgekleideten Frau auf einem Balcon sehen ließ.

Man hat uns die ganze Coquetterie der schönen Helene nicht verschwiegen, die alles in Flammen setzte, und einen Krieg verursachte, der nach dreyßig Jahrhunderten, mit gleichem Rufe, der Welt noch im Gedächtniß schwebt. Man hat es uns in der Jugend gelehrt, daß die Jesabel, die von Hunden gefressen wurde, Roth auflegte; aber die Dichter der Alten, so meisterhaft sie schilderten, haben die Moden dieser entfernten Zeiten nicht mit der Wahrheit vor Augen gestellet, daß wir uns einen richtigen Begriff von denselben machen könnten.

Ich bin es versichert, daß eine Bacchantin mit fliegendem Haare, dem Thyrsus in der Hand, und dem Epheukranze um den Kopf, eben so schön, als eine en Vergette coeffirte Marquisin, scheinen; bin es versichert, daß die Tunika der römischen Damen mit den offenen Roben der neuern Europäerinnen gleiche Anmuth haben sollte; versichert, daß ihre Sandalen eben die Eleganz wie unsre hohen, kleinen Schuhe, erhalten könnten; aber am Ende, was kostete es, uns eine Beschreibung ihrer Coeffüre und des mit derselben verbundenen Putzes, ihrer Abwechselungen, und des schimmernden Ganzen zu geben? Warum haben die Schriftsteller nichts von der Anordnung der Haare hinterlassen? Warum es unterlassen, uns die Basis des wunderbaren Gebäudes kenntbar zu machen, wo es anfing, wo es sich endigte? Wo ordnete man den Topas, wo die Perle hin? Wie waren die Blumen eingeflochten? Und wer hat sie verhindert, die an Abwechselung reiche Sphäre der Moden zu mahlen? Aber, ach! ich fühle es selbst, indem ich den Pinsel in die Hand nehmen will, daß es unmöglich ist, diese Kunst vom weitesten Umfange, so ganz unerschöpflich, von allen

gemei-

gemeinen Regeln so ganz unabhängig zu malen! Man muß die Schönheit, die ihren Spiegel mit dem innigsten Blicke des Wohlgefallens belohnt, nur anschauen, bewundern und schweigen.

In der That, wenn ich auch eine Locke mit ihren zwey wundergroßen Attentions, ein Kopfzeug à la Gertrude, à la Henri Quatre, aux Navets, aux Cerises, à la Fanfan beschreiben wollte, wollte darauf von der Bonnet artisté, von den Sentiments repliés. von der Esclavage brisé reden, so würde ich doch das mit Diamanten besetzte Kratzeisen, den von Edelgesteinen glänzenden Kamm nicht beschreiben, nicht die Physiognomie nach der Mode mahlen, und die Halsbänder von einem unbekannten Geschmacke nicht zeichnen können. Ich würde nichts als Worte hinschreiben, und Homer selbst mit seinem Genie, hat mit leichterer Mühe den Schild des Achilles als den Kopfputz der Helene gezeichnet.

Ich will also schweigen, und den neugierigen Ausländer, der alle die mannigfaltigen Formen unsrer glänzenden Moden kennen möchte, in die Oper schicken, damit er sie an dem Kopfe unsers Frauenzimmers und nicht in einer nackten, unverständlichen Beschreibung vor sich habe.

Im Anfange dieses Jahrhunderts trugen die Frauen auf einer schönen entblößten Brust Kreutze und den heil. Geist von Diamanten. Guter Gott, schrie ein Prediger auf der Kanzel, wie kann man doch das Kreutz, das Sinnbild der Kasteyung, und den heil. Geist, den Schöpfer aller guten Gedanken, an einem solchen Orte entheiligen!

Die herrschende Farbe in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, ist Dos und Ventre de Puce *). Man hat vor allem die Kopfzeuge au Parc anglois bis zum Unsinn geliebt. Man sah Windmühlen, Lustwäldchen, Flüsse, Schafe, Schäfer und Schäferinnen,

*) Aber seit der Zeit sind Boue de Paris und Merde d'oie die Modefarben geworden. Mein Buch ist schon zur Hälfte antik. Ich wollte von der Coeffure à l'Iroquoise reden, aber die Coeffure à l'Enfant hat sie verdrängt. Die Federn werden schon seltner und schweben nicht mehr in ganzen Büschen um den Kopf herum. Wie eine Sache malen, die schon um ihrer Unstetigkeit willen dem Pinsel entwischt? Hof.

nen, und einen Jäger im Gehölze auf dem Kopfe der Frauen. Aber da die Kutsche für diese Coëffuren zu niedrig war, so erfand man die Springfeder, die sie erhöhen, und wieder niederlassen kann. Das größeste Meisterstück der Erfindung und des Geschmacks!

Die Geschichte der Poufs, Pets en l'air, Coques Chignons, Bouillons, Chiffons sollte der Akademie der schönen Wissenschaften, die so tiefe Untersuchungen über die Halsbänder, und den Schmuck der römischen Damen herausgegeben hat, anvertraut werden. Und der gegenwärtige? — Warum nicht davon reden? Die Kopfzeuge à la Grenade, à la Thisbé, à la Sultane, à la Corse haben ihre Periode gehabt, so wie die Hüthe à la Boston, à la Philadelphie, à la Collin-Maillard. Die Coëffure en Limaçon ist auf dem Punkte Abschied zu nehmen. Aber billig sollte ich von den Jüpons großis, bouffis, ebaubis reden, welche die Hüften ausfüttern und den Frauen Fleisch geben, die nichts als Haut und Knochen sind. Ich verspreche also ein Journal der Federn und der Jüpes, welches besser, als das Journal des Savans und das Journal von Neufchatel aufgenommen werden wird.

Der Tül, die Gaze, und der Marli, beschäftigen hundert tausend-Hände, und man hat Soldaten, Validen und Invaliden Marli machen, ihn herumtragen, feil bieten und verkaufen gesehen.

Nun müssen wir noch hören, was einer unsrer kraftvollesten Schriftsteller *) über dieses Chapitre sagt:

„Das Schauspiel der Moden belustigt in Frankreich mehr als irgendwo, weil es, wie die Bilder einer Zauberlaterne abwechselt, und nie so einförmig wird, als unsere Nachahmung. Mancher deutsche Hof in seiner Galla sieht aus, wie ein Assortiment Dresdner Puppen aus einer Form und von einer Glasur. Eine junge Französinn ist ehrgeitziger; sie erfindet ihren Putz selbst, oder ändert die Mode nach ihrer Gestalt, und versteht mehrentheils ihren Vortheil. Auf einem Ball bey dem Prinzen Soubise sah ich alle jungen Damen verschieden gekleidet, jede war

*) Siehe Sturz Schriften, 1 Theil, pag. 74.

war auf eine eigenthümliche Art aufgesetzt, garnirt und verziert. Freylich wird ein neues Kopfzeug so ernsthaft untersucht, wie ein neues Drama; und wenn manche Erfindung ihre Jahrszeit durchlebt, so fallen auch andere am Tage ihrer Geburt. Alles, was für den Nachttisch bestimmt ist, gehört hier ins Gebiet des Genies. Es giebt in Paris Artistes en fait de Jupes à baleine und Artistes perruquiers. Die Akademie der Wissenschaften untersucht nicht immer Maschinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen *); sie erhebt sich oft zu gemeinnützigen Gegenständen, und ernennt Commissäre, um einen neuen Lockenbau zu prüfen. Mir ist folgendes ehrenvolle Zeugniß bekannt: L'Academie ayant examiné les Ouvrage du Sieur Garasse, Artiste Coëffeur des Dames, elle atteste la solidité de son tissu, reconnoit l'élégance de ses formes et applaudit à son zèle ingénieux. Leider hilft das Brevet dem Künstler nicht immer, man appellirt von der Akademie an eine Tänzerinn.

Ich ging gestern zu einer berühmten Modehändlerinn, welche Puppen durch ganz Europa versendet. Hier sah ich mit Unmuth ein Heer Automaten, furchtbarer für uns als ein gallisches Kriegsheer, weil es schon Jahrhunderte lang brandschatzt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeschmackt vor; ist sie verkauft? fragte ich. Oui, Monsieur, elle est destinée pour le Nord, ou l'on aime les couleurs singulieres et merveilleux. Aber hat man sich in Paris je so gekleidet? Eh! mon Dieu, non Monsieur! mais on a des Magazins à vuider, il faut de la variété et il s'agit de satisfaire au goût de chaque nation. Ich ward erbittert bey dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Putzzimmer einer deutschen Prinzessinn anlangt; daß sie denn den Hof und die Stadt umbildet, und ganze Garderoben zum Trödel verurtheilt; daß sie manchem Ehemann heimliche Seufzer, mancher modesiechen Frau ihren Schlaf kosten wird; daß sie Freundschaften trennt und Gallenfieber ausbrütet, diese mißgestaltete Brut der Phantasie eines elenden Weibes, das von ihrem Boden herab uns plündert und verspottet.

Zum

*) S. Hogarth's Mariage à la Mode.

Zum Theil sind wir durch die Anglomanie der heutigen Franzosen gerächt. Sie treffen überall auf wandelnde Riding-Coats, in deren Falten ein gebrechliches, übel ebauchirtes, halb wieder aufgelöstes Wesen zappelt, oder auf englische Fuhrwerke, überthront von einem Kutscher aus der Titanenfamilie, der Streitrosse mit einer Donnerstimme lenket; hintenauf haben sich noch ein Paar Riesen gelagert, nebenher springt nicht selten ein furchtbarer Hund, und in einer Ecke des Kastens werden sie das einballirte Restchen einer alten Familie gewahr — es jammert sie des mit Ungeheuern umringten Pigmäen.

Zu gleicher Zeit wimmelt es von Engländern hier, die durchaus pariser Stutzern ähnlich seyn wollen. Nichts ist hudibrastischer, als ein nervichter Britte, wenn ihn sein Schneider französisch aufgezäumt hat, und er sich bäumt und sträubt in ungewohntem Zeuge, wie ein ungebrochenes Pferd im Schlittengeschirre. Sonderbar ist es, daß die Söhne der Freyheit sich knechtisch unter jede Mode bequemen, und daß der unterthänige Franzos immer eine National-Verzierung anbringt. Er steckt in seinem Reitknechtshabit einen großen Blumenstrauß an die Brust, und hinter seinem Nacken schwillt der kleine englische Kadogan zur Größe eines Puddings. Wenn Miß ihren mit einer Rose geschmückten Chip-Hat auf die Mitte ihres braunlockigen Kopfes setzt, so hängt der Chapeau à l'angloise schief auf der gepuderten Französinn, und die Rose wird zur Guirlande. Auch die gerühmten Costume-Trachten auf dem hiesigen Theater sind alle so durchfranzösirt, daß sie nicht mehr kenntlich sind.

Ich schweige von meinen Landsleuten; ihre Mißgestalten belustigen mich nicht. Es geht mir nahe, manchen mit dem Clinguant aller Nationen ausstaffirt zu sehen, wie einen von den Europäern beschenkten Wilden; zu hören, wie man es belacht, daß ein ehrlicher Deutscher immer jede neue Thorheit auf sich pfropft. Viele sind mit einer allgemeinen Musterkarte drapirt, und tragen ihre Reisegeschichte auf sich herum; man kann ihnen, von ihrem Hut zu den Stiefeln, aus Italien durch Frankreich nach England folgen, und durch die bunte Lasur leuchtet oft eine herbe Grundfarbe von Studenten-Eleganz

durch

durch. Warum reisen wir nicht später, wenn Kopf und Herz fester sind? Nun flattern wir in die Welt, wie ein weißes Blatt, daß jeder Thor mit seinem Wahnwitz befleckt, und oft mit unauslöschlicher Schrift.

Ich preise unsre Landsmänninnen. Sie haben doch der Schminke widerstanden. Hier ist sie nicht mehr Koketterie, sondern nothwendiger Theil des Anzuges. Neulich entlief mir eine Dame im Begriff in den Wagen zu steigen, und rief mit aller Würde des tragischen Entsetzens: Ah grand Dieu! j'ai oublié mon rouge. Nur verächtliche Dirnen ahmen in Frankreich durch das Rothe die Farbe der Natur nach, une honnête femme met le rouge à tranchant. Sie trägt nähmlich unter jedem Auge einen scharf abgeschnittenen karmoisinfarbigen Fleck auf. Ich finde diese Flecken leidlicher auf einem lederfarbenen alten Gesichte, als auf jugendlichen Wangen, weil sich auf jenem die Nuance sanft vereinigt. Welchen Unsinn man nicht aus Gewohnheit erträgt! Wer zuerst seinen Kopf in einem Mehlsack herumkehrte, und es wagte, in einer ehrbaren Versammlung zu erscheinen, würde zuverlässig dem Arzte empfohlen; und wir lachen über die Römerinnen und ihren Puder aus Goldstaub, über die schwarzen Zähne in Indien, über die gelben Finger in Egypten? Ich sah ein Bild einer bekannten Schönheit aus der Zeit Ludwigs XIV. als Göttinn der Liebe in einem Wagen von Tauben gezogen — mit einer Fontange. Das ging an im großen Jahrhundert des Geschmacks. Wie sehr muß alles Gefühl abarten, ehe der wespenartige Leib unsrer Mädchen gefällt, ehe wir uns mit den Reifröcken aussöhnen, die ein englischer Schriftsteller ein verkehrt angelegtes Festungswerk nennet. Als die Frau eines dänischen Consuls die Gemahlinn des Kaisers von Maroko besuchte, fühlte diese neugierig auf dem Reifrock herum, und fragte voller Erstaunen: „bist du das alles selbst?“ Unsre Mütter hatten ihre Außenwerke nicht viel scharfsinniger hinten angebracht. Es sind noch Strafgesetze wider die unnatürliche Prachtgeschwulst übrig. In Franz des Ersten Zeiten ließ sich jeder ehrbare Mann barbiren, und nur die Stutzer trugen Bärte. Ich finde in einer Stelle des Ben-Johnson, daß eine Tabakspfeife damahls unter die Nippes eines

zierlichen Herrn gehörte, und daß man sie am weiblichen Nachttisch mit eben dem wichtigen Anstande, wie jetzt eine Riechflasche herauszog. Als Madame de Motteville den Hof der Infantinn und künftigen Gemahlinn Ludwigs XIV. sah, war es Mode, bey den spanischen Damen die Brust zu bedecken, und den Rücken zu entblößen.

Es verdient bekannter zu werden, daß vor einigen Jahren eine Französinn, auf dem Spaziergange des Pallastes von Orleans, mit lilasfarbner Schminke erschien, und es ist unbegreiflich, daß der Versuch ohne Nachahmung blieb.

Die Geschichte des Menschen ist oft dem Tageregister eines Bedlams ähnlich; sie erzählt die Visionen der Kranken. Was uns heute als Triumph des guten Geschmackes vorkommt, sinkt vielleicht morgen zum Unsinn herab. —

Beschreibungen und Abbildungen der modernsten Formen in Kleidungen, Hausgeräthen ꝛc. wird übrigens niemand hier erwarten, da eine Mode immer von einer andern verdrängt wird, und nur so kurze Zeit die neueste seyn kann. Wer keine Gelegenheit hat, auf eine anderweitige Art zur Kenntniß der neuesten Moden zu gelangen, dem werden vorzüglich folgende Zeitschriften hierzu gute Dienste leisten.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs. Seit 1786. (Der Jahrg. von 12 Stücken in 8 kostet 4 Rthlr. Sächs.)

Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode. Leipzig jetzt bey Chr. Hempel. Seit 1794. *). (Der Jahrgang, aus 12 St. in 8. bestehend, mit Zeugproben, schwarzen und illum. Kupfern kostet 5 Rthlr.)

Leipzi-

*) Die schon früher nähmlich seit 1791 erschienenen Jahrgänge dieses Journals haben den Titel: Journal für Fabrik, Manufactur und Handlung.

Leipziger Modemagazin, für das Neueste in Kunst, Geschmack, Mode, Lebensgenuß ꝛc. herausgegeben von Gruber und Berrin. Im Industrie-Comptoir zu Leipzig, seit 1796. 4. (Der Jahrg. aus 12 Heften bestehend mit 50 illum. Kupfern kostet 6 Rthlr.)

Hamburgisches Journal der Moden und Eleganz. Hamburg bey Meyn und Mahncke, seit 1802. Der Jahrg. kostet 6 Rthlr. Sächs.

Auch haben in den letztern Jahren die beyden berlinischen Zeitungen angefangen, öfters Nachrichten von neuen ausländischen und einheimischen Moden zu liefern, und als einen Beweis, wie wenig sklavisch man jetzt in Ansehung dieses Punctes in dieser Hauptstadt denkt, theile ich zum Schlusse des gegenwärtigen Artikels noch eine Stelle aus einem Stücke vom vorigen Jahre der in der Ungerschen Druckerey herauskommenden Zeitung mit, wo der Verfasser sich über die hiesigen Moden auf folgende Weise äußert:

Wir erhalten häufig Anfragen aus der Provinz, was denn in Berlin Mode sey, und warum wir nur aus Paris und London die Neuigkeiten der Mode meldeten. Aber, meine schönen Leserinnen, wir haben keine allgemeine Moden; wir richten uns nach den Gebräuchen anderer Moden, und verändern unsre Kleidungen, nachdem Witterung, Anstand und besonders dasjenige es fordert, was der Deutsche mit dem Ausdruck: es kleidet mich oder es kleidet sie, verbindet. Wirklich ist eine allgemeine Mode ein Ding, das sich nicht gut mit der allgemeinen Zufriedenheit verträgt. Weder Farben noch auch der Kleiderschnitt sind jedem Gegenstand angemessen, und selbst das Einförmige der Moden immer in jeder Gesellschaft gleich und überhäuft zu sehen, ist ein Anblick, der einem endlich widrig werden muß. Wir sehen daher in unsern Zirkeln Helme, Hüte, Hauben, Spitzen, Blumen, Federn. Wir sehen alles, was die fremde Mode uns bringt, manchmal ganz nach ihr geformt, manchmal in einer lieblichen Veränderung, welche die reizende Schöpferinn selbst sich schuf. Wir haben schwarze und blonde Perrücken,

Blumen à l'Jphigenie und Aufsätze à la Figaro. Das erste, was Frankreich u. England gebiert, wird uns gebracht, und wir tragen es, wenn es uns kleidet, und legen es auf die Seite, wenn es uns entstellt. Was halten Sie von einer solchen Benutzung der Mode? Jst sie nicht besser, als wenn sie sich in das ewige Einerley hüllt? Genügt Jhnen dies nicht, so haben Sie hier die neuesten Anzüge von drey sehr bekannten Berlinischen Grazien, die durch ihre geschmackvolle Wahl im Anzug immer auf eine lange Reihe Nachahmerinnen rechnen können. Die erste trägt einen weißen Basthut mit Nacaret-Floripuffen, deren an einer Seite herunterhangende Enden mit goldenen Franzen besetzt sind. Ein Demi fichu von Points ist auf der linken Brust angesteckt und hängt zur Rechten nachlässig herunter. Die zweyte Dame schmückt ein Viole oder langer Shawl von Flor oder Musselin mit gestickter Kante à l'Jphigenie platt über die Frisur hangend. Das Kleid ist Rosafarb mit gestickten Musselinermeln. Die dritte, die ich Jhnen im Morgenanzug bey Kerstens schildere, trägt einen Oberrock von Kasimir mit rundem wulstigen Sammtkragen von gleicher Farbe, der vorn zuläuft. Der Oberrock ist über der Brust mit 4 kleinen schwarzen Knöpfchen zugeknöpft. Die Ermel sind lang und eng. Die Brust deckt ein feines Hemdchen (Chemisette) mit schöner weißer Stickerey. Hinten angesetzte Caracopuffen. Lange Schleppe. Dazu ein Negligeehäubchen von weißem Atlas, mit einem Filetnetz von Goldfaden überzogen. Rings herum läuft eine 2 Finger breite Goldspitze. Der linke Backen zieht sich tiefer in das Gesicht als der rechte. Rechts sitzt ein Büschel weißer schwankender Rohrkolben mit vergoldeten Spitzen. Schuhe von rothem Englischem Atlasleder.

Modeartikel, Modewaaren, nennt man im Waarenhandel allerley neue Artikel, die vor der Hand durch ihre Neuheit gefallen, und häufige Abnehmer finden, aber in kurzem durch andere, die aufs neue ankommen, verdrängt werden. Frankreich und die Hauptstädte der verschiedenen Reiche in Europa sind es, die den Provinzen und Landstädten in Ansehung dieser Waaren den Ton angeben.

geben. Modewaarenhändler heißt man besonders die Kaufleute, welche mit den verschiedenen Sachen, die zum Frauenzimmeranzuge und Putz gehören, Handel treiben. Dieses Fach erfordert, wie man sich leicht vorstellen kann, Geschmack, Urtheilskraft und eine gewisse Thätigkeit. Der Modehändler muß den günstigen Zeitpunct wahrzunehmen wissen, und bey ganz neuen Artikeln verhältnißmäßig größern Gewinn suchen; aber bey solchen, die nicht mehr ganz neu sind, räth die Klugheit, daß er losschlage, und mit einem geringen Vortheile fürlieb nehme; endlich bey solchen, deren Zeit schon vorüber ist, sey er zufrieden, wenn er nur die Kosten wieder erhält, damit am Ende nicht gar Ladenhüter daraus werden, die ihrem Mann offenbaren Verlust bringen.

Die Arbeit der Modehändlerinn wird von Herrn Grausand im XIV. Theile der Description des arts et metiers beschrieben.

Modedocken, s. **Modepuppen**.

Modehändler, s. unter **Modeartikel**.

Modekrankheiten, s. im Art. **Krankheit**, Th. 47, S. 674. Auch Unzer's Arzt, Th. 5, S. 241 fl. in der zweyten Ausgabe.

Model, der, (der Ton auf der ersten Sylbe) ein Wort, welches in den bildenden Künsten und bey einigen Handwerkern, besonders in einer dreyfachen Bedeutung üblich ist. Es bedeutet nähmlich

1. ein Maß, in welchem Verstande es doch nur bey den Säulenordnungen und andern Verzierungen an Gebäuden vorkommt, wo man das Maß, nach welchem man alle Glieder und Theile der Ordnungen und ihre Weiten von einander auszumessen pflegt, den **Model** nennt. Der Model ist aber keine bestimmte Größe, wie ein Fuß oder eine Elle, sondern er ist unbestimmt, die ganze

ze oder halbe Dicke einer Säule. Ist die Säule sehr hoch, und folglich auch sehr dick, so ist der Model groß; ist die Säule klein, so wird auch der Model klein. Wenn also der Baumeister den Aufriß gewisser Gebäude zeichnet, so mißt er die Theile nicht nach der absoluten Größe in Fußmaß, sondern bloß nach der verhältnißmäßigen in Modeln und dessen kleineren Theilen.

Vitruvius und seinem Beyspiel zufolge Palladio, Serlio und Skammozzi nehmen überall die ganze Dicke der Säule; nur in der dorischen nehmen die drey ersten die halbe Säulendicke zum Model an. Andere nehmen, nach dem Beyspiel vieler anderer, die halbe Säulendicke zum Model an.

Da in jedem Gebäude Theile vorkommen, deren Größe weit unter dem Model ist: so muß dieser in kleinere Theile eingetheilt werden. Die meisten Baumeister theilen ihn in 30 Theile ein, die sie Minuten nennen; Goldmann, dem auch Sulzer folgt, hat ihn in 360 Theile eingetheilt, um dadurch die vielen Brüche zu vermeiden, welche bey der obigen Eintheilung vorkommen. Man hat aber dessen ungeachtet die Eintheilung des Models in 30 Theile beybehalten, weil die Brüche nicht viel zu sagen haben, und übrigens auch die Höhen der Glieder sich leichter behalten lassen, wenn man sie durch kleine Zahlen ausspricht, als wenn man so viele Zahlen merken soll, wie sie bey der goldmannischen Eintheilung vorkommen.

Der Baumeister, welcher einen Plan macht, hat zwey Maßstäbe, nach denen er sich richten muß, den, welcher die absoluten Größen angiebt, und der folglich nach Ruthen, Fuß und Zoll eingetheilt ist, und den, wodurch er die Verhältnisse bestimmt, und der nach Modeln und dessen Theilen

len abgetheilt ist. Er muß also wissen, den Modelmaßstab mit dem andern zu vergleichen. Gesetzt, es wäre einem aufgegeben, ein Gebäude von jonischer Art aufzuführen; der Platz, den es einnehmen soll, wird ihm gezeigt; er mißt denselben nach Ruthen und Fuß aus. Aus der Größe dieses Platzes wird auch die Höhe des Gebäudes von ihm dergestalt bestimmt, daß es nach Maßgebung seines Gebrauchs und des Platzes, den es einnimmt, wohl proportionirt werde; die Höhe wird also zuerst nach Ruthen- und Fußmaß bestimmt, und daraus muß hernach die Größe des Models hergeleitet werden.

Man nehme an, der Baumeister habe gefunden, daß sein Gebäude von einer durchgehenden jonischen Ordnung, von der Erde bis oben an den Kranz, 60 Fuß hoch seyn müsse. Um nun die Zeichnung machen zu können, muß er nothwendig einen Maßstab nach Modeln haben, folglich muß er wissen, wie viel Fuß und Zoll der Model sey. Er weiß, daß die ganze Ordnung vom Fuß der Säule bis oben an den Kranz 21 Model seyn muß *); mithin müssen 60 Fuß 21 Model geben, wenn nähmlich die Säulen mit ihren Füßen gerade auf dem Boden stehen. In diesem Fall also nimmt man den 21sten Theil von 60 Fuß, das ist, 2 Fuß 10 Zoll $3\frac{9}{21}$ Linie für den Model. Hieraus ist offenbar, wie in andern Fällen zu verfahren wäre.

Wollte man dem Gebäude einen durchlaufenden Fuß von 6 Fuß hoch geben, und die Säulen erst auf diesen Fuß stellen: so würde die Säulenordnung nur noch 54 Fuß hoch werden; mithin wäre alsdenn der Model nur der 21ste Theil

*) S. Säulenordnung.

von 54 Fuß oder 2 Fuß 5½ Zoll. Wollte man noch überdies die Säulen auf Säulenstühle stellen: so ist klar, daß die ganze Höhe der Ordnung alsdenn von 25 Modeln müßte genommen werden. Mithin wäre in diesem Falle ein Model der 25ste Theil von 60 oder von 54 Fuß.

Vignola, der jeder Säulenordnung ihre eigene Höhe giebt, findet den Model auf folgende Weise. Er theilt die ganze Höhe in 19 Theile. Davon nimmt er 4 Theile zum Postament, 3 zum Gebälke und die übrigen 12 für die Säule. Will man kein Postament haben, so wird die ganze Höhe in fünf Theile getheilt, davon einer zum Gebälke, und vier zur Säule gerechnet werden. Wobey aber offenbar ist, daß das Verhältniß des Gebälkes zur Säule in den zwey Fällen nicht dasselbe bleibet.

Dieses gilt nur von den Gebäuden von einer einzigen durchgehenden Ordnung. Sollen zwey oder mehr Ordnungen auf einander kommen, so hat nothwendig jede Ordnung ihren besondern Model. In zwey auf einander stehenden Ordnungen muß der Model der obern zu dem Model der untern, auf welcher jene steht, sich verhalten, wie die Dicke des untern Stammes zu der Dicke des eingezogenen Stammes. Alsdenn wird die Berechnung des Models etwas schwerer. Ein Beyspiel aber kann hinlänglich seyn, die Art dieser Berechnung zu lehren.

Man nehme an, es müsse ein Gebäude 100 Fuß hoch, von zwey über einander stehenden Ordnungen, einer niedrigen und einer hohen, aufgeführt werden, und die Säulen sollen auf Postamenter von vier Modeln kommen. Auf diese Art wird die ganze Höhe der untern niedrigen Ord-

nung

nung 24 Model, der höhern aber 28 Model seyn *). Mithin müssen die 24 Model der niedrigen und die 28 Model der höhern Ordnung hundert Fuß ausmachen. Allein dabey muß auch diese Bedingung statt haben, daß die obern Model zu den untern sich verhalten wie 4 zu 5. Denn so verhält sich die untere Dicke der niedrigen Säule zu der obern Dicke. Wenn man also für den untern Model x setzet, und für den obern y, so müssen diese beyden Bedingnisse erfüllt werden:

1) daß $x : y = 5 : 4$
2) daß $24x + 28y = 100$.

Daher findet man x oder den untern Model $2\frac{9}{18}$ Fuß; den obern aber 1 Fuß und $\frac{1}{2}\frac{1}{9}$. Diesemnach würde das untere Geschoß 24 mal $2\frac{9}{18}$, oder $51\frac{1}{2}\frac{1}{9}$ Fuß, das obere $48\frac{9}{18}$ Fuß hoch werden.

Wiewohl der Model keine bestimmte Größe hat, so hat man doch noch kein so großes Gebäude gesehen, dessen Model über vier Fuß, noch ein so kleines, dessen Model unter einem Fuß gewesen wäre. Außer dem Model, wodurch die Verhältnisse der Hauptheile bestimmt werden, giebt es noch einen andern, der bloß zur Verzierung der Thüren und Fenster gebraucht wird. Sind an diesen Oeffnungen Säulen, so wird der Model, so wie der Hauptmodel nach der Säulendicke genommen. Werden aber diese Oeffnungen bloß mit Einfassungen verziert, so kann füglich die Höhe des Gesimses zum Model genommen werden.

S. Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste. III Th. S. 406.

Stieglitz Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst. III. S. 676 fl.

II. **Model** bedeutet ferner eine Figur, ein Bild; eine Bedeutung, welche besonders bey den Mähte-

*) S. Säulenordnung.

Nähterinnen und Webern angetroffen wird. **Allerley Model in ein Tuch nähen.** Indessen ist das Zeitwort **modeln** in diesem Verstande üblicher.

III. Eine vertiefte Form, einen andern Körper darein zu gießen oder zu drücken, um ihm dadurch die verlangte Gestalt zu geben; **eine Gießform, Form** oder **Patrone. Ein Gießmodell,** einen flüssig gemachten Körper darein zu gießen, um ihm eine gewisse verlangte Gestalt zu geben. Der **Knopfmodel, Kugelmodel, Schrotmodel Blumenmodel** ꝛc. Knöpfe, Kugeln, Schrot, Blumen ꝛc. zu gießen. Der **Töpfermodel** worein die Töpfer ihre Arbeiten drücken, wenn sie solche bilden. **Etwas in einen andern Model gießen.** Im Ital. Modello.

So sehr dieses Wort auch mit dem Lat. Modulus überein kommt, so ist es doch wahrscheinlicher, daß es mit demselben aus einer einzigen Quelle herkommt, als daß es unmittelbar von demselben abstammen sollte. In der letzten Bedeutung gehört es zu dem Geschlechte der Wörter Muth, ein oberdeutsches Maß, Mutter, ein vertiefter Raum, dem Lat. Modius, dem mittlern Latein. Modellus, ein Kägel, Gefäß, und anderer dieser Art. Da die Wörter, welche eine Vertiefung bezeichnen, gemeiniglich auch eine Erhöhung bedeuten, so erhellet daraus zugleich die Verwandtschaft mit dem mittlern Lat. Modulus und Franz. Moule, ein Holzhaufen von bestimmter Größe, dem Deutschen Mandel, Malter u. a. m. In der ersten Bedeutung eines Maßes scheint es zunächst zu messen, Nieders. meten, und dessen Hauptworte Mat das Maß, zu gehören. In beyden Fällen bedeutet das Suffixum el ein Werkzeug oder Subject.

Modelbret, in den Stückgießereyen, ein an einer Seite mit einem eisernen Bleche beschlagenes Bret, worein die Friesen und Stärke des Metalles eingefeilet sind, und welches auch das **Formbret** genannt wird.

Modele, Franz. s. Modell.

Modelgeer, das, im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders Oberdeutschlandes, ein Nahme des Kreußkrautes oder der Kreuzwurz, Senecio vulgaris Linn. Nach andern führt der Kreuzenzian, Gentiana cruciata Linn. diesen Nahmen.

Modellholz, Franz. Trouffau, auf den Eisenhütten die eiserne Stange mit dem Holze, worin die Stange bey dem großen Durchschnitt einer Röhre, die gegossen werden soll, stecket. Sie bildet eigentlich den Kern zu derselben. Sie ist viereckig, und nur an beyden Enden, wo sie zum Rahmenhers aus reichet, rund, um umgedrehet werden zu können. Man umwindet sie mit einem Bande oder Strick von Heu gemacht, recht fest, den man mehr oder weniger dick macht, nachdem der Durchschnitt der Röhre groß oder klein ist. Zu den Röhren von gr[illegible] Durchmessern paßt man den eisernen Baum in ein Stück Holz an der eisernen Stange mit Vorsteckhaken an jedem Ende. Der Durchschnitt von dem also zusammen gesetzten Modellholz muß $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll kleiner, als der seyn, den der Kern haben soll, damit man noch 8, 10 bis 12 Linien Erde um denselben thun kann, daß er den verlangten Durchmesser der Röhre erhalten möge.

Modell, das, *) in der weitesten Bedeutung, ein jeder Gegenstand, welcher nachgeahmt wird, besonders, welcher in den bildenden Künsten nachgeahmt

*) Die im Deutschen sonst ungewöhnliche Verlegung des Tones von der Stammsilbe beweiset, daß dieses Wort zunächst aus dem Französischen Mod[illegible], welches wieder von dem Lat. Modulus abstammet, oder vielmehr mit dem obigen Niodel eines Geschlechts ist, entlehnt worden. Im Engl. lautet dieses Wort Moul, und da stammet es zunächst von Niodel, Mulde, Malter ꝛc. ab.

ahmt wird. So wird die Person, welche in Zeichnungsschulen von dem Meister derselben, nackt und in einer von ihm gewählten Stellung hingestellet wird, damit die Schüler darnach zeichnen können, ein **Modell** genannt. Doch wird der Nahme bisweilen auch andern aus Thon, Gyps, oder einer andern Materie gebildeten Figuren oder Formen gegeben, nach welchen ein Werk gezeichnet oder gebildet wird. Wenn von Mahlerakademien die Rede ist, so bedeutet **Modell** insgemein aber einen lebendigen Menschen, der wegen seiner Schönheit und guten Verhältnisses aller Glieder den Nachzeichnern zum Muster dient. In engerer Bedeutung ist es ein nach dem verjüngten Maßstabe verfertigter kleiner Körper, welcher einem größeren ähnlich ist, oder wornach ein größerer verfertigt wird. So verfertigen sich die Bildhauer solche **Modelle** von Wachs, Thon, Gyps ꝛc. ihre größeren Werke darnach auszuarbeiten. **Das Modell eines Hauses, einer Mühle, einer Maschine** ꝛc. eine körperliche Vorstellung derselben im Kleinen, oder von einer andern Materie und zur Probe, wie die Maschine ꝛc. bey der eigentlichen Ausführung sich ausnehmen wird.

Das wesentlichste der Modelle, in der letztern Bedeutung, bestehet darin, daß die Maschine, oder das Gebäude, wovon sie eine Abbildung sind, genau entworfen und deutlich vorgestellt werde; je genauer und deutlicher dieses geschiehet, desto vollkommener ist das Modell. Die Materie, woraus das Modell gemacht ist, kann dasselbe zwar kostbarer machen; aber zu seiner wesentlichen Vollkommenheit nichts beytragen. So soll sich zu Florenz ein kostbares Modell von der Stadt und dem Hafen Livorno befinden, welches, nach Henther's Beschreibung, aus Lasur, Jaspis und andern

dern edeln Steinen zusammen gesetzt ist. Das Modell von der Paulus-Kirche zu London soll, nach Goldmann's Zeugniß, 2000 Pfund Sterling, und das von der St. Peters-Kirche zu Rom, mehr als 5000 Cronen gekostet haben. Man hat Maschinen-Modelle aus dem schönsten indianischen Holze, aus geschliffenem Stahl, aus Messing und aus vergoldetem Kupfer. Zu Schwechat bey Wien siehet man die ganze Kattunfabrik mit allen Handgriffen und Maschinen künstlich aus Wachs vorgestellt. Es werden ganze Bergwerke aus den kostbarsten Stuffen, und die sich darauf befindenden Bergwerksmaschinen aus geschlagenem Silber zusammen gesetzt.

Wenn man durch das Modell nur seinen Gedanken zeigen, oder einen vorläufigen Entwurf machen will: so läßt man dasselbige, um die Kosten zu ersparen, anfangs gemeiniglich nur schlechtweg und obenhin aus gemeinem Holze, aus Erde oder Gyps verfertigen, ohne auf das wahre Maß, und die Proportion Acht zu haben. Nachdem aber der erste Gedanke Beyfall gefunden, oder nachdem man aus mehrern vorgelegten Modellen eins erwählt hat, das ins Große gebracht werden soll, pflegt man um ein genaues Verhältniß besorgt zu seyn, welches nach dem Umstande des Orts eingerichtet, und nach dem verjüngten Maßstabe ausgearbeitet ist. An einem solchen genauen Modelle werden diejenigen Theile, die an der großen Maschine von Holz, Eisen oder Messing sind, auch im Kleinen aus eben dieser Materie, aus gleichem Holz, Eisen oder Messing gemacht, oder wenn das ganze Modell hölzern ist, läßt man doch diejenigen Theile, die aus Eisen oder Messing seyn sollten, mit ähnlichen Farben unterscheiden.

Die Größe des Modells ist willkührlich. Das oben gedachte von der St. Peters-Kirche in Rom, welches in dem Vatican aufbehalten wird, ist, wie es Goldmann beschreibet, 22 Fuß lang, 16 breit und 14 hoch. Von der Größe, die man dem Modelle geben will, oder geben kann, hängt die Bestimmung des verjüngten Maßstabes ab; wie sich nähmlich die Länge oder die Breite der Maschine zur erwählten Länge oder Breite des Models verhält, eben so muß das wahre Maß sich auch zum verjüngten Maßstabe verhalten. Bey einem Modelle das ein ganzes Gebäude vorstellen soll, kann man, nach Goldmann's Rath und Anweisung, füglich den hundertsten Theil des wahren Maßes für den verjüngten Maßstab annehmen. Die gewöhnlichen Maschinenmodelle bekommen eine bequeme Größe, wenn man einen, oder einen halben, wenigstens einen Viertelzoll für einen Fuß gelten läßt. Bey einem kleinern Maßstabe, besonders wenn die Maschine sehr zusammen gesetzt ist, werden einige Theile gar zu klein, und können nicht deutlich genug entworfen werden. Der Maßstab, an den man sich bey Verfertigung des Modells gehalten hat, soll demselben so beygesetzt seyn, daß er gleich bey dem ersten Anblick des Modells in die Augen fällt, damit man, wenn es beliebet, von einem jeden Theile sogleich das Maß nehmen könne.

In einigen Umständen muß man sich bey dem nähmlichen Modell eines doppelten Maßstabes bedienen, und einige Theile nach einem größern, oder nach einem kleinern Maße bestimmen, als andere. Z. B. Es soll von einer Wassermaschine, von einem Druckwerke, das mit 3 zolligen Stiefeln, das Wasser gegen 80 Klafter hoch hinauf treibet, ein genaues Modell gemacht werden,

und

und an dem Maßstabe soll ein Viertelzoll einen Schuh gelten; wenn dieses Modell wirklich Wasser schöpfen soll, kann man die Stiefeln und Kolben nicht so klein machen, als es die Proportion erfordert, denn bey so kleinen Stiefeln, die nur eine Linie im Durchmesser halten, würde es schwer seyn, solche Ventile anzubringen, die wirklich spielen; den Steigeröhren hingegen kann man die proportionirte Höhe nicht geben. Man macht also die Stiefeln etwas weiter, und die Steigröhren nur so hoch, als es die Bequemlichkeit zuläßt; bemerket aber dabey, wie hoch diese und wie weit jene hätten seyn sollen. Wenn das Modell von einer ganzen Fabrik, die ein weitschweifiges Werk enthält, und mehrere Unstände, mehrere Maschinen erfordert, z. B. das Modell von einer ganzen Messingfabrik, nach einem kleinen durchaus gleich großen Maßstabe, hat müssen eingerichtet werden: so pflegt man von denjenigen Theilen, die zu klein ausgefallen sind, und folglich nicht deutlich genug vorgestellt werden konnten, z. B. von den Messinghammern, Drathmühlen, Stockscheeren, und dergl. ein besonderes Modell von einem größern Maßstabe zu machen. Diejenigen Theile aber, die an der Maschine aus Eisen geschmiedet, oder aus Metall gegossen werden, wie die krummen Zapfen an der Wassermaschine, die Stiefeln an einem Druckwerke und dergleichen pflegt man zuvor, in ihrer natürlich wahren Größe, aus Holz zu machen, damit sie den Arbeitern zu einem Muster, zu einer Lehre dienen können. Ein Hammerschmidt, wenn er einen geschnitzten krummen Zapfen vor Augen hat, wird die Figur und das Maß nicht leicht verfehlen; der Gießer aber muß das Modell zuvor abformen, um das flüssige Metall in die gemachten Formen gießen zu können.

Wenn man sich von der Einrichtung eines Gebäudes oder Maschine einen vollkommenen Begriff machen will, thut auch ein schlechtes Modell öfters bessere Dienste, als der genaueste Riß. Wer von der Richtigkeit dieses Satzes nicht überzeuget ist, darf nur den Abriß von einer Maschine gegen das Modell halten. Der Abriß befindet sich auf einer ebenen Fläche, und hat nur eine einzige Stellung; man siehet auf demselben niemals alle Theile zugleich und diejenigen, die man sehen kann, siehet man selten ganz, und allezeit nur von einer Seite. Wenn man auch neben dem Aufrisse, einen Grundriß und einen Durchschnitt hat, und neben diesen dreyen noch einige einschichtige Theile besonders gezeichnet hat: so wird doch eine große Uebung erfordert, um sich aus diesen Zeichnungen eine rechte Vorstellung von dem ganzen Werke zu machen. Das Modell aber hat wirkliche Erhöhungen und Vertiefungen, wie sie im Großen vorkommen; es kann selbiges in verschiedene Stellungen gebracht und auf allen Seiten betrachtet werden. Es verdeckt nicht ein Theil die andern, und wenn sich etwa einer nicht so deutlich zeigen sollte: so läßt sich das ganze Modell so leichtlich aus einander legen, daß man alle übrigen Theile hinweg setzen, und einen jeden insonderheit stehen lassen, untersuchen, abmessen und auf diese Art das wahre Verhältniß, welches ein Theil mit den übrigen hat, deutlich und richtig einsehn kann. Man kann das Gleichgewicht zwischen der wirkenden Kraft und dem Widerstand ohne Mühe berechnen; man kann mit einem Worte von dem ganzen Werke beynahe so vollkommen aus dem Modell, als aus der Maschine selbst belehret werden.

In vielen Umständen wird man leichter aus dem Modelle, als aus der Maschine selbst klug; die Maschinen sind oft weitläuftig, ihre Theile sind nicht an einem Orte beysammen, sondern sie nehmen ein ganzes Gebäude ein; folglich kann man das ganze Werk auf einmal nicht übersehen, man muß durch verschiedene Orte herum gehen, wenn man alle Theile der Maschine zu Gesicht bekommen will. Man betrachte nur eine der bekanntesten Maschinen, eine Kornmühle. Das Wasserrad ist außer dem Gebäude; der Mehlkasten stehet innerhalb auf ebener Erde, und fällt bey dem ersten Eingang in die Augen; das Kammrad und das Mühlsteingetriebe sind hinter dem Mehlkasten gleichsam verborgen; zu den Mühlsteinen muß man in das oberste Stockwerk gehen, u. s. w. und nachdem man alle Theile, einen nach dem andern, gesehen hat, geschiehet es gar oft, daß man zuletzt doch nicht weiß, worin die wesentliche Einrichtung des ganzen Werks bestehe, wie die Theile mit einander verbunden sind, und einander bewegen. Bey dem Modell aber übersiehet man mit einem Blick alles, was zur Maschine gehört; man hat alle Theile, die durch das ganze Gebäude zerstreut sind, zugleich vor Augen, mithin siehet man den ganzen Zusammenhang und die ganze Einrichtung. Weil sich das Modell wirklich bewegen läßt: so siehet man, wie die Kraft angebracht ist, und die Maschine in Bewegung bringet, wie sich die Geschwindigkeiten der bewegten Theile gegen einander verhalten, wie oft der Mühlstein bey jedem Umlaufe des Wasserrades herum läuft, wie die Arbeit, der Ordnung nach, fortgehet, und nach den Regeln der Mechanik erleichtert oder beschleuniget wird.

Wenn man ein neues unbekanntes Werk, eine Fabrik, ein wichtiges Gebäude aufzuführen gesonnen ist, sind die Unkosten, die auf ein genaues Modell verwendet werden, gut angelegt, und sie werden durch die vielfältigen Dienste, die ein solches Modell dem Bauherrn sowohl, als dem Baumeister leistet, gewiß mit Vortheil ersetzet. Weil man an dem Modell das ganze Werk und alle seine Theile auf einmahl übersiehet: so kann der Bauherr, wenn er nur eine geringe Einsicht hat, gleich bey dem ersten Anblicke bemerken, ob ein jeder Theil am rechten Orte angebracht ist, seinen gehörigen Platz einnimmt, und eine gute Stellung bekommt? Ob zur Arbeit, zu gewissen Handgriffen, zu andern Geschäften ein genugsamer Raum übrig bleibet? Er kann dem Baumeister, wenn sie beyde auf das Modell sehen, seine Meinung deutlicher erklären, und der Baumeister kann ihm durch das Modell vieles begreiflich machen, das er sonst niemahls würde eingesehen haben; er kann die vorfallenden Zweifel, und die gemachten Einwürfe auf eine begreifliche Art widerlegen; er kann, wenn es nöthig zu seyn scheint, das ganze Werk ohne Unkosten abändern, das Modell einrichten, und die beobachteten Fehler noch in der Zeit verbessern, bevor das Gebäude angefangen ist; er kann endlich, nachdem er das Modell mit dieser Vorsicht vollkommen hergestellt, und nach reifer Ueberlegung mit dem Bauherrn darüber einig geworden, sicher zur Ausführung schreiten, und den Bau ungehindert fortsetzen, ohne zu befürchten, daß etwa, wie es nicht selten geschiehet, schon nach vollendetem Werke noch einige nothwendige Aenderungen mit vielen Unkosten vorgenommen werden müssen.

Auch den Werkleuten leistet ein genaues Modell unter dem wirklichen Baue gute Dienste; es

erleich-

erleichtert und verkürzt ihre Arbeit sehr viel. Es wird ihnen, wenn sie das Modell vor Augen haben, so leicht kein wichtiger Zweifel vorfallen, oder sie werden denselben ohne vieles Nachdenken sich selbst leicht auflösen; sie werden sich in allen Fällen und Umständen zu helfen wissen, und bey etwa sich ereignenden Schwierigkeiten, auch in Abwesenheit des Baumeisters, allezeit zu rechte kommen.

Ueber die eigentliche Verfertigung der Modelle läßt sich im Allgemeinen übrigens nicht viel sagen, da sie aus so verschiedenen Materien bestehen, und eben so verschieden und mannigfaltig eingerichtet sind, als die Maschienen, Gebäude ꝛc., die sie im Kleinen vorstellen. Um ein Modell zu machen, muß man Meister in der Kunst seyn, die sich mit der Verfertigung oder dem Bau des Originals beschäftiget; wenigstens muß man die Fertigkeit haben, das Modell mit der größten Genauigkeit auf dem Papier zu entwerfen, um es von solchen Künstlern machen zu lassen, die in derjenigen Materie arbeiten, wovon das Modell seyn soll.

Fast alle Künstler und Handwerker gebrauchen zu gewissen Theilen ihrer Arbeiten Modelle, um desto sicherer die verlangten Sachen darzustellen. Bey einigen sind sie ganz unentbehrlich. Dahin gehören zum Beyspiele die Modelle der Gießer und der Schmiede.

Die Modelle für die Schmiedearbeiten verfertiget man aus Holze, und beobachtet dabey, daß man an den Orten, welche bloß auf der Drehbank oder mit der Feile bearbeitet werden können, nur Holz stehen läßt. Uebrigens dringet man darauf, daß das Maß in allem so genau, als möglich ist, beybehalten werde, daß die Oberfläche des Eisens, wenn es aus der Schmiede kommt, rein und nicht schuppicht sey, daß es keine Risse habe, und daß man es

nach dem Ausglühen unter die Asche stecke, und es langsam erkalten lasse.

Auch die Modelle, welche man dem Gießer schickt, werden aus Holz verfertigt, wenn die Arbeit massiv und einförmig seyn, d. i. bloß mit der Feile und auf der Drehbank bearbeitet werden soll. Allein soll sie mit getriebener Arbeit verzieret werden: so muß man diese Theile auf dem Holze in Wachs abformen, wenn man damit umzugehen weiß; wo nicht, so lasse man sie von einem Bildhauer oder Ciselirer modelliren. Wenn man es recht gut machen will, muß man das Modell zuerst in Bley abgießen, das Stück von einem Ciselirer ausbessern, und es hernach in Messing abgießen lassen.

Bey allen Modellen, die man dem Gießer giebt, muß man darauf sehen, daß, wenn sie in dem Sande abgeformet worden, man sie wegnehmen könne, ohne daß an der eingedrückten Gestalt dadurch etwas verdorben werde. Es müssen daher die eingedrückten Theile kleiner seyn, als die obern. Will man eine cylindrische Höhlung machen, so mache man sie in dem Modell unten enger als oben.

Die Gießer gießen diejenigen Theile, welche hohl seyn sollen, über Kerne, die sie in der Form befestigen. Die Größe des Kernes bestimmt alsdann die Dicke des gegossenen Stückes. Man trage Sorge, selbige durch einen hervorstehenden Theil anzudeuten. Wenn man z. B. eine Pumpenröhre haben will, und von dem Gelbgießer einen hohlen Cylinder verlangt, so gebe man ihm einen hölzernen Cylinder, und lasse an jedem Ende einen cylindrischen Theil stehen, nach welchem er den Kern einrichtet, damit das Stück die verlangte Dicke bekomme.

Man vergesse bey Verfertigung der Modelle nicht, daß das Messing beym Erkalten einkriecht, und daß daher das gegossene Stück allemahl kleiner wird, als das Modell. Folglich muß man dieses ein wenig stärker machen, als die Arbeit werden soll.

Aber eben diese Ursache, welche das Stück von außen kleiner macht, macht es inwendig, wenn es hohl ist, zugleich weiter, und folglich wird die Dicke vermindert. Man muß daher auch hierauf Acht haben.

Endlich ist das Modell, wenn es aus dem Gusse kommt, rauh; es muß also die Oberfläche, sowohl in-

inwendig als auswendig weggeschafft werden, und auch alsdann finden sich noch oft genug Fehler, denen man abhelfen muß. Alles dieses nöthiget uns, die Modelle größer zu machen, als das Stück werden soll.

Beym Schiffbau ist ein Modell die Abbildung des zu erbauenden Schiffs, welches die Schiffszimmerleute von kleinen Holzstücken nach verjüngtem Maßstabe machen, um vermittelst desselben zu beurtheilen, wie der Bau im Großen ausfallen werde. Unterdessen hat Herr Bouguer sehr richtig angemerkt, daß diese kleine Probe des Modells, und das Mittel, von ihm auf das größere, in Verhältniß des Maßstabes zu schließen, sehr unrichtig sey. Die kleine Kopie kann, um nur ein Beyspiel anzuführen, sich bey der Untersuchung seines Verhältnisses in Folge der Bemastung unmöglich so bezeugen, wie das Original in seiner wahren Größe. Denn man kann ja den Wind auch nicht verkleinern. Einige nennen auch Modell die Verzeichnungen des Baues, auch das Gerippe ohne Verkleidung.

Bey den Gläsern findet man von dünnen Bretern oder Pappe zugeschnittene Modelle zu runden, acht- und sechseckigen Fensterscheiben, die aber nunmehr selten in neuen Gebäuden gemacht, sondern nur noch an alten Gebäuden angetroffen werden. Doch in Oberdeutschland und der Schweiz sind diese Scheiben noch im Gebrauch. Die runden Scheiben werden nach dem Zirkel mit dem Diamant zugeschnitten, und die am Rande stehen gebliebenen Ecken mit dem Krösel abgebrochen. Runde Scheiben werden öfters schon auf den Glashütten geliefert. An einigen Orten hat man auch einen Diamantzirkel, womit sie rund geschnitten werden.

Modelle der Watten sind die von Hanfwerge verfertigte Watte, welche zum Muster der baumwollenen oder seidenen Watten dienet. Der Wattenmacher nimmt nähmlich eine Hand voll Hanfwerg, kämmt solches in der festliegenden Kardätsche überall gleichviel, alsdenn kardätschet er dieses Werg mit der andern Kardätsche soviel, wie möglich, durch, und suchet dadurch das Werg sowohl zu reinigen, als auch dahin zu bringen, daß die Fäden desselben so gleich, wie möglich, liegen. Nunmehr nimmt er Wattenleim, nachdem er das wohl kardätsche Werg in dem Wattenrahmen ausgebreitet, und mit den Fingern überall gleich und dünne ausgezogen hat, und tränkt damit die im ganzen Rahmen ausgebreitete Watte, indem er solchen mit einem Pinsel von sanften Borsten überall gleich bestreichet, so, daß sich von dem Leim auch etwas einziehe. Der Leim ist sehr fließend, denn er muß zwar das Ganze wohl zusammen halten, aber auch nicht, wenn er trocken ist, so hart werden, daß er gleichsam breche. Denn die Watte muß nicht steif, sondern sanft und weich seyn. Nachdem diese bestrichene Seite trocken geworden, so bestreicht er auch auf die nähmliche Art die andere Seite. Eine solche Watte ist selten dicker, als 4 oder 5 Linien, und ein Wattenmacher muß dieser Modelle viele im Vorrath haben, weil er ohne dieselben die baumwollnen, oder seidnen Watten nicht machen kann.

Allerley Arten der Modelle, so wie sie bey den Künsten und Handwerken vorkommen, zu beschreiben, würde hier indessen nicht am rechten Orte seyn, indem ihre nähere Anzeige in verschiedene besondere Artikel gehört. So wird man z. B. von den Modellen in den Porzellan-Manufacturen, der Nadler, der Zinngießer ꝛc. in den

Artikeln

Artikeln Porzellan-Manufactur, Nadler, Zinngießer ꝛc. das nöthige finden.

Zu den besonders merkwürdigen Modellen, die sich durch die daran gewendete Mühe und Kunst, oder durch die Kostbarkeit des Materials, woraus sie verfertiget sind, auszeichnen, gehöret unter andern das im Art. Kunstkammer, Th. 55, S. 394 schon erwähnte Modell des Tempels Salomon's, welches sich in der Modellensammlung zu Dresden befindet. An diesem schönen Modelle ist sechs Jahr, und zwar in den ersten Jahren von acht Gesellen gearbeitet worden, und es soll zusammen an 12000 Thaler, oder, nach anderer Bericht, 8000 gekostet haben. Der Tempel hat 24 Fuß im Quadrat. Der Grund und das meiste Inwendige ist Eichenholz, das Aeußere aber und die Zierrathen sind von Birnbaum, und die Festons sind von Birkenrinden, welche in Formen geschlagen sind. Am Tempel sind 6726 Säulen, die eben so viele zierliche Capitale haben, welche letztere alle von Bley gegossen und von Goldschmieden verschnitten sind. Die Gitter sind von sauberem Draht. Das ganze Werk ist hohl, und hat viele künstlich gemachte Gewölbe. Man kann alles stückweise von einander nehmen und recht besehen. Die Treppen sind alle nach den Regeln der Baukunst. Das ganze Werk steht auf hohen Böcken, oder auf einem Gerüste, darin man eine Treppe heruntersteigen muß, und alsdenn den Boden überall aufmachen, und alles inwendig von unten herauf besehen kann. Alles ist nach der Bibel und Villalpändi Beschreibung des Tempels gemacht. Der Räuch- und Brandopferaltar sind von Metall gegossen, die übrigen goldenen Gefäße sind von Kupfer, Silber oder Zinn, die kleineren Gefäße

aber, als Schaufeln, Zangen ꝛc. sämmtlich von Silber, welches allein 2000 Mark gekostet haben soll. Die Priester sind nach ihren verschiedenen Kleidungen und Geschäften von Holz geschnitzt und zum Theil angestrichen und ihre Bilder sind eine Viertelelle hoch. Das Allerheiligste ist noch einmal im Großen gemacht, wie auch die Stiftshütte und Bundeslade, genau nach der Bibel. Breter und Stangen sind vergoldet, die Vorhänge und Decken so vielfarbig, als sie wirklich waren. Um die Decke von Dachsfellen natürlich vorzustellen, hat Hr. Schott, der alles angegeben hat, Felle von ungebohrnen Kälbern aus England kommen lassen *). Neuerlich ist ein ähnliches Modell des Salomonischen Tempels von Schkffnern bekannt geworden, welches zwar weniger kostbar, aber doch sehr künstlich und natürlich ist.

S. die Beschreibung in des Hr. von Bibra Journal von und für Deutschland von 1785. 2 Th. 39 S.

Im Kaufhause zu Bremen sind zwey Modelle von Orlogsschiffen nach allen Theilen und Zubehör sehr artig gemacht. Das größeste ist etwa vier Ellen lang, mit drey Verdecken und 61 kleinen messingenen Kanonen; das andere ist drey Ellen lang mit 42 Stücken **). Zu Dresden im grünen Gewölbe ist ebenfalls ein künstliches und zugleich kostbares Kriegesschiff, dessen Taue und Strickwerk von Gold gedrehet sind. Die Segel sind aus Elfenbein sehr fein, wie Papier geschnitzt, und auf dem einen ist das Sächsische Wappen. Das Schiff hat dreyfach über einander stehende Kanonen von Messing, jede drey Zoll lang. Es steht auf einem Postemente vom Neptun getragen, und

*) S. von Uffenbachs Reisen 2 Th. 115 S. f.
**) S. von Uffenbachs Reisen 2 Th. 184 S.

und segelt mit klingendem Spiele um dieses Postement herum, wobey die Matrosen die Anker lichten und rudern.

S. Beschreibung des grünen Gewölbes zu Dresden und der kaiserl. Schatzkammer zu Wien, 5 S.

Unter den vielen in den verschiedenen Kunstsammlungen in Berlin befindlichen Modellen zeichnet sich vorzüglich das Modell von einer Strecke des Schlesischen Riesengebirges, von etwa 2½ Quadrat-Meilen, aus, welches in dem Kabinet des Bergwerks- und Hütten-Departements befindlich ist. Der Holzschneider Sigismund Kahl in Steinseiffen hat solches auf Veranlassung des Freyherrn von Heinitz Excellenz in Holz ausgearbeitet, und es ist dies Modell, welches 6½ Fuß lang und 2 Fuß 4 Zoll breit ist, mit aller nur erdenklichen Genauigkeit sowohl in Beobachtung der Natur überhaupt, da alle Höhen und Tiefen auf das richtigste abgemessen und nachgebildet sind, als auch in Rücksicht der kleinsten Nebenumstände bearbeitet. Ja man kann behaupten, daß von den in der ganzen vorgestellten Gegend belegenen Dorfschaften und einzelnen Wohnungen, gewiß kein einziges Haus zu finden ist, das nicht auch auf diesem Modell an seinem gehörigen Ort stände; eben so sind auch alle übrige wichtige Theile, als Waldungen, hervorragende Steinklippen, Gebirgswasser, Teiche, Wege, einzelne Fußsteige, die Landesgränze, ja sogar einzelne große Steine, und selbst die verschiedenen Holzarten, durch Hülfe der Farben, mit höchster Treue dargestellt. Die Gegend, welche dies Modell umfaßt, ist von dem Mittagsstein und dem Anfang des Dorfs Brünckenberg über der Schneekoppe als dem höchsten Punkt dieses Gebirgs, angerech-

net,

net, bis zu Ende des Dorfs Hermsdorff in der Breite, und von den böhmischen Grenzbauden bis zum Buschvorwerk und dem oberen Theil der Stadt Schmiedeberg in der Tiefe.

S. Berliner Monathsschrift 1783. Jun. S. 536 fl. Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam II B. S. 805 fl.

Dieses Modell ist eine Nachahmung des berühmten von Pfyfferschen Modells von der Schweitz, welches letztere aber bey weitem größer ist, und den größten Theil der Schweitz gleichsam wie eine in erhabener Manier gearbeitete Landkarte vorstellt. An Kunstwerth in Hinsicht der Arbeit und der Ausführung aller Theile werden sie von Kennern gleich geschätzet, wiewohl bey dem Pfyfferschen die Materie der Gebirge, (wie einige Reisende es anmerken) immer aus eben der Steinart besteht, aus welcher die Gebirge selbst zusammen gesetzt sind, oder vielmehr nur zu bestehen scheint. Von dem Pfyfferschen Modelle, welches sich in Lucern befindet, geben unter andern folgende Schriftsteller Nachricht:

Normann, in seinem statistischen Handbuche der Schweitz.

Meiners, in den Briefen über die Schewitz.

Fried. Leop. Graf zu Stolberg's Reise in Deutschland, der Schweitz, Italien und Sicilien I B. Königsberg und Leipzig bey Nicolovius. 1794. 8. S. 120 fl. Derselbe sagt über dieses Modell:

Von dannen gingen wir zum französischen Generallieutenant, dem Herrn von Pfyffer, welcher ein geborner Lucerner ist, und seit zwanzig Jahren an einer Vorstellung der innersten Schweitz arbeitet. Er hat seine Vaterstadt zum Mittelpunkte genommen; es ist auch ungefähr der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dieser Mann hat seine Arbeit mit Geist unternommen, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Geschicklichkeit führet er sie aus. Auf einer ungeheuern Tafel übersieht man in erhabner

Arbeit

Arbeit die Vorstellung von zweyhundert und zwanzig Quadratstunden. Man sieht, in ihrer wahren Proportion, alle Berge und Thäler, die in diesem Raume liegen. Man erstaunt zu sehen, welch ein Maulwurfshügel der Albis, der bey uns für einen ansehnlichen Berg gelten würde, gegen den Rigi; welch ein Hügel dieser gegen den Pilatus; wie viel höher als der Pilatus die Reihe von Schneegebirgen sey, welche mit gleich hohen Gipfeln sich zackig vom Krispalt, aus dem der Rhein entspringt, bis zu den savoyischen Gebirgen erstrecket. Diese letztern sind nicht mit auf der Tafel, aber der Krispalt und ein Theil des viel minder hohen Gothard. Jede Landstraße, und die Fußpfade, welche über die Gebirge führen, sind ausgezeichnet; jeder Wasserfall, jeder Strom mit seinen Brücken, jede Stadt und jedes Dorf, ja die einzeln zerstreuten Häuser. Deutlich sind die Wälder des Laubholzes von Tannenwäldern unterschieden. Man stelle sich vor, welche Schwierigkeiten der Mann zu überwinden hatte, um alle diese Höhen und Tiefen genau aufzunehmen, in Gegenden, wo einzelne Felsen und Haine ihm oft so viel Zeit nahmen als Gebürge und Forsten. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch die für ihre Freyheit so eifersüchtigen Bewohner der kleinen Kantone vermehrt, welche ihm oft die Aufnehmung und Abzeichnung wehrten, aus Furcht, daß dereinst ein Feind sie nutzen möchte. Er machte daher viele dieser Arbeiten bey Mondschein. Thäler, welche für unzugänglich gehalten wurden, und unbestiegne Gipfel besuchte der unverdrossene Mann, der doch weit über funfzig Jahr alt war, als er diese Unternehmung anfing. Die ganze Masse ist mit so vielem Fleiß als Kunst aus Mastix bereitet. Die Farben sind natürlich. Ich glaubte, die Nadelhölzungen wären aus Schlacken gemacht, er lächelte, ging in sein Kabinett, und kam zurück mit einer umgekehrten zottigen Nachtmütze von Baumwolle.

Aus solchen Zotten, sagte er, die ich mit Mastix überkleide, mache ich die Tannenwälder, welche Sie hier sehen.

Hinter der Seite, wo die hohen südlichen Gebirge abgebildet sind, hat er in der Entfernung von einigen Schritten ein kleines abgestuftes Gerüste stellen lassen. Von diesem nimmt sich die ganze Arbeit vorzüg-

vorzüglich schön aus. Hier übersah ich im Kleinen Gebirge, wie ich einst auf der Hochwang, einem Berge in Graubünden, rechts die Tiroler Gebirge, links den Gothard, und zwischen ihnen zahllose Gipfel dieses großen Zwischenraumes überschaute.

Der General Pfyffer ist ein gefälliger, lebhafter Greis von beynahe achtzig Jahren *).

Sehr interessant und belehrend für jeden Freund des Alterthums, besonders aber der Bau- und bildenden Künste, sind die Korkmodelle, welche die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten im Kleinen mit der täuschendsten Aehnlichkeit vorstellen, wie man sie in Cassel zu bewundern Gelegenheit hat, und die der verstorbene Rost in Leipzig in seiner Kunsthandlung zum Verkaufe ausbot, und die jetzt mit außerordentlicher Treue und Geschicklichkeit von dem Herrn Conditor Mey in Erfurt verfertiget und den Liebhabern für verhältnißmäßig sehr billige Preise überlassen werden. „Bis jetzt, sagt Rost in seiner Anzeige aller Kunstwerke in der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig, I. Abth. S. 43 — 56, sind nur wenige dieser in ihrer Art einzigen und herrlichen Modelle bekannt. Nur ein einziger berühmter Künstler und Architect zu Rom hat die noch in und um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten des Alterthums, in Größe von 12 bis 20 Zoll, nach den großen Originalen mit der bewundernswürdigsten Genauigkeit nachgeahmt."

Diese in Rom verfertigten Modelle in Kork, von denen verschiedene in Cassel befindlich sind, waren die vorzüglichsten Muster, die Herr Mey kopierte. Er reisete nach Cassel und Leipzig, um sich eines geschickten Mannes zu versichern, der sie richtig

*) Dieses schrieb der Herr Graf im September 1791.

richtig aufnehmen und nachzeichnen könnte. Er verglich mit dem Maße, das bey jedem Stücke nach römischen Palmen angegeben ist, und mit der ganzen Ausführung die Werke eines Piranesi und Palladio, und so entstanden die seinigen, die von allen Freunden der Kunst und von Kennern, die an Ort und Stelle waren, wegen ihrer Treue in der Nachbildung, wegen ihres architektonischen Ebenmaßes, wegen ihrer meisterhaften Vollendung bewundert werden. Herr Mey gehört daher unter die ersten deutschen Künstler, welche die Anwendung des Korkes zur Nachbildung der alten Monumente im hohen Grade vollendet zeigten.

Seine Kunstwerke tragen überhaupt das Gepräge der höchsten Vollkommenheit, die sich mit dieser Masse erreichen läßt. Das Monument scheint durch seine Masse — den löcherigen Kork, und die Farben, die der Künstler der mahlenden Zeit gleichsam abgestohlen hat, — für das Alterthum zu sprechen, wohin es gehört. Alle Schattirungen, Figuren, Mauern, Thüren, Pfosten, Säulen, Gänge, Wölbungen, Bogen, Inschriften, Auszierungen, der ganze innere und äußere Schmuck, alle verfallene, verwitterte, bemooste Theile, kurz alles, was die Zeit übrig gelassen und was sie angehängt hat, alle Einsenkungen in die Erde, Verschüttungen oder Verstümmelungen sind mit der wahrsten Nachbildung dargestellt; nichts geht verloren, von dem kleinsten und schmächtigsten Gesimse bis auf die stärksten Massen, von dem kleinsten ausgefallenen Steine bis auf die Hauptpfosten und Schlußsteine; von der Art, Steine zu schichten, bis auf die Füllung ist alles angegeben. Die genauste Verjüngung erstreckt sich auf die kleinsten und zartesten Theile. Nach dem in

der

der Specification angeführten Maße, welches das Gestelle mit begreift, und nach dem auf dem Gestelle angedeuteten und in römische Palmen aufgelösten Maßstabe lassen sich alle Monumente auf Verlangen entweder vergrößern oder so weit verkleinern, als es die Natur der Sache erlaubt.

Wer kennt nicht den Vorzug richtiger Modelle vor allen Abbildungen und Kupferstichen, wenn diese auch noch so getreu und täuschend wären? Wie sehr müssen also selbst die sorgfältigsten architektonischen Zeichnungen eines Desgodetz, Piranesi, le Roy, Stuart ꝛc. gegen diese mit unglaublicher Genauigkeit ausgeschmückten Korkmodelle zurückstehn? Wenn der Kupferstecher oder Mahler in Darstellung der bedeckten Schönheiten z. B. an den Gewölben in den Gängen, seine Zuflucht zu Vereinzelungen nehmen, und so das unzertrennlich Verbundne trennen muß, so sieht man hier jeden Theil an das große Ganze nach der Ordnung geknüpft, die ihr der Künstler, seinem Vorbilde gemäß, so bestimmt geben konnte. Wenn die heilige Legende nur ein einziges Monument der Baukunst, das sich weniger durch seinen Geschmack, als durch die Heiligkeit seiner Bestimmung empfiehlt, — die Kapelle von Loretto, durch Engel an ihren jetzigen Ort hintragen läßt, so muß man über die hohe Wirksamkeit und die himmlische Magie der Kunst erstaunen, die alle Monumente des Alterthums, ohne dem Orte seine Zierde zu rauben, transportabel gemacht, und die Mittel der Möglichkeit, an ihrer Bewunderung Theil zu nehmen, den Kunstsinn durch Anschauen und Vergleichung zu schärfen, wahren Kunstgeschmack zu verbreiten, und den Begriffen von architektonischen Kunstwerken mehr Klarheit, Deutlichkeit

lichkeit und Bestimmtheit zu geben, unter dem Publikum vervielfältigt hat.

Kein Werk der Kunst kann deswegen würdiger seyn, einen Platz in den Kunstkabinetten zu finden, als diese Modelle; keins hat mehr Anspruch unter den Verzierungen geschmackvoller Zimmer zu glänzen; keins mehr, die Tafeln großer Herrn zu schmücken, da diese oft durch die geschmacklosesten und widersinnigsten Aufsätze entstellt sind, und dem Kunstliebhaber, bey der nicht selten an diesem Orte gewöhnlichen Langeweile, gar keinen Stoff zu belehrenden Gesprächen gewähren.

Obgleich die Masse so leicht ist, darf man doch wegen ihrer Dauer und Festigkeit ganz unbesorgt seyn. Der treffliche Künstler weiß jedes einzelne Stück der Korkmasse nicht nur mit seinen Theilen, sondern auch mit dem Ganzen so zu befestigen, daß jedes Monument ohne die geringste Gefahr an die entferntesten Orte versendet werden kann, und es auch zu verhüten, daß sich der Kork in der Hitze nicht wirft. Auch die kleinen Figuren, die an diesen Monumenten nicht von Kork gemacht werden, weil sie handelnde Personen vorstellen, werden von einer Masse verfertigt, die mit dem Kork allen Einwirkungen widersteht.

Specification aller Monumente von Kork, die der Conditor Mey in Erfurt verfertigt hat, und die bey den Gebrüdern Gädicke in Weimar um beygesetzte äußerste Preise in Commission zu haben sind.

1) Arco di Constantino. lang 2 Schuh 2 Zoll; breit 1 Schuh 1 Zoll; hoch 9 Zoll. Preis 35 Dukaten; in der rostischen Kunsthandlung in Leipzig kostet dieses 58 Dukaten.

2) Arco di Settimo Severo, 2 S. 3 Z. l.; 1 S. br.; 1 S. 10 Z. h.; 36 Duk.; bey Rost 50—58 Duk.

3) Arco di Tito, h. 1 S. 8 Z.; br. 1 S.; l. 1 S. 8 Z.; Pr. 32 Duk.; bey Roſt 35—45 Duk.

4) Arco di Severo Pio, h. 1 Sch. 4 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 1 S. 33 Duk.; bey Roſt 36 Duk.

5) Arco di Druſo, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 7 Z.; br. 1 S. 2 Z.; 33 Duk.; bey Roſt 36 Duk.

Dieß Monument kann auch, ohne ſeiner Schönheit zu ſchaden, nach einem kleinern Maßſtab verfertigt werden.

6) Arco di Giano, h. 1 S. 5 Z.; im Quadrat 1 S. 6 Z. Pr. 28 Duk.; bey Roſt 30—36 Duk.

7) Tempio di Tivoli, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S. 7 Z.; Pr. 20 Duk.

Ein kleiner, 8. h. 10 Z. im Quadrat, koſtet 11 Duk.

8) Tempio della Teſte, 1 Sch. 5 Z. h.; im Quadrat 1 S. 8 Z. koſtet 20 Duk.; bey Roſt 25—30 Dukaten.

Ein kleinerer 10 Z. h. 10½ Z. im Quadrat koſtet 11 Duk.

9) Tempio della Minerva Medica, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S. 7 Z. koſtet 25 Duk.; bey Roſt 30—36 Duk.

Ein kleinerer zu 8 Z. H. u. 9 Z. im Quad. 13 Z. Pr. 13 Duk.

10) Tempio di Veſta, h. 1 S. 2 Z.; im Quadrat 1 S. 6 Z. koſtet 22 Duk.; bey Roſt 25—30 Dukaten.

11) Tempio della Fortuna virile, treu nach Palladio, h. 1 S. 2 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 10 Z.; Pr. 24 Duk.; bey Roſt 30—36 D.

12) Tempio di Giove Statore, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 2 Z.; breit 1 Sch. 13 Duk.; bey Roſt 15—18 Dukaten.

13) Tempio di Giove Tonante, h. 1 S. 3 Z.; im Quadrat 1 S.; Pr. 13 Duk.

13) Pyramide di Ceſtio, h. 1 S. 8 Z. im Quadrat 2 S. Pr. 26 Duk.; bey Roſt 30—36 Duk.

Ein kleinerer 10 Z. h.; 1 S. im Quadrat 16 Dukaten.

15) Bagna della Nimfa Egeria, h. 10 Z.; im Qu. 1 S. 3 Z. koſtet 20 Dukaten; bey Roſt 30—36 Dukaten.

16) Sepolcro degl'Orazii in Albano, h. 9½ Z., im Quadr. 1 S. 20 Duk.; bey Roſt 30—36 Duk.

Dieß

Dieß Grabmal kann auch nach einem grösßern Maßstabe verfertigt werden.

17) Tempio del Sole et della Luna, h. 10½ Z.; l. 1 S. 9 Z.; breit 1 S. 20 Duk.; bey Rost 30 —36 Duk.

Auch nach einem größern Maßstabe.

18) Sepolcro di Plauzio, h. 11 Z., im Quadrat 1 S. 1 Z. Pr. 16 Duk.

Auch nach einem größern Maßstabe.

19) Tempio della Concordia, h. 1 Sch. 5 Z.; l. 1 S. 10 Z.; br. 1 S. 1⅝ Z. 22 Duk. bey Rost 25—30 Duk.

20) Tempio della Salute, h. 1 S. 9 Z. im Quadr. 1 S. 6 Z. Pr. 28 Duk. bey Rost 30—36 Duk.

21) Tempio della Fortuna muliebre, h. 1 S. 5 Z.; br. 1 S. 4 Z.; l. 1 S. 9 Z. Pr. 28 Duk. bey Rost 30—36 Duk.

22) Ponte Salara, l. 4 S. 11 Z.; br. 1 S. 4 Z.; h. 1 S. 5 Z. 33 Duk. bey Rost 35—45 Duk.

23) Foro di Pallade, h. 1 S. 8 Z.; l. 1 S. 8 Z.; br. 1 S. Pr. 24 Duk. bey Rost 25—30 Duk.

24) Foro di Nerva, h. 1 S. 5 Z.; br. 1 Sch. 6 Z.; l. 1 S. 9 Z. Pr. 30 Duk. bey Rost 30—35 Duk.

25) Mausoleo di Cecilia Metella, h. 1 S. 3 Z. im Quadr. 1 S. 6 Z. 30 Duk.

26) Tempio d'Antonio e Faustina, h. 1 S. 5 Z. l. 2 S. 3 Z.; br. 1 S. 11 Z. 25 Duk.

27) Castello dell'Aqua Claudia, h. 1 S. 7 Z.; l. 2 S. 6 Z.; br. 1 S. 2 Z. 33 Duk.; bey Rost 35 —45 Duk.

28) Castella dell'Acqua Marcia, h. 1 S. 5 Z.; l. 2 S. 9. Z.; br. 1 S. 6 Z. 30 Duk.

29) Basilica d'Antonio, h. 1 S. 8 Z.; l. 3 S. 8 Z. br. 1 S. Pr. 28 Duk. bey Rost 30—35 Duk.

Auch in einem kleinern Maßstabe.

30) Emissario del Lago di Castello Gandolfo, h. 1 S. 2 Z.; br. 1 S. 6 Z.; l. 3 S. 6 Z. 36 Duk. bey Rost 50—58 Duk.

31) Portico d'Ottavia, h. 1 S. 9 Z.; br. 1 S. 6 Z.; l. 2 S. 32 Duk. bey Rost 35—45.

Ist auch in 12 Z. Höhe, 8 Z. Breite, 1 S. Länge, zu 22 Duk. vorräthig.

32) Palazzo di Mecenate, h. 1 S. 5 Z.; l. 4 S. 10 Z.; br. 2 S. 42 Duk. bey Rost 53—58 D.

33) Theatro di Marcello, h. 1 S. 4 Z.; l. 3 Sch. 8 Z.; br. 1 S. 8 Z. 50 Duk. bey Rost 55 – 65 Duk.

34) Panteon, h. 1 S. 8 Z.; br. 2 S.; l. 2 Sch. 8 Z.; 120 Duk. bey Rost 150 – 168.

35) Colliseo, h. 1 S. 8 Z.; ovalförmig lang 3 S. 4 Z.; br. 2 S. 4 Z. 120 Duk. bey Rost 150 – 168 Duk.

Kann noch halb und noch einmahl so groß verfertigt werden.

36) Tempio della Pace, h. 1 S. 6 Z.; l. 3 Sch. 6 Z.; br. 1 Sch. 3 Z. 30 Duk. bey Rost 30 – 35 Duk.

37) Der Tempel von Päſtum, 1 S. 3 Z. h. 3½ S. l.; 1 Sch. 4 Z. br. 45 Duk.

38) Ein kleines gothiſches Monument, welches ſich vor dem Brühler Thor zu Erfurt befindet, 1 S. 5 Z.; 1 Sch. br. 12 Duk.

39) Die Bildſäule des Churfürſten von Mainz, die ſich in Erfurt auf dem Graben befindet.

40) Mehrere Uhrgehäuſe in antikem Geſchmacke.

Der gröſſere Theil dieſer Monumente iſt wirklich fertig, und kann an die Liebhaber um beygeſetzte Preiſe alsbald abgeſendet werden. Pack- und Frachtkoſten trägt der Käufer. Vorräthig ſind Nr. 1. 2. 4. 7. 8. 8. nach kleinerem Maßſtabe. 9. 9. nach kleinerem Maßſtabe. 10. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 37. 38. 39. 40.

Auf ſichere Beſtellungen können auch die nicht vorräthigen binnen kurzer Zeit abgeliefert werden, da viele einzelne Theile, die nur zuſammen geſetzt werden dürfen vorräthig liegen.

Da die Korkmodelle des Herrn Mey denjenigen, welche in der roſtiſchen Kunſthandlung zu haben ſind, nicht nur gleich kommen, ſondern ſie noch übertreffen ſollen, ſo zeugt der billigere Preis ſehr von der Anſpruchloſigkeit und Beſcheidenheit des Künſtlers. Mehrere Nachricht von dieſen Meyiſchen Kunſtwerken findet man in

Wieland's Neuem Teutſchem Merkur. IV. St. 1800. S. 325. Ueber Herrn Mey's Fellopläſtick*).

Herr

*) Die Griechen nannten die Korkeiche φελλος. Fellopläſtik heißt alſo Bildnerey in Kork.

Herr Karl Löscher, vormals Gräfl. Thunischer Bergmeister, jetzt wohnhaft in Freyberg, empfiehlt den Freunden der Bergswerkswissenschaften die von ihm vollkommen nach der Natur verfertigten **Modelle vom praktischen Grubenbau.** Das Innere des Grubenbaues ist an diesen Modellen so deutlich und richtig nach dem verjüngten Maßstabe vorgestellt, daß auch ganz Unwissende sich eine deutliche Vorstellung davon machen können. Das Gestein ist mit dem Freybergischen Gneisgebürge vollkommen täuschend, man sieht alle Arbeiten in dem Gestein, die Baue sind in einzelnen Pieeen vorgestellt, daß man jedes Stück bequem vor sich nehmen und betrachten kann. Die ganze Anzahl der Modelle beläuft sich auf 28 Stück, z. B. Strafsenbau, Firstenbau, Kunstschacht, u. s. w. desgleichen die sämmtliche Stollen- und Schacht Zimmer- und Maurung; es befindet sich auch ein Markscheidersзug mit dabey, wo man die Operation des Markscheiders auf dem Stollen sehen kann; desgleichen ein sehr lehrreiches Stück vom Streichen und Fallen der Gänge. Alle diese Modelle sind sehr dauerhaft und können zusammen in einer Kiste sehr gut eingepackt und auf dem Postwagen versendet werden. Eine solche Suite von Modellen kostet, mit Beschreibung und Emballage, 65 Rthlr.

Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung, 1798. Nr. 10.

Von sehr umfassendem Nutzen sind übrigens die **Modellsammlungen,** welche man an mehreren großen Orten zum Behuf der Bildung junger Handwerker, Künstler und Baumeister und anderer Liebhaber der Wissenschaften veranstaltet hat.

In Berlin hat unter andern die Realschule auf ihrem so genannten Maschinensaale eine sehr instructive Sammlung von Modellen, sowohl von den wichtigsten ökonomischen, mechanischen und architektonischen Sachen, als Polyspasten, Schrauben, Haspeln, Hebeladen, alle Arten Mühlen, allerhand Wassermaschinen, Schleusen, Brücken, von Bergwerks- und Hüttenmaschinen, von holländischer Zwirnmühle, Webestühlen, Backöfen, Spinnmühlen, Nadlerwippe, von allerley Arten des Pfluges, der Egge, Dreschmaschinen u. s. w., von Oefen, von allen Arten Gewölben, Portalen, Häusern, Pallästen, Landhäusern, von Artilleriestücken, Festungen, Lagern u. s. w.; als auch von den merkwürdigsten wirklichen Gebäuden und andern Dingen, die bey Ausländern oder im Alterthum berühmt sind, z. B. Model vom Thurm zu Pisa, römischen Triumph, römischen Lager, Pantheon, Pyramide, Thurm und Stadtmauern zu Babylon nach Herodot u. a. Die Abbildung der Felsen und der Festung Gibraltar vom Hrn. Catel hierselbst; u. a. m., wovon besonders der Herr Ober-Consistorial-Rath Hecker in der Einladungsschrift vom 14ten April 1800. Nachricht gibt.

Von viel größerem Umfange, und jetzt schon einzig in seiner Art, ist aber das große technologische Modell- und Kunst-Cabinett in Paris das durch den Bischof Gregoire in den Zeiten des National-Konvents zuerst in Vorschlag gebracht wurde. Dieses ist seitdem durch den ihm vorgesetzten Aufseher, den B. Molard, so gut eingerichtet und geordnet worden, daß es schon dem öffentlichen Gebrauche hat freygegeben werden können. Auf den Bericht Gregoires wurde dieses Conservatoire des arts et métiers in die

geräumi-

geräumigen Säle und Nebengebäude der ehemaligen Abtei St. Martin verlegt. Eine große Anzahl Maschinen aus Vauconson's Sammlung in der Antons-Vorstadt, so wie die ganze Sammlung der aufgehobenen Akademie der Wissenschaften, und die herrlichen Modelle und Kunstwerke aus der Gallerie des Herzogs von Orleans wurden dahin abgeliefert. Ungeachtet des schlechten Finanz-Zustandes wurde doch mit dem Bau und der Anordnung der Gallerien ununterbrochen fortgefahren, so daß die Gallerien des Erdgeschosses jetzt ganz vollendet sind, und man bereits an denen des ersten Stockwerks arbeitet. Die unermeßlichen Schätze dieser Sammlung, die auch aus vielen Privatsammlungen in Paris und den Departemets sehr beträchtlichen Zuwachs erhalten haben, und durch die Kommissaire bey den siegreichen Armeen, besonders aus den Kabinetten des Erbstatthalters und aus Italien vergrößert worden sind, sollen unter dem Nahmen Muséum d'Industrie dem Genusse und Unterrichte des Publikums geöffnet werden. In der geräumigen Kirche der genannten Abtei sollen die Maschinen von größerm Umfange aufgestellt, in den Höfen und Gärten aber die hydraulischen Maschinen, die Feuerspritzen u. s. w. angebracht werden. Eine zahlreiche Bibliothek aller zur Technologie und Naturkunde gehörigen Werke ist gleichfalls schon in Bereitschaft, und ein schöner und geräumiger Saal bleibt ganz eigentlich für die jährliche große Ausstellung aller neu erfundenen oder verbesserten Fabrikate und Kunst-Produkte im ganzen Umfange der Republik bestimmt. Die Konservatoren werden dann ein eigenes Bulletin des arts in jeder Dekade herausgeben, und mehrere chemische und technische Vorlesungen, die jetzt nur durch Subskrip-

tion in dem Lycée des arts oder der polytechnischen Schule Statt fanden, werden hier auf Unkosten des Staats mit der größten Bequemlichkeit und Versinnlichung gehalten werden können. Von diesem Central Museum sollen sich dann durch alle Präfektur-Städte ähnliche Museen ausbreiten, wozu auch schon in Gregoires erstem Bericht die Grundlinien vorgezeichnet sind.

Von den Modellsammlungen in Petersburg s. Georgi's Beschreibung der Russ. Kais. Residenzstadt St. Petersburg. St. Petersburg 1790. 8. S. 313. 317.

In Cassel, außer dem, was im Art. Kunstkammer, Th. 55, S. 394 davon gesagt worden, Bernoulli's Reisen, III. S. 161.

In Göttingen, s. Hollenberg's Reise, S. 22.

In Stockholm, s. Deutsches Magazin 1795. Febr. S. 153.

Vom Nutzen der Modelle zum Unterrichte in der Kriegswissenschaft, s. im Art. Kriegsschule, Th. 52, S. 27 f.

Von Modellen von Gebäuden und nützlichen Maschinen, als einer angenehmen und nützlichen Beschäftigung für Kinder, s. im Art. Kinderspiel, Th. 37. S. 854 f.

Von der Verfertigung der Modelle, welche die Bildhauer zu den Statuen gebrauchen, s. den Art. Modellieren.

Von den Modellen zu den gegossenen Statuen, s. den Art. Statue.

Da unser Zeitalter übrigens so geschäftig ist, nützliche Erfindungen gemeinkündig zu machen, so haben wir dem Fleiße unserer Schriftsteller auch verschiedene Werke zu verdanken, die dazu bestimmt sind, die neuen Maschinen und neuen Formen in

Meublen und Hausgeräthen durch Abbildungen und Beschreibungen bekannt zu machen. Außer den am Schluße des Artikels Mode schon genannten Zeitschriften, welche zu diesem Behufe gleichfalls sehr wirksam sind, gibt es noch verschiedene, die für die eine oder andere Kunst und Handthierung insonderheit bestimmt sind, wohin vorzüglich folgende gehören:

Modell-Magazin für Gold- und Silberarbeiter. Leipzig im Industrie-Comptoir. Erste Sammlung mit 7 Kupfertaf. in klein Folio 1 Rthlr. (1802?).

Modell-Magazin für Porzellan- und Fayance-Fabriken, wie auch für Zinngießer und Töpfer. Eben das. 1. Heft mit 1 Kupf. Querfol. 1 Rth.

Abbildung der eisernen Waaren, welche auf den Königl. Preuß. Eisenwerken zu Malapane, Gleiwitz und Kreutzberg in Schlesien gegossen werden. Erstes Heft (1801?) kl. Fol. Mit 13 Kupfertaf. und ½ Bogen Erklär. derselb. 1 Rth. (Es sind Modelle von eisernen Thorwegen, Fenstergittern, Brücken, Einfassungen, die vielen Beyfall finden. S. Jen. Lit. Zeit. 1801. May. St. 147.)

Neues Modellbuch eleganter Wäschzeichen zu Tafeltüchern, Servietten und Taschentüchern, mit 26 Medaillons, als Einfassungen zu Buchstaben und Nummern; nebst 2 Alphabet verschiedener schöner Schrift, gezeichnet von Emilie Berin. Leipzig, im Industrie-Compt. 1801. 6 gr.

Modelltuch, oder auserlesene Desseins zum Zeichnen und Stricken, nebst einem englischen und französischen Alphabet, auf einem Foliobogen. Leipzig bey Böhme, 1799. 12 gr.

Modell-Magazin für Oekonomen, oder Abbildung und Beschreibung der nützlichsten und bequemsten Geräthschaften, Werkzeuge und Geschirre für Haushaltungen, Landwirthschaften, Viehzucht, Feld-, Garten- und Wiesenbau, Brauerey und Branntweinbrennerey. Nach den neuesten in- und ausländischen Erfindungen und Verbesserungen von Johann Riem, Kurfürst. Sächsischem und Fürstl. Anhalt-Pleßischem Kom-

missionsrath, und J. A. Heine, Architekten in Dresden, in Verbindung mit mehreren Landwirthen herausgegeben. Erstes Heft. Leipzig, bey Voß und Compagnie (1803). Preis 1 Thlr. 8 Gr. Dieses erste Heft enthält: 1) Beschreibung und Abbildung eines Kalkstreu-Karrens; 2) desgl eines Wirthschafts-Karrens; 3) desgl. einer Flachs- und Hanfbrechmaschine; 4) desgl. einer Wäschmangel oder Wäschrolle; 5) desgl. einer Häcksel- oder Siedemaschine; 6) desgl. zweyer Waschmaschinen und 7) eine neu erfundene Waschmaschine mit Stampfen. Die dazu gehörigen 6 Kupfertafeln sind von dem geschickten Architekt Heine nach den Modellen selbst gezeichnet und sauber in Kupfer gestochen worden.

Magazin aller neuen Erfindungen. Leipzig, bey Baumgärtner 1801 fl. mit vielen Kupfern. Bis jetzt 16 Hefte in gr. 4. jedes 1 Rthlr.

Modellbrett, bey den Ledervergoldern und Versilberern, s. im Art. **Leder**, Th. 68, S. 683.

Modell-Cabinett, s. **Modellsammlungen**, im Art. **Modell**, oben, S. 549.

Modellholz, s. oben, S. 525.

Modellieren, ein verb. regul. act. et neutr. aus dem Franz. Modeler, ein Modell machen. In Thon, Wachs modellieren, ein Modell aus Thon, aus Wachs verfertigen. Imgleichen so viel als abformen, Franz. Mouler. Eine Bildsäule modellieren.

Nie wird ein geschickter Künstler sogleich den Meissel ergreifen, und einen Block bloß nach seiner ungeordneten Einbildungskraft zu einer Figur umschaffen. Er sammelt vielmehr vorher seine Gedanken, und druckt die Erfindung seiner Figur in einem Modell aus. So entwirft ein Dichter vorher einen Plan, ehe er sich an die Ausarbeitung eines Gedichts waget. Es ist aber unmöglich, daß der Künstler seinem Modell Ebenmaß,

Leichtig-

Leichtigkeit, und Geschmack ertheilen kann, wenn er nicht in das Innerste der Zeichnungskunst eingedrungen ist. Daher läßt man zwar einen Lehrling dieser Kunst anfänglich nach Vorschriften zeichnen, wenn er sich aber in Zeichnungen dieser Art geübet hat, so hält man ihn an, nach Modellen (nach dem Runden) der alten griechischen Kunstwerke Zeichnungen zu entwerfen. Dis ist um so viel nöthiger, da der Mahler eine Figur nur aus einem einzigen Gesichtspunkt vorstellet, der Bildhauer aber sein Kunstwerk der Beurtheilung des Kenners von allen Seiten ausseţet. Zuleţt muß der Lehrling nach der Natur zeichnen. Allein man verlanget noch mehr von einem Figuristen. Er soll die Spannung der Muskeln bey der angenommenen Stellung der Figur so ausdrucken, wie es die Natur der Handlung mit sich bringet u. d. m. Daher ist ihm eine anatomische Kenntniß des menschlischen Körpers unentbehrlich. Durch alle diese Uebung vorbereitet bringt man den Lehrling endlich zum Modelliren, wobey er, wie in der Zeichnungskunst, mit einzelnen Theilen den Anfang macht, und von diesen zum Ganzen übergehet.

Die Erfindung einer Figur bleibt zwar dieselbe, sie mag nun in Thon, Holz, Stein, oder in irgend einer andern Materie ausgedruckt werden: Unterdessen muß der Künstler doch eine solche Masse zum Modelliren wählen, die sich leicht unter seiner Hand nach den gefaßten Gedanken bilden lässet, und wovon er ohne Schaden abnehmen und hinzuseţen kann. Modelle zu Figuren verfertigt er daher aus Thon, Wachs, oder auch aus Stuck. Am liebsten wählt der Bildhauer aber zu Modellen dieser Art den Thon, weil er in dieser Masse die feinen Züge, mit Beyhülfe eines

nassen

nassen Schwammes und eines Pinsels, weit besser ausdrucken kann, als in Wachs. Daher wollen wir uns auch vorzüglich mit der Verfertigung eines Modells aus Thon beschäfftigen.

Der Künstler nimmt zu einem Modelle entweder Töpfer- oder Pfeiffenthon. Der letzte giebt dem Modell bloß ein besseres Ansehen, denn übrigens ist eine Thonart zu diesem Zweck gerade so brauchbar, als die andre. Doch kann der Künstler nur solche Thonarten wählen, die von Natur geschmeidig sind, und nicht zu stark schwinden. Ueberdem muß er den Thon jedesmal von allem Sande und andern fremden Körpern reinigen. Aus der letzten Ursache wird er zerstoßen, gesiebet, und alle Beymischungen werden bey dieser Arbeit weggeschaft. Man verwandelt ihn endlich in eine steife Masse.

Bey der Ausbildung der Skitze aus Thon muß das Genie des Künstlers, eine genaue Bekanntschaft mit der Zeichnungskunst, und seine erlangte Fertigkeit das Beste thun, Dinge die man entweder nicht beschreiben, oder füglich voraussetzen kann. Ein Poußir-Stuhl und einige Poußir Hölzer erleichtern das Mechanische dieser Arbeit. Der Poußir-Stuhl bestehet aus zwey Theilen, aus einem 4 Fuß hohen hölzernen Gestelle oder Fuß und einer Scheibe, die auf dem Fuß ruhet. Die Scheibe hängt durch einen langen hölzernen Zapfen mit dem Fuß zusammen. Man kann also diese Scheibe vermittelst des Zapfens nicht nur nach allen Seiten umdrehen, ohne den Fuß zu verrücken, sondern auch erhöhen und erniedrigen. Der Leser wird leicht errathen, daß der Thon beym Modelliren auf diesem Lager oder der Scheibe ruhet, und daß der Poußir-Stuhl die Bequemlichkeit verschaft, daß man das Modell

dell bequem nach allen Seiten drehen kann, so wie es Schatten und Licht mit sich bringet. Die Poußir-Hölzer sind theils rund, theils halbrund, andre sind wieder hohl, und von jeder Art sind einige gerade, andre an einem Ende aufgeworfen. Es ist gleichgültig, ob man Poußir-Hölzer von hartem Holz, oder von Elfenbein wählt.

Der Künstler bildet einen Theil der Skize von Then nach dem andern im Groben mit der Hand aus, nimmt ab und setzt nach Befinden hinzu, und arbeitet jede Fläche mit den Poußirs Hölzern, mit dem nassen Schwamm und mit dem Pinsel weiter aus, wie es ihm in jedem einzelnen Fall am schicklichsten scheint. Daher trift es sich, daß der eine Künstler auf diese, der andre auf eine andre Art zu Werke gehet, und beyde doch zu einem Zweck gelangen, wenn sie nähmlich beyde Meister in ihrer Kunst sind. Die Handgriffe, zu welchen sich jeder Künstler von Jugend auf gewöhnet hat, sind ihm natürlicher Weise die geläufigsten. Aus der zahlreichen Menge Poußir-Hölzer wählt er jederzeit dasjenige, das sich am besten zu jeder Vertiefung oder Wölbung passet. Wenn er einen Theil des Modells zur Vollkommenheit gebracht hat, so ebnet er den Thon mit einem nassen Pinsel, und sucht hierbey das Feine mancher Züge noch zu erheben. Trift es sich, daß er Fehler bemerkt, wenn er den Thon mit dem Pinsel gewaschen hat, so muß er den modellirten Theil, oder auch das Ganze von neuem umarbeiten. Unterbrechen Zeit und Umstände die Arbeit, so bedeckt er die Skize mit einem nassen Tuch, und hindert hierdurch, daß der Thon nicht trocken wird. Damit aber das Modell nicht von dem Tuche verletzet werde, so entfernt er dieses in etwas durch ein paar Nadeln, die er in den Thon

steckt,

steckt, oder besser, durch ein kleines Gerüste, welches den Thon umgiebet.

Was soll man noch weiter von dem Modelliren einer Skitze sagen? Etwa daß die Skitze von der Erfindungskraft und dem Geschmack ihres Meisters zeugen, daß sie der Natur gemäß Ebenmaß, Handlung, eine schickliche Stellung haben muß? Alles dis gehört zu der Kunst des Bildhauers, wovon anjetzt die Rede nicht ist. Dis aber kann man nicht mit Stillschweigen übergehen, daß sich der Meister bey kleinen Mängeln nicht verweilet, wenn er eine Skitze verfertiget, und seine Gedanken nicht sogleich sammeln kann, gerade wie der Schriftsteller bey dem ersten Entwurf seiner Schrift kleine Unvollkommenheiten der kaltblütigen Ausbesserung überlässet. Bey einem ausgearbeiteten Modell, oder bey der Verfertigung der Figur selbst verbessert der Bildhauer gleichfalls die übersehenen Mängel der Skitze. Ja geschickte und sorgfältige Meister, die nicht bloß ums Brot arbeiten, entwerfen wohl zuweilen von eben der Figur zwey bis dreymahl eine Skitze, wenn die ersten Versuche ihren Beyfall nicht erhalten, und wenn der Kenner oder auch wohl der künftige Besitzer der Figur in Stein Abänderungen wünschet. Die Forderungen des Besitzers ist aber für einen geschickten Künstler insgemein eine unangenehme Versuchung, zumal wenn jener kein Kenner ist. Läßt man dem Künstler Zeit, so bildet er die Skitze mit aller Vollkommenheit aus, daß sie ihm zugleich zum Modell bey der Verfertigung der Figur in Stein dienet. In diesem Fall muß er freylich nicht nur die Wirkung des Ganzen, sondern auch das Verhältniß der Theile gegen einander genau prüfen.

Soll die vollständig ausgearbeitete Skitze zugleich der Leitfaden bey der Arbeit in Stein seyn, so läßt sie der Künstler, wenn sie völlig trocken ist, in einem Töpferofen brennen. Man ertheilt hierdurch dem Modell Haltbarkeit und Dauer, damit es nicht nur nicht bey der langwierigen Bearbeitung des Steins zerfällt, sondern damit man es auch zum Andenken, und vorzüglich zum Unterricht künftiger Lehrlinge dieser Kunst aufbehalten kann. Der Töpfer muß das Modell in seinem Ofen mit einem großen Topf, oder mit einer Kapsel von Thon bedecken. Die Glasur der benachbarten Töpferarbeit springt häufig ab, und dis würde die unbedeckte Figur verletzen.

Sieht sich aber der Künstler genöthiget, die Skitze in Eil zu verfertigen, so bildet er sie nur in so weit aus, daß man daraus seine Gedanken und überhaupt seine Erfindung ersehen kann. Bey Skitzen dieser Art erwartet man nicht Genauigkeit, sondern vielmehr Feuer der Einbildungskraft und der Erfindung.

Bey den vollkommen ausgearbeiteten Modellen hängt es von der Willkühr des Künstlers ab, ob er ein solches verjüngt, oder nach der Größe der künftigen Größe ausbilden will.

Der Künstler sieht sich in diesem Falle genöthiget, ein Modell in der gedachten Größe von Thon zu verfertigen. Das ausgearbeitete Modell von Thon muß nun zwar gleichfalls mit dem Poußir-Griffel, wie die Skitze, ausgearbeitet werden, allein allerdings mit mehrerer Sorgfalt und Richtigkeit. Die Skitze ist, so zu sagen, nur die erste Anlage des Modells, und der Künstler kann sie mit einer zwanglosen Freyheit ohne alle mühsame Bearbeitung verfertigen. Sorgfalt und Genauigkeit muß er aber anwenden, wenn er ein vollkom-

menes Modell verfertiget. Insbesondere muß er jedem Theile ein schickliches Verhältniß gegen die übrigen Theile und gegen das Ganze geben, und wenn sein Auge einen entdeckten Fehler nicht ergründen kann, den Zirkel gebrauchen.

Die Proportion der Theile wird in der Zeichnungskunst gelehret. Man kann hier die Regeln dieser Kunst füglich voraus setzen, zumahl da die Bildhauer in dieser Sache nicht übereinstimmen. Die mehresten folgen zwar der Proportion, die einige Kunstverständige bey einigen Antiken bemerkt haben, aber doch mit einigen Abänderungen. Einige machen die Figur acht Köpfe, andre zehen Gesichtslängen hoch. Beyde theilen jeden Haupttheil in kleinere Theile, nach welchen sie die Länge, Breite, und Dicke jedes Gliedes und überhaupt jedes Theils ausmessen. Allein, wie gesagt, die Bildhauer stimmen in diese Sache nicht völlig mit einander überein, und daher giebt es noch verschiedene andre Abtheilungen. Das geübte Auge thut in den mehresten Fällen das Beste, und nur in zweifelhaften Fällen nimmt man zu den Vorschriften der Zeichnungskunst seine Zuflucht.

Auch in Absicht der mechanischen Handgriffe, womit man den Thon zu einem Modell umbildet, weichen die Künstler verschiedener Gegenden von einander ab. Der Italiäner macht anfänglich aus Thon einen kantigen Körper in erforderlicher Größe, und bildet diesen dergestalt zu einem Modell um, daß er von den äußern Theilen zu den innern übergehet. Er siehet also die Thonmasse wie einen Marmorblock an, nimmt daher nach und nach das Ueberflüssige mit den Poußir-Griffeln ab, und arbeitet die angelegten Theile endlich vollkommen aus. Der französische Künstler schlägt gerade den entgegengesetzten Weg ein, denn er

arbeitet das Modell von dem Innern nach dem Aeußern aus. Er verfertiget sich nähmlich anfänglich nur eine magere und nackte Skize, legt nach und nach die Muskeln, das Gewand u. d. g. an, und arbeitet zuletzt alle Theile vollkommen mit dem Poußir-Griffel aus. Im Grunde betrachtet folgt der deutsche dem französischen Künstler nur mit dem Unterschiede, daß einige sogleich das Gewand, und kurz die sämmtlichen Theile des Modells anlegen, nach und nach weiter ausbilden, und hierbey nach Befinden abnehmen und hinzusetzen.

Ist das Modell nicht sonderlich groß, so läßt man es in einem Töpferofen brennen. Allein der Thon hat leider den Fehler, daß er schwindet und aufspringet. Das erste nöthiget den Künstler, das Modell um so viel größer zu verfertigen, als er glaubt, daß der Thon schwinden werde, wenn nähmlich das Modell so groß seyn soll, als die künftige Figur von Stein. Denn bey einem verjüngten Modell schadet das Schwinden des Thons nicht, da das Modell in allen Theilen ziemlich gleich verkleinert wird. Weit schädlicher ist es aber, wenn der Thon Risse bekommt, denn diese bleiben sich in allen Theilen gleich. Einige Künstler glauben diesem Fehler vorzubeugen, wenn sie das Modell dergestalt über einem Stabe verfertigen, daß in der Axe des Modells eine Oeffnung entstehet, wenn man es von dem Stocke abnimmt. Die Risse entstehen durch die eingeschränkte Luft, der man durch dieses Loch einen freyern Ausgang verschafft. Bey dem Modell von Thon zu einer großen Statue entsteht noch die Schwierigkeit, daß man es in einem Töpferofen nicht brennen kann, wegen seiner Größe. Man könnte es zwar stückweise brennen, z. B. die Arme, die Füsse, den

Kopf und den Rumpf, jedes besonders, und die ausgebrannten Stücke wieder zu einem Ganzen zusammen setzen; allein die Arbeit ist mühsam, und es könnten auch leicht Fehler entstehen.

Der Künstler schlägt daher bey einem großen Modell einen andern Weg ein, und verfertiget über dem ungebrannten Modell von Thon eine sogenannte **verlorne Form**, in welcher er ein Modell von Gyps gießet. Er überziehet nähmlich das ganze Modell, die Grundfläche der Plinte ausgenommen, mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa einen Zoll dick ist. Die ganze Rinde bestreicht er mit einer Schwärze, die er aus zerstossenen Kohlen und Wasser verfertiget, und über diesen Anstrich trägt er durchgängig noch Gypsbrey einige Zoll dick auf, wodurch die Form Haltbarkeit erhält. Sobald der Gyps anfängt zu binden, theilt er mit einem Meissel die Rinde dergestalt ab, wie er meinet, daß sich die Stücke dieser Rinde bequem von dem Runden des Modells von Thon werden abnehmen lassen. Nach Maßgabe des gezeichneten Umrisses der abgetheilten Stücke hauet er mit dem Meissel in die Gypsrinde ein, aber nur bis auf den schwarzen Anstrich der innersten Gypsrinde. Der Meissel beschädiget die Gypsrinde sowohl, als das Modell von Thon, wenn er tiefer eindringet. Sobald der Künstler alle Stücke der Rinde mit dem Meissel abgesondert hat, so schlägt er endlich noch mit der Hand gegen die Gipsrinde, und durch die Erschütterung zerspringet die innere Rinde, welche das Modell unmittelbar berühret, nach Maßgabe der Einschnitte.

Man siehet leicht, daß sich nunmehr ein Stück der Gypsrinde nach dem andern von dem Modell von Thon abnehmen lässet. Allein es

bleiben

bleiben hin und wieder an dem Gyps Stücke Thon hangen, die sich von dem Modell ablösen, und hierdurch wird das Modell beschädiget und unbrauchbar. Die Stücke Thon nimmt man von der Gypsrinde mit einem scharfen Eisen ab. Auf diese Art entstehet nun aus den zusammengesetzten Stücken der Gypsrinde eine Form, worin der Bildhauer sein beschädigtes Modell nach seiner ganzen Größe in Gyps wieder herstellen kann. Der Künstler übertüncht nähmlich die innere Fläche der Gypsform, vermittelst eines Pinsels, mit einer klebrichten Materie, die den Gypsbrey nicht hindert, in die feinsten Züge der Form einzudringen. Er nimmt hierzu entweder Seifenwasser, oder Seifenwasser und Baumöhl in gleichen Theilen, oder auch gewöhnlich bloß Baumöhl. Die zusammengesetzten Stücke der Form werden hierauf sämmtlich wieder mit einer starken Schnur vereiniget, die Form wird auf den Kopf gestellt, und der Gypsbrey in diejenige Oeffnung eingegossen, die unter der Plinte entstehet, wie aus dem obigen erhellet. Man schüttet nähmlich in ein Gefäß mit Wasser so viel Gypsmehl, bis ein ganz dünner und flüssiger Brey entstehet, wenn man diese Mischung umrühret. Der flüssige Gyps hat die Eigenschaft, daß er in kurzer Zeit in einen dickern und steifern Brey übergeht, und daß er endlich völlig bindet. Er dringt aber nur alsdenn in die feinsten Züge der Form ein, wenn man ihn ganz flüssig eingießet. Daher entsteht ein unvollständiger Guß, wenn der Bildhauer nicht den erforderlichen Zeitpunkt beobachtet, und den Gyps in die Form gießet, wenn er bereits anfängt, in dem Gefäße zu binden, worin er zubereitet ist. Der Künstler kann den Gyps zwar wieder mit hinzugegossenem Wasser flüssig machen,

allein eine Gypsfigur, die mit solchem Gyps gegossen wird, ist mürbe und zerbrechlich.

Sobald der Gypsbrey in die Form gegossen ist, wird diese dergestalt nach allen Seiten gedrehet, daß sich der Gypsbrey auf ihrer ganzen innern Fläche verbreitet. Dies beobachtet der Künstler jederzeit, wenn er von neuem Gyps in die Form gießet, und die gegossene Gypsrinde nimmt hierdurch nach und nach an Stärke zu. Der Künstler setzt diese Arbeit so lange fort, bis die Gypsrinde die erforderliche Dicke hat, die bey einem großen Modell etwa drey bis vier Zoll, bey kleinen Figuren aber höchstens nur einen Zoll beträgt. Selten wird ein Modell massiv gegossen, denn man kann bey einem hohlen Modell den Gyps ohne merklichen Schaden sparen. Daher wurde das Modell von Gyps zu der Statue Schwerin's gleichfalls hohl gegossen. Sobald man merkt, daß der Gyps durchgängig bindet, so werden die Stücke der Form von dem Ausguß abgenommen, und wenn dieser vollständig ausfällt, so hat der Künstler nichts weiter bey dem gegossenen Modell zu thun, als daß er den Grad abnimmt, der auf dem Gypsmodell durch die Fugen der Form entsteht. Am leichtesten läßt sich dieser Auswuchs mit einem feinen Meissel abnehmen, wenn der Gyps nur noch bindet.

Ist aber das Modell von Thon nicht zu groß, und der Künstler befindet sich in einer solchen Lage, daß er Zeit und Mühe auf eine Form verwenden kann, so verfertigt er statt der **verlornen Form** eine solche, die **dauerhaft** ist, und mehr als einen Ausguß verträgt. Diese dauerhaften Formen sind bey wichtigen Kunstwerken um so viel schätzbarer, da sie ein Modell vervielfältigen, und es in die Hände der Liebhaber und Kenner bringen.

gen. Nie kann eine Form dieser Art aus wenigen Stücken zusammen gesetzt werden. Jede Figur hat ihre Vertiefung, und ihre eingehenden und zurückgezogenen Winkel, welche hindern, daß man eine Form, die aus wenigen Stücken besteht, bequem wieder von dem Ausguß abnehmen kann. Eben dieser Fall findet statt, wenn ein Theil der Figur eine Rundung hat, die einen halben Zirkel übersteigt, wie z. B. der Arm oder der Fuß bey der Figur eines Menschen.

Diese und verschiedene ähnliche Fälle nöthigen den Künstler, jede Form aus einigen grosen Schalen oder Rinden von Gyps zusammen zu setzen, in welchen einige Kernstücke liegen. Mit den letzten formt der Bildhauer die Vertiefung, die Winkel, und die Biegungen der Figur besonders ab. Zum Beyspiel mag eine Form zu dem Kopf eines Apollo dienen, welche ein ehedem in Berlin lebender Bildhauer, Herr Caspar Adam, nach der Antike zur Uebung copiret und geformet hat, als er noch zu Rom Pensionnaire des Königs von Frankreich war. Die ganze Form bestehet aus drey Haupttheilen oder Schalen, in welchen die nöthigen Keil- oder Kernstücke liegen. Der eine Theil ist der Hinterkopf, und die andern beyden Theile bilden zusammengesetzt den Vorderkopf. Das Ganze reicht nur bis an die Schultern. Die Form von Gyps wird auf dem copirten Modell von Thon folgendergestalt verfertiget. Wegen der Rundung des Kopfs muste der Künstler die Form wenigstens in zwey Stücken verfertigen. Er wählte aber, um sicherer zu gehen, drey Stücke, da das Gesicht viele Vertiefungen hat, und überdem noch den Rand des Halses ein Stück des Gewandes umgiebt, wodurch einspringende Winkel entstehen.

Man versenkt daher das Modell von Thon soweit in Sand oder weichen Thon, daß nur derjenige Theil des Modells aus dem Thon oder Sand hervorraget, den man mit einer einzigen Formschale überkleiden will. Das Modell mag z. B. zuerst soweit versenkt seyn, daß nur der Hinterkopf vorspringt, das übrige aber in der gedachten Masse steckt. Doch wählt jeder Künstler bey dieser Arbeit diejenigen Handgriffe, die ihm am geläufigsten sind. Statt das Modell zum Theil in Thon oder Sand zu versenken, umwickeln daher einige den Theil des Modells, der bedeckt seyn soll, mit einem Tuch, andre zeichnen sich den Theil des Modells ab, den sie mit einer einzigen Formschale bedecken wollen, und umgeben ihn nach Maßgebung der Zeichnung mit einem Wall oder einer Leiste von Thon.

Der Künstler muß nunmehr die Vertiefungen, Winkel, und Biegungen des abgesonderten Theils seines Modells untersuchen, und mit Ueberlegung erwägen, ob eine oder die andre Vertiefung nicht etwa hindert, die Formschale bequem in der Folge wieder von dem Gypsguß abzunehmen. Findet er, daß eine Vertiefung hinderlich seyn möchte, so formt er sie mit einem besondern Kernstück ab, das beym Guß abgesondert in der Formschale lieget.

Wir wollen mit dem Hinterkopf des Modells den Anfang zu Formen machen. Unten am Halse bildet das Gewand einige winklichte Vertiefungen, und jede wird daher mit einem besondern Kernstück abgeformet. Der Künstler zeichnet daher jede Vertiefung und jeden Winkel ab, so wie er wahrscheinlich vermuthet, daß sich die Kernstücke leicht wieder von dem künftigen Gypsguß ablösen lassen. Die äußerste abgezeichnete Stelle belegt

belegt er mit einer Rinde von Gypsbrey, die etwa 1 Zoll dick ist. Sobald das gegossene Stück Gyps bindet, nimmt er es von dem Modell ab, und beschneidet es nach seinem ganzen Umfange mit einem Messer, aber nicht senkrecht hinab, sondern schräge. Denn die benachbarten Kernstücke passen sich auf diese Art am füglichsten an einander. Er legt dieses Stück wieder auf das Modell an seinem Ort, und belegt die benachbarte abgezeichnete Stelle auf dem Modell gleichfalls mit Gyps. Dieses zweyte Kernstück beschneidet er abermals, so bald der Gyps bindet, nach seinem Umfang, wie vorher, nur nicht an derjenigen Seite, wo es sich an das erste Kernstück anschließet. Denn diese Seite des zweyten Kernstücks bildet sich schon dergestalt auf der schräge beschnittenen Seite des ersten Kernstücks, daß eine genaue Zusammenfügung oder ein Schluß beyder Stücke von selbst entstehet. Auf diese Art werden alle Vertiefungen am Rande des Halses abgeformet. Man kann leicht erachten, daß die Biegung des Halses gleichfalls mit einem Kernstücke geformet werden muß, so wie auch das Haupthaar. Diese beyden Vertiefungen haben keine winklichten Vertiefungen, wie der Rand der Halses, und lassen sich daher mit einem einzigen Kernstück abformen.

Sobald nun auf diese Art alle Vertiefungen mit Kernstücken belegt sind, so giebt man jedem Kernstück ein Zeichen, etwa durch ein oder ein paar vertiefte Striche, um die Stücke wieder zusammen zu finden. Endlich werden alle diese Kernstücke mit einer Rinde von Gypsbrey belegt, welche die kleinen Kernstücke sämmtlich zusammen hält. Diese Formschale ist etwa 2 Zoll dick.

Aus der ganzen Beschreibung erhellet, daß sich für jedes Kernstück in der Gypsschale ein Lager abdruckt, und da sich das Zeichen jedes Kernstücks in dem Innern der Schale gleichfalls ausdrucket, so kann man diesen kleinen Stücken in der größern Gypsschale leicht wieder ihren Ort anweisen. Nur noch dies einzige ist zu bemerken, daß die großen Kernstücke, z. B. das Kernstück des Haupthaares, durch ihre eigene Schwere leicht bey dem Ausguß einer Gypsfigur in die Form zurückfallen. Daher setzt man in diese Kernstücke eine kleine Oese von Draht auf ihrer äußern Seite ein, wenn der Gyps nur noch bindet. An diese Oese wird ein dünner Bindfaden angeknüpfet, den man durch ein Loch ziehet, das der Künstler durch die Formschale an dem erforderlichen Ort durchbohret. Außerhalb der Formschale befestigt der Künstler an dem Bindfaden einen kleinen hölzernen Knebel, womit er das große Kernstück anziehet, ehe er in die Form Gyps gießet.

Aus dieser Beschreibung wird sich denn nun die Verfertigung der bey den übrigen Hauptheilen der Form, die in der Mitte des Gesichts, nach der Länge gerechnet, zusammenstoßen, mit leichter Mühe übersehen lassen.

Der Künstler sondert abermals die Hälfte des Gesichts seines Modells, die er mit einer einzigen großen Schale belegen will, auf die oben beschriebene Art S. 565 fl. ab. Den Rand des Halses, den Hals selbst, die Nase, das Auge, das Ohr, kurz alle Vertiefungen, Biegungen und Winkel belegt er mit Kernstücken. Bey der Backe und der Stirn würden Kernstücke überflüssig seyn, weil diese Theile des Gesichts keine merkliche Vertiefungen haben, und sich einer ebenen Fläche nähern. Daher werden diese Theile bloß mit

der

der großen Formschale abgeformet. Mit dieser Gypsrinde belegt man abermals den abgesonderten Theil des Modells, dergestalt, daß sie nicht nur die Kernstücke, sondern auch diejenigen Stellen des Modells, die keine Kernstücke erhalten dürfen, durchgängig bedeckt. Die erste Gypsrinde liegt aber an ihrem Ort auf dem Modell, wenn man die zweyte gießet, denn beyde Stücke müssen genau an einander passen. Damit nun beyde Stücke gehörig an einander schließen, so bildet der Künstler vor dem Guß der zweyten Rinde auf dem Rande der ersten hin und wieder einige Buckeln oder Marken von Gyps. Diese drucken sich bey dem Guß auf dem benachbarten Rand der zweyten Rinde vertieft aus, und hierdurch wird die Zusammenfügung der Haupttheile einer Form erleichtert.

Einer solchen Form suchen die Künstler eine Dauer zu ertheilen, daß sie eine beträchtliche Anzahl Ausgüsse aushält. Sie lassen die Form so lange austrocknen, bis sie keine Spuren irgend einer Feuchtigkeit bemerken, und bis die Form klinget. In diesem Zustande überziehen sie die Form mit einem gut gesottenen und reinen Leinöhlfirniß drey bis viermal. Der Firniß wird erwärmet aufgetragen, und man wiederhohlet den Anstrich nicht eher, bis der vorhergehende völlig eingezogen und trocken ist. Eine solche gehärtete Form liefert 50 bis 70 und oft mehrere Ausgüsse, wenn der Künstler sie mit Behutsamkeit zu gebrauchen weiß. Will man in einer solchen Form einen Ausguß veranstalten, so werden die Formstücke inwendig vermittelst eines Pinsels mit Baumöhl bestrichen. Soll aber der Ausguß vorzüglich rein und weiß ausfallen, so wählt man nicht nur sehr feinen Gyps, sondern bestreicht auch die Form

nicht mit Baumöhl, sondern mit reinem Mandelöhl, oder noch besser mit einer flüssigen Salbe aus reinem Unschlitt, reinem Baumöhl, und Schweinefett. Diese Salbe überziehet die Form mit einer dünnen Rinde, und der Künstler darf nicht, wie bey dem bloßen Oehl, besorgen, daß sie vor dem Guß an einigen Stellen trocken wird. Wenn die Form überfüncht ist, so zieht der Künstler die großen Kernstücke mit ihrem Knebel an, und bindet die sämmtlichen Stücke der Form mit Bindfaden zusammen. Wie der Gyps zubereitet und gegossen wird, hat man oben bereits hinreichend gezeiget S. 563.

Noch etwas weitläuftiger ist diese Arbeit, wenn man nicht bloß einen Kopf, sondern die vollständige Figur eines Menschen u. d. g. in Gyps formen will. Daß zu dieser Arbeit vorläufig ein Modell von Thon oder Gyps verfertiget werden muß, läßt sich leicht aus dem Verfolg der Beschreibung errathen. Dieses Modell zerstückt der Bildhauer in kleinere Theile, und formt den Kopf, die Arme, Füße und den Rumpf jedes besonders ab. Wegen der Rundung aller dieser Theile muß er jeden wenigstens mit zwey Schalen abformen, in welchen, wenn es nöthig ist, Kernstücke zu liegen kommen. Weit sicherer gehet er aber, wenn er jeden Theil mit drey Formschalen belegt. Denn es hält bey zwey Formschalen schwer, gerade die Mitte desjenigen Theils zu finden, den man abformen will. Der Bildhauer gießt jeden Theil besonders, und steckt in den Ausguß ein Stück Drath, womit er z. B. den Arm an den Rumpf ansetzet. Ist es möglich, so nimmt man die Theile aus der Form, und setzt sie zusammen, wenn der Gyps erst bindet. Die Zusammenfügung läßt sich in diesem Zustande des

Gypses

Gypses am füglichsten verbergen. Erlauben die Umstände eine solche Zusammenfügung nicht, z. B. wenn ein Modell stückweise in ferne Gegenden verschickt wird, so macht man die Stellen, wo zwey Theile einander berühren, etwas naß, und setzt die Stücke mit einem sehr dünnen Gypsbrey zusammen. Alles übrige läßt sich aus dem vorigen erklären.

Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn man bey dem Gebrauch des Gypses noch etwas verweilet, und einige Anmerkungen hinzufüget. 1) Es ist bekannt genug, daß man hin und wieder von den schätzbarsten Antiken Modelle hat, welche die antike Figur in ihrer ganzen Größe darstellen. Die Antiken werden zu diesem Behuf folgendergestalt abgeformet. Der Gyps und insbesondere das Oehl, womit man die Antike beym Formen überziehen muß, geben dem Marmor Flecke. Man überzieht daher die Antike mit Spiegelfolie, sondert jedes Glied durch Leisten von Thon in die erforderlichen Theile ab, und formet die Kernstücke und Schalen, wie bereits gezeiget ist. In die Form, die auf diese Art entsteht, gießet man zwar ein Modell von Gyps, verfertiget aber über dem ausgetrockneten Ausguß eine vollständige und dauerhafte Form.

2) Gleichfalls mit Gyps pflegen die Künstler auch einen wohl proportionirten Theil in der Natur z. B. eine Hand abzuformen. Der Künstler gelanget auf einem doppelten Wege zu diesem Ziel. Er versenkt erstlich die eine, und hernach die andere Hälfte der Hand in Sand oder Thon, und gießt in beyden Fällen einen Gypsbrey über die Hand. Das übrige erhellet aus dem vorigen. Oder er läßt zweytens die Hand einigemahl in Wachs stecken, welches bereits so weit erkaltet ist,

daß

daß es nicht mehr brennet. Auf die Hand setzt sich eine Rinde von Wachs, gleich einem Handschuh, und diese nimmt man von der Hand ab, und gießet den flüssigen Gyps hinein.

3) Einige haben es sogar gewagt, ihr Gesicht bey ihrem Leben in Gyps abformen zu lassen. Denn daß es bey Verstorbenen geschiehet, wenn man sie in Wachs poußiret und zum Andenken aufbehalten will, ist Jedermann bekannt. Anfänglich legte man den lebenden Menschen, dessen Gesicht man abformen wollte, auf einen Tisch oder auf ein Bette, bestrich das Gesicht mit Mandelöhl, und steckte in den Mund und in die Nasenlöcher einen Strohhalm oder eine Federspule. Das Gesicht wurde endlich in aller Schnelligkeit mit Gyps überkleidet. Es ergab sich aber bald eine doppelte Schwierigkeit. Theils wünschten einige vornehme Personen, sich auf diese Art in Gyps abformen zu lassen, die aber die beschriebenen Beschwerden nicht übernehmen wollten; theils zeigte sich auch bey den Versuchen, daß der Gyps das Fleisch durch seine Schwere niederdrückte, und die Gesichtszüge verunstaltete. Daher erwarben sich einige Künstler zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch die Uebung eine Leichtigkeit, das Gesicht eines sitzenden Menschen mit aller Behendigkeit und Geschwindigkeit in Gyps abzuformen. Sie sonderten das Gesicht mit einem umgewickelten Tuche ab, überzogen es mit einer wohlriechenden Pomade, und belegten es schnell mit einem Gyps, der leicht bindet. Der Mund und die Augen waren verschlossen, die Nasenlöcher wurden aber erst alsdenn mit Gyps bekleidet, wenn man die Gypslarve abnehmen wollte. Daher waren die Strohhalme überflüssig. Die Augen mußte der Künstler aus freyer Hand nach der Natur öffnen.

öffnen. Einige Künstler tragen auch die Larve in zwey Hälften auf, die unter den Augen nach der Breite zusammen stoßen. Denn die Winkel neben der Nase hindern, daß man eine Larve, die nur ein Stück ausmacht, bequem abnehmen kann. Eine solche Form härtet der Künstler nur mit Seifenwasser, wenn schnell ein Ausguß verlangt wird. Das geschmolzene weiße Wachs, womit der Künstler den Ausguß veranstaltet, versetzt er mit etwas Schieferweiß, damit es beym Schmelzen seine weiße Farbe behält. Zuletzt wird das poußirte Gesicht nach der Natur mit trockenen Farben gemahlet.

Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde es dergestalt zur Mode, sich auf diese Art in Wachs poussiren zu lassen, daß selbst gekrönte Häupter sich in Gyps abformen ließen. Z. B. Carl 12., August 2. von Pohlen, Peter 1. und Friedrich 1. von Preußen. Auf diese Art entstand die in Wachs poussirte Figur Friedrich 1., die noch bis jetzt auf der hiesigen Kunstkammer gezeiget wird. Dagegen lassen in unsern Tagen die Fürsten und selbst Privatpersonen ihr Brustbild in Basrelief, im eigentlichen Verstande genommen, in Wachs poussiren. Gewöhnlich wird ein solches Brustbild, gleich einem Medaillon, im Profil poussiret. Die Person, welche der Künstler auf diese Art in Wachs poussiren soll, muß, wie bey einem gemahlten Portrait, vorsitzen, und der Bildhauer bildet das Brustbild aus freyer Hand mit dem Poussir-Griffel aus. Ueber dem poussirten Medaillon von Wachs gießt er eine Form von Gyps, und in dieser veranstaltet er mit Wachs mehrere Ausgüsse. Das Wachs färbet er insgemein vor dem Ausguß mit etwas rother Farbe blaßroth.

S. Sprengel's Handwerke und Künste in Tabellen. Fortgesetzt von O. L. Hartwig. IX Sammlung Berlin 772. S. 89 ff.

Körner gibt in seinem Werke: Natur und Kunst in Gemälden, Bildhauereyen, Gebäuden und Kupferstichen *) nachfolgende Anleitung zum Modellieren, die über einige besondere Puncte und Handgriffe noch mehr Licht verbreitet.

Es ist nicht genug, daß ein Bildhauer nur zeichnen kann, sondern er muß sich auch einer weit größern Arbeit unterziehen. Diese besteht darin, daß er aus Thon ganze Figuren machen, formiren, abbilden oder gestalten, das ist, modelliren muß. Die Körper ganz erhaben, oder von allen Seiten herum frey vorstellen, ist eben so schwer, sagte mir ein großer Bildhauer zu Rom, als rühmlich es ist, über tausend Menschen einen Sieg erfechten. Dadurch wollte er so viel zu verstehen geben, daß ein Gegenstand, er mag auch gezeichnet werden wie er will, allezeit nur in einem Augenpunkt erscheine; hingegen bekomme ein einziger Gegenstand durch das Modelliren unzählige Gesichtspunkte und Figuren, mithin, so viel solche Punkte in der ganzen Rundung herum wahrgenommen werden können, mit eben so viel verschiedenen Stellungen, Formen und Bildungen pranget auch eben derselbe Gegenstand, und stellet sich in jedem Punkt anders geformt vor Augen. Dieses verschafft dem Modelliren vor dem Zeichnen, vor dem Halberhabenen, und vor dem Flächen, wenn es gleich erhaben zu seyn scheinet, einen ansehnlichen Vorzug.

Wie oft hat ein Bildhauer eine Figur modellirt, an welcher das Hauptansehn, oder der Hauptgesichtspunkt gut geheißen ward? Wenn er aber die Nebenseiten oder die Profile rund herum betrachtete, und sie alle sehr unvollkommen und schlecht befand; so mußte er die ganze Figur ändern und umarbeiten, damit sie auf allen Seiten ein natürliches, ungezwungenes, verhältnißmäßiges Ansehn, und die herrlichen Contraste der Gliedmaaßen und der Falten bekomme.

Bis-

*) Leipzig und Wien bey Rudolph Gräffer, 1770, S. 34 — 37.

Bisweilen kommt einem ein auf Papier gezeichnetes Gawand richtig und schön vor; wenn man es aber in das Runderhabene bringt, so beleidiget es das Nackende, und das ganze Werk geräth in Verwirrung.

Modelliren aber ist nichts anders, als: das Erhabene oder Runde durch das Erhabene oder Runde nachahmen. Dazu braucht man alles, was zum Zeichnen gehört. Die Materie dazu ist Thon, (Tögel), den die Italiäner Creta nennen. Dazu gehören die Modellstäbchen, meistens aber die Finger. Anstatt des Thons kann man auch das Wachs gebrauchen, zu beyden aber gehört auch ein Pinsel. Das Wachs wird also vorbereitet: man nimmt von demselben ein Pfund so rein, als es von Natur ist; dazu kommen zwey Unzen Terpenthin, eine Unze gemeines Oehl, eine Unze Unschlitt, und rothe geriebene feine Erde nach Belieben, dem Modell eine Farbe zu geben. Die Beschwerlichkeit in Wachs zu arbeiten besteht in der Zeit, welche durch die Leichtigkeit im Thon zu modelliren verkürzt, durch die Mühe aber, in Wachs zu formen, verlängert wird.

Der Thon oder die reine Erde muß sehr trocken, ohne allen Sand in Wasser geweicht, und wohl geschlagen seyn, damit er nicht zu hart und nicht zu weich bleibe.

Zum Ausarbeiten und Glätten dient ein Pinsel von feinen Borsten, den man in Wasser eintaucht. Die Poußir- oder Modellir-Hölzer und verschiedenen Stäbchen werden entweder von Buchsbaum oder Ebenholz, oder auch von Elfenbein 9 oder 10 Zolle lang, flach, an einem Ende mandelförmig, spitzig und rund, am andern Ende aber nach Belieben mit Zähnen gemacht.

Der Schüler fängt an, Gypsstücke zur Hand zu nehmen, welche vom Antiquen abgeformte Hände, Füße oder Körfe vorstellen. Diese modellirt er, und kömmt endlich auf Arme, Beine, Schenkel, und auf diese Art nach und nach auf ganze Figuren.

Dieses Modelliren ist das Gegentheil von der Arbeit, welche im Marmor geschieht: denn Modelliren heißt, immer hinzusetzen; Bildhauen aber, beständig wegnehmen. Im Modelliren arbeiten große Meister alles mit den Fingern, wenig aber mit den Poußir-Stäben. Sie schneiden auch mit den Nä-

geln

geln vielfältiger, als mit den Hölzern. Alles wird anfangs skizzirt oder entworfen, welches aber gelind, aufmerksam und mit Verstande geschehen muß. Man setzt hinzu oder nimmt weg, um etwas zu verbessern, wo es vonnöthen ist. Am Ende wird durch gedachten nassen Pinsel alles glatt gemacht, welches dann den Gegenstand kenntlicher ausdrückt, kleine Fehler anzeigt, und zur Verbesserung Anlaß giebt.

Von den Modellen in Thon bey den alten griechischen und römischen Künstlern handelt Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums *). Es erhellet daraus, daß die Alten sich vorzüglich der Hände beym Formen und bilden der Gestalten bedienet haben, und daß besonders die Nägel dazu gebraucht wurden, den feineren Theilen ihre Vollendung zu geben. Er erklärt dabey zugleich die sonst nie verstandene Redensart des Horaz, ad unguem factus homo, welches also überhaupt einen sehr vollkommenen Menschen bezeichnet, weil die Bildhauer ihren Modellen mit den Nägeln die letzte feinere Ausbildung gaben.

Den Erziehern und Kinderfreunden, welchen es darum zu thun ist, ihre Untergebenen in den Nebenstunden auf eine angenehme und nützliche Art zu beschäftigen, wird übrigens folgendes Werk sehr willkommen seyn.

Rockstroh's Anweisung zum Modellieren aus Papier; ein nützlicher Zeitvertreib für Kinder. Mit Fig. gr. 8. Weimar bey Bertuch 1802.

Modellierwachs, s. oben, S. 575.

Modellkunst, die Kunst Modelle zu machen, und in weiterer Bedeutung, die Kunst andere Körper abzuformen, oder überhaupt, die Kunst zu formen; bey den Alten mit einem griechischen Kunstworte Plastice,

*) Wien 1776. 4. S. 508 ff.

Plastice, bey uns sehr häufig auch Modellierkunst. S. den Artikel Modellieren.

Modellmacher, ein Künstler, welcher Modelle macht, d. i. nach dem vergnügten Maßstabe kleinere zusammen gesetzte Körper verfertiget, welche größern ähnlich sind. Bestehen dergleichen Modelle aus Tischlerarbeit, so wird der Verfertiger ein Modelltischler genannt.

Modellmagazin, ist mehrentheils nur ein literarisches Werk, worin verschiedene Modelle beschrieben und abgebildet werden. Auch könnte man einen Vorrath von fertigen Modellen, welche zum Verkaufe bestimmt sind, mit diesem Nahmen belegen. Die zum Behuf des Unterrichts oder überhaupt zur Befriedigung einer edlen Wißbegierde angelegten Sammlungen von allerley Modellen, werden gemeinhin Modell-Cabinette genannt. S. oben, S. 549. fl.

Modellsammlung, s. den vorstehenden Artikel.

Modellschneider, s. Modelschneider,

Modellschnitzel Proben, Bords, so werden bey den Stickern die Enden einer Stickerzeichnung genannt, die ungefähr 10 Zoll lang, gereinigt, und mit den verschiedenen Materien, womit selbige ausgeführt werden soll, bezeichnet sind.

Modelmacher, die oberdeutsche Benennung des Formschneider. S. Th. 14, S. 488 fl.

Modeln, ein verb. regul. act. et neutr. welches im letzteren Falle das Hülfswort haben erfordert, und von dem Hauptworte Model abstammet, so fern dasselbe in der zweyten Bedeutung die Figur und Gestalt eines Dinges überhaupt bedeutet. 1. Mit Figuren versehen, besonders bey den Webern. Gemodeltes Band, im Gegensatze des glatten. Ein gemodelter Zeug, dergleichen z. B. der Damast ist. Zeug, Leinwand mo-

deln. **Gemodelte Buchstaben**, bey den Schriftgiessern, Schönschreibern, mit Figuren versehene Buchstaben. 2. Eine gewisse Gestalt geben. **Die Fregatten zur schnellen Fahrt modeln**, ihnen eine solche Gestalt geben, welche zu einer schnellen Fahrt bequem ist. 3. In noch weiterer und figürlicher Bedeutung, bilden überhaupt. **Die Sucht, uns nach dem Gallier zu modeln.**

Modelschneider, auch **Modelstecher**, ein Künstler, welcher die Model oder Formen zu den Abdrücken oder Abgüssen in Holz schneidet; der **Formenschneider**, s. Th. 14, S. 488 fl.

Modeltuch, bey den Nähterinnen, ein Tuch, worein sie Buchstaben, Figuren, Muster ꝛc. nähen, damit ihnen solche in vorkommenden Fällen zum Muster dienen können.

Modenaischer Rechnungslire, werden zu 20 Soldi gerechnet. Die Würdigung ist 2, 4 holl. As fein Gold, 36, 7 As fein Silber, und 2 gr. 5 pf. Conventionsgeld.

Modenaischer, Wein, eine schlechte italienische Weinsorte.

Moden-Cabinett, eine Sammlung von verschiedenen Kleidungsstücken, Geräthen, im Geschmack der Moden verschiedener auf einander folgender Zeiten, so daß man die Veränderungen, welche die Mode nach und nach hervorgebracht hat, hier gleichsam mit einem Blicke übersehen und mit einander vergleichen kann.

S. Journal der Moden. Sept. 1786. S. 335. Entwurf zu einem öffentlichen Vorrathshause, worin alle alte und neue Moden aufbewahret werden. Schedel's Comtoirblätter, 1782, St. 1. S. 5.

Auf dem Museum in Cassel befindet sich eine Sammlung von Wachsfiguren in Lebensgröße, welche alle seit 200 Jahren und länger auf einander

ander gefolgte Landgrafen von Hessen und zum Theil auch ihre Gemahlinnen vorstellen, und mit den eigenen Kleidern angethan sind, welche diese Herren und Damen in ihrem Leben getragen haben. Diese Sammlung gewährt eine höchst interessante Uebersicht des Fortschrittes in den Veränderungen in allen äußern Theilen, die der Mode unterworfen sind, und kann als eins der ersten Moden-Cabinette angesehen werden.

Modepuppen, auch **Modedocken** sind Figuren in menschlicher Gestalt, welche nach der neuesten Mode angekleidet und aufgesetzt sind, und von den Modehändlern von einem Orte zum andern verschickt werden, um dadurch den Liebhabern des Neuen die vollständigste Ansicht zu gewähren, wie sich die modernen Leute kleiden. Solche Puppen wurden vordem sehr häufig von Paris aus nach vielen andern Städten, besonders nach den deutschen Höfen geschickt, und herrschten über alles was zur Kleidung gehörte, zum Theil so despotisch, wie irgend ein Machthaber in seinem Reiche nur gebieten kann. (Man sehe den Artikel **Mode**. oben, S. 513 f.). Als die Franzosen im Laufe der Revolution indessen die Extreme des Abgeschmackten und Uebertriebenen hervorzusuchen anfingen, um sich auf eine recht auffallende Weise auszuzeichnen, hörte die Herrschaft der Modepuppen, wenigstens in Deutschland, etwas auf; und dieser Zeitpunct scheint überhaupt der Anfang einer glücklichen Besonnenheit gewesen zu seyn, indem man in den neuesten Zeiten mehr wie je zu einer Art von Selbstständigkeit, wenigstens zu einer mehr freyen Wahl in Ansehung der Moden gekommen ist, und diese Stimmung auch beybehalten zu wollen scheint.

Moder, der, *) ein mit Wasser vermengter fester Körper, im verächtlichen Verstande, dergleichen z. B. dicker Schlamm, der Bodensatz flüssiger Körper, mit Wasser vermengte Erde ꝛc. sind. **Zu Moder werden**, verfaulen. Im Bergbaue wird eine staubige, oft feuchte Materie, welche dem Letten ähnlich ist, **Moder** genannt. Für Koth auf den Gassen oder Felde nach einem starken Regen ist es nur in den gemeinen Mundarten besonders Niedersachsens üblich.

In so fern man unter Moder den Straßen- oder Gassenkoth versteht, sehe man den Art. **Koth**, Th. 46, S. 370 fl. wo von der düngenden Kraft desselben, und von der Zurichtung zum Düngen gehandelt wird. Da man unter Moder indessen auch den Teichschlamm, oder die in Seen und Teichen, von verfaulten Wasserpflanzen sich auf den Boden ablagernde vegetabilische Erde versteht, welche häufig als ein Düngungsmittel angewendet wird, so ist davon noch folgendes zu bemerken.

Daß der Teichschlamm einen reinen Thon- und Lehmboden verbessert und fruchtbarer macht, den größten Nutzen aber in sandigem Boden und im lehmigen, stark mit Sande, Kiese ꝛc. vermischtem

*) Im Nieders. Modder, Mudder, Mudde, Made, Mae, im Holländ. Modder, im Engl. Mud, im Dän. Mudder, im Schwed. Modd, Modder, im Finnl. Muta, im Ital. Mota. Es gehöret zu einem weitläuftigen Geschlechte von Wörtern, in welchen der Begriff der Feuchtigkeit, der Weiche, des Schmutzes der herrschende ist, dergleichen z. B. das Lat. Mador und Madidus, das Griech. μαδαω, madao, unser Mohr, Moraft, Made ꝛc., das französ. Moite, feucht, naß und andere mehr sind. Schon in der alten ägyptischen Sprache war Mot Mout, Schlamm, Feuchtigkeit. Das Wort Mutter, so fern es von den Hefen des Weines, Essigs, oder Oehles gebraucht wird, ist nur eine verderbte Aussprache unsers Moder.

tem Boden leistet, darin stimmen ohnstreitig alle Landwirthe überein; allein ob man den Teichschlamm sogleich im ersten Jahre nach seinem Ausgraben auf die Felder fahren dürfe, oder ob er erst ein Jahr den Einwürkungen der Luft ausgesetzt bleiben müsse? darüber sind die Meinungen praktischer Landwirthe getheilt.

Der ersten Meinung sind zum Glück nur wenig Landwirthe günstig, weil wiederhohlte Versuche den großen Nachtheil bestätigt haben, der jedesmal auf die Düngung mit frisch ausgegrabnem Teichschlamm folgt.

Ein Mitarbeiter des Journals der theoretischen und praktischen Haushaltung, Leipzig bey Leo, sagt im 6ten Stücke, S. 385 fl.: „Mir selbst ist ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art bekannt, wo 1785 auf einem in der Nähe bey Leipzig liegenden Gute im Sommer der Schloßgraben ausgefahren, und von dem keine Lehre annehmenden Verwalter der Schlamm trotz meiner mit Gründen unterstützten Gegenvorstellungen zur Rapsdüngung aufs Feld gefahren und untergepflügt wurde. Das schnelle Aufgehen und freche Wachsen des Rapses machte den Verwalter sehr frohlockend und meinen gethanen Vorstellungen hohnsprechend, und bestärkte den Gutsbesitzer in seinem Wahne von der Einsicht seines Wirthschafters; allein ich erwiederte ihnen bloß, erst das Frühjahr abzuwarten, ehe sie über den glücklichen Erfolg urtheilen wollten. Indessen fing schon der Spätherbst an, meine Vorstellungen zu rechtfertigen, und das Frühjahr bestätigte ihre Wahrhaftigkeit vollends. Denn im November ward ein großer Theil des Rapses rostfleckig und die Stängel verdorrten; im Frühjahr hingegen fing der glücklich durch den Winter gekommene Raps, anstatt zu schossen und zu blühen, an zu vergelben und starb gänzlich ab, so daß Sommergetreide auf diesen Acker gesäet werden mußte, damit der Platz nur nicht ganz leer stehen blieb."

Die allgemein geltende Regel bey der Anwendung des Teichschlamms ist demnach, daß er vor dem Gebrauche zur Düngung oder Verbesse-

rung eines schlechten Bodens jedesmahl einen Winter und Sommer in besondern Haufen liegen, und öfters durch einander gearbeitet werden muß, damit er in gehörige Gährung und Fäulung übergehen und alle rohen, der Pflanzennahrung schädlichen Theile ausdünsten kann. Dieser durch viele Versuche bestätigten Erfahrung pflichten die meisten praktischen Landwirthe bey. Soll hingegen der Teichschlamm einige Wochen nach seinem Ausgraben zur Düngung der Felder angewendet werden: so muß derselbe nach seinem Abtrocknen mit ungelöschtem Kalke vermischt, und durch diesen brauchbar gemacht werden.

Im letztern Falle muß der mit ungelöschtem Kalke vermischte, und besonders auf einen mehr lehmigen als sandigen Boden bestimmte Teichschlamm vor dem Unterpflügen in kleine Haufen geworfen, und zwey bis dreymahl vorher unter einander gearbeitet werden. Durch diese Behandlung benimmt man dem Teichschlamme alle rohen Theile, die dem Wachsthume der Pflanzen nachtheilig werden, und bringt ihn, vermöge der erhitzenden Kalktheile, in die erforderliche Gährung.

Indessen können oft bey mehr sandigem als lehmigem Boden Fälle eintreten, wo die schleunigste Verbesserung außerordentlich große Vortheile beym Ackerumschlage bringt, welche aber verloren gehen würden, sobald man mit der Anwendung des vorhandenen Schlammes noch ein Jahr warten sollte. Bey dergleichen Verhältnissen kann der Landwirth den im Herbste bis zum Februar ausgegrabenen Teichschlamm auf seine Felder sowohl zur nächsten Sommer- als Herbstsaat ohne Bedenken, und ohne daß er nöthig hat, ungelöschten Kalk beyzumischen, unter folgender Vorsicht fahren lassen.

Er

Er muß nähmlich den zur Sommersaat bestimmten Teichschlamm, sobald er sich fahren läßt, auf das Feld in kleine, vier bis acht Ellen im Umfange, und zwey bis vier Ellen Höhe haltende Haufen fahren, diese bey offener Witterung während des Winters zwey bis dreymahl durchstechen und in neue Haufen bringen lassen, und alsdann mit dem Rühren unterpflügen, damit er bey der Saatfahre oder Saatfürche, d. i. wenn zur Saat gepflügt wird, wieder etwas in die Höhe kommt, und den Getreide- und anderen Pflanzenwurzeln die volle Nahrung mittheilen kann.

Der Herr Doctor Thaer macht übrigens in seinem Werke über die englische Landwirthschaft *) über den Moder aus der See, Gräben und Teichen folgende Bemerkungen:

„Der Moder aus der See, aus Gräben und Teichen ist als ein sehr wohlthätiger und lange dauernder Dünger zwar allgemein anerkannt; indessen ist doch die Wirkung, die man davon verspüret, nicht allemahl gleich groß und augenscheinlich gewesen. Derjenige, welcher sich durch die Fluth und Ebbe an den Seeufern auf niedrigen Gründen abgesetzet, ist unter allen der wirksamste, und als solcher einstimmig anerkannt. Von demjenigen aber, der aus Gräben und Teichen aufs Land gefahren, hat man zuweilen sehr wenig Wirkung bemerkt. Ich selbst ließ aus einem Graben, wo alle Abflüsse aus der Stadt sich vereinigen, und wo sich dieser Moder seit Jahrhunderten angehäuft hatte, eine große Menge auf einen sandigen Boden fahren. Ein anderes Mahl versuchte ich den, welcher aus einem Fischteiche, wohin fast

*) S. Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft ꝛc. I. B. 2te Auflage. Hannov. 1801. 8. S. 182 f.

alles Wasser aus einem fruchtbaren und stark gedüngten Lehmfelde zusammenfließt, genommen war. Er hatte beynahe ein Jahr in Haufen gelegen, ehe er ausgestreuet ward. Die Wirkung war aber von beyden sehr gering, und jetzt, nach acht oder zehn Jahren, finde ich nicht, daß die damit gedüngten Felder einen merklichen Vorzug haben. Dieser Moder verdiente eine genauere chemische Untersuchung. Er scheint mir größtentheils aus Kohle zu bestehen, woraus aber alle andere Theile so ausgewaschen sind, daß sie unauflöslich wird, wie gebrannte Kohle. Vielleicht hängt ihm eine gewisse Säure an, die seiner Wirksamkeit entgegen steht. Vermuthlich ist derjenige wirksamer, über den nicht immer frisches Wasser wegfließt, sondern der abwechselnd trocken wird, und in Gährung kommen kann, so lange er noch der Gährung fähige Theile enthält. Eine Gährung habe ich, da er in Haufen lag, nicht beobachtet; er gab keine merklichen Dünste von sich, zerfiel aber allmählig zu Pulver. Ich werde ihn, wenn ich wieder einen Versuch damit mache, genauer untersuchen, ihn mit Stallmist und ungelöschtem Kalk vermischen, und dann als Ueberdüngung brauchen. Dies ist auch die Methode, welche von den Engländern empfohlen wird.“

Moderamen, Mäßigung, Gelindigkeit. Moderamen inculpatae tutelae, die Nothwehr oder das Recht, wenn man von einem mit tödtlichen Waffen angegriffen wird, und keine Möglichkeit ihm zu entkommen übrig bleibt, ihn zu verwunden oder zu entleiben, um sein eigenes Leben zu retten.

Moderantismus, gemäßigtes Regierungssystem, überhaupt auch Mäßigung in den Meinungen und Grundsätzen; Gemäßigtheit. Daher ein Moderantist

rantist, einer, der solchen gemäßigten Grundsätzen zugethan ist.

Moderat, mäßig, enthaltsam, billigdenkend, bescheiden.

Moderata tutela, eine mäßige Schutzwehr, wenn man bey der Gegenwehr alle Vorsicht gebraucht, damit sie dem Gegner so wenig als möglich nachtheilig werde.

Moderatio expensarum, rechtliche Minderung der Unkosten. Moderatio poenarum, Milderung der Strafen.

Moderationis Jus, Minderungs- oder Erinnerungsrecht, ein Befugniß verschiedener Landstände, wenn von der Obrigkeit etwas vorgenommen wird, was ihr selbst oder den Ständen nachtheilig werden könnte, dagegen Vorstellungen zu machen.

Moderato, ital., in der Tonkunst, gemäßigt.

Moderator Disputationis, eine Person, welche an einigen Orten bey den Disputationen auf Schulen und Universitäten, außer dem Präses, zugegen ist, den Disputirenden, wenn sie sich zu sehr erhitzen, Einhalt zu thun, oder ihnen, nach Verhältniß der Umstände, Stillschweigen zu gebieten.

Moderatum Spatium, eine mäßige, billige Frist, welche jeder Parthey von dem Richter zugestanden werden soll.

Moderbiene, der Nahme der Apis carioſa Linn., welche sich an verfaultem moderigen Holze aufhält. Sie ist braun und etwas zottig, die Stirn und die Füße sind gelb.

Modererde, Sumpferde, eine im Wasser zergangene Stauberde, welche von vermoderten Pflanzen und deren Wurzeln entstanden, und zu Torf geworden. Moderiger Boden, auch Waldboden, darunter versteht man beym Forstwesen eine

Erde, welche mehrentheils aus verfaulten Blättern und andern vegetabilischen Theilen besteht, und die oberste bald dickere bald dünnere Schicht der Erde in einem Walde bildet. Diese Erde ist braun oder schwärzlich, schwammicht, weder zu zähe noch zu locker, warm und feucht, und dem Pflanzenwuchse sehr günstig, weil sie fast ganz aus vegetabilischen Theilen zusammen gesetzt ist. Trocken wird sie zu Staub.

Modererz, in einigen Gegenden, dasjenige Eisenerz, welches an manchen Orten in einem moderi- d. i. morastigen und sumpfigen Boden gefunden, und daher auch **Sumpferz**, **Morasterz** und **Moraststeine** genannt wird. S. unter **Eisen**, Th. 10, S. 465.

Moderfisch, Amia calva Linn., ein Fisch, welcher sich in Carolina in süßen Wassern aufhält, seines moderigen Geschmacks wegen aber selten eßbar ist. Der Kopf ist knochich, nackt, rauh, und hat sichtbare Nähte. In den Kiefern und in den Gaumen stehen scharfe Zähne dicht an einander. An der Nase hangen zwey Bartfaden. Die Kiemenhaut hat zwölf Strahlen, und der Körper ist schuppig. Der Körper ist ziemlich rund. Die Seitenlinie geht gerade, die Kehle ist mit zwey schildförmigen Knochen besetzt, die aus dem Mittelpuncte Strahlen haben. Die Kiemendeckel sind steif und knochich. Die Brustflossen sind nicht größer als die Bauchflossen, und letztere stehen mitten am Bauche, die Rückenflossen hingegen sind länger; die Schwanzflosse aber ist abgerundet, und hat am obern Theile der Wurzel einen schwarzen Fleck. Der Linneische Nahme calva ist demselben gegeben, weil der Kopf gleichsam kahl ist, indem er auf selbigem keine Haut zu haben, und mit einer nackten Hirnschale bedeckt zu seyn scheint.

Im

Im Deutschen heißt er sonst auch der kahle Wallerfisch. Er ist indessen der einzige dieser Gattung. Die Engländer nennen ihn Mudfish, die Holländer Modderviſch.

Moderfleck die Benennung eines Fehlers an den Tüchern. Die Flecke entstehen, wenn das gewebte Tuch zu lange unabgerollet auf dem Tuchbaume gelassen wird, so daß einige Stellen von der Fäulniß angegriffen werden.

Moderhamen, ein Hamen, d. i. ein Netz an einem eisernen Ringe, den Moder, d. i. Schlamm aus den Gräben, Canälen ꝛc. zu ziehen; Niederſ. **Mudderhamen**.

Moderholz, der Nahme eines Nachtschmetterlings, Phalaena exsoleta Linn.

Moderig, 1. Moder enthaltend, aus Moder bestehend. **Ein moderiger Boden. Moderiges Wasser.** Das Niederſ. **modderig** und Holländ. modderig, wird auch für kothig und schlammig gebraucht, in welchem Verstande aber das Hochdeutsche ungewöhnlich ist. Am häufigsten 2. dem Moder ähnlich, besonders dem Geschmacke und Geruche nach. **Der Fisch schmeckt moderig.** In den gemeinen, besonders niedersächsischen Mundarten ist das verwandte **muddig** in ähnlicher Bedeutung üblich.

Wie man den Fischen den moderigen Geschmack benehmen könne, s. im Art. Fisch, Th. 13, S. 524.

Modermühle, eine Maschine in Gestalt einer Mühle, mit Flügeln, welche von dem Winde beweget werden, den Moder oder Schlamm damit aus den Gräben und Teichen zu mahlen. Niederſ. **Muddermöle**, Holländ. Moddermeule. S. im Art. Hafen, Th. 21, S. 48 fl. mit Abbild.

Modern, ein verb. regul. neutr. mit dem Hülfsworte haben, zu Moder werden, sich in Moder auflösen, von festen Körpern, wenn sie durch die Fäulniß aufgelöset werden. **Die Leiche modert schon.** S. **Vermodern.**

Modern, Holländ. Modderen, ist im gemeinen Leben auch als ein verb. act. gebräuchlich, in der Redensart **Kanäle modern**, und heißt so viel als schlämmen, vom Schlamm und Moder reinigen. Einen Kanal oder Wassergraben vom Schlamme reinigen, besonders einen Siel- und Schleusengraben, oder Hauptwasserzug, beym Durchsturz des Wassers mittelst Aufrührung des darin sich niedergelassenen Schlammes. Es ist also dem, was man **Baggern** nennt, zwar ähnlich, aber nicht gleich.

Modern (der Ton auf der letzten Sylbe) adj. und adv., aus dem mittlern Lat. modernus, Franz. moderne, den neuesten Sitten, dem neuesten Geschmacke, der neuesten Mode gemäß; im Gegensatze des **antik** oder **veraltet**. Daher **modernisiren**, eine alte Sache auf einen neuen Fuß, nach einem neuen Geschmacke einrichten.

Moderprahm, oder **der Moderprahmen**, in den niedrigen Ländern an der See, ein Prahmen, d. i. niedriges flaches Fahrzeug, den Moder oder Schlamm aus den Kanälen und Häfen wegzuführen. S. im Art. **Hafen**, Th. 21, S. 40 fl.

Modertorf, eine der besten Arten des Torfes, welcher keine Wurzeln und andere feste Theile mehr enthält, sondern aus lauter schon verfaulten Theilen besteht. S. im Art. **Torf**.

Moderwasser, ein mit vieler Erde vermischtes Wasser. In engerer Bedeutung ist es ein solches moderiges Wasser, welches über einem lehmigen Boden stehet, zum Unterschiede von dem **Bruchwasser**,

ser, oder **Mohrwasser**, welches über einem Torfboden stehet. Beyde sind Arten des **Sumpfwassers**.

Moderzange, eine Maschine, welche zur Vertiefung der Häfen gebraucht wird, und aus Kasten oder Schaufeln bestehet, welche wie eine Zange in den Grund fassen und eine Menge Sand und Schlamm in die Höhe bringen. S. im Art. **Hafen**, Th. 21, S. 37 fl. mit Abbild.

Modes, eine Art pelziger Cottonaden, die Troyes in Champagne liefert. Breite $\frac{3}{4}$ oder $\frac{7}{8}$ Stab.

Modesne, in Frankreich, ein halbseidener dünner Zeug, der von Floretgarn, Zwirn oder Baumwolle mit Wolle untermischt, gewebt wird. Er ist $\frac{7}{16}$ oder auch wohl $\frac{9}{16}$ eines ehemahligen pariſ. Stabs breit.

Modest, bescheiden, sittsam. Daher die **Modestie**, Bescheidenheit, Sittsamkeit.

Modesucht, die Sucht, d. i. ungeordnete Begierde, die Mode zu beobachten.

Modewaaren, s. **Modeartikel**, oben, S. 518.

Modice, mäßig, sparsam.

Modification, Abänderung, nähere Bestimmung, Einschränkung. Daher **modificiren**.

Modiglione, (fallo) s. **Dielenkopf**, Th. 9, S. 250.

Modillon, s. **Sparrenkopf**.

Modimperator, war bey den römischen Schmausereyen einer der Gäste, welcher Regeln verschrieb, nach welchen man sich verhalten mußte. Er wurde bey den Gastmahlen durch das Loos erwählt.

Modiolan, ein Kopfputz, den die griechischen Weiber in Constantinopel trugen, und welcher dem **Modius**, einem gewissen Trinkgeschirr ähnlich sah.

Modiolus, 1. ein kleines Maß bey den alten Römern, deren 4 auf einen Modius gingen. 2. Ist

es

es ein Nahme desjenigen Theils eines Trepane, mit welchem gebohret wird.

Modisch, der Mode gemäß, neumodisch. Imgleichen die Mode beobachtend, derselben folgend. Ein süßer modischer Herr.

Modisten, hießen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst diejenigen, welche schön schrieben, und diese Kunst lehrten.

Modius, war das gewöhnliche Getreidemaß der alten Römer. Es enthielt den dritten Theil einer römischen Amphora, oder den sechsten Theil eines griechischen Medimnus, oder sechszehn Sextarien, und wog sechszehn Pfund. Dieß Maß hält also kaum zwey Metzen Dresdner Maß.

Modletin-Bad, ist eine schwache mineralische Quelle, im Heslauer Kreise in Böhmen. Das Wasser ist kalt, klar, ohne Geruch, und wird zum Baden erwärmt. Man trinkt es gewöhnlich und braucht es zum Backen. Es ist ein einfaches Wasser, das beständig laulig ist. Es hilft in Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Kontrakturen, Steinschmerzen.

Modr, richtiger **Moth**, eine gewisse schwarze Holzerde, s. im Art. Holz, Th. 24, S. 862.

Modul, ist so viel als **Model**. S. oben, S. 519.

Modulation, die Abwechselung, das Steigen und Fallen der Stimme. In der Tonkunst bedeutet es insonderheit 1) die Art und Weise, die Melodie und Harmonie in einer angenommenen Tonart zu behandeln; 2) und gewöhnlich die Richtigkeit, Anmuth und Geschmeidigkeit der Thonfolge, bey ihren Fortschritten oder bey ihrer Durchführung aus dem Haupttone durch andere Töne, und in jenen wieder zurück; die Ausweichung oder Durchführung der Töne. Daher **moduliren**.

Modu-

Modulus, war bey den alten Römern das Maß, wornach man etwas mißt, z. B. in der Baukunst, wo es unser **Model** ist. Auch ein Zeitmaß, nähmlich in der Musik die Abmessung der Töne und Sylben nach dem Takte.

Modus, Art, Weise. Modus acquirendi, Erwerbsweise. Modus procedendi, Verfahrungsart.

Moeda, ein Getreidemaß in Lissabon. Es hält an Pariser Cubic-Zoll 39566 und 40500.

Moeda, oder, wie einige, ob wohl irrig, zu schreiben pflegen, **Maeda** oder **Mada**, ist ein portugiesisches Wort, das überhaupt so viel heißt, als eine Münze: denn so heißt bey den Portugiesen eine jede Goldmünze Moeda de Oro, oder, wie insgemein irrig geschrieben wird, Maeda de Oro, und Mada de Oro oder Maeda und Mada'd auro, ingleichen **Moid'or** oder **Moydor**; und eine jede Silbermünze, Moeda de Plata, ꝛc. Heutiges Tages versteht man unter Moidor besonders den Fünfteldobraon von 10 Cruzados, der nach altem Gepräge auf 4000 alte Rees gemünzt ist, jetzt aber 4800 neue Rees gilt. Er soll nach der Verordnung 216 Portugiesische Granos wiegen, die mit $223\frac{4}{7}$ holl. Asen, oder 3016 Cölln. Richtpfennigstheilen übereinkommen, wonach also 21, 7284 Stück auf die rohe Cölln. Mark von 22 Karat fein gehen, und 23, 7034 Stück auf die Cölln. Mark fein Gold. Der Werth des Stücks ist demnach auf 8 Rthlr. 14 bis 15 Groschen nach Sächs. Gelde zu schätzen. Das Gepräge hat in den vier Winkeln des Kreuzes 4 B oder 4 Blumen. Andere Stücke haben die Aufschrift, Brasiliae Dominus. Diese sind in Portugal rar, und laufen mehrentheils nur in Italien um. Der $\frac{1}{10}$ Dobraon oder halbe Moidor, von 5 Cruzados, hält nach seinem Gepräge 2000 alte

alte Rees, ist aber in neuer Zeit auf 2400 neue Rees gesetzt worden; er wiegt und hält nach Verhältniß des Ganzen.

Moëlle, Franz., Mark in Knochen, Bäumen ꝛc.

Moenemolam Caatjes, sind weiße ostindische Kattune und Zitze, die durch die holländische Kompagnie aus Bengalen gebracht werden. Es giebt ihrer verschiedene Gattungen; z. B. Moenemolam Caatjes Ponnicail, sind 1 Elle und $\frac{15}{16}$ breit, und 21 bis 22 Ellen lang; sie gelten bey den Verkäufen 12 bis 13 Gulden das Stück; feine Moenemolam Caatjes Mannapaar, in Breite und Länge wie die vorgenannte Sorte, zu 14 Gulden; Moenemolam Caatjes, gemeiner Art, 12 Gulden das Stück.

Moeracco, ein Nahme des Advagdo-Lorbers, s. Th. 80, S. 674.

Mofuma, der Aethiopische Nahme eines Baums, welches wahrscheinlich derselbe ist, der auch Mapu heißt. S. dieses Th. 84, S. 288.

Mögen, ein unregelmäßiges verb. neutr. mit haben. Es

I. können. 1) Im weitesten Verstande so wohl subjective als objective; Kraft, Macht ꝛc. haben, etwas zu thun; möglich seyn. 2) In engerer Bedeutung a) Ursache haben, etwas zu thun; z. B. er hätte es immer thun mögen. b) Erlaubniß haben, etwas zu thun. (In einigen Fällen des gesellschaftlichen Lebens.) c) Von einer möglichen Sache, besonders mit dem Nebenbegriffe der Gleichgültigkeit, von Seiten des Redenden; es mag seyn. Er mag sagen, was er will. Bisweilen bezeichnet es auch eine mögliche Sache, welche unter gewissen Umständen leicht wirklich werden kann; z. B. ich fürchte, er möchte kommen. d) Eine Vermuthung anzudeuten: z. B. im

im Grunde mag er es wohl wünschen. e) Den Optativ und Conjunctiv auszudrücken, da es denn die Gestalt eines wahren Hülfs-Verbi annimmt; z. B. er bat mich, ich möchte doch kommen. f) Einen Wunsch zu bezeichnen, da es denn jedes Mahl im Conjunctiv steht; z. B. möchte er doch kommen!

II. **Wollen**, doch nur in engerer Bedeutung. Neigung haben, etwas zu thun oder zu leiden. 1) Im Indicativ, am häufigsten mit einer Verneinung; z. B. ich mag es nicht. (Im gemeinen Leben.) 2) Im Conjunctiv mit dem Nebenbegriffe eines Wunsches; z. B. ich möchte es wohl haben. Ich möchte doch wissen, ob er da wäre.

Das Substantivum die Mögung ist völlig ungewöhnlich.

Es ist mit unserm Macht genau verwandt.

Mögende, war bey der vorigen Verfassung in Holland der Titel der Staaten, von den einzelnen Provinzen.

Moges de Morue, in Frankreich, besonders zu Rochelle, das Eingeweide vom Stockfisch. Dieser Artikel wird als Köder zur Fischerey gebraucht und tonnenweise gehandelt.

Mogg, ist ein englischer, baumwollener, gedruckter, piqueartiger Zeug. Er liegt $\frac{5}{4}$ Elle breit, und wird von Mannspersonen zu Gilets getragen. Die Elle kostet (jetzt) etwa anderthalb Thaler.

S. Journal für Fabrik ꝛc. 1797. Jun. S. 472 mit einer Probe dieses Zeuges.

Moggia, Mogga, 1) ein Getreidmaß, nach Par. Cubikzollen in Corfu 5037, in Ferrara 30840, in Grosetto 27888, in Mailand 6976 und 7510, in Maremma di Siena 26857, so wie auch in Toskana. 2) Ein Oehlmaß, das in Mantua 5614 Par. Cubikzoll hält.

Möglich, Adj. und Adv. von dem Zeitworte mögen, und zwar von dessen ersten, weitesten Bedeutung, was seyn oder geschehen mag oder kann.

1. In Ansehung der Sache ist im schärfsten philosophischen Verstande ein Ding **möglich**, im Gegensatze des **unmöglich**, wenn es keinen Widerspruch in sich enthält, es sey nun wirklich da oder nicht. **Ein hölzerner Teller** ist ein mögliches Ding, nicht aber ein **ledernes Eisen**. In dem gemeinen Sprachgebrauche hingegen braucht man es auch in weiterm Verstande, von dem was unter gewissen Umständen seyn oder geschehen kann, und da ist oft eine Sache nicht möglich, wenn sie es gleich absolute oder an und für sich sehr wohl ist. Es ist nicht möglich, daß er eine solche Niederträchtigkeit begehen sollte, d. i. nicht wahrscheinlich, schlechterdings nicht glaublich. Wo es denn auch oft zur Begleitung einer Verwunderung gebraucht wird. **Ist möglich! Wie ist das möglich?** Zuweilen bedeutet es auch so viel als wirklich, wo es doch nur adverbialiter gebraucht wird. Z. B. ich will sehen, wie ich es möglich mache.

2. In Ansehung der handelnden Personen, oder subjective, sowohl keinen Widerspruch mit den Kräften, den Fähigkeiten derselben enthaltend, als auch in Ansehung der Gelegenheit und äußern Umstände, was neben denselben bestehen kann. Es ist mir nicht möglich. Seinen möglichsten Fleiß anwenden. Das Wasser möglichst abdämmen. **Moralisch möglich**, was durch kein Gesetz verbothen ist, keinen Widerspruch gegen ein Gesetz enthält.

3. Im Berg- und Hüttenwesen hat möglich eine besondere Bedeutung. So heißt nähmlich ein Gang, welcher viel Erz giebt; reich, sündig.

Niederf.

Niedersächs. möglich oder mäglich, Dän. mueligt. Bey den ältesten oberdeutschen Schriftstellern sucht man dieses Wort vergebens. Ottfried gebraucht dafür das verwandte megi, Kero aber sanft, und Tatian odi, Angels. ead, eath, welches noch in dem Engl. easy, leicht, möglich, und dem Franz. aise, wie auch in dem Niederdeutschen unnöde, vielmehr unode, zusammen gezogen node, ungern, vorhanden ist. Das Nieders. möglich wird auch für mäßig, billig gebraucht, ein möglicher Schoß, ein mögliches Geld, ein mäßiges, billiges; imgleichen als ein Nebenwort für vielleicht, wie das Franz. peut-être.

Möglichkeit, das Hauptwort des vorigen Beywortes.

1. Als ein Abstractum und ohne Plural, die Eigenschaft einer Sache, nach welcher sie möglich ist, in allen Bedeutungen des Beywortes. Z. B. es war keine Möglichkeit, daß er ihn hätte einhohlen können. Nach meiner Möglichkeit, so viel mir möglich ist, im gemeinen Leben.

2. Als ein Concretum, eine mögliche Sache, doch nur in engerer Bedeutung, eine bloß mögliche Sache, im Gegensatze einer wirklichen. Das Reich der Möglichkeiten, bloß möglicher Dinge.

Mogol, Mogul, Groß-Mogul, der, der Nahme des Beherrschers des mogolischen Reiches in Ostindien. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts war er noch einer der mächtigsten und reichsten Fürsten, aber schon 1739 raubte ihm der persische Eroberer, Kulichan, nebst einigen Provinzen, den größten Theil seiner in der Residenz aufgehäuften Schätze; und die Maratten, welche, so wie die Engländer, schon vorher verschiedene Ländereyen seines unermeßlichen Reiches an sich gerissen hatten, bemächtigten sich zuletzt desselben so ganz, daß ihm im Jahre 1785, außer der Hauptstadt Delhy, nichts weiter übrig blieb, als ein kleiner Bezirk um dieselbe. Doch auch hiervon

blieb er nicht mehr Herr; die Maratten setzten ihn gefangen, und nöthigten ihn, sich mit einer ihm ausgesetzten verhältnißmäßig kleinen Pension zu behelfen, während sie in seinem Nahmen herrschten. Zuletzt trieben sie die Grausamkeit so weit, daß sie ihm sogar die Augen ausstachen. Schach Allum, der letzte Mogol, ist in seinem Gefängnisse daher so in Vergessenheit gerathen, daß man es kaum weiß, ob er noch lebt oder schon todt ist.

Das ist das Ende eines Herrscherstammes, dessen Gewalt so despotisch war, daß er über das Leben und Vermögen seiner Unterthanen ganz unumschränkt schaltete. Sein Wille war ihr einziges Gesetz. Dieser entschied auch über alle Rechtshändel, ohne daß jemand bey Lebensstrafe etwas dagegen einwenden durfte. Auf seinen Befehl wurden die Größesten des Reiches hingerichtet, ihre Lehngüter, Ländereyen und Bedienungen entweder verändert oder weggenommen.

Die obersten Staatsbedienten waren der Großvezier, der Schatzmeister, der Befehlshaber der Eynuchen, der erste Staatssecretär, der General der Elephanten, und der Großmeister der Garderobe, der die Besorgung der Meubles, Zelter, Kleider und Kostbarkeiten hatte.

Diese Fürsten ließen sich gemeiniglich bey Sonnenaufgang am Fenster sehen, wenn die Großen des Reichs ihnen aufwarteten; sie zeigten sich ferner um Mittag, um dem Gefechte der wilden Thiere zuzusehen, und endlich erschienen sie auch des Abends am Fenster, und betrachteten den Untergang der Sonne. Sie gingen alsdann unter starkem Pauckenschall, und dem unaufhörlichen Zurufen des Volkes, das ihnen Glück und langes Leben zuwünschte, in ihr Schlafgemach.

Nie-

Niemand durfte in den Pallast kommen, als die Rajas oder Fürsten, und die obersten Bedienten. Alle diese Personen erwiesen ihnen so große Ehrfurcht, daß es unmöglich ist, gegen die heiligsten Dinge größere Achtung zu bezeigen. Alle Gespräche wurden mit unaufhörlichen Verbeugungen begleitet. Wenn sie von dem Groß-Mogol weggingen, warfen sie sich auf die Erde nieder, und legten ihre Hände auf ihre Augen, hernach auf ihre Brust, und zuletzt auf die Erde, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie gegen ihn nur Staub und Asche wären. Dabey wünschten sie ihm alle Arten von Glückseligkeit, und gingen rückwärts aus dem Zimmer.

Um einigen Begriff von der Pracht zu geben, mit welcher ein Mogol erschien, will ich aus des Thomas Roe's Beschreibung von dem Staate, welchen er führte, einige Nachrichten mittheilen, welche zugleich in Rücksicht auf den neuesten bedauernswürdigen Zustand der Abkömmlinge dieses so lange gleichsam vergötterten Stammes, ein vielsagendes Bild von der Hinfälligkeit menschlicher Größe, besonders wenn sie sich bloß auf den äußeren blendenden Glanz stützet, und nicht durch innere Vorzüge des Geistes und Herzens aufrecht erhalten wird, aufstellen werden.

Es ist zwar schon lange her, daß Roe an diesem Hofe gewesen, denn er reisete im Jahre 1615 auf Kosten und in Angelegenheiten der englischen ostindischen Gesellschaft dahin. Da bekanntlich aber die Morgenländer in ihren Sitten und Gebräuchen nicht so veränderlich, wie die Europäer sind, und das altväterliche mit viel mehr Anhänglichkeit und Eigensinn, als wir, beybehalten: so wird man sich aus seiner Beschreibung, welche aus einer der blühendsten Zeiten dieser De-

spotie ist, einen ziemlichen Begriff machen können, wie es auch die Nachfolger des damahligen Groß-Mogols gehalten haben.

Als er erschien, sagt Roe, hing ein Gürtel an seinem Degen, und ein anderer an seinem Schilde. Beyde Gürtel waren mit Diamanten und Rubinen besetzt. Noch einer hing an seinem Köcher mit dreyßig Pfeilen, und sein Bogen war in einem Futteral. Auf seinem Kopfe trug er einen reichen Turban, woran ein Busch von Reiherfedern war; auf der einen Seite hing eine rubinene Blume, von der Größe einer Wallnuß, und auf der andern Seite ein eben so großer Diamant, und in der Mitte war ein Smaragd, in der Gestalt eines Herzens, welcher aber größer war, als der Diamant und Rubin. Sein Stock war mit einer Kette durchlöcherter großer Rubinen, Perlen und Diamanten umwunden. An den Hals trug er drey Schnüre von den vortrefflichsten und größten Perlen. Ueber den Ellenbogen hatte er Armbänder, die mit Diamanten besetzt waren. Auf jedem Gelenk der Hand waren drey andere Armbänder von verschiedener Art, und fast auf jedem Finger saß ein Ring. Sein Kleid war mit Gold gestickt ohne Aermel, und an seinen Füßen hatte er ein Paar mit Perlen gestickte Halbstiefeln. In einem solchen Aufzug setzte er sich in seine Kutsche, welche einer englischen sehr ähnlich, und von derjenigen, womit ihn Roe beschenket hatte, nur darinnen verschieden war, daß sie mit persianischem mit Gold gestickten Sammet beschlagen war.

Wenn dieser Fürst vor der Spitze seiner Armee marschiret, oder auf die Jagd gehet, oder sich nach einem von seinen Landhäusern begiebt, so begleiten ihn etwa zehn tausend Mann, und hundert Elephanten mit Satteldecken von Sammet und Brokat gehen voran. Jeder Elephant trägt zwey Menschen, wovon der eine ihn mit einem eisernen Haken regiert, der andere aber eine große silberne mit Gold und Seide gestickte Standarte trägt: jeder von den ersten achten trägt eine Pauke.

In der Mitte dieses Haufens reitet der Mogol auf einem schönen persianischen Pferde, oder fährt in einem Wagen, der von zwey Ochsen gezogen wird, deren große ausgebreitete Hörner mit Gold gezieret sind.

sind. Zuweilen lässet er sich auch von Menschen in einem prächtigen Palanquin tragen. Sein Gefolge bestehet aus den Hofbedienten, denen fünf- bis sechshundert Elephanten, Kameele, und Bagage-Wagen nachfolgen.

Zwey große Festtage werden jährlich in der Hauptstadt dem Mogol zu Ehren gefeyert. Das erste Fest ist mit dem Anfange des neuen Jahres, und währet achtzehn Tage. Vor dem Pallast wird eine Bühne errichtet, welche vierzehn Fuß hoch, sechs und funfzig lang, und vierzig breit, mit reichen Tapeten bedeckt, und mit einer Balüstrade umgeben ist. Nahe dabey ist ein Gebäude von bemahltem Holze, mit Perlemutter ausgelegt, worin einige von den Vornehmsten des Hofes sitzen, obgleich ihre Zelter in dem ersten Hofe des Pallastes aufgeschlagen sind, wo sie sich bemühen, alle Reichthümer und Pracht zur Schau auszustellen. Vor Alters ging der Mogol in diese Zelter, und nahm, was ihm am besten gefiel. Seit einem Seculum aber begiebt sich dieser Fürst in Begleitung der sieben ersten Minister auf die Bühne, sitzet auf einem sammtnen mit Gold und Perlen gestickten Kissen, und wartet bis man ihm die Geschenke bringet, welche er sowohl von dem Volke, als den Großen des Reichs während den achtzehn Tagen, da diese Ceremonie dauert, annimmt. Gegen Ende dieser Zeit, theilt er seine Begnadigungen aus, welche darin bestehen, daß er denjenigen, die ihm die kostbarsten Geschenke gebracht haben, Aemter und Würden ertheilet. Tavernier versichert, daß er dem Mogol an einem dieser Feste Geschenke, deren Werth sich auf dreyßig Millionen Livres belief, an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, schönen Stoffen, Elephanten, Kameelen und Pferden hat annehmen sehen.

Das zweyte Fest ist am Geburtstage des Mogols. Er fängt solches mit allen Arten der Lustbarkeiten an, und begiebt sich darauf zu der Königinn seiner Mutter, wenn sie noch am Leben ist, und zeigt ihr seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er die Großen des Reichs nöthiget, ihr kostbare Geschenke zu machen. Nachdem er gespeiset hat, zieht er seine schönsten Kleider, und seinen besten Schmuck von Gold und Juwelen an, und geht in einen prächtigen Pavillon, wo ihm die Vornehmsten des Reichs ihre

Aufwartung machen. Da findet er die großen Wageschalen mit ihren Ketten, welches alles von massivem Golde, und mit Juwelen ausgezieret ist. In eine dieser Wageschalen stellet er sich selbst, und in die andere wird Gold, Silber, Juwelen, seidene Zeuge, feine Leinwand, Zimmet, Muscatenblumen, Pfeffer, Getreyde und Kräuter gelegt, und man hält alle Jahr ein genaues Register vom Unterschied seines Gewichts. Es ist eine große Freude, wenn er in einem Jahre mehr wiegt; es ist aber auch große Betrübniß, wenn er am Gewicht abgenommen hat.

Auf diese Ceremonie folgt die große That der Barmherzigkeit, die der Mogol für das ganze Jahr ausübet. Er giebt nähmlich den Armen einige kleine Stücke Geld, und wirft unter die Großen Nüsse, Pistazien, Mandeln und andere Früchte, welche alle aus Gold gearbeitet, und so dünn und klein sind, daß tausend davon nicht mehr als sieben oder acht Pistolen werth sind. Man hat gefunden, daß ein mit dergleichen Kleinigkeiten gefülltes Becken nicht den Werth von zehn Kronen übersteigen hat. Auf diese Weise erstreckt sich die Freygebigkeit dieses reichen Monarchen an seinem Geburtstage etwa bis auf eine elende Summe von hundert Kronen. Dieses Fest wird damit beschlossen, daß er eine prächtige Abendmahlzeit an die Herrn des Hofes giebt, mit welchen er die Nacht mit Trinken zubringt.

Die Söhne des Mogols führen den Titel eines Sultans, und seine Töchter sind Sultaninnen. Die Unterkönige oder Gouverneurs der Provinzen werden Nabobs genennet. Die, welche ihnen im Range folgen, und eben so viel vorstellen, als bey uns Adeliche, heißen Chans und führen gemeiniglich noch einen Beynahmen, der von ihrer Beförderung genommen ist. Z. B. Asaph Chan, der reiche Herr, Chan Channa, der Herr aller Herren.

Die obersten Militairbedienten heißen Omrahs; und wer ein General gewesen ist, wird Mirza betitelt.

Die vornehmsten Eunuchen haben die Stellen der Schatzmeister, Verwalter und Kontrolleurs der Haushaltung. Die andern vornehmen Bedienten sind die Staatssekretairs, die Elephantenregierer, die Aufseher über die Zelte, und die Aufseher über die Garderobe, denen man die Juwelen anvertrauet.

Die

Die Frauenzimmer des Serails sind entweder Gemahlinnen, oder Konkubinen, Prinzessinnen vom Geblüt, Gouvernantinnen oder Sclavinnen. Selten hat der Mogol mehr als vier Gemahlinnen; die Anzahl seiner Konkubinen aber ist unbestimmt. Jedoch hat er deren mehrentheils über tausend.

Der Mogol heyrathet niemals eine Tochter eines auswärtigen Fürsten, sondern gemeiniglich eine von seinen eigenen Unterthanen, ja zuweilen hat die geringste Sclavinn das Glück seine Gemahlinn zu werden.

Der erste Sohn, den er von einer dieser Gemahlinnen bekommt, wird als der rechtmäßige Erbe des Reichs angesehen, obgleich das Glück der Waffen gemeiniglich den Thronfolger bestimmt, der nicht eher den Thron besteigt, als bis er seine Brüder, und die andern männlichen Verwandten aus dem Wege geräumet hat.

Die jungen Sultans werden im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre verheyrathet, und haben alsdenn ihren eigenen Hofstaat, der nicht viel geringer ist, als der des Kayfers. Wenn sie älter werden, giebt man ihnen allen, den Kronerben ausgenommen, der bey dem Vater bleibt, entfernte Gouvernements.

Die jungen Sultaninnen werden mit aller Zärtlichkeit und Gelindigkeit erzogen, sie leben nicht so eingeschränkt als das andere Frauenzimmer, ja man hat Beyspiele, daß der Mogol ihnen ihre Galanterien nachgesehen hat, welches auch um so billiger ist, da sie, weil sie von königlichem Geblüte sind, nicht heyrathen dürfen.

Die Gouvernanten der jungen Prinzessinnen und diejenigen, welche ein wachsames Auge auf die Aufführung des königlichen Frauenzimmers haben müssen, machen eine beträchtliche Anzahl im Serail aus, und haben, wie man sagt, einen großen Einfluß in die Regierungsgeschäfte.

Wenn man im eigentlichen Verstande sagen kann, der Mogol habe einen Staatsrath, so bestehet er aus diesen Frauenspersonen; denn die Gouvernements und obersten Staatsbedienungen werden durch ihren Einfluß besetzt, und jede von ihnen führet einen Titel von einer Staatsbedienung. Die eine wird Premierminister, die andere Sekretär, die dritte Unterkönig einer Provinz, u. s. w. genannt,

und jede von diesen Frauenspersonen steht mit demjenigen Minister, dessen Titel sie führt in Correspondenz. Es giebt auch Eunuchen, welche nichts anders thun, als daß sie diese Briefe hin und hertragen. Durch die Vermittelung dieser Frauenspersonen werden alle wichtigen Sachen abgemacht, weil sie bessere Gelegenheit haben, dem Kaiser die Sache vorzutragen, als die Minister.

Der Kaiser wird, wenn er allein ist, gänzlich von Frauenzimmern bedient, ja er soll eine Wache von tartarischen Weibern haben, die mit Bogen und Säbeln bewaffnet sind, und seine Person decken. Die Thüren und alle Gänge des Pallastes sind von einer Menge Eunuchen besetzt, die ein sehr schweres Amt haben; denn wenn sie zu strenge sind, ziehen sie sich den Haß der Königinnen und Prinzessinnen zu, die zuweilen bey dem Kaiser viel gelten; und wenn sie beym Mogol in Verdacht gerathen, daß sie zu gefällig sind, so stehen sie in Gefahr, ihr Leben zu verlieren.

Wenn die Frauen ein gewisses Alter, welches einige auf das fünf und zwanzigste, andere auf das dreyßigste setzen, erreicht haben, so schläft der Mogol nicht mehr bey ihnen; demungeachtet werden sie noch eben so strenge als vorher bewacht.

Ein englischer Geistlicher, der an des Mogols Hofe gewesen, gedenket einer von diesen Frauen, welche den schmählichsten Tod sterben müßen, weil sie der Mogol überraschte, als sie ein Eunuch küßte. Wegen dieses Verbrechens hatte der Mogol die Grausamkeit, sie bis an den Hals in die Erde verscharren, und diese um sie fest einstoßen zu lassen. So blieb sie zwey Tage, und mußte sich die heiße Sonne auf den Scheitel brennen lassen, bis sie endlich den Geist aufgab, nachdem sie beständig geschrieen hatte; o mein Kopf, mein Kopf! Zur Vermehrung ihrer Schmerzen wurde der Eunuch vorgeführt, und sie mußte zusehen, wie ihn ein Elephant in Stücke zerriß.

Da der Mogol die meisten andern Fürsten als weit geringere Personen ansieht, so schickt er, wie die andern asiatischen Fürsten, an niemand einen Gesandten. Die Gesandten werden auch nicht als Repräsentanten ihres Souveräns, sondern als gemeine Boten betrachtet.

Des Mogols Briefe werden mit so viel Ehrfurcht empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre. Der Gouverneur, an den dieselben geschickt werden, reitet dem Boten mit allen seinen Bedienten entgegen; und sobald er die Briefe sieht, steigt er vom Pferde, und fällt lang auf die Erde. Er nimmt nachher die Briefe dem Boten ab, bindet sie fest an seinen Kopf, reitet zurück, und fertiget die Antwort sogleich aus.

Die Gouverneurs haben noch eine andere Methode, wodurch sie ihm Ehrfurcht bezeigen. Sobald sie nähmlich nach einem Gouvernement geschickt werden, scheren sie ihren Kopf und Bart nicht eher, als bis sie wieder zurück berufen werden, ob sie gleich sonst, so lange sie bey Hofe sind, sich alle Tage scheeren.

Der Mogol thut in allen wichtigen Rechtsfällen allein den Ausspruch, er mag sich aufhalten, wo er will. Seine Unterkönige thun das in ihren respectiven Provinzen auch. Der Caroual ist eine Gerichtsperson, welche die kleinen Sachen entscheidet, und die kleinen Vergehungen bestrafet. Der Kady ist der Civil-Richter in Streitigkeiten zwischen den Hauseinwohnern bey Heyrathen und Ehescheidungen.

Ob man gleich in diesem Reiche kein geschriebenes Gesetz hat, so ist es doch hergebracht, daß gewisse Verbrechen ihre Strafen haben. So wird Mord und Diebstahl mit dem Tode bestraft. Die Art der Execution aber hängt von der Willkühr des Mogols oder Unterkönigs ab. Der Missethäter bleibt niemahls eine Nacht über im Gefängniß, ja er wird oft nicht einmahl in ein Gefängniß gebracht, sondern sogleich, nachdem er ertappt worden, zum Gouverneur gebracht, daselbst losgesprochen oder verurtheilt, und im letztern Falle sogleich zur Execution geführet, welche mehrentheils auf dem Markte geschiehet.

Einige Missethäter werden gehenkt, andere geköpfet, andere an spitzige Pfähle gestochen, und andere von wilden Thieren zerrissen, oder von Elephanten getödtet. Wenn der Elephant den Missethäter augenblicklich von dem Leben bringen soll, so tritt er mit seinem breiten runden Fuß auf den vor ihm liegenden Elenden, und drückt ihn sogleich todt.

Soll aber der Verbrecher noch eine Zeitlang gequälet werden, so bricht ihm der Elephant erst die Füße und nachher die Arme entzwey, läßt ihn liegen, und an seinen empfangenen Wunden sterben.

Thomas Roe führt an, daß zu seiner Zeit hundert Diebe in Ketten vor den Fürsten gebracht wären, und vom Mogol zum Tode verdammt worden, so daß der Rädelsführer von Hunden zerrissen, die andern aber auf die gemeine Art getödtet werden sollten. Diese Gefangenen wurden in verschiedene Quartiere der Stadt vertheilet. Ihr Anführer wurde vor Roe's Hause von zwölf Hunden in Stücke zerrissen, und auf demselben Platze wurden dreyzehn Dieben die Köpfe an die Füße gebunden, worauf man ihnen den Nacken mit einem Säbel halb aufhieb, und sie so nackt und blutig auf den Straßen liegen ließ, wo sie den Nachbaren sehr beschwerlich fielen.

Des Mogols Lager hat gemeiniglich einerley Beschaffenheit, und ist beynahe rund. Der ganze Umfang nimmt selten weniger als funfzig engl. Meilen ein, denn die Armee allein besteht aus hundert tausend Mann. Die Zelte sind mehrentheils weiß, wie die Kleidung der Leute. Des Mogols Zelt aber ist roth, und steht in der Mitte. Es ist auch mehr erhaben, als die übrigen, und er kann aus demselben das ganze Lager übersehen. Da die Königinnen und das ganze Serail mit zugegen sind, so ist des Kaisers Quartier beynahe so groß, als eine ansehnliche Stadt. Es ist mit einer Umzäunung umgeben, die etwa zehn Fuß hoch, und von den Haustruppen oder andern großen Corps zu Pferde und zu Fuß bewacht ist. Niemand darf sich demselben bis auf die Weite eines Musketenschusses nähern. Die Zelte der Omrahs sind in einiger Entfernung rund um des Kaisers Quartier, und die Zelte der Vornehmsten sind die nächsten, die Geringeren aber haben ihre Zelte an den äußersten Enden des Lagers. Die Straßen, welche von den Zelten formiret werden, sind breit und lang, und die Hauptstraßen gehen in gerader Linie von dem königlichen Quartiere ab. In denselben sind Boutiken, wo man die Lebensmittel fast so wohlfeil, als in der Garnison erkauft. Man sagt, daß das Lager des Mogols

ehedem

ehedem der größte Markt für Diamanten gewesen sey.

Das Lager rückt selten zehn Meilen auf einmal vor, und ist mehrentheils an einem solchen Orte, wo man hinlängliches Wasser hat. Die indianischen Armeen führen eine Menge von Booten (kleine Kähne) auf Wagen mit sich, welche der Mogol braucht, theils um sich auf den Seen und Flüssen zu belustigen, theils seine Armeen überzusetzen. Er hat auch Falken, Hunde und Leoparden bey sich, die zum Spiel abgerichtet sind. Solchergestalt theilet der Mogol, indem er aus einem Theil seines Gebiets in das andere wandert, seine Zeit zwischen den Ergötzungen und der Untersuchung der Aufführung seiner Unter-Könige und Gouverneurs. Auf diesen Märschen werden einige von den Frauenzimmern des Mogols in kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten getragen, andere fahren in Kutschen, andere sind in Palanquinen, und man sagt, daß die geringsten Frauenzimmer kein anderes Fuhrwerk haben, als eine Art von Wiege, die auf den Seiten der Kameele hänget. Alle Frauenzimmer aber sind verdeckt, und werden von Eynuchen bedienet.

Des Mogols Macht besteht vornehmlich aus den Truppen, welche die Rajas oder heidnischen Fürsten stellen; er hat auch morisches Fußvolk, das meiste aber besteht in Reuterey. Er hat auch verschiedene Regimenter, die den Nahmen der Leibwache oder Haustruppen führen. Das vornehmste davon ist ein Regiment von viertausend Mann, die man des Kaisers Sclaven nennet. Sie machen das vornehmste Corps in der ganzen Armee aus. Ihr Befehlshaber heißt Daroza. Er hat große Autorität und zuweilen das Kommando über die ganze Armee. Jeder Soldat dieses Regiments hat vorne am Kopfe ein Zeichen, und aus diesen Truppen nimmt man die subalternen Offiziers, welche stufenweise zu der Würde der Omrahs oder Generals steigen. Jeder Reuter hat zwey Knechte, wovon ihm einer das Pferd warten, der andere die Fourage anschaffen muß. Alle diese Soldaten haben im Felde ihre Weiber und Kinder bey sich, und im Lager sind allemal viele Boutiken, wo man wie in einer Stadt alles kaufen kann. Auch folgen der Armee einige hundert Elephanten, bloß zum Staat, und eine Menge Wei-

ber mit einem starken Gefolge des Mogols und der hohen Offiziers.

Demungeachtet stehet diese zahlreiche Armee selten im Felde, ohne durch Hungersnoth einen großen Verlust an Leuten zu haben, welchen man aber unter einer so großen Menge kaum merket. Man hat auch zu wenig Menschlichkeit, als daß man darauf achten sollte; die Hungersnoth wird daher weder als etwas Außerordentliches betrachtet, noch verhindert sie, daß man nicht eine andere Menge Volks versammeln sollte, welche einem gleichen Schicksale unterworfen bleibt.

Die Engländer haben davon einen großen Vortheil, daß die Indianer so hartnäckig auf ihre alten Gebräuche halten, und noch immer keine wahre Tapferkeit besitzen. Nicht allein der Fürst, sondern auch jeder Raja, der das Kommando über die von ihm ins Feld gestellten Truppen führet, erscheint voraus an der Spitze auf einem Elephanten, und ist der General so gut, als die Fahne seiner Leute, welche ihr Auge beständig auf ihn richten, und wenn sie ihn einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, daraus schließen, daß alles verloren sey, worauf sie unverzüglich aus einander prellen.

Die englischen Ingenieurs können daher mit einer einzigen Salve aus einer sechspfündigen Kanone, die auf den Elephanten gerichtet ist, das Schicksal eines ganzen Detaschements entscheiden; und diese großen Thiere scheinen nunmehr bloß darum ins Feld gebracht zu werden, um der feindlichen Artillerie ein Zeichen der Richtung zu seyn. Die Rajas, welche die Gefahr, in welcher sie sind, recht gut kennen, suchen ihr dadurch auszuweichen, daß sie verschiedene Elephanten mit einerley Decken, und Reuter darauf mit denselben reichen und prächtigen Kleidern an einem Tage an verschiedene Oerter des Schlachtfeldes stellen. Ob sie gleich viel von den Europäern durch die nächtlichen Ueberfälle erlitten haben, so können sie doch niemahls dahin gebracht werden, Ordnung und Wachsamkeit in ihrem Lager einzuführen. Denn gegen die Nacht stopft sich jeder Mann den Magen so voll Reiß, und die meisten nehmen darauf die Opiate, so daß gegen Mitternacht die ganze Armee in tiefem Schlafe ist.

Dessen ungeachtet würde sich ein indianischer König sehr wundern, wenn sich jemand bemühen wollte, ihn zu überzeugen, daß die Sicherheit seines Thrones von der Regulirung der Mahlzeiten des gemeinen Soldaten abhinge; noch weniger aber würde er sich überreden lassen, denselben zur Mäßigkeit im Genusse der Opiate anzuhalten, welche das Blut zur Action anfeuern, und die Seele mit Heldenmuth anfüllen.

Die Einkünfte als Mogol sind von den Landesproducten, von den Zöllen in den Seehäfen, von dem Vermögen der Großen, das nach ihrem Tode an die Krone fällt, von den Geschenken der Unterthanen, die sich dem Landesherrn oder Gouverneur niemahls mit lediger Hand nähern dürfen, und von den Schätzen aus den Diamantminen.

Der Unterkönig, oder Gouverneur einer jeden dem Mogol unterwürfigen Provinz muß eine gewisse Summe, die aus den Manufakturen und Landesprodukten genommen wird, an die Krone liefern. Diese Summe beläuft sich mit den andern Einkünften jährlich zwischen vierzig und funfzig Millionen Pfund Sterlinge. Diese unermeßliche Summe ist aber seit der Zeit sehr vermindert worden, da der Radir Schach das Reich verwüstet, die Schatzkammer ausgeleeret, und indem er die Macht des Mogols schwächte, viele Nabobs in den Stand gesetzt hat, das Joch abzuwerfen.

S. Hof's historisch-kritische Encyklopädie. V. S. 184 fl.

Die Länder und Städte, welche vordem zum Mogolischen Reiche gehörten, so wie die Beschaffenheit und Verfassung derselben, s. im Art. Indostan, Th. 29, S. 679 — 706.

Zur nähern Kenntniß der Geschichte und Verfassung dieser Länder und ihrer Beherrscher dient vorzüglich.

Matth. Christ. Sprengel's Erdbeschreibung von Ostindien, nähmlich Hindostan und Dekan; welches Buch auch den Titel führt: Büsching's Erdbeschreibung. 11ten Theils 2te Abtheilung, Asien, nähmlich Hindostan und Dekan. Ausgearbeitet von M. C. Sprengel. Hamburg bey

Bohn

Bohn 1802. 644 S. 8. Es ist nur zu bedauern, daß der Herr Verfasser dieses lehrreichen Werks schon gestorben ist, und daß man noch nicht weiß, wer seine Feder wieder aufnehmen wird.

Mogol, (der große), auch **Mogols-Pflaume,** eine Art Pflaumen, wovon der Art. **Pflaume** nachzusehen ist.

Mogolistan, oder **Mogulistan,** das Reich des großen Mogols. S. **Indostan,** Th. 29, S. 679 fl.

Mogols-Pflaume, s. im Art. **Pflaume.**

Mogori, so wie **Mogoria,** sind Nahmen zweyer Bäume, von denen der erstere in Spanien, der andere in China wachsen soll. Der erstere soll den Myrthen ähnlich seyn, und Früchte wie kleine Aepfel, aber von bitterem Geschmacke, tragen. Der andere wird mit den Jesminen verglichen, und seine weißen wohlriechenden Blumen werden grühmt. Bey den unvollständigen Angaben, mit denen sich ältere Schriftsteller, die keine gründliche Naturforscher waren, so oft begnügten, ist es aber nicht leicht auszumachen, zu welchen Gattungen diese Bäume gehören, und was sie sonst für Nahmen führen mögen.

Moguette, s. **Mocade,** oben, S. 364.

Mohabuth, ist ein bunter Kattun, der aus Indien kommt. Das Stück hält 7½ Stab in der Länge, und ungefähr ¾ in der Breite, beydes nach altem Pariſ. Maß.

Mohasse, eine bedeckte Sänfte, deren zwey von einem Kamele getragen werden, und die besonders in Aleppo und anderwärts zu den Reisen durch die Wüste gebraucht werden.

Mohammed, s. den Art. **Mahomedaner,** Th. 82. S. 771. fl.

Mohatra, ein aus dem Spanischen entlehntes Wort, welches eine Art von wucherlichen Contracten

tracten (Mohatra Contractus) bedeutet, wenn nähmlich ein Kaufmann oder vielmehr ein Wucherer, einem andern, der Geld nöthig hat, anstatt dessen gewisse Waaren um einen hohen Preis zu nehmen überredet, welche dieser nachgehends, bisweilen dem Darleiher selbst, um ein geringes, und manchmahl kaum um die Hälfte wieder verkauft, damit er nur das verlangte Geld erhalte. Dieses sind diejenigen Contracte, welche in verschiedenen Ländern so viele junge Leute ruiniren, und so vielen Kaufleuten zur Schande gereichen, weshalb sie auch nach allen Gesetzen verbothen sind.

Mohaws-Korn, ein nordamerikanischer Nahme der kleinen Spielart des Mays, welche auch dreymonaths-Mays genannt wird. S. im Art. Mays, Th. 86, S. 253. 293.

Mohilower Juchten, s. im Art. Juchten, Th. 31, S. 261.

Mohn, der *), Papaver Linn., der Nahme einer Pflanzengattung, welche aus mehreren Arten besteht, von denen besonders eine, Papaver somniferum Linn., in manchen Gegenden sehr häufig angebauet wird, und eine verschiedene Benutzung gewährt. Diese Gattung gehört nach dem Linnéischen Pflanzensysteme in die erste Ordnung

*) Der Nahme dieser Pflanze lautet im Oberdeutschen Mage, Magen, in den gemeinen Mundarten sowohl Ober- als Niederdeutschlands Mahn, schon bey dem Ottfried Maha. im Norweg. Mue, im Böhm. und Poln. und Wend. Mak, welches dem Griechisch. μηκων, am nächsten kommt. Die anständige deutsche Mundart hat beständig Mohn, ungeachtet es nicht an Sprachlehrern fehlt, welche das gemeinere Mahn um der verwandten Spracharten und vorgegebenen Abstammung willen vorziehen wollen. Die Abstammung ist ungewiß; vielleicht ist der hohe gerade Wuchs des Blumenstängels der Grund der Benennung, da denn dieses Gewächs zu magnus, unserm march, groß, viel, Macht, mehr, 2. Mönch und andern dieses Geschlechtes gehören würde.

nung der 13ten Classe (Polyandria monogynia) und hat folgende Gattungskennzeichen: Die Blumendecke, welche gleich nach Oeffnung der Blume abfällt, ist zweyblätterig, die Blumenkrone vierblättrig (bey den angebauten Arten sehr häufig aber gefüllt), und ihre Blätter sind wechselsweise kleiner. Die vielen Staubfäden sind kürzer als die Blumenkrone. Der große rundliche Fruchtknoten hat keinen Staubweg, aber eine flache schildförmige gestrahlte Narbe. Die einfächerige oder unvollkommen vielfächerige Samenkapsel ist mit der großen flachen Narbe bedeckt, unter welcher sie mit mehreren Löchern aufspringt. Die vielen kleinen Samen sitzen inwendig an so vielen häutigen Rippen, als die Narbe Strahlen hat. Die bisjetzt bekannten Arten sind folgende:

* Mit borstigen Samenkapseln.

1. Kleiner Mohn, auch unächter Mohn. Papaver *hybridum*, capsulis subglobosis torosis hispidis, caule folioso multifloro Linn Spec. Plant. ed. Willdenow. T. II. P. II p. 1144. Argemone capitulo breviore. Bauhin. 172. Morison hist. 2. p. 278. s. 3. t. 14. fig. 9. Diese Art wächst im südlichen und mittlern Europa unter dem Getreide. Sie ist ein Sommergewächs; ihr Stängel wird ungefähr einen Schuh hoch oder drüber; ihre Blätter sind zwey- oder dreymahl in schmahle Querstücke zerspalten; die Blumen sind dunkelroth, und kleiner als bey dem Papaver Rhoeas; die Samenkapseln sind durch Furchen der Länge nach in erhabene Wulsten getheilt.

2. Acker-Mohn, auch keulenförmiger Mohn, stacheliger Mohn, Papaver *Argemone*, capsulis clavatis hispidis, caule folioso multi-

multifloro. Linn. l. c. Argemone capitulo longiore. Bauh. pin. 172. Morison l. c. fig. 10. Flor. dan. t 867. Diese Art wächst in ganz Europa auf sandigen Feldern, und blühet nebst der vorhergehenden im Junius. Sie ist auch ein Sommergewächs; wird ungefähr einen Schuh hoch oder etwas drüber; und hat zwey- bis dreymahl in schmahle Querstücke zertheilte Blätter. Ihre Blumen aber haben eine schmutzig purpurrothe oder kupferdunkelrothe Farbe; und die ebenfalls gefurchten Samenkapseln sind länglicht oder birnförmig. Die ganze Pflanze ist über und über mit langen steifen abstehenden Haaren bekleidet, die an den Samenkapseln weißgelblicht und aufrecht sind.

3. Alpen-Mohn. Papaver *alpinum*, capsula hispida, scapo unifloro nudo hispido, foliis bipinnatis. Linn. Jacq. austr. t. 83. Papaver Burseri. Crantz. Argemone alpina, foliis scandicis, lutea. Bauh. pin. Diese Art ist auf den schweitzerischen, österreichischen und pyrenäischen Gebirgen zu Hause. Sie hat eine lange, perennirende Wurzel; und die ganze Pflanze riecht, so lange sie noch jung ist, stark nach Bisam. Ihre Blätter kommen alle unmittelbar aus der Wurzel; und sind gestielt und gefiedert, oder zwey- bis dreymahl in bald schmählere und längere, bald etwas breitere und kürzere Querstücke zertheilt, und bald ziemlich glatt, bald zottig. Die einfachen und nackten Blumenstiele, welche auch unmittelbar aus der Wurzel zwischen den Blättern hervorkommen, sind einen halben bis ganzen Schuh hoch, und dicht mit sehr steifen Haaren bekleidet, wie auch der Blumenkelch; die Blume hat ungefähr einen Zoll im Durchmesser, und bisweilen einen angenehmen Geruch, ihre Farbe ist

entweder hellgelb, oder weiß, und im letztern Falle ist die Basis der Blumenblättchen grünlicht oder auch gelb. Die Samenkapsel ist rundlicht oder eyrund, und mit einer fünffachen oder fünfeckigen Narbe gekrönt. Sie blühet mit der vorigen zu gleicher Zeit.

4. **Nacktstieliger Mohn.** Papaver *nudicaule*, capsulis hispidis, scapo unifloro nudo hispido, foliis simplicibus pinnato-sinuatis. Linn. — Flor. dan. t. 41. Diese Art ist in Siberien zu Hause; und soll nach Linné nur eine zweyjährige Pflanze seyn. Sie hat ebenfalls wohlriechende, bald weiße, bald gelbe Blumen; und ist der vorhergehenden, außer dem geringen Unterschiede in den Blättern, überhaupt so ähnlich, daß Haller und Linné selbst vermutheten, sie sey eine bloße Varietät derselben. Ihre Stängel werden bey zwey Schuh hoch. Herr Gmelin fand sie in Siberien von Angora an bis nach Kamtschatka, mit weißen, hellgelben und pomeranzengelben Blumen, und meldet, daß die Pflanze in einem guten fetten Boden gemeiniglich wohlriechendere Blumen trage, als in einem unfruchtbaren, und mit dem Alter dickere Wurzeln bekomme; sie liebe ein mageres Erdreich, und komme bald mit größeren, bald mit kleineren Blumen vor.

* * Mit glatten Samenkapseln.

5. **Wilder Mohn**, auch **Feld-Mohn, Korn-Mohn**, Papaver *Rhoeas*, capsulis glabris globosis, caule piloso multifloro, foliis pinnatifidis incisis. Linn. Papaver erraticum majus. Bauh. pin. 171. β. Pap. erraticum, flore pleno. Bauh. l. c. γ. Pap. erraticum minus Bauh. l. c. Blackwell herb. T. 2. 560.

Schkuhr's

Schkuhr's Handb. T. 140. Kerner's Abbild. T. 227. Diese Art wächst in ganz Europa auf den Aeckern unter dem Korn und an den Wegen; und blühet im Junius und Julius. Man nennt sie insgemein Klatschrose, Klapperrose, Flitschrose, Schnallen, Kornrose; in Frankreich Pavot rouge oder Pavot sauvage, ingleichen Coquelicoc oder Confanons; in England Red Poppy oder Cornrose; und in Holland Kollebloemen, oder auch Koornroozen, Klapper-Roozen, Koornheul, oder Kankerbloemen. Sie ist ein Sommergewächs; ihre Stängel werden anderthalb bis zwey Schuh hoch, und sind sowohl als die Blätter, Blumenstiele und Blumenkelche mit steifen Haaren oder Borsten bekleidet; die Zweige und Blätter stehen wechselsweise, und jene endigen sich sowohl als der Stängel mit langen einblumigen Blumenstielen. Die Blumen haben zwey bis dritthalb Zoll oder bisweilen drüber im Durchmesser, und sind von einer schönen glänzend purpurrothen Farbe mit einer schwärzlichten Basis der Blumenblättchen; bisweilen, aber selten, findet man auch ganz weiße Blumen oder rothe mit einer weißen Einfassung, und in den Gärten bekommt man auch gefüllte Blumen. Die reifen Samenkapseln fallen aus dem Weißen ins Gelblichte, und sind ungefähr vier Linien lang und drey Linien dick.

Die ganze Pflanze, besonders diejenige Abänderung mit der einfachen rothen Blume, hat, wenn man sie zerreibt, einen schwachen unangenehmen Geruch und einen bitterlichen Geschmack; man hält sie für gelinde schmerzstillend, und braucht in der Arzneykunst in dieser Absicht insonderheit die Blumen in einem wässerichten Aufguß, oder einen daraus bereiteten Syrup oder Extract. Diese

Blumen haben überdies etwas schleimichtes, und theilen ihre schöne rothe Farbe sowohl dem ausgepreßten Safte, als dem Wasser und Weingeist mit; daher man auch andere Arzeneyen damit tingiren kann. Zur Färberey läßt sich von ihnen aber kein Gebrauch machen [1]).

Diese Art hat überhaupt, so wie die, die das wahre Opium giebt, einen milchichten Saft. Man kann auch aus ihrer Frucht oder Samenkapseln eine Art Opium, wiewohl nur in geringer Quantität, erhalten. Aber nie bedient man sich dieses milchichten Saftes, sondern blos des Extraktes mit Wasser bereitet. Vier Unzen Samenkapseln geben 5 Quentchen dickes, wässerichtes Extrakt [2]). Man empfiehlt ein halbes bis ganzes Quentchen zur Gabe von ihm, als ein schmerzlinderndes, schlafmachendes und den Husten stillendes Mittel [3]); Andere hingegen wollen es nur in geringerer Gabe, nehmlich zu zweyen, drey bis vier Granen, gebraucht wissen [4]). Wider konvulsivische Krankheiten schätzt Fouquet zu Montpellier dieses Extrakt, das mit Wasser aus den Samenkapseln und Kraute bereitet, und zu sechs bis acht Gran zur Gabe genommen wird, sehr; ja er zieht es dem Mohnsafte vor, weil es nicht so sehr erhitzet; selbst Epilepsie hat er dadurch geheilt, und die Schmerzen beym Skirrhus der Mutter gestillet. Gemeiniglich aber gebrauchet man nur blos

Die Blumen. Frisch oder wenig getrocknet haben sie den widerlichen Geruch des Mohnsaftes, und schmecken schleimicht und gelinde bitter. Mit heißem Wasser übergossen theilen sie demselben einen

1) S. Dombourney recueil p. 152.
2) Bouldue, Hist. de l'Acad. de sc. de Paris 1718. p. 52.
3) Chomel, Usuelles T. 1. p. 126.
4) Bouldus a. a. O.

einen merklichen Schleim und angenehme rothe Farbe mit. Auf ihren Schleim also, wie auch schmerzstillende Eigenschaft muß man, in den Krankheiten, wider die sie wirksam gehalten werden, Rücksicht nehmen. Ein gesättigter Aufguß von ihnen, warm genommen, ist wider katarrhalische Brustzufälle und hartnäckigen Husten heilsam gewesen [1]). Schon lange hat man sie wider den Seitenstich zuträglich gehalten, wowider sie zuerst Baptista Sardus soll empfohlen haben [2]). Alle Zubereitungen von der Klatschrose, vorzüglich eine Abkochung aus Leinsamen und Klatschrosenblumen, sollen den Seitenstich, nach dem Baglin [3]), lindern. Mit mehrerem Grunde aber bedient man sich, nach vorher angestelltem Aderlaß, des Aufgusses dieser Blumen nur in dem Zeitpunkte dieser Krankheit, wenn ein Schweiß ausbricht, den er auf eine gelinde Art befördern soll [4]). Auch hat man durch ihn oft die Windkolik gehoben [5]). Jetzt schätzt man diese Blumen nur noch vorzüglich wegen ihrer angenehmen rothen Farbe, die sie, wie gesagt, sowol dem Wasser als Weingeiste mittheilen.

Zubereitungen und Zusammensetzungen.

Klatschrosensyrup, Syrupus papav. erratici. Dem Aufgusse von den Blumen wird Zucker zugesetzt. Er ist wegen seiner angenehmen Farbe schätzbar; er ist aber auch ein sanftes schmerzstillendes und demulcirendes Mittel. Häufig wird er daher den Mixturen zugesetzt.

1) Thomel a. a. O. S. 124.
2) Dodon. Pompt. p. 447. der aber diese Meinung widerlegt.
3) Oper p. 38.
4) Thomel a. a. O. S. 125.
5) Derselbe.

Klatschrosen-Tinctur, wird mit Wasser und Vitriolgeiste bereitet. Sie kann daher in Fiebern, als ein temperirendes Mittel und wegen ihrer angenehmen Farbe Julepen und Mixturen zugesetzt werden.

Klatschrosen-Extract, wird mit Wasser aus den unreifen Samenkapseln bereitet.

6. Saat-Mohn, auch zweifelhafter Mohn. Papaver *dubium*, capsulis oblongis glabris, caule multifloro setis adpressis, foliis pinnatifidis incisis. Linn. Morison bles. 233. hist. 2. p. 279. s. 3. t. 14. fig. 11. Eine Varietät mit mehrentheils weißen und gekerbten Blumenblättern ist abgebildet in Jacq. Flor. austr. 1. Tab. 25. — Diese Art findet man auch fast in ganz Europa auf sandigen Feldern und an Hecken; nur ist sie etwas seltener; wiewohl sie in nördlichen Ländern ziemlich häufig unter dem Winterrocken vorkommt. Sie ist der nächstvorhergehenden sehr ähnlich; und unterscheidet sich von ihr fast bloß durch die längliche Figur der Samenkapseln, und daß ihre Borsten am Stengel fest angedrückt, bey jener aber abstehend sind.

7. Garten-Mohn, auch gemeiner Mohn, schlafverursachender Mohn. Papaver *somniferum*, calycibus capsulisque glabris, foliis amplexicaulibus incisis. Linn. Blackwell Herb. Tab. 482. 483. Kerner T. 341. Papaver hortense, semine albo. Bauh. pin. 170. β) Pap. hortense, semine nigro. Bauh. γ) Pap. cristatum, floribus et semine album. Bauh. δ) Pap. cristatum, floribus rubris; semine nigro. Bauh. ε) Pap. flore pleno album. Bauh. Sonst nimmt man gewöhnlich nur zwey Spielarten an, nähmlich den weißen Mohn, mit etwas helleren Blättern und weißem Samen, und den

den schwarzen oder braunen Mohn, mit schwarzem oder braunem Samen.

Diese Art, deren Stängel und Blätter sowohl, als die Blumenkelche und Samenkapseln ganz glatt sind, ist, wie gesagt, der gemeine oder Garten-Mohn, welcher in ganz Europa nicht nur häufig in den Gärten, sondern auch hin und wieder auf ganzen Aeckern gezogen wird; sie blühet im Junius und Julius, und trägt im August und September reife Früchte; ursprünglich ist sie vermuthlich in Asien und den Morgenländern zu Hause, jetzt aber findet man sie auch in den mittägigen und mittlern Ländern von Europa auf Aeckern und an ungebauten Oertern wild. Man nennt sie auch Oehlmagen oder Magsamen; die Franzosen nennen sie Pavot, die Engländer Poppy, und die Holländer Heul oder Slaapbollen, oder Maankop.

Sie ist ein Sommergewächs; und wird bey uns drey, vier bis sechs Schuh hoch; ihre Stängel sind ästig und vielblumig, und mit großen, einfachen, am Rande tief eingeschnittenen Blättern besetzt, die sowohl als die Stängel und unreifen Samenkapseln mit einem sehr feinen Staube überzogen, und daher von einer blaulichten oder weißlichtgrünen Farbe sind. Die Blumen, welche am Ende des Stängels und der Zweige auf einblumigen aufrechten Stielen wachsen, sehen, ehe sie sich öffnen, unter sich, nachher aber sind sie aufrecht; sie sind groß, bald einfach, bald gefüllt, und haben bald eine hell- oder dunkelpurpurrothe Farbe mit einem schwarzen Boden, bald sind sie weiß, oder aschgrau, oder fleischroth, oder auf mancherley Weise weiß- und rothbunt, immer aber ist die Basis der Blumenblättchen nebst den Staubfäden von dunkler Farbe, welches ihnen ein schö-

nes Ansehn giebt; auch haben ihre Blumenblättchen bald einen ganzen, bald einen zerschlissenen Rand. Die darauf folgenden Samenkapseln werden auch in Europa manchmahl so groß, wie Pomeranzen, in den Morgenländern aber werden sie noch größer, so daß eine einzige Kapsel bisweilen ein Maß hält; die Samen, die sie enthalten, haben bey einigen Pflanzen eine weiße, bey andern aber eine graue, braune oder schwarze Farbe, wornach man diese Art in die vorhin angegebenen zwey Haupt-pielarten theilet.

Der Same ist von beyden Arten klein, nierenförmig, runzlich und so zahlreich, daß eine einzige Wurzel in einem Sommer 32000 Körner giebt [2]). Diese Samenkörner, ob sie gleich aus derselben Kapsel erhalten werden, die den Mohnsaft zeuget, haben doch keine wirklich einschläfernde Kräfte. Der entgegen gesetzten Meinung ist Galen [3]), der von häufig genossenem Samen einen tiefen Schlaf entstehen gesehen, Böckler [4]) und Juncker [5]) zugethan; allein diese Meinung wird durch seinen ökonomischen Gebrauch offenbar widerlegt; selbst schon in den allerältesten Zeiten wurde er häufig genossen. Hippokrates [6]) nannte ihn daher auch Τροφιμον. Ein gewöhnlicher Beynahme des Mohns bey den Poeten ist cereale oder vescum [7]). Daß man ihn zum Brote gebraucht, und auch mit Honig vermischt gegessen habe, berichtet Dioskorides [8]); und Galen [9]) sagt,

1) Linn. Phil. bot. p. 86.
2) de alim. facult. Lib. 1. cap. 31.
3) in Herm. Cynol. M. m. T. 1. p. 436.
4) Therap. gener. p. 279.
5) de victus ratione Lib. 3. Ed. Foës. p. 357.
6) Virgil. Georg. Ed. Heyn. Lib. 1. p. 149. Lib. 4. p. 365.
7) Lip. 4. p. 65.
8) s. a. O.

sagt, daß es nützlich sey, ihn statt Gewürzes auf Brot zu streuen. Auch tollen ihn die Tridentiner [1]), die Aegyptier [2]) und Persier genießen [3]). Auch noch jetzt wird er häufig in Pohlen [4]), Schlesien [5]), Böhmen, Mähren [6]), Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich [7]) in oder auf Kuchen genossen. Man glaube aber nicht mit dem le Clerc [8]), daß das Feuer seine schädlichen Eigenschaften verbessere; denn dieser Same ist roh und ohne allen Zusatz in großer Menge zu ganzen Unzen, ja zum Pfunde, selbst vom von Swieten [9]) gegessen worden. Uebrigens ist es gleichviel, ob man den weißen, oder den schwarzen Samen genießt [10]). Dieser Same ist ohne Geruch, hat aber einen milden, süßen Geschmack und ein unschädliches Oehl, das dem Mandelöhle ähnlich ist. Er hat daher erweichende, lindernde, demulcirende, einwickelnde und einschläfernde Eigenschaften; und eben so, als die süßen Mandeln ist er wider Husten, Strangurie und Fieber heilsam. Man pflegt ihn in einer Milch, aber selten allein, sondern in Verbindung von Melonen- oder Kürbiskörnern oder Mandeln zu reichen.

Durch das Auspressen hat man aus einem Pfunde von ihm 4 Unzen Oehl erhalten [11]); ein Anderer hat aus 16 Unzen sogar 9 Unzen erhal-

ten

1) Mathiol. Comment. in Dioſc. p. 764. Ed. Bauh.
2) Prosp. Alp. in Hist. nat. Aegypt. T. 1. p. 160. sq.
3) Chardin Voyage en Perse T. 4. p. 32.
4) Guettard Mem. sur differ. parties des sc. et d'art T. 1. p. CXIV.
5) Tralles de Opio T. 1. p. 13. sq.
6) Wiegand's Handbuch für die Oesterr. Landjugend.
7) Guettard a. a. O.
8) Hist. de la Medecine Lib. 3. c. 2.
9) Comm. in Boerh. T. 5. p. 110.
10) Alston in med. Essays of Edinb. Vol. 5. p. 130.
11) Spielm. Chem. p. 84.

ten [1]). Dies Oehl wurde schon zu den Zeiten des Mathiolus in Steyermark und Oesterreich beständig zu den Speisen gebraucht. Auch in Frankreich wurde es, als im Winter 1709 die Oehlbäume erfroren, zu gleichem Zwecke angewandt [2]). Im Argow gebraucht man es ohne Nachtheil statt der Butter [3]). Auch hat man in Frankreich, auf Anrathen des berühmten Rozier, seinen Gebrauch eingeführt, wodurch dies Reich schon viele Millionen gewonnen hat [4]). So essen auch Kinder die aus dem Ueberbleibsel nach der Auspressung verfertigten Kuchen ohne Schaden [5]); auch zum Viehfutter sind diese Kuchen dienlich.

Mit den Samenkapseln oder Köpfchen, capsulae s. capitula, aber hat es eine ganz andere Bewandtniß; denn diese sind narkotisch; werden sie verwundet, so fließt aus ihnen eine Milch, die bitter schmeckt und giftig riecht; ihre Kräfte werde ich weiter unten abhandeln. Die frischen sind wirksamer, als die trocknen. Aus den trocknen erhält man durch das Kochen mit Wasser ein Extract, das den 5ten oder 6ten Theil ihres Gewichts ausmacht; dies Extract soll in doppelter Gabe die Kräfte des Opiums oder Mohnsaftes haben; auch wird es zur Bereitung des Mohnsyrups empfohlen; man soll nähmlich zu jeder Unze Syrup zwey Grane Extract mischen [6]). In Persien kocht man diese Kapseln sammt dem Samen, und trinkt diese Abkochung in den Bädern, um sich einen angenehmen Taumel zu verschaffen.

1) Borrich. Sommif. n. 20.
2) Geoffroy M. m. Traité T. 4. p. 359.
3) Wagneri Hist. nat. Helv. p. 262.
4) M. s. Desselben Observations sur la physique etc. 1776.
5) Reichart's Gartenschatz, T. 4. S. 92.
6) Arnot in med. Eslays of Edinb. Vol. 5. p. 105.

schaffen [1]). Mit Wasser gekocht und nachher mit Honig vermischt, bedienten sich ihrer die Alten, als eines Leksaftes wider den Husten, Katarrh und andere Zufälle. Aeußerlich gebrauchten sie dieselben mit Mehl vermischt, als einen Breyumschlag, wider Rose und Entzündungen, oder mit den Blättern gekocht, als eine Bähung, zur Beförderung des Schlafs [2]). Jetzt aber werden sie fast bloß nur zu den Mohn-Syrupen gebraucht.

Am berühmtesten aber ist diese Pflanze wegen des **Mohnsaftes** oder **Opiums**, opium. Wir erhalten es aus Persien, Arabien und andern Gegenden des wärmern Asiens, als aus Aegypten, in Gestalt runder flacher Kuchen, oder anderer mehr unregelmäßiger Stücke. Sie sind vier Unzen bis zum Pfunde und darüber schwer, in Mohn- oder Tabaksblätter oder andere Theile aus dem Pflanzenreiche, vorzüglich aber mit einer gewissen Art Ampfer, eingehüllt, oder auch mit einem Pulver, um das Zusammenkleben zu verhindern, bestreuet. Einige ziehen das **Thebaische Opium**, opium thebaicum, vor, das von einer gewissen Gegend Aegyptens so benennet wird; dieser Beynahme aber wird auch gewissen Zubereitungen aus dem Opium beygelegt. Das Opium aus den Morgenländern ist von gleichem Werthe, daß daher jetzt der Nahme Thebaisches eben so viel, als auserlesen anzeigt [3]).

Es ist aber ein harziggummichtes Wesen von braunrother Farbe, starkem widerlichen Geruche, und anfänglich eckelhaftem und bittern Geschmacke, der aber kurz nachher scharf und heiß wird, welche

1) Chardin Voyage en Perse T. 4. p. 206.
2) Dioskorides a. a. O.
3) Allton med. Essays Vol. 5. p. 133.

che Hitze man noch 15 Minuten auf der Zunge, dem Gaumen und den Lippen empfindet; selbst die Nase wird bis zum Niesen gereitzt [1]).

Daß das Opium aus eben der Pflanze, die wir in unsern Gärten ziehen, gemacht werde, erhellet sowohl aus jenen, zwar unvollkommnen Beschreibungen der Alten, als auch aus dem Zeugnisse neuerer Augenzeugen [2]). Die Alten [3]) beschreiben einen gedoppelten Saft, der aus dieser Pflanze erhalten und eingedickt würde; der eine nähmlich, den sie das eigentliche Opium nannten, würde aus den eingeschnittenen Kapseln erhalten; der andere aber, den sie Meconium hießen, würde aus den zerquetschten Kapseln und Blättern vermittelst einer Presse gemacht, den sie für nicht so wirksam, als das Opium hielten. Die erstere Art nennen die Indianer Affion; die sie aber Pouft nennen, ist schlechter, und wird aus den Blättern und Stängeln bereitet, und durch die Sonnenwärme gehärtet [4]); diese Art gebrauchen bloß die Armen [5]).

Es haben sonst Einige gezweifelt, ob das jetzige in Europa verkäufliche Opium wirklich aus den eingeschnittnen Kapseln herausschwitze, weil es in so geringer Menge erhalten würde, und glauben, daß wir statt seiner Meconium der Alten erhielten. Dieser irrigen Meinung sind Lemery [6]), Lindestolpe [7]), de la Condamine [8]), Neumann

1) Alston a. a. O. S. 135.
2) Z. B. Keer in med. Obs. and Inqu. Vol 5. p. 321.
3) Dioskorides a. a. O. Plinius L. 20. cap. 18. Ed. Dalech. p. 961.
4) Bontii medicina Indor. p. 6.
5) Bont.
6) Dict. de drogues, Art. Opium.
7) De venen. p. 588.
8) Mem. de l'Ac. R. d. Sc. 1739. p. 427.

mann [1]) und Andere gewesen. Allein glaubwürdige Reisebeschreiber widerlegen sie, Garcias ab Horto [2]), Belon [3]), Kämpfer [4]) und Andere; hierher gehört auch noch der neueste Zeuge, der berühmte Keer [5]). Ja man hat durch ähnliche Handgriffe, die bey den Morgenländern üblich sind, auch selbst in Europa aus den Kapseln ein Opium erhalten, das sowohl in Ansetzung seiner Farbe, als auch des Geschmacks, Geruchs und der Kräfte, mit dem orientalischen übereingekommen ist. Diese Versuche sind gemacht worden zu Stockholm von dem königlichen Bibliothekar Falk, zu Carlstadt vom Lindestolpe [6]), zu Edinburg vom Alston [7]), der in einer Stunde ein Quentchen gesammelt hat; in Languedoc vom Tharas [8]); zu Paris vom Herzoge von Orleans [9]); zu Gießen vom Dilen [10]), der bemerkt hat, daß ein Gran von diesem Opium hinlänglich zur Gabe sey, und daß es die Ausdünstung sehr befördere; zu Göttingen vom von Haller [11]), vom Cralles [12]) in Schlesien, und noch vor wenigen Jahren hat der Herr John Balk zu Williton in der englischen Provinz Somersetshire diese Versuche mit dem glücklichsten Erfolge wiederhohlt, indem er auf eine leichte und gar nicht kostspie-

1) Lect. de Op. p. 104.
2) Arom. verf. Clus. p. 22. fq.
3) Observations en Grece etc. Lib. 3. c. 15. p. 404.
4) Am. exot. p. 642. fq.
5) a. a. O. S. 217. fgd.
6) De venen. p. 588.
7) Med. Essays a. a. O. S. 166. fgd.
8) Pharm. p. 73.
9) Guettard Memoires fur differentes parties des fc. et des arts, Paris 1768. p. CXII.
10) Eph. N. C. cent. 9 et 10. Obf. 43. p. 184.
11) Hift. ft helv. n. 1065.
12) De Opio T. 1. p. 6. zu Ende.

kostspielige Weise ein sehr reines und ächtes Opium bereitete. Da sein Verfahren auch andern zur Nachahmung dienen kann, so will ich hier folgende Nachricht davon mittheilen [95]).

Der Mohnsame (Magsame) Papaver somniferum, wird (in England) zu Ende des Februars, und nochmals ohngefähr in der andern Woche des Märzmonats in Reihen auf Beete von viertehalb Fuß Breite gesäet. Auf einem solchen viertehalb Fuß breiten Beete pflanzt man drey Reihen. Die Beete müssen aber gut mit hinlänglich verfaultem Miste gedüngt und gut umrigolt worden seyn, um den Dünger recht gleichförmig mit der Erde zu vermischen. Wenn die aufgegangenen Pflanzen zwey Zoll hoch sind, so reißt man die überflüssigen aus, so daß jede von der andern einen Fuß weit zu stehen kommt, und überhaupt auf jede Mohnpflanze ein Quadratfuß Land gerechnet werden kann. Das regellose Besäen eines Mohnpflanzenbeets mit dem Handwurf, und die nachherige Verpflanzung ist bey den Mohnpflanzen keinem anzurathen. Ball erfuhr dies zu seinem großen Nachtheil. Von ohngefähr viertausend Mohnpflanzen, die er einst versetzte, kam nicht eine einzige zur Vollkommenheit, wie er in einem Briefe an einen seiner Freunde meldet. — Deswegen muß man den Mohnsamen gleich anfangs auf eine schickliche Weise so auszusäen wissen, daß die Pflanzen in der gehörigen Weite von einander zu stehen kommen, und wo sie zu dick stehn, die überflüssigen ausreissen, damit die übrig bleibenden gut gedeihen können.

Hält man die Mohnbeete vom Unkraute rein, so werden die Mohnpflanzen ein gedeihliches Wachs-

95) S. Oekonomische Hefte. Aug. 1797. S. 170 ff.

Wachsthum haben, und vier bis zehn Köpfe mit Blumen von verschiedener Farbe tragen. Wenn die Blumenblätter absterben und abfallen, und wenn der Kopf ohngefähr die Größe einer Wallnuß hat, und noch grün ist, so ist dieß die rechte Zeit, das Opium davon zu sammeln.

Man macht deshalb auf der einen Seite, der Länge nach, mit einem scharfen Messer Einschnitte in den Mohnkopf, ohngefähr einen Zoll lang. Diese Einschnitte müssen aber nur durch die äußere Haut oder Schaale gehen, und die Saamenkörner dürfen nicht berührt werden.

Unmittelbar nach dem Einschnitt kommt ein milchichter flüssiger Saft zum Vorschein, welcher das Opium ist. Da dieser Saft eine klebrige Beschaffenheit hat, so bleibt er unten am Ende des Einschnitts hangen, und sammelt sich da. Bisweilen hat ein Mohnkopf so viel Saft, daß dieser in Tropfen auf die Blätter herabträufelt. Den andern Tag, wenn das Wetter heiter ist, vorzüglich aber, wenn die Sonne einen guten Theil des Tags geschienen hat, wird der herausgequollene Saft oder das Opium eine graue und beynahe schwärzliche Farbe angenommen haben. Mit einem scharfen Messer, oder mit einem andern schicklichen Instrument wird das Opium hierauf von den Köpfen, und wo es sonst hängt, abgeschabt und in einen Topf gethan, wo es nach einigen Tagen die gehörige Consistenz angenommen haben wird.

Sobald alles Opium von der einen Seite der Köpfe abgenommen worden ist, werden nun auch auf der andern Seite ebenfalls solche Einschnitte gemacht, und in allen Stücken so verfahren, wie zuvor gemeldet worden ist. Daß man nicht gleich anfangs um den ganzen Kopf herum

Einschnitte macht, geschieht deswegen, damit das Opium nachher leichter abgenommen werden kann. Einer, der das versucht hat, wird am besten darüber urtheilen können.

Sobald als man das Einsammeln des Opiums im Großen treibt, ist es sehr anzurathen, sich von einem Mechanikus ein Instrument machen zu lassen, womit man die Einschnitte auf einer Seite auf einmal und in gehöriger Tiefe machen kann. Ein solches Instrument müßte eine ausgehöhlte Halbkugel-Form haben, und in der Aushöhlung vier oder fünf scharfe Messerchen von ohngefähr 15 Linien Länge liegen, so daß man den Mohnkopf nur hinein drücken, oder das Instrument sanft daran herunter ziehn dürfte.

Das Aufritzen der Mohnköpfe und das Einsammeln des Safts wäre dann so einfach, daß man Kinder sehr leicht dazu anweisen könnte, und die Einsammlungskosten alsdann für nichts zu rechnen wären. Auf gleiche Weise könnte man auch eine Vorrichtung treffen, um den Saamen geschwind in die Erde zu bringen. Ein solches Instrument würde die Form eines Rechen haben müssen. Die Zinken wären einen Fuß weit aus einander, aber hohl und trichterförmig. Man füllte da den Saamen hinein, und zöge den Rechen der Länge nach über die Beete hinweg, wo denn der Saame durch die Bewegung vermittelst der hohlen trichterförmigen Zinken reihenweise in die Erde gebracht würde.

Durch eine leichte Berechnung kann man sich überzeugen, daß die Einsammlung des Opiums sehr vortheilhaft seyn müsse. Nimmt man an, daß jede Mohnpflanze einen französischen Quadratfuß Land einnehme, und nur einen Mohnkopf trage, und jeder Mohnkopf nur einen Gran Opium

nm liefere, so wird ein Acker von 300 sächs. Quadratruthen oder von 52247 franz. Quadratfuß 108 Unzen 6 Quentchen Opium liefern. Da nun die Unze Opium zwischen 7 und 8 Groschen Sächs. im Einkauf stehet, so wird ein solcher Acker ohne Abzug der Kosten einen Ertrag von 31 bis 36 Thaler geben.

Dies ist aber auch der allergeringste Ertrag, auf den man Rechnung machen kann, da eine Mohnpflanze von drey bis zu zehn Köpfen trägt, und da Ball in dem Jahre zuvor, ehe ihm das Verpflanzen verunglückte, von einem Kopf zwey bis drey Gran bekam. Ja in dem unglücklichen Jahre waren ihm Pflanzen von der Saat übrig geblieben, die hinlänglich von einander abgesondert standen, und wovon ihm einzelne Stöcke von funfzehn bis zu vier und dreyßig Gran Opium lieferten.

Daß das auf diese Weise bereitete Opium in medicinischer Hinsicht dem morgenländischen Opium ganz gleich komme, und in Rücksicht der Reinheit demselben noch vorzuziehen sey, ist durch die Untersuchung mehrerer philosophischer Aerzte bescheiniget worden, und John Ball hat deswegen eine Belohnung von fünf Guineen ausgezahlt erhalten. — —

Der Extract der Pflanze aber, wie auch der ausgepreßte und eingedickte Saft aus ihr, sind von diesem Opium in vielen Stücken verschieden; denn in beyden ist der Geruch und Geschmack schwächer, auch weichen sie in Ansehung der Farbe und Festigkeit von ihm ab; sie enthalten auch weniger Harz, als das wahre Opium *). In den Morgenländern gewinnt man auch weit mehr wah-

*) Alston in Med. Eslays a. a. O. S. 119. fgd.

res Opium. Denn in dem dortigen guten Erdreiche und warmen Klima, wozu noch eine fleißige Wartung kommt [1]), erlangt diese Pflanze in Persien eine Höhe von 40 Fuß [2]), und in Arabien werden die Samenkapseln bisweilen so groß, daß eine einzige Samenkapsel 35 Unzen Flüssiges enthalten kann [3]). Damit diese recht groß und saftreich werden, so pflegen sie den ästigen Pflanzen die überflüssigen Kapseln abzuschneiden [4]). Auch mag wohl vieles hierzu beytragen, daß sie größere Zwischenräume zwischen den Pflanzen lassen [5]). Uebrigens ist es in Ansehung der Kräfte gleichviel, ob es aus dem schwarzen oder weißen Mohne gesammelt wird [6]).

Auf folgende Art wird es aber im Morgenlande gesammelt. Die halbreife [7]) oder fast reife [8]) Samenkapsel wird gegen Abend mit einem eignen Instrumente durch parallele oder sich durchkreuzende Einschnitte, die aber nur bis auf die innere lederartige Haut gehen, verwundet. Sie machen diese Einschnitte mit einem Messerchen, das drey [9]) oder fünf parallele Spitzen hat. Keer [10]) hat ein solches Messerchen abgebildet und beschrieben. Der milchichte Saft fließt bald heraus, und wird durch den nächtlichen Thau vermehrt. Am folgenden Morgen wird das, was herausgeflossen und durch die Luft verdickt worden, mit einem eisernen Messer abgenommen und in ein irdenes Geschirr

1) Keer a. a. O. der auch letztere beschreibt.
2) Char. in Voyage en Perse T. 1. p. 31.
3) Garcias a. a. O.
4) Kaempf. Amoen. exot. p. 643.
5) Keer a. a. O.
6) Garcias, Belon, Kämpfer, Alston.
7) Keer.
8) Kämpfer.
9) Chardin a. O. S. 30.
10) J. b. Med. observ. and Inquir. l. c. Tab. 3.

schirr gethan. Das Einschneiden in eine und eben dieselbe Kapsel wird alle Abend, und so oft wiederhohlet, bis 6 bis 8 Einschnitte gemacht sind; alsdenn läßt man den Samen in ihr reif werden. Das gesammelte Opium wird beym Sonnenschein in dem Gefäße mit der Hand zur gehörigen Steifigkeit geknetet, oder nach dem Kämpfer [1]) mit etwas Wasser angefeuchtet, und einem hölzernen Spatel so lange gerührt, bis es die gehörige Steifigkeit erhalten hat, alsdenn in Kuchen geformet und getrocknet.

Die Gewinnsucht hat aber auch viele Kunstgriffe es zu verfälschen erfunden. Ehemahls [2]) geschah dies durch hinzugesetzten Saft der wilden Lactuke (etwa Lactuca virola L ?) oder des Glauciums; jetzt pflegt es durch Kuhmist, durch das, durch das Kochen aus dem Mohne bereitete Extract, oder durch andere Zumischungen, die sie verheimlichen, zu geschehen [3]). Wir müssen daher um so mehr die Kennzeichen eines guten und unverfälschten Opiums zu lernen suchen. Ein solches muß einförmig, glatt, zähe und in Rücksicht seiner Größe leicht seyn, inwendig muß es rein, und wenn es zerschnitten wird, Spuren eines flüchtigen, öhlichten Salzes zeigen, es muß sehr bitter, heiß und scharf schmecken, nicht branzicht riechen, wenn es ans Licht gehalten wird, leicht brennen, im Wasser sich fast ganz auflösen lassen, und aufgelöst eine röthliche Tinctur bilden [4]).

Diejenigen chemischen Versuche, die durch Hülfe eines heftigen Feuers mit ihm gemacht sind, werde ich nicht erzählen, weil sie seine wahre Na-

1) A. D. S. 643.
2) Dioskorides.
3) Keer a. D. S. 319.
4) M. vergl. Jone's Mysteries of Opium revealed.

tur nicht entdecken. Die gummichten, harzichten und erdichten Theile lassen sich leicht auch ohne Gewalt aus ihm herausbringen; aber ihr Verhältniß geben die Chemisten verschieden an. Aus 12 Unzen Opium erhielt Alston [1]) 5 Unzen Gummi und 4 Unzen Harze; die übrigen drey Unzen bestanden aus einem unauflöslichen Wesen. Neumann [2]) eignet dem Opium mehr harzichte als gummichte Theile zu. Ein schwacher Weingeist löset beyde auf. Beyde aber sind so fest mit einander vereiniget, daß das Wasser einen Theil des Harzes, und der höchstgereinigte Weingeist einen guten Theil Gummi mit aufnimmt. Ist etwa ein Salz säuerlicher Natur die Ursache dieser innigen Verbindung [3])?

Außer diesen erwähnten Theilen ist auch noch jene öhlichte, schäumende, fettige, zähe und starkriechende Materie, die auf dem Wasser schwimmt, wenn das Opium durch die Infusion, Digestion, oder gelindes Kochen aufgelöset wird, und von der man aus einem Pfunde 2 bis 3 Quentchen, ja zuweilen noch mehr erhält, zu bemerken [4]). Ein Hauptbestandtheil des Opiums ist noch ein flüchtiges und starkriechendes Wesen. Dies hängt zwar den vorhin erwähnten Theilen in mehrerer oder weniger Menge an, es läßt sich aber von diesen getrennt nicht besonders erhalten; viele Beweise aber zeigen, daß es von vielerley Wirkungen des Mohnsaftes im thierischen Körper die hauptwirkende Ursache ist. Das Bleichaussehen, die Trägheit und das Zittern der Mohnsaftsamm-

ler

1) Med. Esl. Vol. 5. p. 138.
2) Lect. de Opio, p. 117.
3) Neumann a. a. O. S. 115. 116.
4) Derselbe a. a. O. S. 119.

ler kann man von ihm herleiten [1]), so auch, daß das bloße Ausschütten des frischen Mohnsaftes in andere Gefäße eine Gemüthsbewegung hervorgebracht, wodurch eine halbe Stunde lang der Schlaf vertrieben ist [2]). Man kann es durch mancherley chemische Handgriffe verflüchtigen, welches man an den aufsteigenden stark riechenden Dämpfen erkennen kann. Sowohl mit dem Wasser, als Weingeiste steigt es in der Destillation mit über; beyde also haben die Kräfte des rohen Opiums. Wird es sehr lange, nähmlich einen Tag hindurch, oder noch länger, gekocht: so verfliegt es in der Luft; denn so verlohr nach dem Büchner [3]) eine halbe Unze wässerichtes Extract, durch sechs und dreyßigstündiges Kochen 12 Gran, und fast alle seine Wirksamkeit. Durch fortgesetztes Kochen geschieht dieß, sowohl dem geistigen als wässerichten Extracte, ungeachtet ersteres wirksamer ist als letzteres. Auch durch das Rösten auf Eisenbleche verliert das Opium allmählig seine Wirksamkeit [4]). Durch das Alter wird sein Geruch schwächer und zugleich seine Kräfte [5]). Die Wirkungen des Opiums könnten auch unmöglich in dem thierischen Körper so schnell, und von einer so geringen Gabe so groß seyn; auch müßten sie nicht vor dem Wegbrechen einer Mohnsaftspille aufhören, wenn sie nicht von höchst feinen Theilchen abhingen, die in ihrer Wirkung zu schnell sind, als daß dieselben dem aufgelösten, und der Blutmasse zugemischten Opium zugeschrieben werden könnten.

1) Chardin l. c. p. 32.
2) Lorry in Vandermonde Recueil period. T. 4. p. 70.
3) Diss. de gonuinis opii effectibus, resp. Schwarz, §. 36.
4) M. vergl. hiermit Tralles de Opio Sect. 1. cap. 3. p. 149 sqq.
5) Alston a. a. O. S. 146.

Den Anfang und Fortgang des Opiums in der Arzneykunst haben die berühmten Männer le Clerc [1]), Alston [2]), und Tralles [3]) aus den besten Schriftstellern und ihrer eignen Beurtheilungskraft vortrefflich aus einander gesetzt. Eine kurze Uebersicht davon wird hier nicht ganz überflüssig seyn. Schwer ist es zu entscheiden, ob die Griechen oder die Aegyptier die einschläfernde Kraft desselben zuerst gekannt haben. Wahrscheinlich gebührt die Ehre dieser Erfindung den Griechen, und ist zu den Zeiten des Hippokrates, oder doch nicht viel früher bekannt geworden. Wenn sie aber Hippokrates wirklich gekannt hat, so scheint er es doch nicht gebraucht zu haben. Es ist auch ausgemacht, daß er unter dem Nahmen μήκων eine purgirende Pflanze verstanden hat, die wahrscheinlich Peplus, eine Art der Euphorbie gewesen ist, und das Wort ὑπνωτικὸν scheint sich auch auf ein anderes schlafverursachendes Mittel zu beziehen. Wenigstens wider die Zufälle, wider welche jetzt das Opium gebraucht wird, hat er es nicht angewandt, nähmlich wider Schmerzen, Krämpfe und Ausflüsse (profluvia). Diagoras, der fast mit dem Hippokrates zu einer Zeit lebte, kannte es als ein taumelerregendes und schlafverursachendes Mittel, daher er es verwarf. Die empirische Sekte aber hat sich, durch den öftern Gebrauch desselben, um die Arzneywissenschaft sehr verdient gemacht; denn Serapio gebrauchte öfters Pillen, die aus Mohnsaft und Bilsen bestanden. Nach ihm bediente sich Heraklides von Tarent verschiedener Mittel, die Mohnsaft enthiel-

1) Hist. de la Medicine p. 210. sqq.
2) a. a. O. von S. 124. an.
3) a. a. O. von S. 14. an.

enthielten. Als nach den Zeiten der Empiriker die Arzneywissenschaft bey den Griechen in Abnahme, bey den Römern aber in Flor kam, so wurde das Opium vernachlässigt und nicht mehr nach Verdienst geschätzt. Nichts als die höchste Noth konnte den Celsus bewegen, seine Zuflucht zu schmerzstillenden Mitteln zu nehmen. Nach ihm erwähnten seiner Dioskorides und Galen häufig in ihren Schriften. Letzterer war aber bey seinem Gebrauche sehr furchtsam, und Aetius, Trallian, Paullus und andere Griechen empfehlen sehr selten den Gebrauch des Opiums. — Dennoch aber sind noch einige Zusammensetzungen aus den ältesten Zeiten übrig: als das **Philonium**, dessen Erfinder Philo ist, dem Galen unter den giftwiderstehenden Mitteln den ersten Platz einräumt; der **Mithridat** des Demokrates, den Plinius sehr lobt; der **Theriak**, des Andromachus, der Leibarzt beym Nero war; die Pillenmasse von der Hundszunge, deren Erfinder Trallian ist. Als hierauf allmählig die Gelehrsamkeit und mit ihr auch die Arzneykunst abnahm, so wurde das Opium unter diesen von dem Rhases, Avicenna, Avenzoar und andern der unverdienten Vergessenheit wieder entrissen.

Unter den europäischen Aerzten war Theophrastus Paracelsus der erste, der durch Worte und den glücklichen Gebrauch desselben den noch wankenden Glauben gegen die Kräfte des Mohnsaftes bestätigte. Nachahmungswürdiger und ein glaubwürdiger Herold des Mohnsaftes war Plater. Der Ruhm, den er sich bey den Schweitzern erwarb, hat sich bis auf Haller's und Tissot's Zeiten erhalten. Unter den Holländern war Sylvius, ein Schüler des Helmont's, ein

so großer Verehrer des Mohnsaftes, daß man ihn spottweise den Mohnsafts-Doctor nannte, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Boerhaave schränkte seinen Gebrauch mehr ein, und so auch seine Schüler Swieten, Haen und viele andere. In Deutschland wird es nach den Zeiten des Horstius in den Schriften des Sennerts', Wedel's, Ludwig's, Ettmüller's, Bohn's, Fr. Hoffmann's, Heister's, Werlhof's, Tralles und vieler andern sehr gerühmt, und sie haben dem Nachtheile, den die Arzneykunst durch die Abneigung des Stahl's und seines Anhängers Junckers gegen das Opium erleiden konnte, vorgebauet. So konnte es auch den Engländern, diesen Freunden stark wirkender Arzneyen, nicht lange unbekannt bleiben. Unter ihnen verdient Sydenham, der vorzüglich sich seines Laudanum liquid. bediente, zuerst genannt zu werden; außer ihm aber sind noch die berühmtesten Gönner des Opiums Morton, Jones, Freind, Mead, Young, Pringle, Whytt, Lind u. a. m. Man muß zugleich gestehen, daß durch die Engländer viele vorher unbekannte Kräfte des Opiums entdeckt sind [1]). Von den Franzosen kann ich hier den Holler, Fernel, River, Rondelet, wie auch den Hecquet, dessen Glaubwürdigkeit aber durch seine Kühnheit vermindert wird, und den Lorry nennen. Wie jeder solide schwedische Arzt von dem Opium urtheilt, erhellet aus dem Geständnisse des berühmten von Rosenstein [2]).

Bewun-

1) Von dem jetzigen häufigen Gebrauche des Opiums in England, s. Fischer's medicinische und chirurgische Bemerkungen über London ꝛc. Göttingen 1796. S. 55 ff.

2) Om Barnsjukdomar; Hus- och Roseapoteque.

Bewundernswürdig verschieden sind die Versuche, die man mit dem Blute, dem man Opium zugemischt, angestellt hat, ausgefallen. In einigen ist das Blut, durch zugemischtes und in Wasser aufgelöstes Opium, dünner und flüssiger geworden [1]). Bey Thieren, denen man durch eine Vene Opium eingesprützt hatte, ist das Blut gleichfalls dünne und röther geworden [2]). Alston aber behauptet, daß durch dasselbe das Blut dicker würde und gerönne. Milch, der man eine wässerichte Auflösung des Opiums zusetzte, ließ nach einigen Tagen die erdichten Theile fallen, der Rahm schwamm oben, und die Waddicke stand in der Mitte. Das Blutwasser wurde dadurch dicker, und gerann etwas. Das Blut selbst aber ließ bald darauf ein weißlich geronnenes Wesen fallen, und der oben schwimmende Theil war mehr zäher, als flussiger. Dieser Ausspruch wird auch durch das nahe am Herzen gefundene coagulirte Blut solcher Thiere, die durch Opium getödtet worden, bestätiget [3]); wie auch durch einen, aus der länglichen Höhle eines Hundes herausgezogenen festen Klumpen Bluts [4]). Das Blut mag nun durch das Opium verändert werden, wie es immer will: so darf man von den Veränderungen, die es in einem schon still stehenden Blute solcher Thiere hat, die durch dasselbe getödtet worden, auf das Blut lebendiger Menschen oder Thiere, wenn man ihnen gleich häufig Opium eingiebt, wohl nicht schließen. Denn man hat Thieren mehrere Wochen hindurch häufig Opium unter das Fressen gemischt, und dennoch keine Veränderungen oder Widernatürliches

1) Schwencke Haematol. p. 188.
2) Freind Emmenol. in Oper. T. 1. p. 117. sq.
3) Med. Eff. l. c. p. 160. sq.
4) Mead de venen. Oper. Gott. T. 2. p. 199.

ches in ihrem Blute entdeckt; so war auch das Blut einer Frauensperson, die viele Jahre lang die thebaische Tinctur häufig gebraucht hatte, als ihr eine Ader geöffnet wurde, völlig gesund [1]). — Fleisch hat es weit besser wider die Fäulniß bewahrt, als das Meersalz [2]); doch aber nicht so lange, als die Peruv. Rinde [3]). Man glaube aber deshalb nicht, daß es eben die Wirkung im lebendigen menschlichen Körper äußere; denn der Kadaver eines jungen Menschen, der ein ganzes Quentchen Opium genommen hatte, ging kurz nach dem Tode in Fäulniß über, welches die blauen Flecke auf den Gliedern, das Verderben aller flüssigen Theile und der unerträgliche Gestank zu erkennen gaben [4]).

Mit keiner Arzney sind wohl häufigere Versuche, in den Thieren, angestellt worden, als mit dem Opium; hierher gehören besonders die Versuche des Alstons [5]), Whytts [6]), Alexanders Monro des jüngern [7]), des Lorry [8]), Spörgels [9]), Wirtensohns [10]), und des Bassianus Carminatus [11]). Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Versuche viele neue Wahrheiten, die theils sehr sinnreich sind, entdecket, und andere, auch in der Praxis vorkommende Erscheinun-

1) Lettsom's med. Memoirs p. 124 sq.
2) Pringle Diss. of the army. App. Experim. 19. n. 2.
3) Essay for la Putrefaction p. 390. sq. 447. sq.
4) Mem. de l'Ac. R. d. sc. beym Tralles a. a. O. Sect. 2 p 182.
5) Med. Essays Vol. 5. p. 152 sqq. Art. 7.
6) Works p. 307. sqq.
7) Ess. et Obsers. phys. and liter. T. 3. p. 297. sq.
8) in Vanderm. Recueil period. T. 4 p. 68. sq.
9) Diss. exper. circa venena p. 28. sqq.
10) Diss. Opium vires fibrarum cordis debilitare etc. p. 11. sqq.
11) de animalium ex mephitibus et noxiis halitibus interitu pag. 132. sqq. 1777.

scheinungen, noch mehr sind bestätiget worden. Sie lehren uns die Wirkungen, die aus einer zu großen Gabe entstehen, die uns bey den Menschen nur ein bloßes Ungefähr zu bemerken erlaubt; ferner welche Art der Zubereitung die wirksamere ist; daß die Empfindlichkeit der Nerven und das Vermögen in die Muskeln zu wirken aufgehoben wird, wenn es entweder durch den Mund genommen, oder durch den After oder eine Wunde in eine Höhle unsers Körpers gebracht, oder in flüssiger Gestalt äußerlich applicirt wird. Nach einem Versuche des berühmten Raaw Boerhaave [1]) ist bekannt, daß durch das Opium die Galle außerordentlich vermehrt wird; er gab es einem Hunde, und fand nachher in dessen Zwölffingerdarme viele Galle, die Gallenblase und der Gallengang waren zugleich strotzend voll. Eben dieß erhellet aus den Versuchen des Cotunnus [2]) mit den Wachteln. Die Hunde aber vertragen eine weit größere Portion Opium, ehe sie davon angegriffen werden, als andere Thiere; ja sie entgehen immer, wenn sie auch heftigere Zufälle erfahren, dennoch dem Tode [3]). Andere Versuche zwecken auf gewisse feinere Sätze ab, wozu die Frage gehört: ob das Opium einzig und allein in die Nerven, und wie es in dieselben wirkt, ob es durch seinen Eingang in die Blutmasse wirke, und ob der Kraft des Opiums durch die Kräfte des Herzens Einhalt gethan würde. Einige behaupten, daß, so wie die Empfindung durch das Opium gestumpft, eben so auch die Kraft des Herzens vermindert würde, welches sie

aus

1) Impet. fac. dict. Hippoc. §. 434.
2) de Ich. nervosa §. 43.
3) Haller Elem. Physiol. T. 5. p. 609. Lorry a. a. O. S. 77.

aus dem langsamern Schlagen oder schwachen oder aufhörenden Zusammenziehung desselben folgern; zu diesen gehört Whytt; sie beziehen sich aber vorzüglich auf die mit den Fröschen angestellten Versuche, deren Brust sie geöffnet, und das in ihr noch befindliche Herz mit aufgelöstem Opium übergossen, oder dasselbe in eine, nahe am Herzen gelegene Vene eingesprützt [1]), oder durch den geöffneten Bauch applicirt haben. Vortreflich aber bemerkt der große von Haller [2]), daß es sehr schwer sey zu beurtheilen, welchen Antheil an der Schwäche dieses Thierchens das Opium, und welchen die Wunde, die doch allezeit tödlich sey, habe. Wider die Whyttischen Versuche streiten die Versuche des Carminatus [3]), die er mit Fröschen, denen er Opium in das Maul steckte, angestellt hat. Denn er fand, als er sie lebendig aufschnitt, einen gleichförmigern und stärkern Herzschlag, als sie nur immer noch unverletzt haben konnten; und sowohl in den Fröschen, als auch gewissen andern Thieren, dauerte die Bewegung des Herzens noch stets fort, wenn die Muskeln und die Gedärme schon längst ihre Bewegung verlohren hatten. Schön stimmt dieß mit den vorläufigen Anmerkungen des von Hallers [4]) überein, und unterstützen seine Meinung aufs neue, daß das Opium, indem es die Empfindlichkeit der Nerven schwächt, zugleich die Bewegung des Herzens vermehrt. — —

Wie

1) z. B. Alex. Monro a. a. O. Exp. 13. p. 330.
2) Elem. Phys. T. 5. p. 609, wie auch in d. Comment. nov. Goetting. T. 7. p. 3.
3) l. c. Lib. 3. p. 139. sqq.
4) in Comm. Götting. T. 2. p. 147. wie auch i. d. Elem. Physiol. l. c.

Wie sehr Gewohnheit die Gesetze der Natur zu verändern vermögend ist, davon giebt das Opium den einleuchtendsten Beweis. Denn die Perser, Araber und andere Asiatische und Afrikanische Völker, vorzüglich die, denen die Lehre des Mahomeds den Wein untersagt, genießen es täglich zum Vergnügen. Sie nehmen es anfänglich in der Größe eines Nadelknopfs, und steigen allmählig mit dieser Dosis, bis zur Größe einer Erbse [1]). Ja Einige unter den Morgenländern genießen es zu 2 bis 3 Quentchen, ohne den geringsten Nachtheil [2]). Die größte und bewundernswürdigste Menge, die ein gewisser Mensch jeden Tag genommen, sind 10 Quentchen und darüber gewesen [3]). Nach Verlauf einiger Zeit [4]), nach genommenem Opium, empfinden sie die größte Fröhlichkeit, und finden sich zu allen Geschäften weit aufgelegter; einige werden als betrunken, und treiben Muthwillen und Possen; sie gedenken sich die angenehmsten Bilder und Gegenstände, selbst den Tod scheunen sie nicht; mit wahrer Wuth gehen sie Schlachten entgegen, und mit nicht geringerer Begierde werden sie zum Venuskriege hingerissen. Binnen 4 oder 5 Stunden aber [5]), oder eher oder später, nachdem sie mehr oder weniger genommen haben, verschwinden diese Erscheinungen und es erfolgt eine Trägheit, Störrigkeit, Ekel gegen alles, Schläfrigkeit, welches so lange anhält, bis sie von neuem Opium nehmen. Mit der Zeit wird dieser Gebrauch nothwen-

1) Chardin Voyages T. 4. p. 203.
2) Belon Observ. p. 404. Kaempf. Amoen. exot. p. 644. Alpin Med. Aegypt. p. 255.
3) Garcias ab Horto a. a. O. S. 21.
4) Chardin a. a. O. Vol. 4. p. 204.
5) Chardin a. a. O.

nothwendig, so daß der Mangel am Mohnsaft schon selbst den Tod verursacht hat [1]). Aus häufigem und lange fortgesetzten Gebrauch des Opiums aber entstehen viele Zufälle; sie werden mager, kraftlos, storria, traurig, dumm und schläfrig, und kaum dürfen sie es wagen öffentlich zu erscheinen, wenn sie nicht vorher sich aufs neue mit Opium gestärket haben [2]). Die Araber aber bedienen sich jetzt des Opiums nicht so häufig mehr, als ehemals, so daß der berühmte Niebuhr keine Beweise seines Mißbrauchs wahrnahm. Rührt dieß vielleicht von dem allmählig, wiewohl heimlich, eingerissenen Gebrauche des Weingeistes bey ihnen her [3])? Den Chinesern ist es ein großes Vergnügen, Taback mit Opium vermischt, zu rauchen [4]), und es auch sonst so wie die Türken als Aufheiterungsmittel zu genießen. Der jetzige Kaiser von China hat indessen im Jahre 1801 die Einfuhr des Opiums gänzlich verbothen, weil es so nachtheilige Folgen für die Gesundheit hat. Hierunter leidet vorzüglich die Englisch-ostindische Compagnie, die von Bengalen aus mit dem dort gewonnenen Opium einen beträchtlichen und sehr gewinnreichen Handel führte, für den sie jetzt einen andern Ausweg sucht. Die deshalb ergangene Chinesische Verordnung würde nicht nur dem bestpolicirten Staate Ehre machen, sondern gibt auch von den unglücklichen Folgen des häufigen Gebrauchs des Opiums eine so erschütternde Ansicht, daß sie hier mit Recht eine Stelle verdient. Sie wurde durch den Chinesischen General-Zolleinnehmer

1) Hasselquist's Reis p. 183. sq.
2) Chardin, Kaempfer, wie auch Keer in med. Obs. serv. and Inquir. T. 5. p. 320.
3) M. s. Desselb. Beschr. v. Arabien S. 57.
4) Keer a. a. O. S. 321.

mit zu Canton den einheimischen und fremden Kaufleuten mitgetheilt, und lautet folgender maßen:

„Die Schiffe der fremden Nationen haben seit langer Zeit die Erlaubniß, ihre Waaren zu Whampoa und Macao, in der Provinz Canton, einzuführen, um sie gegen Chinesische Produkte zu vertauschen. Man hatte Anfangs von diesem Tauschhandel eine Substanz ausgenommen, deren Bestandtheile uns unbekannt sind, die aber äußerst wirksam und heftig ist und einen abscheulichen Geruch hat. Da sie indeß zugleich die Eigenschaft besitzt, die Lebensgeister zu erwärmen und zu reitzen, so ward diese Substanz gesucht und von Leuten gekauft, welche sie präparirten, einen Extrakt daraus machten und damit einen neuen Handelszweig anfingen. Anfänglich war das Opium bloß unter den Landstreichern und unter schlechten Leuten Mode; allein es ist in der Folge in den angesehensten Familien, bey den Regierungsbeamten, Studenten und andern Personen äußerst gebräuchlich geworden. Ihr Geschmack an dieser Substanz scheint daher zu rühren, weil sie diejenigen, welche sie gebrauchen, in Stand setzt, ganze Nächte hinzubringen, ohne ein Auge zuzuthun und ihre sinnlichen Begierden zum Nachtheil ihrer Pflichten und respektiven Beschäftigungen zu befriedigen. Wenn diese Gewohnheit einmal Wurzel gefaßt hat, so ist es nicht mehr möglich sie abzulegen, und diejenigen, die Opium zu nehmen pflegen, können nicht nur dasselbe keinen Tag entbehren, sondern wenn sie nur die gewöhnliche Stunde, wenn sie es zu nehmen gewohnt sind, vorbeygehen lassen, so bekommen sie plötzlich Kopfschmerzen, hitzige Fieber und haben keine Herrschaft mehr über sich selbst. Um diese schrecklichen Zufälle zu beendigen und ihre Besinnung wieder zu erhalten, müssen sie von neuem zu dem verderblichen Genusse der erwähnten Substanz zurückkehren. Wenn aber in der Länge die allmählig zunehmenden Wirkungen dieses Gifts in die Lungen und Eingeweide gedrungen sind, so wird der Kranke blaß und bleich. Alle Hülfsmittel der Arzneykunst sind unwirksam, ihn zu heilen. Die Unglücklichen wünschen, eine so verderbliche Gewohnheit aufzugeben, gestehen aber, daß ihnen dieß nicht mehr möglich ist, und in der Verzweiflung möchten sie sich die

Eingeweide zerreißen. Das Opium hat noch einen andern Nachtheil, der bemerkt zu werden verdient. Um sich den Opium-Extrakt zu verschaffen, muß man an Geld 8 oder 9 Mal so viel an Gewicht geben, als die Substanz beträgt. Ueberdieß erregt sie einen außerordentlichen Appetit, den das gemeine Volk, welches wenig Geld besitzt, nicht zu befriedigen im Stande ist, so daß in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen durchgebracht ist. Diejenigen, welche eine schwache Konstitution haben, kommen vor Hunger und Elend um, und diejenigen, welche von starker Leibesbeschaffenheit waren, werden Diebe und Räuber. Endlich giebt es Unsinnige, die wegen Kleinigkeiten den Entschluß fassen, ihre Tage dadurch zu verkürzen, daß sie ein Opium-Dekokt mit Wein nehmen und niederschlucken; ein Getränk, welches sie sich leichter als jede andere giftige Substanz verschaffen können. Die verderblichen Wirkungen des Opiums waren anfänglich auf Fokien und Canton eingeschränkt; allein in der Folge haben sie sich über alle Provinzen des Reichs verbreitet. Die fremden Kaufleute, welche das Opium einführen, brauchen diese verdammte Waare, die so sehr gesucht wird, zu ihrem größten Nutzen, um die schätzbarsten Produkte dagegen wieder auszuführen. Es ist traurig und schändlich, daß unsere Landsleute bisher fortdauernd bey dem tödtlichen Laster des Gebrauchs des Opiums beharrt haben. Da wir nun den Fortschritten eines so großen Uebels vorbeugen wollen, so sind wir auf die Quelle desselben zurückgegangen, und haben gefunden, daß das Opium aus der Fremde eingeführt wird, selbst bis in die Hauptstadt, wo die Zollbeamten bisher gut bezahlt worden, damit sie die Augen verschlössen. Suchten wir jetzt nicht, das Uebel an der Wurzel abzuschneiden, wie grenzenlos würden dann die Verheerungen desselben werden. Die Einfuhr und der Verkauf dieser Waare wird also auf das strengste verboten ꝛc.

Gegeben zu Canton, den 16. des 11. Monaths des 4. Jahres von Kia-King."

Obgleich sonst das Opium wegen der Gewohnheit unschädlich zu seyn scheint, so bleibt es doch ausgemacht, daß es wegen seiner narkotischen

Natur

Natur der Gesundheit schädlich ist, wie es auch aus dem so eben angeführten chinesischen Einfuhrverbothe erhellet. Hierzu kommt nun noch, daß es denen, die nicht daran gewöhnt sind, auch in ganz geringer Gabe, nachtheilig, ja in etwas grösserer tödtlich ist. Man kann es daher zu den Giften rechnen, das um so mehr zu fürchten ist, weil es unter der Maske heilsamer Wirkungen heimlich und langsam schädlich wird [1]). In unsern Tagen aber hat der Nahme Gift aufgehört fürchterlich zu seyn, und viele Dinge, die man sonst als bloß schädlich kannte, werden jetzt als die herrlichsten Arzneyen vergöttert. Zu dieser Anzahl wird auch mit Recht das Opium gerechnet, nur müssen wir die Umstände, unter welchen es zu gebrauchen ist, wohl erwägen. Jenes Urtheil des Sydenham's [2]) vom Opium ist nicht übertrieben, daß nähmlich die Arzneykunst, auch in der Hand eines geschickten Arztes, ohne Opium, da es wider so mancherley Zufälle wirksam sey, unvollkommen und fehlerhaft seyn würde.

Die Wirkungen des Opiums lassen sich auf zwey Kräfte zurück bringen, nähmlich erstlich auf *stimulirende*, zweytens auf *stumpfende* und die Bewegung der Fibern beruhigende. Zuerst genannte pflegt der letztern gemeiniglich vorherzugehen. Dennoch aber zeigt sich die eine Kraft des Opiums vor der andern nach Beschaffenheit der Krankheit und Größe der Gabe, bald mehr, bald weniger. Diese doppelte Wirkung des Opiums hat ehemahls Gelegenheit zu dem Streite gegeben, ob es nähmlich kühle, wie Galen glaubte, oder ob es nach der Meinung des Helmonts

1) Young Treatise on Opium, Pref. p. 6.
2) Oper. p. 186.

und der chemischen Sekte hitziger Natur sey. Fast von eben der Art ist der in den neuern Zeiten erhobene Streit, ob nähmlich das Opium, so wie es die Empfindlichkeit der Nerven stumpfte, auch zugleich die Bewegung des Bluts langsamer machte, oder ob es den Kreislauf des Bluts befördere. Jene doppelte Wirkung ist wesentlich verschieden; sie ist doch aber auch gewissen andern Pflanzen, die ein scharfes Gift und betäubendes Wesen haben, eigen, als dem wilden Wüterich, Cicuta virosa Linn., der Belladonna, Atropa Belladonna L., dem Stechapfel, Datura Stramonium L., ungeachtet das Opium gewisse ausschließende Kräfte hat, die von den Kräften dieser und diesen verwandten Pflanzen verschieden sind. Die Vergleichung zwischen einem starken Gewürze oder Weine und dem Bley scheint vielleicht die anpassendste zu seyn, die Art beyder Wirkungen besonders kennen zu lernen.

Daß durch das Opium die Bewegung des Herzens, und folglich auch der Lauf des Blutes in demselben müsse befördert werden, läßt sich schon aus seinem scharfen und heißen Geschmacke schließen; noch deutlicher aber aus dem geschwindern, härteren und volleren Pulse und den daraus folgenden Zufällen. Da es ganz leicht zu seyn scheinet, einen öftern Puls bey Menschen zu beobachten, so ist hier doch die große Verschiedenheit, die hierin bey den Bemerkern herrscht, zu beklagen. Ein Mensch nähmlich wurde, von zu großer Gabe des Opiums, konvulsivisch, der Puls und der Athemzug sehr langsam [1]). Einem andern stieg, von 1½ Gran genommenen Opium, der Puls von 71 Schlägen, nach Verlauf einer Stunde auf 69 und nach

1) Mazell's Wahrnehm. Th. 2. S. 131.

nach vier Stunden auf 57 Schläge in einer Minute; zu einer andern Zeit bemerkte eben dieser, daß er von 70 bis auf 62 fiel [1]). Aehnliche Erfolge bemerkten die Freunde des Verfassers, die eben die Versuche anstellten; einer von diesen aber, der das Opium des Abends genommen, bemerkte am folgenden Morgen, daß sein Puls um 30 Schläge in einer Minute geschwinder ging, womit auch die Beobachtungen anderer, besonders des berühmten von Haller's [2]) übereinstimmen. Ein anderer berühmter Mann [3]) hat angemerkt, daß das Opium bey denen, deren Puls durch starke Ausleerungen matt und schleichend ist, den Puls allzeit stärker und geschwinder mache. Er [4]) und viele andere zählen es daher, wegen dieser die Lebenskräfte erhaltenden und vermehrenden Eigenschaft, zu den kräftigsten herzstärkenden Mitteln. — Daß aber so viele andere behaupten, daß es den Puls langsamer mache und die Bewegung des Herzens schwäche, rührt theils daher, daß sie den Puls gefühlt, wenn schon der von ihm in dem Herzen gemachte Reiz aufgehört, und die statt seiner erfolgende Erschlaffung schon da war, die nothwendig desto größer seyn muß, je größer die Dosis des Opiums gewesen ist; theils aber auch, daß sie das Opium alsdenn erst gegeben haben, wenn der Tod schon nahe war, in welchem Zeitpunkte aber der Puls schon von selbst langsam und schwach wird; daher man auch einen, nach genommenem Opium, schwächer gewordenen Puls für ein tödt-

1) Sam. Bard Diss. de viribus Opii. Edinb. 1765. m. s. die Kritic. in d. Gött. Anz. 1796. S. 1367. und in Toode med. chir. Bibl. Th. 4. S. 247.
2) Comment. Gott. nov. T. 7. p. 13.
3) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 64.
4) a. a. O. und Desselben Disquisitio de vi Opii cardiaca, 1771.

liches Zeichen hält [1]). Es ist aber offenbar, daß das Opium die Pulsader mehr ausdehnt und ihre Schläge vermehrt [2]).

Dieser vermehrte Kreislauf des Bluts muß auch nothwendig die Wärme vermehren. Daß dieß wirklich geschehe, zeigt auch die Empfindung der Wärme an, die solche Menschen wahrnehmen, ferner die Trockenheit der Zunge und des Halses, der Durst und der dunkeler gefärbte Harn. Durch die Hitze wird das Blut ausgedehnt, wenigstens so lange, als sie dauert, daher die Gefäße anschwellen. Von beyden Ursachen entsteht die Röthe und das Auftreiben des Gesichts, die Schwere im Kopfe, der Schwindel, Klingen in den Ohren und Anhäufung des Bluts im Gehirn, wie man bey den durch Opium Getödteten wahrgenommen hat. Beyden zusammengenommen kann man den geschwindern, aber zugleich beschwerlichern Athemzug zuschreiben.

Daß die Morgenländer das Opium nehmen, um sich aufzumuntern und kühn zu machen, habe ich schon vorher bemerkt; um Ruhe und Munterkeit zu verschaffen aber gibt man es mit gleichem Erfolge den Kranken; daher auch einige rathen, man solle Opium nehmen, um desto dreister zu seyn, wenn wichtige chirurgische Operationen zu unternehmen wären. In größerer Gabe aber macht das Opium berauscht, ja es erzeugt Irrereden und Unsinn. Eine andere Wirkung des durchs Opium bewegten Bluts ist eine erweckte oder vermehrte Begierde zum Beyschlafe, die so groß ist, daß sie auch selbst von Greisen empfunden wird [3]); und die

1) Waldschmidt inuent. circa Opium.
2) Bordeu in Recherches sur le Pouls T. 2. Ed. 2. p. 167. sqq.
3) Hall. in Comment. Goett. nov. I. c. p. 16.

die Steifung der männlichen Ruthe hat sogar bey den in Schlachten umgekommenen Türken noch fortgedauert [2]); auch nächtliche Samenentgehungen pflegen unter geilen Vorstellungen zu erfolgen [3]). Eine zu große Gabe aber macht die Männer zum Beyschlaf unfähig [4]).

Es ist zu bewundern, daß ein und eben dasselbe Mittel, das die Lebenskräfte so stark erhebt, dennoch die Nerven stumpfen und den Muskelfibern ihre Reitzbarkeit schwächen, ja ganz aufheben kann, und daß beyde Wirkungen oft zu einer Zeit erfolgen. Die Verringerung oder der Verlust der Empfindung erstreckt sich aufs ganze Nervensystem; so daß man Beyspiele hat, daß das Gefühl, das Sehen und Riechen dadurch verlohren sind. Thiere, denen man viel Opium beygebracht, oder in die Venen eingesprützt hat, sind dadurch so unempfindlich geworden, daß man ihnen Theile, die sonst sehr empfindlich sind, hat abschneiden, zerreissen oder zwicken können, ohne daß sie das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich gegeben haben [4]). Vermöge dieser Wirkung aber wird es das herrlichste Erquickungsmittel in schmerzhaften Krankheiten. — Daß die Reitzbarkeit der Muskelfibern durch das Opium geschwächt werde, zeigt die aufhörende peristaltische Bewegung des Magens und der Gedärme, bey Thieren [5]) die Lähmung der Beine oder das Zittern, womit sie befallen werden [6]), wie auch ähnliche Erscheinun-

1) Eph. N. C. Dec. 1. Ann. 2. Obs. 69. p. 127.
2) Tralles a. a. O. Sect. 1. p. 131.
3) Garcias ab Horto l. c. p. 23. Stalpart van d. Wiel Observ. Cent. 2. n. 41. geben ½ Quentchen an.
4) Sprogel Exper. circa venena §. 20.
5) Joh. Wiventius in Hall. Epist. Vol. 5. p. 75.
6) Sprögel, Whytt, Alston.

gen bey Menschen. Hieraus läßt sich auch die Unbeweglichkeit der Pupille, wenn ein brennendes Licht vor die Augen gehalten wird, die Anhäufung der Winde im Magen und den Gedärmen, die verlorne Eß- und Trinklust, die Unwirksamkeit auch stärkerer Brechmittel, das Aufhören der Krämpfe und Convulsionen erklären; so auch ohne Zweifel der langsamere Stuhlgang bey denen, die das Opium gebrauchen, die unterdrückte Ausleerung der wässerichten Feuchtigkeiten durch die Harnblase und die Speicheldrüsen, des Schleims aus der Nase und der Kehle [1]). Desto besser aber geht die Ausleerung durch die Ausdünstung oder den Schweiß, auch selbst von kleinen Gaben des Opiums von statten, (es geschehe nun dieß durch eine paralytische Erschlaffung der Haut, oder durch eine stärkere Bewegung des Herzens) so daß oft selbst der Schweiß nach Opium riecht (wie benm Haller), und ein Jucken und Hautausschlag entsteht. So wie jene reitzende Wirkung des Opiums sich auch bis in das Gehirn erstreckt, eben so auch seine beruhigende; so daß der hierauf folgende Schlaf zu den gewöhnlichen Wirkungen desselben kann gerechnet werden. Dieser Schlaf aber ist oft mit Träumen, theils angenehmen, theils fürchterlichen begleitet; durch eine zu große oder zu oft gereichte Gabe artet er leicht in Schlafsucht aus, ja es erfolgt der Tod mit Gichtern begleitet. — Hierher muß man noch rechnen jene Trägheit, Unzufriedenheit über alle Gegenstände, und Schläfrigkeit, die nach verrauchter Kraft des Opium zu entstehen pflegt (die Haller ungefähr nach Verlauf von 26 Stunden empfand [2]); so auch

1) M. s. die Geschichte einer eignen Krankheit des Haller's i. d. Comm. Gott. nov.
2) Comm. Gott. nov. l. c. p. 18.

auch jenes thörichte Wesen, Unempfindlichkeit und geschwächtes Gedächtniß, welches gewöhnlich die Morgenländer durch fortgesetzten und häufigen Gebrauch des Opiums allmählig verlieren, und ein frühzeitiger Tod. Alles dieß ist durch häufige und unzweifelhafte Erfahrungen und Versuche bewiesen, die der berühmte Tralles [1]) und von Haller [2]) ausführlich angeführt haben.

Viele von diesen Wirkungen äußern sich nicht allein, wenn das Opium durch den Mund genommen, sondern auch äußerlich applicirt wird [3]); denn ein mit vielem Opium vermischtes und auf die Schläfen gelegtes Pflaster hat eine Wuth und Krämpfe des Gesichts bewirkt [4]); so auch, wenn es Thieren in den Bauch oder in das zellichte Gewebe oder in eine Blutader gesprützt, oder in die Nase gestopft, oder mit Tabak vermischt geraucht wird; so auch in einem Klystire [5]), welches Hülfsmittel nicht selten auch bey Menschen angewendet wird. Geschwinder aber und wirksamer ist der Effect des Opiums von eben der Gabe, wenn es innerlich gebraucht, als wenn es äußerlich der Haut applicirt wird [6]). Wird es unmittelbar einem Nerven applicirt, so behält selbiger nicht allein seine Empfindlichkeit [7]), sondern der Schmerz wird sogar vermehrt. Wird es hingegen einem Muskel applicirt, so zerstört es kurz darauf seine Reitzbarkeit [8]).

1) De Opio, Sect. 1. a. p. 56.
2) Elem. Phys. T. 5 p. 606. lq.
3) Lorry in Recueil period. 1756 p. 74.
4) M. vergl. Monro jun. in Esl. et Observ. phys. et lit. Vol. 3. p. 297 lq.
5) M. s. die Vers. des Whytts und Monro's n. 3. 4. mit Fröschen, und des Lorry a. a. O. S. 77. mit einem Hunde.
6) Monro a. a. O. S. 301.
7) Derselbe a. a. O. S. 327. Exper. 12. lq.
8) Derselbe a. a. O. Exper. 6 p. 319.

In vielen Stücken kommt das Opium, in Ansehung seiner Wirkungen, mit den Wirkungen des Weins und anderer geistigen Dinge überein. Boerhaave [1]) räth selbigen in eben so kleiner Dosis zu reichen, als jenes, wovon er sich große Wirkungen verspricht. Dieser Aehnlichkeit, in den Wirkungen dieser Mittel mit einander, pflichten auch von Haller, Alston, Tralles, Ludwig [2]), und viele Andere bey. Es ist wahr, der Wein muntert gleichfalls auf, befördert den Kreislauf des Bluts, vermehrt die Wärme des Körpers, dehnt die Gefäße aus, reitzt zum Beyschlafe und treibt den Schweiß; in großer Menge getrunken berauscht er, bewirkt Irrereden, Schläfrigkeit, Schlafsucht, Dummheit, Trägheit, ja er zieht den Schlagfluß nach sich. Die verlohrnen Kräfte des Magens und der übrigen Theile des Körpers werden gleichfalls durch den Wein wiederhergestellt; Trinker aber müssen eben so, wie jene, zur Herstellung der Kräfte ihre Zuflucht zum Weine nehmen. Nichts ersetzt auch den Mangel des Opiums bey solchen Völkern, denen es zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, besser als der Wein [3]), aber vorzüglich ein mit Gewürzen vermischter Wein [4]). — Murray glaubt aber doch, daß jene der Aehnlichkeit zwischen Opium und geistigen Dingen zuviel zugeeignet haben. Denn es scheint nicht, daß die geistigen Mittel solche Wirkung in Unterdrückung so mancherley Ausleerungen haben, und wenn auch gleich zuviel getrunkner Wein oder geistige Dinge eine Art von Lähmung in den Beinen und übrigen

1) Hist. pl. p. 362.
2) Aduers. med. pract. Vol. 1. P. 3. p. 510. sq.
3) Acosta Droghe medicinali p. 317.
4) Alpin a. a. O. S. 256.

übrigen muskulösen Theilen äußern: so muß man doch zweifeln, ob sie wirklich ihre reißbare Natur verlieren. So können sie auch nicht, wie das Opium, den Schmerz stillen, wenn sie nicht bis zum Verlust des richtigen Gebrauchs der Vernunft genossen werden. Man weiß auch, daß ein Wüthender durch den Gebrauch des Opiums in die größte Wuth versetzt wurde, der Wein hingegen beruhigte ihn wieder [1]).

Es bleibt eine wichtige Frage: ob nähmlich das Opium seine Kraft, blos in den äußern Enden der Nerven, denen es applicirt wird, äußere und durch die Gemeinschaft in das Gehirn einwirke, oder ob es vielmehr, wo nicht ganz, doch zum Theil in die Blutmasse eingesogen und mit den übrigen Säften vermischt, wirke. Der schnelle Effekt, und die geringe Gabe, die ihn hervorbringt, scheint das erstere unzweifelhaft zu machen; denn wenn eine Pille, aus Opium gemacht, nach vielen Stunden, wenn sie schon ihre Wirkungen hervorgebracht, wieder weggebrochen wird, so ist sie oft noch unaufgelöset und hat fast noch nichts von ihrer Schwere verlohren. Ein Hund, dem man ein halbes Quentchen Opium, zur Pille gemacht, eingab, wurde dadurch eingeschläfert; man schnitt ihn, nachdem er 6 Stunden geschlafen, auf und fand kaum einen Gran verlohren [2]). Wir wissen aus Erfahrung, daß, wenn Unreinigkeiten in den ersten Wegen stecken, der heftigste Kopfschmerz, Irrereden, Wuth, Schläfrigkeit u. dgl. nicht selten zu entstehen pflegen, welche Zufälle sich legen, sobald ihr Zunder durch ein Brechmittel herausgeschafft wird. Durch scharfsinnig angestellte Versuche

1) Lorry in Roc. period. l. c. p. 73.
2) Kaauw Boerhaave impet. fac. p. 407.

suche hat Whytt [1]) diese Sache außer Zweifel zu setzen gesucht. Er bemerkte nähmlich, daß ein aus einem Frosche genommenes Herz durch das Opium sein Vermögen zu fühlen und sich zu bewegen eben so bald verlohr, als wenn er es in ihm ließ; schnitt er ihm aber den Kopf ab, und zerstöhrte das Rückenmark, so ging jenes doppelte Vermögen durch das Opium langsamer verlohren. Monro [2]) aber erfuhr bey einem ausgenommenen Herzen das Gegentheil; denn er bemerkte, daß bey einem ausgenommenen Herzen der Eindruck des Opiums auch in die Nerven erschwerter wurde. Daß durch das Einsprützen in die Blutadern eben dieselben Erscheinungen hervorgebracht werden, die es, auf andere Arten applizirt, wirkt, scheint von dem Berühren der Nerven, deren äußerste Enden in den Gefäßen gefunden werden, herzurühren. So konnten in einem Theile Konvulsionen entstehen, ohnerachtet seine Nerven entweder in ihrem Ursprunge oder Fortgange zerschnitten waren, blos durch das Einbringen des Opiums in das Blut [3]). In der dichsten Finsterniß aber tappen wir herum, wenn wir die Einwirkung der Nervenstricke um die Pulsadern, wenn erstere getrennt, auf letztere erklären wollen; es ist zwar wahr, ein Theil des Opiums kann, als ein scharfer und ausdünstender Körper, wenn es in reichlichen Gaben innerlich genommen oder äußerlich angebracht wird, von den Oeffnungen der einsaugenden Gefäßchen aufgenommen werden, und entweder durch die Blutgefäße in die Nerven gebracht, und dadurch Veränderungen in dem ersten Berüh-

1). Works p. 510. sq.
2) a. a. O. S. 521.
3) Monro a. a. O. Exper. 14 p. 334.

Berührungspunkte erzeugt werden, die sich nachher weiter ausbreiten, oder es wird mit dem Blute zum Herzen gebracht, wodurch dasselbe immittelbar gereißet wird; es verändert auch die Mischung des Bluts und geht bis in die äußersten Durchseigegefäßchen desselben mit über. Denn die Fäulniß des Bluts eines durch viel Opium getödteten menschlichen Kadavers [1]), der Geruch des Schweißes und Harns nach Opium [2]), beweisen hinlänglich, daß das Opium, wenn es durch den Mund genommen wird, nicht blos von den ersten Wegen eingekerkert bleibt.

Unter einigen Beschaffenheiten des Körpers aber wird das sonst heilsame Opium zum fürchterlichen Gifte. Wenn es nähmlich eingenommen wird, wenn der Magen voll ist, wodurch Eckel bewirkt wird, der so lange anhält, bis es sammt dem in ihm Befindlichen weggebrochen wird. Es wird schädlich, wenn die ersten Wege voller Unreinigkeiten sind, die alsdenn zurückgehalten werden, und durch ihre Schärfe entweder ein Fieber erregen, oder dasselbe vermehren [3]). Man sieht hieraus, wie schädlich es ist, die zu heftigen Wirkungen von einem Brech- oder scharfen Purgirmittel durch Opium hemmen zu wollen. Auch darf es, wegen seiner reißenden und hitzigen Natur, nicht gebraucht werden, wenn Vollblütigkeit zugegen ist. Aus dieser Ursache verbiethen auch die meisten vorsichtigen Praktiker ausdrücklich, es wider Entzündungskrankheiten zu gebrauchen [4]). So erfordert auch sein Gebrauch, bey einer grossen

1) M. s. vorher.
2) Jone's Mysteries of Opium cap. 12. p. 93. sq.
3) Young on Opium p. 35.
4) Z. B. van Swieten Comment. T. 1. p. 372. Young on Opium, p. 140 sq. Tralles de Opio, Sect. 2. p. 30.

ßen Schwäche des Nervensystems, viele Vorsichtigkeit; daher es wider verlohrne Kräfte nach einer beträchtlichen Ausleerung der Gefäße, z. B. wider Hämorrhagien nicht zuträglich ist [1]). Auch kritische Ausleerungen, z. B. durch den Stuhlgang, Speicheldrüsen oder Harn, widerrathen seinen Gebrauch. Da das Opium ohnedem den Leib verstopft, so müssen, wenn es anhaltend gebraucht wird, um diesen offen zu erhalten, Klystire oder Purganzen mitgebraucht werden.

Nach allen diesen läßt sich nun, was die Wirkungsart des Opiums betrifft, folgendes Resultat ziehen, so verschieden sonst auch die Meinungen der Aerzte waren [2]). Die Galenische Schule schloß nähmlich aus seiner besänftigenden, betäubenden und die Lebenskraft und die thierischen Verrichtungen unterdrückenden Kraft irriger Weise auf eine kalte und feuchte Natur desselben, die sie durch hitzige gewürzhafte Zusätze, wie die alten arabischen Confectionen und Latwergen bezeugen, zu verbessern gedachte. Jetzt scheint es indessen ausgemacht zu seyn, daß die eigentliche Wirkung, wie Tralles zuerst zeigte, in einem Reitze aufs Nervensystem und auf die belebte Faser bestehe, und es daher vielmehr reitzender und erhitzender, als kalter Natur sey, daß dieser Reitz wegen der Flüchtigkeit des narkotischen Stoffes schnell das Nervensystem durchdringe, geschwind vorübergehe und die Faser bald wieder verlasse, die folgende Erschlaffung und Abstumpfung also nur Folge jenes Reitzes sey. Vermöge dieses Reitzes bringt das Opium eine mehrere Aufheiterung des

1) Ludwig Adverſ. Vol. 1. Sect. 3. p. 516.
2) S. Pharmacologisches Handbuch für Aerzte über die bekanntesten und bewährtesten innerlichen Heilmittel ꝛc. von Fr. Ludw. Segnitz. II B. Leipzig 1800. S. 173 ff.

des Gemüths, eine Art von Rausch, eine Erhöhung der Lebenskraft, Vermehrung der Bewegung des Herzens und der Schlagadern, eine Erhebung des Pulses, vermehrten Umlauf des Bluts und größern Antrieb desselben zu Wege. Nach Vollendung dieses Reitzes folgt Erschlaffung, Verminderung der Lebenskraft, Abstumpfung der Empfindlichkeit: der weichere Puls, der trägere Umlauf der Säfte und Schlaf. Die schmerzstillende und besänftigende Wirkung ist also nur die Folge jenes Reitzes. Nur daß diese letzte Wirkung die längst dauernde und sichtlichste ist. In großer Gabe kann bekanntlich der Reitz des Opiums auf der einen Seite ein transitorischer Wahnsinn und Raserey auf der andern ein Schlaf in die Ewigkeit seyn. Diese Reitzbarkeit wird durch Gewohnheit so sehr vermindert, daß bekanntlich manche Kranke und die Orientalen, die statt des ihnen verbotenen Weins sich mit Opium in einen erkünstelten Stand der Fröhlichkeit zu versetzen pflegen, die stärksten Gaben davon vertragen können.

Die Verschiedenheit der reitzenden und besänftigenden Kraft des Opiums erklärt Cullen sehr schön und richtig also: daß, wo im Körper kein Reitz vorhanden sey, so mache das Opium einen künstlichen Schlaf, und wenn auch geringe Reitze im Körper befindlich sind, so mache es diese unwirksam, indem es die Empfindlichkeit schwächt, und zwar desto mehr, je stärker die angewendete Gabe war; und auch eine geringere Gabe, die zum Schlafmachen nicht hinreichend ist, könne solchergestalt die Ursache der Unruhe heben, und so eine erquickende Ruhe zuwege bringen. Ist aber der körperliche Reitz so groß, daß ihn eine geringe Gabe des Opiums nicht überwinden kann, so macht die vermehrte Reaction den Reitz noch

größer und heftiger, und oft gefährlich; und es ist in diesen Fällen eine stärkere Dosis des Opiums, die den Reiz überwindet, nützlicher als ein kleine, die das Uebel vermehren kann. Hieraus fließt die allgemeine Regel, daß, wo die besänftigende Kraft des Opiums die Oberhand behält, und die Thätigkeit des Nervensystems und des Gehirns und den Reiz des Herzens überwindet, die Wirkung desselben heilsam; wo aber der Reiz im Körper so beschaffen ist, daß das Opium ihn nicht überwinden kann, dasselbe schädlich sey.

Die nach gewöhnlicher Meinung aus der schweißtreibenden Wirkung des Opiums gefolgerte blutverdünnende und auflösende Eigenschaft ist nur eingebildet, da eine so kleine Menge des Opiums, als sich im Körper thätig zeigt, kein menstruum für die große Blutmasse seyn kann. Diese schweißtreibende Eigenschaft ist bloß Folge seiner besänftigenden Kraft, wodurch es die Reaction der Gefäße vermindert und diese erschlafft. Andere schließen von dem trägen Blutumlaufe und der Anhäufung des Bluts in den Gefäßen des Kopfs und des Blutadersystems, oder von außerhalb dem Körper angestellten — also nichts beweisenden Versuchen — auf eine verdickende Kraft, da doch jene bloß Folge der abspannenden und besänftigenden Eigenschaft ist. Arnemann erklärt diese Wirkung des Opiums aus der höhern Irritabilität des Herzens vor den kleinen Gefäßen, daher dieselbe Dosis, die in den Gefäßen die Reizbarkeit wegnimmt, noch einen Theil im Herzen übrig läßt, welches nun nach gehobenem Widerstande stärker nach allen Seiten wirkt, wodurch Schweiß, und aus demselben Grunde Congestion im Gehirn entsteht. Anhaltender Gebrauch des Opiums schwächt nach und nach auch diese Thätigkeit des Schlag-

adersy-

adersystems, und so wirkt es als ein kühlendes Mittel. Die bekannte, den Stuhlgang anhaltende Eigenschaft des Mohnsaftes ist ebenfalls Folge seiner entspannenden und den Zugang der Säfte nach den Hautwegen leitenden Wirkung.

Dieses große Mittel erfordert vor allen in der Anwendung aber kluge und bedachtsame Unterscheidung und genaue Kenntniß der Naturgesetze; denn nicht immer sind die Anzeigen zu seinem Gebrauche auch für den einsichtsvollen Arzt sogar, so leicht als sie scheinen, und der Vortheil oder der unersetzliche Schaden, der durch richtige oder unrichtige Anwendung gestiftet werden kann, ist leicht erklärbar, wenn man die Hauptkräfte desselben erwägt, nach denen es auf die Urquellen der Lebenskraft wirkt und die ganze Richtung der wirkenden Natur umstimmt. Welcher erbärmliche Mißbrauch mit dem Mohnsafte und seiner leider zur Volksarzney gewordenen veralteten Zusammensetzungen von unwissenden Aerzten, von alten Weibern und andern Menschen aus dieser Klasse, besonders in Kinderkrankheiten, wo so feine Unterscheidungsgabe nöthig wäre, getrieben wird, ist nur allzubekannt, und es wäre recht sehr zu wünschen, daß man noch viel mehr Sorgfalt, als gewöhnlich geschieht, daran wendete, dieses so gefährliche Mittel nicht in die Hände der Unkundigen gerathen zu lassen.

Folgende Hauptsätze könnten etwa zur allgemeinen Bestimmung seines Gebrauchs dienen, welche ich hier vorzüglich nur zur Befriedigung einer löblichen Wißbegierde, keinesweges aber als Anleitung für Layen in der Arzneykunst hersetze, das Opium in vorkommenden Fällen anzuwenden. Dieses bleibe stets dem geschickten Arzte vorbehalten.

1. In allen Entzündungsfiebern ist, nach Swieten, Pringle, Tralles, Cullen und aller großen Aerzte Ueberzeugung, der Mohnsaft nachtheilig; denn hier muß er durch seine reitzende Eigenschaft offenbar die Entzündung vermehren, und durch die nachlassende Schwäche die heilsamen Veränderungen durch die Kräfte der Natur hindern. Eben so nachtheilig ist er in Entzündungsfiebern mit örtlichen Affectionen, z. B. in der Pleuresie; wo er von einigen sehr empirisch zur Linderung der Schmerzen angerathen wird. Ueberall in diesen Fällen, wo Blutlassen das wirksamste Heilmittel abgiebt, gilt als allgemeine Regel (Young's treatise on opium Lond. 1753) der Grundsatz, daß Mohnsaft in allen den Zufällen unschicklich sey, wo Aderlaß angezeigt ist. Die Ausnahmen in einigen seltnen Fällen kommen hier nicht in Betracht.

2. In hitzigen Krankheiten überhaupt ist es äußerst leicht, seinen richtigen Gebrauch zu verkennen, da die meisten Zufälle, welche ihn anzuzeigen scheinen, weder ihn erfordern, noch durch ihn gehoben werden können; z. B. Wachen, Schmerz, Unruhe, Krampf, verstärkte Ausleerungen, deren Ursache man nur immer zu ergründen, nicht aber empirischer Weise die Symptomen zu besänftigen suchen muß. Ohne Noth gegeben, wird er hier wenigstens durch die nachfolgende Schwächung schaden, durch die irgend eine critische Anstrengung der Natur gehindert werden kann. So wird er in Faul- und Gallenfiebern die Ausleerung hindern und die Congestionen nach dem Kopfe vermehren. Doch machen individuelle Umstände eine Ausnahme, wenn nähmlich die Heftigkeit der Zufälle der Entscheidung der Krankheit im Wege steht, wie dieß z. B. bey Hysterischen oft der Fall

seyn

seyn kann, oder wenn z. B. symptomatische Durchfälle, die nicht von Unreinigkeiten der ersten Wege abhangen und den Kranken entkräften, gehemmt werden müssen. Wachen im fieberhaften Zustande und Kopfschmerzen sind insgemein Gegenanzeigen seines Gebrauchs.

3. Im eigentlichen keinen akuten Nervenfieber, wo nie ein Entzündungszustand zugegen ist, wird der Mohnsaft als das beste Mittel gegen die nervösen gefährlichen Zufälle, Wachen, Betäubung, schweres Gehör, Delirium, convulsivische Bewegung der Glieder und Sehnenhüpfen, zumahl in Verbindung mit der China empfohlen; aber gerade hier in dieser gefährlichen Krankheit ist Irrthum so leicht möglich, die Anzeige seines Gebrauchs so äußerst schwankend, und die richtige Gabe, um weder zu tödten, noch eine der Absicht entgegenlaufende Wirkung zu veranlassen, so unsgemein schwer zu bestimmen! Daher Hrn. Hahnemann's Rath, in diesen Fällen, wo Tod und Leben so leicht entschieden ist, lieber ganz vom Gebrauche des Mohnsaftes abzustehen, und sich an die bekannten sichern und kräftigen Gegenmittel zu halten, von jedem Anfänger in der Kunst zu beherzigen ist. In der That wirken diese Mittel doch auf eine ganz verschiedene Art, als die des Mohnsaftes ist.

Im schleichenden Nervenfieber hingegen, welches vor dem 40sten Tage sich nicht zu enden pflegt, und mit einem kindisch wahnsinnigen Zustande, allgemeiner Körperschwäche, Zuckungen und äußerst langsamen Pulsschlage in der Höhe der Krankheit verbunden ist, hilft der Mohnsaft vortrefflich.

In faulichten Fiebern verwirft Tralles den Mohnsaft aber mit Recht, da weder die reitzende

noch die besänftigende Kraft desselben die faulichte Dissolution aufzuheben vermag, die doch die einzige und nächste Ursache des Fiebers ist.

5. In Wechselfiebern kann der Mohnsaft nach vorhergegangenen nöthigen Vorbereitungen allerdings als reitzendes Mittel bey der Schwäche der festen Theile, welche die Rückfälle der Paroxysmen verursacht, angezeigt seyn, so wie die Erfahrung seinen Nutzen in Verbindung mit der Chinarinde bestätigt, deren purgirende Eigenschaft er vermindert und sie dem Magen erträglich macht.

6. Bey den Blattern schadet er im Entzündungsstadio des Ausbruchsfiebers; wird aber dann nützlich, wenn sich die Eiterung einfindet. Nichts desto weniger darf er hier keineswegs mit de Haen unbedingt angerathen werden, denn wo Disposition zur Fäulniß da ist, wird er offenbar contraindicirt. Wo Krämpfe den Ausbruch der Blattern hindern, da wird er ein Mittel zur Beförderung desselben, doch muß keine Turgescenz der Gefäße und keine Vollblütigkeit dabey seyn. In bösartigen Pocken, wenn die Natur der Gewalt des Contagii erliegen will, wenn die Haut krampfig verschlossen ist, die Einsperrung des faulichten Giftes in lähmende Auflösung überzugehen und die Pocken brandig zu werden drohen, kann, nach Hufeland *), kein Mittel die Lebenskraft thätiger erwecken, ohne Reitz und Spannung zu vermehren, keines unter gelinder Abstumpfung des heftigen Reitzes mehr die Hautnerven beleben, die Einwirkung der Krankheitsmaterie mehr vermindern, die Gegenwirkung der Lebenskraft besser modificiren und nach der Oberfläche hinleiten, als der Mohnsaft.

7.

*) Bemerkungen über die Blattern. S. 136 ff.

7. In den Masern darf der Mohnsaft nicht ohne große Einschränkung statt finden, und ist da schädlich, wo entzündlicher Zustand und Neigung zur Lungenentzündung ist. Erst nach dem Gebrauche antiphlogistischer Mittel kann er mit Nutzen gegen den Husten gebraucht werden. Eben so verhält es sich mit andern Ausschlagskrankheiten, wo der Grad des damit verbundenen Fiebers die Kurmethode bestimmen muß. Wenn dieß entzündlicher Art, wie beym Scharlachfieber, oder faulichter Art wie die Petechien ist, so muß das Opium nothwendig Nachtheil anrichten.

8. Bey catarrhalischen Fiebern nutzt zwar das Opium gegen den Husten als krampfstillendes sowohl, wie auch als schweißtreibendes Mittel. Es schadet aber, wo ein größerer oder geringerer Grad von Entzündung der Schleimdrüsen oder der Luftröhrenäste damit verbunden ist, wie bey frischen Catarrhen nach Erkältung, und darf daher nie zu früh und ohne vorhergegangene antiphlogistische Heilart angewendet werden, auch nicht eher, als bis der Schleim gehörig aufgelöset und ausgeführt worden ist. Am nützlichsten ist es da, wo nach gehobener materieller Ursache der Nervenreiz zurückbleibt, welcher den Husten macht.

9. Gegen die Lungensucht hat man den Mohnsaft sehr empfohlen, wo auch Swieten ihn sehr lobt, und de Meza, nach eigner an seinem Körper gemachten Erfahrung, für möglich hält, bey zur Schwindsucht geneigten Personen, durch Unterdrückung des Hustens mit einem halben Gran Mohnsaft täglich zweymahl, mit Beobachtung der übrigen nöthigen Cautelen, die Schwindsucht zu verhüten, wenn nur kein Bluthusten dabey ist. Young hingegen ist ganz entgegengesetzter Meinung und versichert, erfahren zu haben,

paß leicht auf seinen Gebrauch in dieser Krankheit Entzündung entstehe und die Zufälle heftiger werden. Ueberhaupt ist der Begriff von Schwindsucht nicht gehörig bestimmt, und kann der von ihm gerühmte Nutzen nur im ersten Stadium der Schleimschwindsucht, keineswegs in der eiterichten Lungensucht gelten.

10. In symptomatischen Dysenterien entzündlicher, gallichter und faulichter Fieber kann seine Anwendung nur unter der größten Behutsamkeit, oder gar nicht, zulässig seyn; denn ob er gleich die Schmerzen anfangs lindert, so vermehrt er doch hinterher das Kneipen in den Gedärmen, die Fieberhitze, den Stuhlzwang und die Leibesverstopfung, so lange noch scharfe Unreinigkeiten im Körper zurück sind, und verzögert sehr die Wirkung der ausleerenden Mittel.

11. In allen nicht kritischen, von Erschlaffung der Gedärme herrührenden Diarrhöen, wenn sie zu heftig sind oder zu lange dauern; im zu starken aber von keiner materiellen Ursache herrührenden Erbrechen, in der Gallenruhr aber nur dann erst mit Vortheil, wenn die reitzende Schärfe ausgeführt ist, und nur die zu große Reitzbarkeit die fortdauernde Ursache ist, wird das Opium gebraucht.

12. In Blutflüssen ist immer die Ursache derselben wohl zu erwägen. In aktiven, d. i. mit Turgescenz der Gefäße, allgemeiner Vollblütigkeit und mit Neigung zur Entzündung begleiteten, kann der Mohnsaft nicht anders als schädlich seyn; nützlich wird er hingegen da, wo Krämpfe oder ein partikulärer Reiz ihn verursachen.

13. Zu Herstellung unterdrückter Blutflüsse kann der Mohnsaft nur in dem Falle dienen, wo die

die Ursache von Krämpfen abhänat, unter welcher Einschränkung er oft hier sehr nützlich ist.

14. In podagrischen und arthritischen Schmerzen ist der Gebrauch des Opiums zu mißbilligen, weil er zum Zurücktreten der Krankheitsursache Gelegenheit giebt. Eben so wenig taugt es im chronischen Rheumatismus. Nützlich hingegen fand es Cullen in zurückgetretener Gicht.

15. Im hitzigen Rheumatismus, wobey aber auch die antiphlogistische Kurart zu beobachten ist.

16. In idiopathischen spasmodischen Krankheiten, z. B. in schlafsüchtigen Zufällen von Krämpfen, im krampfhaften Asthma, im Keuchhusten und im Krampfhusten nach Ausführung des zähen Schleims, wenn Ausleerungen der ersten Wege vorhergegangen sind, keine Hitze vorhanden ist, und die Lungae mehr, oder allein durch Mitleidenheit angegriffen ist; in der Hysterie, wenn sie von zu großer Beweglichkeit des Nervensystems herrührt, im Stein- und Nierenschmerze, Harnverhaltung, Blutharnen, im Nierenkrampfe, im Kinnbackenzwange, vornehmlich bey Wunden, im Hundskrampfe, im Tetanus ꝛc. ist der Mohnsaft angezeigt. Nur daß in allen solchen Fällen vorher zu untersuchen ist, ob nicht Vollblütigkeit und Turgescenz der Gefäße seinem Gebrauche entgegen stehe. Dies ist besonders in der Epilepsie und den damit verwandten Krankheiten zu merken; wo ohne allgemeine Vollblütigkeit doch oft die Anfälle durch ein gelegentliches Aufwallen des Blutes in den Hirngefäßen veranlaßt werden, und der Mohnsaft diese nicht mindern, sondern vermehren würde. Auch sind Würmer nicht selten die Ursache der Epilepsie, und dieß ist der gewöhnlichste Fall, wo der Mohnsaft nichts ausrichtet.

Gegen hysterische Krämpfe ist der Mohnsaft das vorzüglichste Mittel, so auch gegen hypochondrische Zufälle, der eigentlichen Art, die nicht sowohl von Verdauungsfehlern abhangen. Doch muß man ihn nicht zu oft und bey jedem geringfügigen Anfalle geben, weil er immer einige Schwäche zurückläßt, und eigentlich doch nur palliativ wirkt. Auch giebt es Hysterische, die ihn nicht vertragen, und bey denen er sogar die Krämpfe vermehrt, statt sie zu lindern.

Bey krampfhaft eingeklemmten Brüchen ist er oft sehr hülfreich, wenn nur noch keine Entzündung statt findet, wo er äußerst schädlich seyn würde.

Wenn Krämpfe oder sogenannte falsche Wehen die Geburt verzögern, und nur nicht Vollblütigkeit vorhanden, oder diese vorher gehoben worden ist, hilft eine geringe Gabe Mohnsaft oft zum Wunder, stillt die falschen und befördert die wahren Wehen. So leistet er auch praemissis praemittendis, in den Nachwehen treffliche Dienste, ferner dann, wo Krämpfe daran Schuld sind, daß die Monathszeit immer mit vielem Ungemach eintritt.

17. In der Manie ist der richtige Gebrauch des Opiums noch nicht gehörig bestimmt, und die darüber angestellten Erfahrungen geben noch nicht genugsames Licht. Natürlich müßte er da schaden, wo zu große Völle und Spannung der Gehirngefäße, entzündlicher Zustand oder schwarzgallichte Beschaffenheit der Säfte damit verbunden wäre. Richtiger dann, wo bloß übermäßige Reitzbarkeit und Empfindlichkeit bey einem sanguinisch-cholerischen Temperamente die Haupturſache ist, in welchem Falle auch andere narkotische Mittel gerühmt

rühmt werden, die doch vielleicht vor dem Mohnsafte nichts voraus haben.

18. In der Hundswuth oder Wasserscheu empfiehlt Nugent das Opium in Verbindung mit dem Bisam, als ein Hauptmittel.

19. Im Schlucken (singultus), der von keiner materiellen Ursache, auch nicht von Entzündung, sondern von großer Nervenbeweglichkeit allein entstanden zu seyn scheint, ist ebenfalls Opium das beste Mittel.

20. In Koliken kann der Mohnsaft nur dann nützlich seyn, wenn kein reitzender Stoff in den Gedärmen die Ursache und die Krankheit nicht mit Verstopfungen verbunden ist, sondern allein nur von Krämpfen und Blähungen entsteht.

21. In der Wassersucht wird das Opium von Tralles widerrathen, hingegen von Mead, Monro und andern empfohlen; auch führen Mason und Arnold Fälle vom Nutzen in dieser Krankheit an. Es ist aber nicht entschieden, ob dieses oder andere zugleich gebrauchte Mittel zur Abführung des Harns dabey das beste gethan haben.

22. In venerischen Krankheiten ist das Opium besonders seit dem letzten amerikanischen Kriege von Schöpf, Roth, Michaelis als ein höchst wirksames Mittel empfohlen worden. Es ist aber zuverlässig gewiß, daß es diese Krankheit nicht heilen könne. Der Irrthum beruht darin, daß man die Krankheit selbst, mit den Folgen und Zufällen derselben, besonders aber mit den Folgen der vorhergebrauchten Mercurialmittel verwechselte. Als Palliativmittel, als Heilung beförderndes, als Vorbauungsmittel gegen die schlimmen Zufälle vom Queckſilber, als Nachkur zur Hebung der nachbleibenden Mercurialkrankheit ist es aber allerdings von vortrefflichem Nutzen. Es mildert

die zurück gebliebenen nächtlichen Knochenschmerzen oft ganz allein, ohne die Unterstützung anderer Mittel. Es begünstigt, beschleunigt und dirigirt die Wirkung des Quecksilbers und widersteht den Folgen der im Körper befindlichen Schärfen.

23. Im Zahnweh und in Ohrenschmerzen mißbilligt Tralles dessen Gebrauch. Als schweißtreibendes Mittel ist er aber auch hier, zumahl im katarrhalischen und rheumatischen Zahn- und Ohrenweh gewiß unter bestimmten Bedingungen nützlich. Sehr häufig wird der Mohnsaft auch äußerlich an den schadhaften Zahn gebracht, und thut gute Dienste, zu welchem Zwecke man sich in den letzteren Jahren auch des Extracts von der Coccinella septempunctata Linn., eines sogenannten Sonnenwurms, oder dieses Käfers in Substanz bedient hat, welcher kleine Käfer dem Geschmacke und Geruche nach eine dem Opium sich nähernde Beschaffenheit hat, und etwa zum 3ten Theil so viel wirkt, als eine gleiche Quantität Opium.

24. Im kalten Zehenbrande, sphacelus lenum, fand Pott den Mohnsaft zu 3 Granen in 24 Stunden mit China höchst wirksam, auch Piderit und mehrere andere.

25. Die einschläfernde Wirkung des Mohnsaftes ist die im gemeinen Leben am meisten bekannte, aber leider nur allzu oft unverantwortlich gemißbrauchte seiner Eigenschaften. Diese Eigenschaft ist zwar nur Nebenzweck, da, wo man sich desselben als schmerz- und krampflindernden Mittels bedient, kann aber auch in Fällen, wo weder Krämpfe noch Schmerzen vorhanden sind, wünschenswerth seyn, z. B. bey gänzlicher Schlaflosigkeit, ängstlichem, rastlosem Umherwerfen des Kranken auf seinem Lager, Tobsucht. Auch da, wo der Körper von Reitzen ziemlich frey ist, bringt der

Mohn-

Mohnsaft einen Schlaf hervor, der von freyen Stücken nicht erfolgt wäre. Selbst dann, wenn einige Reitzungen vorwalten, doch aber mäßig seyn sollten, kann Mohnsaft durch Verminderung der Empfindung mehr oder weniger, nach der Größe der angewendeten Gabe, Schlaf erzeugen. Ist in einigen Fällen die Stärke der gebrauchten Dosis nicht hinreichend, um Schlaf hervor zu bringen, so kann sie doch vermögend seyn, die Ursachen der Schlaflosigkeit, welche vorgewaltet hatten, hinweg zu räumen oder wenigstens zu vermindern, und dadurch eine Ruhe zu geben, welche, wenn sie einige Zeit anhält, oft der Erquickung des Schlafs gleich befunden wird.

Ueberhaupt ist die schlafmachende Kraft des Mohnsafts keinesweges specifisch, sondern hängt von Constitution und andern Umständen ab. Manche werden durch gewöhnliche Gaben nicht eingeschläfert, sondern vielmehr noch munterer. Zimmermann gedenkt eines Falls, wo einer Dame bey hartnäckiger Schlaflosigkeit durch keinen Mohnsaft, wohl aber durch starken Kaffee Ruhe verschafft werden konnte. Die erste Wirkung des Opiums ist eigentlich nie Schlaf, und man muß es daher nicht gleich vor Schlafenlegen, sondern einige Stunden früher anwenden, wenn man nächtliche Ruhe damit erzielen will. Oft ist dieser Schlaf auch unterbrochen, unruhig, schreckbar, traumvoll, wenn die Reaction der Krankheitszufälle vom Mohnsafte nicht ganz getilgt wird so daß die Wirkung von starken Gaben Mohnsaft, obgleich im allgemeinen, doch nicht in allen Fällen beruhigend und einschläfernd, so wie die von kleinen Gaben nicht immer reitzend ist. Einige die dem tödtlichen Sopor auf Mohnsaftvergiftung noch durch schickliche Hülfe entrissen wur-

den

den, konnten die Herzensangst, die Quaal und die entsetzlichen Empfindungen nicht genug beschreiben, die oft lange anhielten, ehe sie das Bewußtseyn verloren. Also auch hier war der Reiz von starken Mohnsaftgaben sehr groß. Tobsüchtige werden oft durch sehr starke Gaben nicht eingeschläfert. Bey chronischen Nervenkrankheiten bringt er oft durch seine schlafmachende Eigenschaft sehr guten Nutzen. In hitzigen Fiebern erfordert seine dießfallsige Anwendung die größte Bedachtsamkeit und Beurtheilungsfähigkeit um nicht zu schaden, anstatt durch Beförderung einer Nachtruhe zu helfen. Nur da wo in Abwesenheit einer Entzündung oder einer bevorstehenden Krise, stete Schlaflasigkeit, stete mit Unruhe verbundene widernatürliche Heiterkeit den Naturkräften Nachtheil androhen, darf man sich zu ihm verstehen. In gleicher Absicht wird er im Wahnsinn, wenn kein grober Stoff zum Grunde liegt, und die Kranken nichts beruhigen kann, zuweilen mit Vortheil gegeben. Zwar vertragen Wahnsinnige zuweilen sehr große Gaben, und immer größere als die gewöhnlichen, doch darf man hier nicht zu freigebig seyn, weil er, anhaltend in beträchtlicher Menge verbraucht, sehr leicht, und am leichtesten bey Wahnsinnigen, wo nach Cullen die Krankheit oft sehr nahe an eine Phrenitis gränzt, Schlagflüsse nach sich zieht.

Der schändlichste und nachtheiligste Misbrauch der mit dem Mohnsafte getrieben wird, ist, da man jungen Kindern durch ihn Schlaf zu machen sucht, da doch bey ihnen die Ursache der Schlaflosigkeit und Unruhe meist in gröberm auszuführenden Stoffe im Körper beruht. Die gewöhnliche Folge dieses Unfugs ist nebst einem geschwächten Körper, Anlage zur Stupidität, wenn

nicht

nicht gar ein ewiger Schlaf die Folge davon ist. Bekanntlich bedienen sich alte Weiber und Kindermuhmen zu dieser Absicht der abgekochten Mohnköpfe und der in den Apotheken vorhandenen Opiatmittel sehr häufig, und letztere werden ihnen an sehr vielen Orten unverantwortlicherweise ohne Schwierigkeit aus den Apotheken verabfolgt, zumal gewisse obsolete Mischungen z. B. Theriaca Andromachi et coelestis, Mithridatum Democratis, Diascordium, requies Nicolai, pilulae de Cynoglosso etc. welche gegenwärtig fast allein nur noch vom Volke gebraucht werden. Es haben daher einige neuere Apothekerbücher statt dieser und unter ihren Namen, Zusammensetzungen von allgemeinerer und unschädlicherer Anwendung, wie sie für die gewöhnlichen Fälle passend sind, ohne Opium aufgestellt, um erstere so nach und nach den Layen aus den Händen zu winden. So besteht z. B. das reformirte electuarium pro infantibus s. requies Nicolai, **Kinderruhe**, nun aus gelind abführenden und die Säure absorbirenden Mitteln. — Ueberhaupt ist zu merken, daß bey Krämpfen und Zuckungen der Kinder das Opium wegen ihrer zarten Nervenbeschaffenheit nur mit großer Behutsamkeit anzuwenden ist, und daß man nur selten bey ihnen zum Gebrauche der Opiatmittel gegründete Ursache finde, weil die Ursache dieser gewöhnlichen Kinderkrankheiten leichter sich zu veroffenbaren pflegt, und daher gründlicher und vernunftmäßiger sich heben läßt, indem weit öfter diese Krämpfe Brechmittel, Absorbentia, Klystiere, laue Bäder, als Mohnsaft erfordern, der überdem wegen der schweren Theilbarkeit in Substanz nicht gut, und nur, wo er ja nöthig ist, in flüssiger Form sich beybringen läßt.

26. Endlich ist auch noch die Anwendung des Mohnsafts übrig, die man vor und nach schmerzhaften Operationen, bey Amputationen, beym Steinschnitte u. dgl. von ihm zu machen pflegt, um den Kranken ihre Leiden erträglicher zu machen und ihre Furcht zu vermindern, wo er sehr passend und nützlich ist, und auch von Cullen zu dieser Absicht empfohlen wird. Diese Art der Anwendung ist sehr alt, und wird jetzt von vielen der ersten Wundärzte gebilligt. Mellin gab in solchen Fällen mit Nutzen 1½ Gran 2 Stunden vor, und halb so viel ein paar Stunden nach der Operation. Ebeling erzählt daß man im Edinburger Krankenhause eine Stunde nach der Operation des Steinschnitts und nachher noch einigemal eine Dosis gebe, um die Schmerzen erträglicher zu machen, und die Eiterung zu befördern. Schwerlich aber ist es, wie Hahnemann erinnert, überall dienlich, wie z. B. beym Brande von Atonie u. d. m.

Außer der unschicklichen Anwendung des Mohnsafts ist auch noch der Schädlichkeit seines Mißbrauchs und Uebermaßes zu gedenken, durch welchen nach und nach die Constitution im höchsten Grade geschwächt werden kann. So wie täglich und in Menge genossene hitzige Getränke auf die Fasern und Nerven erschlaffend und abstumpfend wirken, so, und wohl noch in einem merklich höhern Grade wirkt auch das Opium und früher noch, indem es zuerst seine schwächende Wirkung auf die ersten Wege äußert. So wie jene, wird er allmählig dem Körper zum unentbehrlichsten Bedürfnisse, und da gleiche Gaben nach wenigen Wiederhohlungen nicht stark genug mehr wirken, so müssen sie endlich bis zu einem sehr hohen Grade gesteigert werden; wie es denn

von

von den Morgenländern und von einzelnen zu sehr an dieses Mittel gewöhnten Kranken bekannt ist, daß sie oft einige Quentchen, ja wohl einige Lothe täglich nöthig haben, um sich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Gänzliche Zerrüttung der Verdauungskraft, gänzlicher Mangel des Appetits, Abmagerung, allgemeine Schwäche und Mattigkeit, Trübsinn, beständige Angst, Albernheit, weiterhin Schlafsucht, Gedächtnißschwäche, gänzliche Vergeßlichkeit, alle Schwächen des Alters in jugendlichen Jahren, und frühzeitiger Tod sind die schrecklichen Folgen dieses Mißbrauchs; die, welche sich ihm überlassen, führen am Ende ein blos thierisches oder nur vegetirendes Leben. Man sollte daher in der That in chronischen Krankheiten und in Nervenschwächen, wo doch nie durch das Opium allein dauerhafte Hülfe geschafft werden kann, und in leichtern Fällen nicht so freygebig damit seyn, als viele Aerzte zu seyn pflegen; und viele derselben mögen sich wohl aus einer Art von Charlatanerie zu seinem zu häufigen Gebrauche verleiten lassen, um durch scheinbare Linderung der Symptome das Zutrauen der Kranken und die Prädilektion der Menge zu gewinnen. Der Rausch durch Opium ist übrigens um nichts edler, als der durch Brantwein, und es ist eben so schimpflich für den Arzt, den Kranken zur Schwelgerey in jenem als in diesem, Anleitung zu geben.

Noch eine Beschuldigung die van der Wiel dem Mohnsafte machte, war daß ein Mann durch seinen Gebrauch unvermögend geworden sey; dagegen Venette und Haller das Gegentheil behaupten. Murray sagt, daß nur zu große Gaben die Männer zum Beyschlafe unvermögend machen können, welches der Wahrheit und Vernunft völlig gemäß ist. Hingegen von gewöhn-

gewöhnlichen Gaben ist bekannt, daß indem sie überhaupt das Blut in große Wallung bringen, auch den Trieb zum Beyschlafe vermehren, wie dieß denn auch zur Zeit eines Rausches von starken Getränken meist der Fall ist. Nichts desto weniger ist der Gebrauch des Mohnsafts zu dieser Absicht verwerflich, weil er nur auf Kosten der Körperkräfte einen größern Trieb zur Wollust erkünstelt, und am Ende wird er, nebst Schwächung des ganzen Körpersystems gewiß auch gänzliches Unvermögen zur Folge haben. Auch gilt diese Reitzkraft zur Wollust für keine allgemeine Eigenschaft des Mohnsafts. Bey Hypochondristen, deren oft unbändige Geilheit Folge ihres kränklichen Zustandes ist oder von Krämpfen und Blähungen entsteht, wird der Mohnsaft nicht selten ein antaphrodisiacum heißen können.

Auch bey der Mutterwuth und manchen Gemüthskrankheiten die in unbefriedigter Liebe oder Uebermaße der Geschlechtslust ihren Grund haben, wird ein vorsichtiger Arzt oft seine Zuflucht zum Mohnsafte nehmen müssen. Ueberhaupt hat die Wirkung des Mohnsafts mit der des Kamphers manche Aehnlichkeit und dessen Eigenschaften nur im höhern Grade, und bekanntlich haben sich auch um diesen die Aerzte gestritten, ob er die Geschlechtslust reitze oder dämpfe? Er kann beydes thun, wie man es nimmt.

Was nun die Gabe des Mohnsafts betrift, so erhellet schon aus dem gesagten, daß sich darüber im allgemeinen nichts bestimmen läßt; überall ist aber die Regel, mit gemäßigten Gaben anzufangen, wo aber diese der Absicht nicht entsprechen, so lange sie zu wiederhohlen und zu verstärken, bis die gewünschte Wirkung erreicht ist, auf welcher Art man sie sicher bis zu einem sehr hohen

Grade

Grade verstärken kann. Dieß ist, nach Hahnemann, die rechte Anwendungsart. Wenn auch kleine Gaben anfänglich reitzen sollten, so erfolgt doch endlich einige Beruhigung, und nun ist die wohlthätige Wirkungsart des Opiums eingeleitet. Giebt man stärkere Gaben, so gehen sie geschwinder (mit abgekürzter Reitzungsperiode), zu dem gewünschten Zwecke über.

Auch kommt es allemal auf die Absicht an, warum man Opium giebt. Soll es besänftigen und beruhigen, so wird nöthwendig eine volle Dosis gegeben werden müssen, weil man bey kleineren Gaben den Zweck verfehlen und entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen würde. Ueberhaupt muß man in dieser Absicht es so früh als möglich geben, weil es immer leichter ist, schwerzhaften Zufällen vorzubeugen, als sie zu heben, wenn sie schon da sind.

Die Wirkung des Opiums reicht im allgemeinen ohngefähr auf acht Stunden hinaus; doch wird es auch hier auf die Größe der Gabe ankommen. Daß es unter die heroischen Mittel gehöre, deren Gabe in enge Gränzen eingeschlossen ist, und daß es im Uebermaße tödtend wirke, indem es die Reitzbarkeit gänzlich zerstört, auch dadurch, daß es die Kongestionen nach dem Kopfe vermehrt und Schlagfluß verursacht, ist, nach dem bisher gesagten, leicht einzusehen. Doch ist diese letzte Folge nicht eben nothwendig, denn sehr oft machen übermäßige Gaben vom Opium meist früher Erbrechen als sie ihre tödtende Wirkung äußern können. Ein junger Mensch nahm, wie ein bekannter Schriftsteller erzählt, um sich zu tödten, wohl eine volle Unze Laudanum, brach es aber nach vorhergegangener unbeschreiblichen Angst und Bangigkeit in einigen Stunden wieder weg, ohne

daß es ihm weiter nachtheilige Folgen hinterlassen hätte. Dieses Beyspiel gehört gar nicht unter die außerordentlichen. Auch schon in mäßigen Gaben macht das Opium gern eine gelinde Uebelkeit, anscheinende Völle des Magens, verdirbt den Appetit ꝛc. Das **wirksamste Gegenmittel** und gewissermaßen der beste Corrector oder das **Verbesserungsmittel des Mohnsafts** ist starker Kaffee, welcher seine betäubenden Eigenschaften mindert, ohne seine lindernde Kraft aufzuheben. Die Mahometaner brauchen ihn daher auch in dieser Absicht. Hahnemann fand nichts so hülfreich als starken Aufguß vom Kaffee bis zu dem Maße gegeben, daß die Reitzbarkeit wieder belebt wurde, gegen Vergiftung von übermäßigen Gaben Mohnsaft und andern narkotischen Substanzen, Schierling, Bilsenkraut, Wolfskirsche, Kirschlorbeer. Sonst aber sind auch Brechmittel, vegetabilische Säuren in größter Menge, flüchtiges Laugensalz, Senfumschläge, Blasenpflaster, Brennen, wie gegen alle Gifte dieser Klasse zu dieser Absicht dienlich. Vielleicht auch spanische Fliegentinctur innerlich. Wo der Schlund schon die Reitzbarkeit verlohren hat, kann nach Boerhave's Rathe ein Brechtrank durch ein metallenes Röhrchen noch eingeflößt werden. Auch Klystiere von starken Gaben Brechweinstein dürften hier statt finden, in manchen Fällen auch wohl Ableitungsmittel, Aderlässe, Reitze an den Füßen. — Oehle aber nützen hier gar nichts.

Will man vielmehr reitzen als besänftigen, so bedarf man nur geringer aber oft wiederhohlter Gaben. Erfahrung lehrt daß man in sehr vielen Fällen von nicht allzudringender Art mit dieser Methode am besten auskomme. Der Reitz den das Opium in solchen Umständen macht, ist zur einst-

weiligen Hebung der Lebenskräfte und zur Minderung krampfhafter unordentlicher Nervenbewegungen oft hinlänglich und vermehrt wenigstens selten das Uebel, weil sein Reitz nicht von Dauer ist. In dieser Gabe wirkt der Mohnsaft zugleich zertheilend und schweißtreibend und doch auch etwas besänftigend. So z. B. kommt man zur Beförderung der Wehen und der Geburtsarbeit bey Gebährungen und bey Wöchnerinnen zur Linderung der Nachwehen, und ähnlichen Krämpfen mit kleinen Gaben zu $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Gran meist recht gut aus, da hingegen große Gaben auf einmal gegeben, die Naturkräfte in diesen und andern Fällen auf eine nachtheilige Weise unterdrücken würden: und im Grunde ist es ziemlich einerley, ob man nach Mellin's Art $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{4}$ Gran alle halbe, ganze oder zwey Stunden, oder 1 bis 2 Gran alle 6 — 8 — 12 Stunden giebt, und sehr oft ist die erste Art die sicherste *).

Wo aber das Uebel so heftiger und dringender Art ist, daß, wie in obengenannten Fällen kleine Gaben mehr schaden als nützen würden, da muß man gleich anfangs große oder volle Gaben zu 1 bis 2 Granen, in manchen Fällen wohl bis 4 höchstens 5 Gran auf einmal geben. Doch erfordern solche Masregeln schon einen sehr geübten und erfahrnen Arzt. In Fällen gewöhnlicher Art und bey Kranken deren Grad von Reitzbarkeit nicht bestimmt genug ist, beginnt man doch anfangs lieber mit noch kleinern Abtheilungen von $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Gran für Erwachsene, und beobachtet, wie diese wirken? Dabey muß man auf die Dauer der Wirkung des Mohnsafts Rücksicht nehmen,

*) S. auch Joseph Frank Heilart in der klinischen Anstalt zu Pavia, Wien 1797. übers. von Schäffer.

und sich hüten, ihn schon dann wieder zu geben, wenn die Wirkung der ersten Gabe im Körper noch zugegen ist. Also in voller Dose muß man die Gabe nicht unter 6 oder 8 Stunden, welchen letztern Zeitraum Cullen für den höchsten annimmt, oder nicht über 2 bis 3 oder viermal höchstens in 24 Stunden wiederhohlen. Doch finden seltene Fälle statt, wo man auch starke Gaben öfter wiederhohlen muß, wenn der Schmerz oder die Heftigkeit des Uebels sie zu bald überwindet, oder die Gewohnheit die Reitzbarkeit bereits merklich abgestumpft hat.

Man giebt das recht reine Opium am besten in Substanz, denn das daraus bereitete wäßrige oder weinige Extract, so sehr es auch einigen gefällt, verliert durch das Abdampfen doch immer an seinem wirksamen flüchtigen Princip. Auch die gewürzhaften, vermeintlich verbessernden Zusätze der ältern Aerzte sind sehr schlecht ausgesonnen. Hat man außer der beruhigenden oder schmerzstillenden Absicht, keine Nebenzwecke, so ist es am besten ohne allen mitwirkenden Zusatz. Um bey Abwägung der Dosis nicht zu irren, thut man wohl das Volumen zu vergrößern, wozu man auf 1 Quentchen Opium 19 Quentchen Milchzucker, (ordentlicher Zucker wäre wegen der Veränderlichkeit des Gewichts nicht so gut) nehmen, und etwa unter dem Namen Pulvis anodynus aufbewahren kann. Ein Skrupel davon enthält genau einen ganzen Gran, und so kann man es bequem auf halbe und $\frac{1}{4}$ Grane oder wenn man z. B. jedem Skrupel noch 2 Skrupel Zucker zusetzt, auf $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{3}$ Grane abtheilen.

Will man es in flüssiger Gestalt geben, so kann man nur 2 Skrupel oder 1 Quentchen dieses Pulvers mit etwa 2, 3 Unzen Wasser und allen-

allenfalls etwas Syrup mischen, und davon nach Beschaffenheit der Umstände einen oder mehrere Löffel voll umgeschüttelt nehmen lassen. Diese Mischung sieht zwar trübe und unansehnlich aus, ist aber doch die beste Art in flüssiger Form es anzuwenden.

Kühlende und auflösende Zusätze, z. B. Salpeter zu 10 bis 20 Gran auf jede Gabe sind oft sehr gut, die hitzende und reitzende Eigenschaft des Opiums zu mildern und die krampfstillende zu befördern. So empfiehlt Vogler $\frac{1}{3}$ Gran vom Opium in Pulver oder in Mixtur mit kühlenden Salzen verbunden, als ein ganz vortreffliches Mittel zur Beförderung der Geburtswehen und Abwendung der falschen Wehen. Eine ähnliche Mischung ist das Schwedische Sedativ-Pulver aus Opium mit Salpeter und Zucker.

Will man die Pillenform wählen, so könnte man folgende Formel brauchen:

Rec. Opii puri pulverati grana decem
Extracti ficcioris Liquiritiae pulverati drachma una.
Misceantur et fiat cum sufficienti quantitate aquae massa, ex qua formentur pilulae numero sexaginta.

Jede Pille enthält $\frac{1}{6}$ Gran Opium, und läßt sich darnach die Gabe ganz genau bestimmen, auch bleiben solche Pillen, wenn sie gleich schon etwas alt sind, dennoch auflöslich genug, und können statt der ehemahligen massa pilularum de Cynoglosso vorräthig gehalten werden; nur wo man geschwinde Hülfe verlangt, ist die flüssige Form vorzuziehen.

Von den Tincturen aus dem Opium ist das sogenannte Laudanum liquidum des Sydenham die bekannteste, obgleich nicht die beste Be-

reitung; erstlich wegen der überflüssigen Zusätze von Safran und starken Gewürzen, und dann wegen des ungleichen Ausziehungsmittels, des spanischen Weins, der bald mehr, bald minder, je nach dem Inhalte seiner geistigen Theile, resinöse Theile des Mohnsaftes in sich nimmt. Auch macht das Laudanum nach kurzer Zeit einen starken Niederschlag, woran großentheils die unzweckmäßige Beymischung von Gewürzen Schuld ist. Der Wein ist überhaupt nie ein sicheres und zuverlässiges Ausziehungsmittel für Arzneyen, die in kleiner Menge sehr wirksam sind. Cullen hält daher die mit verstärktem Weingeiste bereitete Tinctur für die kräftigste, weil sie allein die meisten resinösen Theile, in welchen einzig das wirksame Princip befindlich sey, enthalte; indessen hat man beobachtet, daß die Reitzkraft der resinösen Theile des Mohnsafts zu heftig sey und den Magen zum Erbrechen nöthige, wenn sie nicht durch die gummösen Theile in etwas gemildert und eingewickelt wird. Daher bedient man sich am besten eines etwas verdünnten Weingeistes, der nebst den harzigen auch eine ziemliche Menge der schleimigen Theile aufgelöset enthält. Auch diese Tinctur läßt freylich mit der Zeit ebenfalls einen Bodensatz fallen, der jedoch nie so stark ist, als in der Sydenhamschen Mischung, und dieß geschieht mehrentheils, wenn sie nicht allzu gut vor der Luft verwahrt worden ist. Die Menge der mit der Zeit wieder ausgeschiedenen Theile kann, nach Pidexit, auf $\frac{1}{4}$ des Ganzen betragen. Indessen hat ein solcher Bodensatz nicht viel zu bedeuten, weil es mehr schleimige, folglich unwirksame Theile sind, die ausgeschieden werden. Verwahrt man aber die Flasche nicht genug gegen den Zugang der Luft, so daß die weingeistigen Theile verdunsten

sten können, und die wässerigen zurück bleiben, so werden allerdings auch wirksame resinöse Theile abgesetzt, und die Kräfte des Mittels verringert werden. Einige ziehen daher die Auflösung des Extracts in Wein oder Zimmtwasser vor, welches freylich mehr Sicherheit zu gewähren scheint, da das Extract von den unauflösbaren Theilen und Unreinigkeiten, die stets im Mohnsafte enthalten sind, frey ist und die Auflösung sich immer gleich bleibt; dieser scheinbare Vortheil geht aber durch die bereits oben erwähnten Fehler des Mohnsaft-Extracts wieder verlohren. Es wird daher immer am vortheilhaftesten seyn, sich des rohen aber möglichst reinen Mohnsafts zur Tinctur zu bedienen, und diese nicht in allzu großer Menge zu bereiten, und stets sehr genau für den Zugang der Luft zu verschließen.

Mohnsaft-Tinctur, Tinctura opii, Tinctura anodyna s. Laudanum liquidum. Nimm reinen gepülverten Mohnsaft 1 Unze, verdünnten Weingeist 6 Unzen. Digerire es in einem mit durchstochener Blase verwahrten Kolben vier Tage lang bey sehr gelinder Wärme und seihe dann die Flüssigkeit durch.

Diese Tinctur hat mit der Sydenhamschen gleiches Verhältniß des Auflösungsmittels zum Mohnsafte, und 14 Tropfen oder 7 Gran enthalten ungefähr die auflösbaren Theile eines ganzen Grans vom Mohnsafte, wornach die Gabe leicht zu bestimmen ist. Zuverlässiger bleibt immer der reine Mohnsaft in Substanz; dagegen ist die Tinctur in manchen Fällen bequemer, z. B. weil sie schneller wirkt, als die Substanz, auch da, wo nur sehr kleine Gaben erforderlich sind, zumahl bey ganz kleinen Kindern, wenn man es bey diesen anwendbar findet. Kindern unterm

Jahre giebt man einen, zweyjährigen zwey Tropfen, mit Thee oder Wasser verdünnt, fünfjährigen nicht über 5, ältern etwa 8 Tropfen, und Erwachsenen 15 bis 20 und 30 Tropfen und mehr, nach Beschaffenheit der Umstände.

Auch ist diese flüssige Bereitung besonders zu äußerlichen Applicationen, Fomentationen, Linimenten und Klystieren, bey welcher letztern Anwendung man aber die Gabe verdoppeln muß, und zu manchen Mischungen geschickter, als der rohe Mohnsaft.

In Klystieren kann man, nach Cullen's Rathe 3 Quentchen arabisches Gummi, in 3 Unzen Wasser aufgelöst, mit 30 Tropfen Mohnsaft-Tinctur auf einen Erwachsenen rechnen.

Die Verbindung des Mohnsafts mit abführenden Mitteln gehört unter die nützlichsten Mischungen in Diarrhöen, auch in hartnäckigen Verstopfungen, bey Brüchen und da, wo ein beständiger Reiz zum Erbrechen die Wirkung der Laxir-Mittel sonst verhindern würde. Bey Krämpfen in den Därmen mit Verstopfungen verbunden, pflegen in dieser Verbindung die Schmerzen nach Mellin's Bemerkung meist vorher sich ganz zu legen, ehe Stuhlgänge erfolgen, und sollten diese sich stundenweise verziehen, so hilft ein Klystier sie befördern, wie dieses auch überhaupt die Wirkung der Laxir- und Purgir-Mittel in Krankheiten des Unterleibes unterstützt, wenn es, ehe das Abführungsmittel anfängt zu wirken, gegeben wird. Man thut in solchen Fällen am besten, die Abführungsmittel in vertheilten Gaben etwa stundenweise oder noch öfter zu reichen, und jeder Gabe 4 bis 5 Tropfen Mohnsaft-Tinctur beyzusetzen. Diese kleinen Dosen des letztern entsprechen der

Absicht

Absicht am besten, und größere würden die Wirkung der Mittel hindern.

Unter den übrigen Mischungen des Mohnsafts mit andern Mitteln giebt es keine berühmtere, aber auch keine glücklicher ausgedachte, als die mit kleinen Gaben von Brechmitteln. Durch diese Verbindung wird sowohl die brechenmachende Wirkung des einen als die betäubende des andern aufgehoben, und daraus ein ungemein kräftig zertheilendes nnd auflösendes Mittel, das, durch richtiges Verhalten unterstützt, auf eine so unfehlbare Art wie kein anderes auf den Schweiß wirkt. Besonders bekannt war Dower's Mischung mit der Brechwurzel, Pulvis Doweri v. Ipecacuanna. Man darf aber hier keine specifische Eigenschaft in der Brechwurzel suchen; denn jede andere brechenmachende Arzney thut dasselbe; besonders empfehlen sich hierzu die Spießglanz-Präparate.

Das Dowersche Pulver ist in England seit langer Zeit häufig im Brauche gewesen, vorzüglich in Wechselfiebern, Rheumatismen, Ruhren; von der schicklichen Gebrauchsart aber, unter welcher es zu einem höchst nützlichen Mittel wird, hängt gar sehr seine gute Wirkung ab, wozu Cullen gute Anleitung gegeben hat.

Ausführlicher handeln von den Wirkungen und dem Gebrauche des Opiums

Murray, in seinem Arzneyvorrathe oder Anleitung zur praktischen Kenntniß der einfachen, zubereiteten und gemischten Heilmittel. II Band. Aus dem Lat. übersetzt von L. C. Seger. Braunschweig, 1782. 8. S. 266 fl. aus welchem ich die vorzüglichsten Nachrichten über die Gewinnung und die Wirkung des Opiums genommen habe.

Fr. Lud. Segnitz, in dem pharmacologischen Handbuche für Aerzte, über die bekanntesten und bewährtesten innerlichen Heilmittel ꝛc. II Band. Leipzig 1800. 8. S. 170 fl.

Von dem Mohnsafte als Gegengift s. im Art. Gift, Th. 18, S. 449.

Es ist übrigens allgemein bekannt und von feinen Zungen eingestanden, daß das oben S. 619 fl. erwähnte **Oehl vom weißen Mohne**, wenn es gut bereitet worden, das gute ordinäre Baumöhl weit übertreffe, und dem ächten Provencer Oehl im Geschmack fast gleich komme. Es hat etwas besonders Mildes, und kommt darin dem Mandelöhl fast gleich, so daß es wohl füglich, statt dieses, nun wieder in der Medicin für unentbehrlich geachteten, aber immer kostbarer werdenden Mittels, angewandt werden könnte.

Viele gute Haushälter haben daher den weißen Mohn in ihrem Garten gebauet, und ihren Bedarf von Oehl daraus schlagen lassen. Im Großen aber und als Handels-Artikel, ist er noch wenig gebauet worden, da er doch ohne allen Zweifel, zumahl bey der jetzigen Theurung des Baumöhls, vortreflichen Absatz finden würde. Die beschwerliche Sammlung, Abtrocknung und Oefnung der Mohnköpfe im Kleinen hat bisher vielleicht manchen Landwirth vom Anbau desselben im Großen zurückgeschreckt. Das Publikum ist daher dem Herrn Gartenmeister **Poske** zu Linden recht sehr verpflichtet, daß er folgende Anweisung zum Mohnbau im Großen, die von der in England angewendeten Methode, (s. oben, S. 624 fl.) in einigen Stücken abweicht, bekannt gemacht hat *):

Die beste Zeit zum Aussäen des Mohnsamens ist vom Anfange bis zur Mitte Aprils. Nicht früher, weil sonst zu viel Unkraut entste-

het;

*) S. Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, I Jahrg. II St. Zelle 1799. 8. S. 299 fl.

het; nicht später, weil er sonst zu spät reifet. Der offene Mohn liefert zwar mehr Saamen, wenn man ihn sämmtlich erhielte; da er aber bey heftigem Winde zum Theil verlohren geht, so ist der mit geschlossenen Köpfen vorzuziehen.

Der Mohn verlangt einen gut begeilten, obgleich nicht frisch gedüngten Boden. Ein Feld was im vorigen Jahre Weißkohl, Taback u. dgl. getragen, ist ihm am angemessensten. Er kann aber auch auf gedüngten Braachweißen oder Rocken folgen.

Der Acker kann sehr füglich zwiefach benuzet werden, wenn man Mohn und gelbe Wurzeln zusammen darauf säet. Jedoch müssen auf einen Calenbergischen Morgen nicht mehr als zwey Pfund gelbe Wurzeln und ein Pfund Mohn-Saamen gesäet werden; sonst bleiben die Mohnköpfe zu klein.

Wenn die Pflanzen bis zwey Zoll herangewachsen sind, so müssen sie gejätet und vom Unkraute gereiniget, auch wo sie zu dicht stehen, verzogen werden, so daß jede Pflanze eine Spanne lang von der andern entfernt zu stehen kommt.

Bisher hat man die Mohnköpfe, wenn sie reif waren, abgebrochen, und auf den Haus-Boden zum Abtrockenen hingeschüttet. Diese weitläuftige und vielen Raum erfordernde Methode muß nicht nur den Mohnbau im Großen verhindern; sondern es werden auch die Köpfe leicht schimmlich, wodurch der Same Schaden leidet, und das Oehl einen widrigen Beygeschmack bekommt.

Herr Poske verfährt daher bey Einärndtung des Mohns auf folgende leichte Art: Wenn er reif ist, lässet er die Pflanzen aufziehn, in kleine Bündel so zusammen fassen, daß die Köpfe gleich an einander zu liegen kommen, und sie nun

zwey-

zweymahl, erstlich unter den Köpfen und dann am Wurzelende zusammen binden. Diese Bündel werden nun, wie das Korn, in Stiegen aufrecht an einander gestellet, und wenn sie trocken sind, was nach Beschaffenheit der Witterung in 8 bis 10 Tagen geschiehet, eingefahren.

Dann aber bedient er sich, statt des Oefnens mit der Hand und dem Messer, der Hechselschneidelade. Hier kann ein Mann in einem halben Tag mehr verrichten, als zwölf Personen den ganzen Tag über mit dem Aufpflücken. Die Köpfe werden nehmlich auf der Schneidelade fein und kurz durchschnitten, und nachdem dies geschehen, wird der Samen durch ein dazu paßliches Sieb abgesondert. Er kommt auf diese Weise völlig rein heraus.

Wenn der Mohn vom Lande abgezogen worden, so werden die Möhren abermahl vom Unkraute gereiniget, und geben dann ein vortreffliches Viehfutter.

Bey dem Schlagen des Oehls ist die Vorsicht zu empfehlen, daß die Quetschsteine und die Presse sorgfältig rein gemacht werden, wenn vorher andre Oehle, als Lein- und Rüböhl darauf geschlagen worden. Ferner müssen ganz neue Tücher dazu genommen werden. Und endlich muß die Masse ja nicht zu stark erhitzet werden, wenn das Oehl keinen brennlichen Geschmack bekommen, sondern milde und angenehm bleiben soll. Es ist daher rathsam, den Mohn bald nachdem er geärndtet worden, zu Oehl schlagen zu lassen, weil die Jahrszeit dann noch warm ist, und mehr Oehl als im späten Herbst herauskommt.

Man muß das Mohnöhl aber erst vier bis sechs Wochen stehen lassen, ehe man es braucht, damit der darin befindliche Milchsaft sich zu Boden

den setze, und es dann in andre Gefäße abklären. Während der Zeit, da es so stehet, dürfen die Gefäße nicht dicht zugemacht werden, sondern man muß sie nur mit einem losen, leinenen Tuche, oder mit einer Blasenhaut, worein Löcher gestochen werden, zubinden, damit das Oehl frey ausdünsten könne. Je älter das Mohnöhl wird, desto mehr verbessert es sich.

Auf einem Morgen werden im Durchschnitt 15 Himten Mohnsamen geärndtet. Aus einem Himten werden 16 Pfund Oehl geschlagen. Jetzt ist das Oehl wenigstens 8 Mgr. werth und reißend dafür abzusetzen. Der Geldertrag eines Morgens wäre also 53 Rthlr. 12 Mgr. Die Nachärndte der Möhren würde füglich die Kosten bezahlen, und durch Viehfutterung den Dünger ersetzen.

Herr Poske berechnet übrigens, daß in den Chur-Hannöverischen Länden für eine unglaublich große Summe Mohnöhl nebenbey gebauet werden könne. Es bedarf aber dieser Berechnung nicht, um den Mohnbau allen klugen Landwirthen zu empfehlen, und seinen Vorzug vor Cichorien-Bau und manchen Productionen, in welchen man Goldgruben gefunden zu haben meint, ins Licht zu stellen. Wir sind überzeugt, daß Herr Poske durch die Mittheilung dieser den Mohnbau so erleichternden einfachen Methode, sich um sein Vaterland sowohl, als um viele einzelne Landwirthe, sehr verdient gemacht habe.

In Thüringen, wo man viel Mohn bauet, bringt man den Mohnsamen in die sogenannten Oehlmühlen, welche vom Wasser getrieben werden. Es werden daher die inwendig nach einem Bogen ausgehöhlten, und unten mit eisernen Platten versehenen Gruben des Grubenbaums mit dem Samen

men angefüllt, wo dann immer wechselsweise zwey hölzerne mit Eisen beschwerte Stampfen, die von der Daumwelle gehoben werden, in jede Grube fallen, welche den zum Auspressen bestimmten Samen zerquetschen. Der nun gequetschte Samen wird dann in Haartücher geschlagen, und mit denselben in die Näpfe oder zwischen die Preßplatten gelegt. Nachdem diese in die Gruben der Oehlladen gesetzt sind, wird der Lösekeil eingesteckt, und hiernach der Preßkeil vom Oehlschlägel hineingetrieben, worauf das Oehl aus einer Oeffnung im Boden in der Oehllade in die untergesetzten Gefäße läuft, und Jungfernöhl genannt wird. Die einmahl ausgepreßten Samen werden noch einmahl gestampft, mit Wasser angefeuchtet, und wieder in der Oehllade ausgepreßt. Dieses Oehl ist von minderer Güte, und weniger haltbar, als das Jungfernöhl.

Der Herr Professor Sprenger giebt in Ansehung des Oehlschlagens vom Mohnsamen, so wie es in Oberdeutschland üblich ist, noch eine nützliche Nachricht. Er sagt: *).

Wenn man unter ein pfälzisches Simri, welches dreyen unsrer Vierlinge gleicht, Magsamen (Mohnsamen), welches gerade einen Schlag zum Oehlmachen giebt, einen pfälzischen Vierling etwas klein zerschnittener Borsdorfer Aepfel menget, und sodann kalt schlagen läßt: so giebt es ein Oehl von sehr angenehmen Geschmacke, welches man zu Speisen sowohl, als das beste Provencer Baumöhl gebrauchen kann. Eben diese vermengte Masse, die man kalt schlug, läßt man sodann auch warm schlagen, und erhält ein Brennöhl. (Dieses wird so zu verstehen seyn, daß der erste Druck des Mohnsamens, um Speiseöhl und dem besten Provencer-Oehl gleich zu seyn, kalt geschehen müsse, worauf denn der

*) S. Germershausen's Hausmutter in allen ihren Geschäften. III. Th. 2te Auflage. Leipzig 1792. 8. S. 366.

der Oehlkuchen auf den Wärmofen zerbröckelt, erwärmet, und sodann nochmahls gepresset wird. Dieser letzte Druck zwingt denn nun alles Oehl mittelst der Wärme heraus; welches letztere aber nun weiter nichts mehr als Brennöhl ist, da der erste Druck ohne Wärme das Jungfernöhl giebt, welches in besondere Gefäße gefüllet und aufbewahret wird.) Uebrigens ist alles kalt geschlagene Mohnöhl für Baumöhl zu gebrauchen, wenn es etliche Wochen gestanden und sich abgehellet hat. Es ist noch fetter als Baumöhl. Der Oehlmagen (Mohn) mit blauem oder schwarzem Samen giebt ein Drittel mehr Samen als der weiße; daher man den weißen, ob er schon theurer bezahlt wird, selten, sondern insgemein den blauen bauet. —

Um den Mohnsamen aus den Köpfen zu bringen, hat übrigens schon vor vielen Jahren ein in Erfurt als ein Denker und Künstlergenie bekannter Bäcker, Namens Fischer, eine Mohnmühle erfunden, wovon wir Fig. 5393 bis 5397 eine nach der Natur gemachte Abzeichnung mit allen Theilen in Kupfer und hier die dazu nöthige Beschreibung und Erklärung mittheilen *).

Fig. 5393 ist die völlig zum Gebrauch aufgestellte, aus folgenden Stücken und Theilen zusammengesetzte Maschine, oder Mohnmühle, auf welcher die völlig ausgedörrten Mohnköpfe oder Kapseln zermalmet werden.

Fig. 5394. ist das simple Gestelle, welches mit gewöhnlichen vier hölzernen Querriegeln und vier dergleichen Vorsteckern befestiget ist, auf welches oben auf, der Fig. 5397. abgebildete breterne Rumpf gestellet, und durch den a angebrachten beweglichen, auf beyden Seiten eingeschnittenen hölzernen Riegel, der vor- und rückwärts geschoben werden kann, höher oder niedriger gestellt wird. b ist eine feste und unbewegliche hölzerne Docke, c aber eine so eingefügte, daß sie herausgehoben werden kann, um die Spindel b Fig. 5396. hinein- und dann in das Gestell

*) S. Busch Uebersicht der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten ꝛc. von Ostern 1796.—1797. Erfurt 1798. 8. S. 569 ff.

Gestell zu stecken, und auf b die Spindel a Figur 5394 zu legen. Beyde Docken sind mit Eisenblech ausgefüttert.

Fig. 5395 ist das hölzerne Rad, wodurch die Walze Fig. 5396 mit einer Hand an dem an einer Speiche eingezapften Griff a gedrehet wird.

Fig. 5396 ist die Walze, welche rundum mit Eisenblech beschlagen, und, gleich einem Küchenreibeisen, mit etwas stärker eingehauenen Zähnen durchlöchert ist, wodurch die Mohnköpfe in der Gegend b. c. c. des Rumpfes Fig. 5397 auf einem eben so mit Eisenblech beschlagenen zahnichten Boden zermalmet, oder die Köpfe in Stücke zerrieben werden. a ist die eiserne Spindel, welche, wie schon erwähnt, auf das Gestelle Fig. 5394 in die angebrachte unbewegliche Docke b gelegt wird, nachdem sie mit der andern Spindel b in das an der beweglichen Docke c bemerkbare Loch, und diese in das Gestell gesteckt ist, und wird dann an diese Walze an die Spindel a das Rad Fig. 5395 durch das in der Mitte bemerkbare viereckige Loch gesteckt, die vordere Spindel vor dem Rade aber mit einem eisernen Vorstecker oder Feder versehen.

Fig. 3597 ist der aus Bretern gemachte, den bekannten Kornrollen, und in Mahlmühlen gewöhnlichen, von außen ganz ähnliche Rumpf, der aber hinten zu, inwendig nach oben, mit breternem Boden erhöhet ist, um den Fall der Mohnköpfe, nach der Walze zu, zu befördern, und werden hier oben bey a die Mohnköpfe eingeschüttet. b. ist die Oeffnung, wo sie wieder heraus und unter die bey cc angebrachten Krümmungen, eingelegte Walze Fig. 5396 kommen, und auf dem hier angebrachten Boden, der eben mit reibeisenähnlichem Eisenblech beschlagen ist, zermalmet werden.

Zwischen der Walze und dem Boden ist ein knapper Zoll Raum, und kann die Mühle so gestellt werden, daß auch das kleinste Mohnköpfchen noch zerdrückt und in Stücke zerrieben wird, indeß die ausrollenden Mohnkörner und zermalmten Köpfe zwischen den Seitenwänden und auf der breternen Rolle herunter, vor die Rolle, in eine davor gestellte Wanne oder Trog fallen.

Zu

Zu dieser Manipulation sind nun etwa 3 Personen nöthig, wovon eine den Mohn beyträgt und einschüttet, die andere das Rad drehet, und die dritte die abrollenden zermalmten Mohnkopfschalen und Mohnkörner durchsiebet, welche letztere man am Ende mit einem klärerern Siebe nochmals durchrädet, und von allem Staub und Unrath säubert. Dann werden die Mohnkörner auf Tücher oder gut gebreterte Böden oder Stuben aufgeschüttet, einigemal überrechet, und bis zum Gebrauch oder Verkauf, auch wohl in Säcken, aufbewahrt. Auf diese Art können nun drey Personen in einem Tage bequem zwey erfurtische Malter aus den Köpfen oder Kapseln bringen und völlig reinigen. Das erfurtische Malter hat aber 48 Metzen und die Metze 28 Nösel. Eine solche Maschine kommt übrigens etwa 4 bis 5 Thaler in Erfurt.

8. **Englischer Mohn, auch pyrenäischer Mohn**, Papaver *cambricum*, capsulis glabris oblongis, caule multifloro laevi, foliis pinnatis inciſis. Linn. Papaver erraticum pyrenaicum, flore flavo. Bauh. pin. Diese Art wächst auf den pyrenäischen Gebirgen, desgleichen im Fürstenthum Wallis oder Wales, und einigen andern nördlichen Theilen von England in kleinen schattigen Wäldern; und blühet im Junius. Sie hat eine perennirende Wurzel; ihre Blätter kommen größtentheils unmittelbar aus der Wurzel, sind gefiedert, und bestehen aus tief eingeschnittenen Blättchen; die Stängel sind ziemlich nackt, und werden einen bis anderthalb Schuh hoch; am Ende der Stängel und deren Zweige entspringen einblumige Stiele mit ziemlich großen hellgelben Blumen. Die Samenkapseln sind länglicht, an der Basis schmahler, und am Ende mit einer fünf-

bis sechsstrahligen Narbe, und mit einem kurzen Schnabel versehen; die Samen sind braun. Sie liebet eine kühle und schattige Lage.

9. Orientalischer Mohn, Papaver *orientale*, capsulis glabris, caulibus unifloris scabris foliosis, foliis pinnatis serratis. Linn. Gaertner de sem. et fr. plant. I. 289. Tab. 60. f. 4. Diese Art, welche jetzt auch in den botanischen Gärten von Europa gezogen wird, hat Tournefort in Armenien entdeckt. Sie hat eine kriechende Wurzel, welche ungefähr einen Schuh lang und eines kleinen Fingers dick ist, und durch welche sie sich sehr stark vermehret. Ihre Stängel werden anderthalb bis zwey, und in den Gärten drey bis vier Schuh hoch; die Blätter, von denen die untersten ungefähr einen Schuh in der Länge haben, sind gefiedert, und bestehen aus lanzenförmigen, ungefähr dritthalb Zoll langen, scharf sägenartig gezähnten Blättchen, die sowohl als die Stängel mit langen, steifen, weißlichten Haaren besetzt sind. Die Blumen kommen in der Gestalt und Farbe mit dem gemeinen europäischen Feldmohn oder den sogenannten Klapperrosen überein, sind aber viel größer; und die darauf folgenden rundlichten oder eyrunden Samenkapseln haben eine Narbe von sechszehn Strahlen. Sie blühet in Europa im May. Ihre Wurzeln und die unreifen Samenkapseln sind mit einem schmutzigweißen, sehr scharfen und bittern Milchsafte angefüllt, welcher mit dem Opium von gleichen Kräften zu seyn scheint, wiewohl er von den Türken, die nur die Samenkapseln grün und roh essen, nicht gesammelt wird.

Mohn (Acker-), s. oben, S. 610.
— (Alpen-), s. oben, S. 611.
— (brauner), s. oben, S. 617.

Mohn (englischer), s. oben, S. 689.
— (Feld-), s. oben, S. 612.
— (Garten-), s. oben, S. 616.
— (gehörnter), ist ein Nahme des großblüthigen Schöllkrautes Chelidonium Glaucium Linn.
— (gemeiner), s. oben, S. 616.
— (keulenförmiger) s. oben, S. 610.
— (kleiner), s. oben, S. 610.
— (Korn-), s. oben, S. 612.
— (nacktstieliger), s. oben, S. 612.
— (offener), diejenige Spielart des gemeinen Mohns, Papav somniferum, bey welcher die Samenkapseln, wenn sie reif sind, unter der Narbe Löcher bekommen, aus welchen der reife Same beym Umkehren der Kapseln von selbst heraus fällt.
— (orientalischer), s. oben, S. 690.
— (pyrenäischer), s. oben, S. 689.
— (rother), ein Nahme des wilden Mohns, Pap. Rhoeas Linn. S. oben, S. 612.
— (Saat-), s. oben, S. 616.
— (schlafverursachender), s. oben, S. 616.
— (schwarzer), s. oben, S. 617.
— (stachlicher), s. oben, S. 610.
— (unächter), s. oben, S. 610.
— (verschlossener), eine Spielart des gemeinen Mohns, bey welcher die reifen Samenkapseln unter der Narbe keine Löcher bekommen. Man vergleiche den Artikel offener Mohn.
— (weißer), s. oben, S. 616.
— (wilder), s. oben, S. 612.
— (zweifelhafter), s. oben, S. 616.

Mohnartige Gewächse, Rhoeadeae Linn., ist eine von Linné's natürlichen Pflanzenfamilien.

Es sind Pflanzen, welche einen hinfälligen Kelch, und eine kapselartige oder schotenartige Frucht haben, nähmlich die Gattungen Bocconia, Argemone, Papaver, Chelidonium, Sanguinaria und Podophyllum. Batsch rechnet eben diese Gattungen, aber auch noch Fumaria und Nymphaea L. dazu.

Mohnbau, besonders des gemeinen oder schlafverursachenden Mohns, s. im Art. **Mohn**, oben, S. 623. 628 und S. 682 fl.

Mohnblumen, vorzüglich des wilden Mohns, Pap. Rhoeas L., s. oben, S. 614.

Mohnbrey. Ein von feinem Rockenmehl mit Wasser und Salz gekochter, hierauf aber erkalteter, Brey wird löffelweise ausgestochen, und in eine Schüssel gelegt, sodann aber geriebener, mit Wasser oder Milch sehr flüssig gemachter und mit Honig oder Syrupp versüßter Mohnsamen übergossen. Dieser Mohnbrey ist indessen bloß eine Abendkost und vorzüglich in den Gegenden, wo Mohn gebauet wird. Er wird aber auch hier nicht so oft gegeben. In Flachsländern bedient man sich dieses Breyes hauptsächlich, wenn viele Leute eine Parthie Flachs gebaket, und statt der Bezahlung mit Gelde mit einem Leckerbissen abgefunden werden sollen.

Mohn-Extract, s. oben, S. 620 im Art. **Mohn**.

Mohnfladen. Dieser Fladen hat den Nahmen von dem aufgelegten Mohne. Vorhin hinlänglich im Wasser eingeweichter Mohnsamen wird in einer Satte, oder einem Reibasche, fein gerieben. Ist der Mohn zart genug, so wird auch zu jedem Reibsel, das ist zu so viel Mohn, als jedesmahl zugleich klein gerieben werden kann, ein Ey angeschlagen und mit unter gerieben. Hiernächst wird auch, etwa zum vierten Theile, gekochte Hirse zu dem

dem Mohne hinzugefüget, und nebst Honig oder Syrupp zur Versüßung vermenget, wenn kleine und große Rosinen zuvor hinzu gekommen sind.

Der Teig aber wird von dem feinsten Rockenmehle, Bärme, Salz und Wasser bereitet, vor dem Backofen gemangelt, mit einem Rande versehen, und der Mohn über den Teig, innerhalb des Randes, etwa anderthalb Finger hoch, aufgetragen.

1) In einigen Weitzenländern wird der Teig zum Mohnfladen aus Weitzenmehle bereitet, daher man auf das Gebräuchlichste der Gegend zu sehen hat.

2) Der Teig oder die Unterlage des Mohns muß etwa nur Fingers dick seyn.

3) Die mit dem Mohn zu vermengende Hirse muß nicht mit Milch, sondern nur mit Wasser gekocht worden seyn, damit die Fladen nicht vor der Zeit sauer werden.

4) Eben um diese Mohnfladen vor der Säure desto länger zu bewahren, kann man auch nur ungekochte Hirse nehmen, die aber gleich dem Mohne in der Satte recht fein zerrieben werden muß.

5) In ärmern Gegenden pflegt man die Mohnfladen geringer zu machen, wenn der Mohn, wo nicht mit der Hirse zur Hälfte, doch zum dritten Theile, vermenget wird.

6) In guten Ländern setzet man unter den Festkuchen den Mohnfladen der Eyerplätze nach. Er wird daher in den, auf die Oster- und Pfingstfeyertage folgenden, Werkeltagen dem Gesinde des Morgens, auch des Nachmittags zum Vesperbrot bey der Arbeit gereichet.

7) Wenn eben dieser Mohnfladen an gemeinen Wochentagen des Morgens auf den Tisch

kommt, so wird keine Butter, kein Schmalz oder Käse gegeben, indem sich das Gesinde nach der Suppe an solchem Faden satt essen muß. Der Mohnfladen aber, wozu nur Rockenmehl genommen worden, hält sich weit länger frisch, als der, zu welchem Weitzenmehl gekommen ist.

8) Auch der Mohnfladen, weil er um des Mohnreibens willen viele Zeit erfordert, gehöret nicht unter die bereitsamen Kuchen; weshalb er nur in Ostern und Pfingsten, aber nicht in der Aernte gebacken werden soll.

Die Hausmutter in allen ihren Geschäften. I. B. 3te Aufl. S. 88 ff.

Etwas feiner wird der Mohnfladen auf folgende Weise zubereitet. Wenn der eine Nacht zuvor eingeweicht gewesene Mohn gerieben wird, so werden auf einem Reibsel (ist eine Portion Mohn, die auf einmahl in einer Satte bequem gerieben wird) zwey Eyer genommen, und unter dem Mohn verrieben. Wenn man genug geriebenen Mohn hat, so werden große und kleine Rosinen, Zucker, Zimmt, und abgezogene, in Strieimeln zerschnittene Mandeln darunter gemenget. Es wird diese Masse, so viel als möglich ist, auf einem ausgerollten dünnen Butterteige, dessen Kante rings herum umgeschlagen wird, aufgetragen und abgebacken. Statt des Zuckers kann auch Honig unter den Mohn genommen werden.

1) Zierlicher wird der Mohnfladen, wenn er mit untergelegtem Butterteige in einem blechernen Reife, wie oben gelehret, abgebacken wird. Man kann ihn auch in einer zinnernen Schüssel backen.

2) Der Mohnfladen ist in einigen Ländern allemahl zu Ostern und Pfingsten ein geachteter Festkuchen. Wenn es um Pfingsten bereits war-

me

me Witterung ist, so muß man die Mohnfladen nicht allzu lange stehen lassen, indem sie von der Wärme leicht anlaufen und sauer werden können.
Die Hausmutter. 2c. II. S. 3iv.

Mohnhaupt, im gemeinen Leben **Mohnkopf** oder **Mohnkanne**, die runde Samenkapsel des Mohns, welche am obern Ende eines langen geraden Stängels steht, und die ungefähre Gestalt eines Hauptes hat. Bey dem Ottfried Manahaubit.

Mohnkanne, s. den vorstehenden Artikel.

Mohnkopf, s. daselbst.

Mohnkuchen. Der Mohn wird des Abends vorher mit kochendem Wasser gebrüht und mit demselben hingesetzt; des Morgens nimmt man ihn heraus, reibt ihn mit Zucker und Rosenwasser recht fein; schlägt ein Paar Eyer hinein, mischt ein halbes Pfund gröblich gestossene Mandeln mit Zimmt darunter, und läßt ihn so stehen. Nun bereitet man entweder einen mürben Butterteig, rollt ihn dünn aus, überschlägt den Rand, füllt den zubereiteten Mohn eben und gleich darein, und bestreut ihn mit Zucker und Zimmt; oder man kann auch diesen Kuchen von einem Butterteige in einem blechernen Reifen backen.

Dergleichen noch anders. Man macht hierzu einen guten Teig mit Hefen, wie zu einem andern Teige an, und nimmt, wenn er gehörig aufgangen ist, einen Theil davon; oder, wenn man nicht viel Teig hat, so rollt man den ganzen Teig dünne aus, streicht den Mohn so dick, als der Teig ist, darauf, wickelt es wie einen Strudel oder Wurst zusammen, bestreicht es mit Butter, oder auch nur mit Wasser, und läßt ihn auf einem mit Butter bestrichenen Papier backen.

Mohnweißkuchen. Hierzu wird ein Viertelpfund Weiß; und eben so viel Mohn, behdes

aber besonders in Milch steif gekocht; beydes thut man dann zusammen, und noch ein halbes Pfund geschmolzene Butter dazu. Wenn es kalt ist, so thut man in Sahne geweichten Saffran, ein halbes Pfund Zucker, die Schale von einer Citrone, etwas Salz und Muskatenblumen dazu, schlägt zwölf Eyerdotter darein, und füllt mit dieser Masse papierne und mit Butter bestrichene Kapseln eines Fingers hoch an, und läßt sie eine halbe Stunde lang backen. Beym Anrichten nimmt man sie aus den Papieren, bestreut sie stark mit Zucker und Zimmt, und glacirt sie mit einer glühenden Schaufel, welche man darüber hält.

Ausgepreßter Mohnkuchen, oder ein Kuchen, welcher aus Mohnsamen besteht, woraus das Oehl auf den Oehlmühlen ausgepreßt worden, s. oben, S. 620, im Art. **Mohn**. Diese ausgepreßten Mohnkuchen können auch in einem Backofen, wenn das Brot gar ist, aufgetrocknet, und hernach dem Gesinde zu **Mohnsuppen** gegeben werden. Denn alles Oehl kommt nicht aus den Kuchen heraus, und sie bleiben daher noch kräftig und wohlschmeckend genug. Dieses ist eine sehr leicht zu bereitende Speise, da der Mohnkuchen, wenn man ihn hernach gebrauchen will, nur etwas in gekochtes Wasser geleget und aufgelöset werden darf. Eine sonstige Mohnsuppe kostet Zeit und Mühe durch das jederzeit vorhergehende Mohnreiben. Eine Mohnsuppe hingegen von Mohnkuchen bedarf fast keiner Vorbereitung.

Mohnmühle, eine mühlenartige Maschine, um die Mohnhäupter oder reifen Kapseln des Mohns zu zerdrücken, um den Mohnsamen auf eine leichte Art zu bekommen. S. im Art. **Mohn**, S. 687 f. mit Abbild.

Mohnöhl, das aus dem Samen des gemeinen oder schlafverursachenden Mohnes, Pap. somiferum Linn., gepreßte Oehl, welches ganz frey von den narkotischen Eigenschaften des Opiums ist, und wenn es gehörig bereitet worden, dem besten Provencer Oehle an die Seite gesetzt werden kann. S. im Art. **Mohn**, oben, S. 619 fl., 682, 684, 686 fl.

Wenn der Mohnsamen recht reif geworden, so erhält man aus einem Berliner Scheffel etwas über eilf Quart, oder 22 Pfund Oehl.

Mohnreißkuchen, s. unter **Mohnkuchen** oben, S. 695.

Mohnrose, die kleine, Rosa papaverina minor, der Nahme einer Spielart von der niederländischen Rose, Rosa belgica Miller.

Mohnsaft, der getrocknete Saft, welcher aus den Mohnhäuptern oder Samencapseln des gemeinen Mohns, Pap. somniferum Linn, fließt, wenn man vor ihrer Reife leichte Einschnitte in dieselben macht, und welcher unter dem Nahmen des **Opiums** am bekanntesten ist. S. im Art. **Mohn**, oben, S. 621 fl.

Mohnsaft-Tinctur, s. oben, S. 679 im Art. **Mohn**.

Mohnsamen, s. im Art. **Mohn**, oben, S. 618 fl. Dieser Samen wird oft nur **Mohn**, **Mahn** schlechthin oder **Magsamen** genannt. Die letzteren beyden Benennungen sind indessen vorzüglich nur in Oberdeutschland gebräuchlich.

Mohnsamenöhl, s. **Mohnöhl**.

Mohnsamenstein, so wird der **Rogenstein** genannt, wenn seine Körner die Größe des Mohnsamens haben.

Mohnstrietzel. Man macht hierzu einen eigentlichen Stollen- oder Weckenteig an, bereitet den

Mohn mit warmer Milch, Rosenwasser, Zucker, Zimmet und gestoßenen Mandeln, thut auch, wenn man will, etwas kleine Rosinen dazu, mischt alles gut unter einander, treibt alsdann den Teig in verschiedene Plätze auf, legt die Fülle auf die eine Hälfte und schlägt die andere darüber, thut wieder Fülle darauf, schlägt es wieder so zusammen, und formt sie endlich zu einem Striezel oder Stollen, läßt es gut aufgehen, und bestreicht sie alsdann mit Butter, setzt sie auf Papier in den Ofen, und läßt sie schön bräunlich backen. Wenn sie aus dem Ofen kommen, so bestreicht man sie wieder mit Butter, und streuet, wenn diese etwas darein gezogen ist, Zucker und Zimmet darauf.

Mohnsuppe. S. im Art. **Mohnkuchen**, oben, S. 696. Eine andere etwas feinere Art der Mohnsuppe wird so zubereitet. Der Mohn wird hierzu eine Nacht eingeweicht, dann in einem Reibeasch gerieben, und mit lauter Milch abgerührt. Um aber die Suppe noch besser zu machen, so mischt man gestoßene Mandeln darunter, und wenn man sie über würflich geschnittene und in Butter geröstete Semmel angerichtet hat, so streuet man alsdann Zucker und Zimmet darauf.

Mohnsyrupp s. unter Mohn, oben, S. 620.

Mohn-Tinctur, s. **Mohnsaft-Tinctur.**

Mohogny-Holz, Mohoni-Holz, s. **Mahagony-Holz**, Th. 82, S. 469.

1. **Mohr**, der, (des Mohres, im Plur. die Mohre) von vielen auch **Moor**, und **Moir** geschrieben, Franz. Mohére und Moire, ein Nahme eines gewissen derben und dichten seidenen Zeuges. Daher **gewässerter, ungewässerter Mohr, Silbermohr.** Etwa wegen der dichten festen Beschaffenheit dieses Zeuges, von **mohr**, dunkel, dicht? Oder etwa, weil es, wie so viele andere

Arten

Arten seidener Zeuge eine mohrische, d. i. west- und südasiatische Erfindung ist? Im letzten Falle würde es so viel als mohrischer Zeug bedeuten.

Der Mohr ist eigentlich ein dicht und festgeschlagener Zeug, der gemeiniglich ganz von Seide, sowohl im Aufzuge als im Eintrage; manchmal aber auch aus Seide und Wolle, Haaren, leinenem und baumwollenem Garne, oder auch nur blos aus Wolle, Haaren, leinenem, und baumwollenem Garn gemacht wird. Der seidene Mohr ist eine Gattung von Gros de Tour, aber nicht so stark, sondern schwächer als dieser: man hat davon verschiedene Arten, als glatten Mohr, franz. Mohère lisse, welcher nicht gewässert ist, auch kein Muster hat; gewässerten Mohr, franz. Mohère tabisée, der auf Art des Tabins gewässert ist, und diese beyden Gattungen sind nur darin von einander unterschieden, daß der letztere auf der Mandel gerollet wird, welches bey dem ersten nicht geschieht; geblümten Mohr, franz. Mohére figurée, welcher allerhand Muster von Blumen hat. Reiche Mohre heißen diejenigen, deren Einschlag wechselsweise aus einem Faden Silber oder Gold, und einigen Fäden Seide besteht. Halbseidener Mohr ist der, zu welchem man Ziegenhaar auch wohl Baumwolle oder Leinengarn gebraucht. Glatte Mohre haben beyde Seiten gewässert; die geblümten aber nur die rechte Seite. Ehedem machte man auch Mohre mit bunten Streifen und geblümt oder broschirt. Die zweyfarbigen, wandelfarbenen und mit Kantenmustern nehmen sich am besten aus. Man hat auch kleinblümige auf Peruvienne-Art, die zu Sommerkleidern für Mannspersonen dienen. Die englische Waare hält man für die beste, aber es wird nun in Frankreich, besonders zu Lyon Mohr verfer-

verfertigt, der eben so schön als der englische ist. Die franz. Mohre sind 19 Zoll breit, und in Stücken von 30 bis 40 Stab. Der Mohr liegt in Lagen von einem halben Stab doppelt überschlagen. In Deutschland werden unter andern zu Gera Mohre gemacht, die in gutem Ruf sind.

Die französischen Mohre, besonders die, welche man zu Paris macht, mußten sonst insgesammt nach der Verordnung vom J. 1667 für die Seidenmanufakturen zu Paris, von viererley Breite, nähmlich von 1 ein halbes Viertel Stab, $\frac{7}{16}$ St. oder $\frac{1}{2}$ St. voll, oder endlich $\frac{1}{2}$ St. und $\frac{1}{16}$ breit gemacht werden, und durften bey Verlust der Waare und 60 Livres Strafe nicht mehr, als soviel die Breiten zweyer Kämme, oder ein Teston (eine Silbermünze) austrägt, breiter oder schmähler seyn. Vermöge eben dieser Verordnung war es auch verboten, die Mohre aus zweyerley Seide, als aus gesottener und roher, oder roh gefärbter Seide zu verfertigen, sondern sie musten sowohl im Aufzug als Einschlag ꝛc. entweder ganz von abgesottener oder ganz roher Seide gemacht werden, ebenfalls bey Strafe von 60 Livres in dem ersten, und noch größerer Strafe im fernern Uebertretungsfalle. Eine andere Vorordnung von eben diesem Jahr, die aber für die Stadt Lyon gemacht war, befahl daß die Mohre, die nicht sowohl im Aufzuge, als im Eintrag ganz von Seide, sondern aus Seide, mit Kameelhaar, Wolle, leinenem oder baumwollenem Garn gemischt, verfertigt wurden, eine an Farbe von dem Aufzuge unterschiedene Leiste haben sollten, daran man sie von den ganz seidenen unterscheiden könnte, damit sie nicht für ganz seidene verkauft würden.

2. **Mohr**, der, (des Mohren, im Plur. die Mohren).

1) Eigentlich, ein Einwohner des ehemahligen **Mauritaniens**, wegen der braunen oder bräunlich gelben Gesichtsfarbe, aus dem Lat. und Griech. Maurus. Nachdem diese aus Africa in das westliche Europa eingefallen waren, und sich daselbst festgesetzt hatten, nannte man erst diese, und hernach in den spätern Zeiten nicht nur alle Muhamedaner in dem südlichen Theile Asiens und auf den Küsten und Inseln des indianischen Meeres, sondern auch die braunen Aethiopier wegen dieser ihrer Gesichtsfarbe **Mohren**. Die letzteren kommen unter diesem Nahmen in der Deutschen Bibel mehrmahls vor. Wegen der großen Zweydeutigkeit dieses Wortes hat man in den neueren Zeiten angefangen, die Einwohner des ehemahligen Mauritaniens, oder die gesitteteren nördlichen Africaner **Mauren** zu nennen, um sie von den **Mohren** in der folgenden Bedeutung zu unterscheiden; die Muhamedaner in dem südlichen Asien, welche größtentheils Araber von Herkunft sind, nennet man richtiger **Muhammedaner**, ungeachtet sie in vielen Reisebeschreibungen noch immer den Nahmen **Mohren** führen.

2) Ein Mensch von ganz schwarzer Gesichtsfarbe, mit krausen wolligen Haaren und dicken aufgeworfenen Lippen, dergleichen die Bewohner des südlicheren Afrika, am Senegal, in Neu-Guinea und Congo, die Einwohner von Monomotapa, Malabar, Malakka und einigen südlichen Inseln sind; welche auch unter dem Namen der **Schwarzen** oder **Negern** bekannt sind. Besonders pflegt man einen solchen ganz schwarzen Afrikaner, welchen vornehme Herren zu ihrer Bedienung halten, einen **Mohren** zu nennen. Was in naturhistorischer

rischer und physiologischer Hinsicht und sonst von diesen Völkerschaften zu bemerken ist, sehe man im Art. Mensch, Th. 88, S. 456. 479-538 fl. 604 fl.

3) Figürlich. a Eine Art Schmetterlinge, Papilio Antiopa Linn.

b. Verschiedene pulverige Bereitungen in der Chemie, die eine sehr schwarze Farbe haben; z. B. Eisenmohr, Quecksilbermohr oder mineralischer Mohr, und Spießglasmohr. Vegetabilischer Mohr ist der verkohlte und gepulverte Fucus vesiculosus Linn.

c. Einigen krankhaften, schwächlichen Menschen von kleiner Statur, mit krausen Haaren und einer schuppigen Haut von blendend weißer Farbe, welche in verschiedenen Ländern angetroffen werden, hat man auf eine sehr uneigentliche Art den Nahmen der weißen Mohren gegeben. Die Spanier nennen sie Albino's, die holländischen Reisebeschreiber Kakerlacken. S. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 707 fl. Außer ihrer weißen Haut unterscheiden sie sich auch durch den blassen, gelben, grauen oder röthlichen Stern im Auge, dem der schwarze Schleim mangelt, daher sie auch weder das Sonnenlicht, noch ein helles Feuer vertragen können.

Dieses Wort, welches im Niederf. Moor und Mooran, im Engl. und Dän. gleichfalls Moor lautet, stammet allem Ansehen nach aus dem Lat. Maurus her, welches zunächst einen braunen Mauritanier bedeutet, und das Griechische μαυρος und αμαυρος, dunkel, ist, zu dessen Verwandtschaft auch das Niederf. mörk, dunkel, gehört.

3) Mohr, das, (des Mohres, im Plur. die Mohre, in einigen Gegenden die Möhre) von vielen auch Moor geschrieben, ein sumpfiges, morastiges Land, von einem schwarzen Boden, dergleichen dasjenige ist, woraus Torf gegraben wird.

Der-

Dergleichen Mohre entstehen, wenn sich Wasser auf einem nicht durchlassenden Grunde, wo es keinen zureichenden Abfluß hat, allmählig und in geringerer Quantität ansammelt. In großer Masse würde es einen See ausmachen. Auf diesem feuchten Grunde erzeugen sich viele Arten von Sumpf- oder Mohrpflanzen, die, aus noch nicht ganz ausgemachter Ursache, nicht verwesen, sondern sich halb verkohlen. Auf ihnen wachsen wieder andere, und so entstehet allmählig eine mehr oder minder hohe Lage von Torf, oder ein dichtes Gewebe von abgestorbenen, aber nicht völlig verweseten, fest in einander gepreßten, oft mit Erdharz durchdrungenen Pflanzen. Es giebt Grünlandemohre, aus denen Gras wächst, und deren Oberfläche mehr aus vegetabilischem Moder, als aus Torf bestehet; und Torfmohre, welche nur mit Heide und Mohrpflanzen bewachsen sind.

Die Behandlung und Benutzung der Mohre sehe man im Art. Torf und Torfmohr. Sollte man die Mohre austrocknen wollen, so ist davon nach Herrn Thaer's Darstellung *) vorläufig einiges im Allgemeinen zu bemerken. Ausführlicher wird davon im Art. Sumpf die Rede seyn.

Das

*) S. dessen Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft. II. B. I. Th. Hannover 1800. S. 59 fl. In diesem Theile dieses schätzbaren Werkes befindet sich überhaupt eine sehr lehrreiche Abhandlung über das Abfangen der Quellen, um Sümpfe, Moräste, Mohre und Aecker abzutrocknen, vorzüglich nach Anderson's essays relating to agriculture and rural affairs 1797. womit zu verbinden ist (John Johnstone's) Account of the most approved mode of draining land, according to the system practised by Mr. Jos. Elkington 1797., wovon der Herr Graf von Podewills 1799 eine deutsche Uebersetzung herausgegeben hat, welche den Titel führt: John Johnstone's Abhandlung über das Austrocknen der Sümpfe und Entwässerung kaltgründiger Aecker, nach der neuesten von dem Herrn Elkington entdeckten Verfahrungsart.

Das Wasser, welches die Entstehung dieser Mohre verursacht, fließt entweder zuweilen von der umliegenden höhern Gegend hier zusammen, oder quillet mehrentheils aus der Borke, welche den Grund des Mohrs ausmacht, hervor. Im ersteren Falle werden sie Hochmohre, im zweyten Quellmohre genannt. Mancher glaubt, wenn er einen Graben in seinem Mohre ziehet, und nun auf einen festen thonigen, oder steiniglehmigen Boden kommt, aus dessen Borsten Wasser hervorquillt, er sey auf die Quelle selbst gekommen, und brauche nicht tiefer einzudringen. Hiermit ist aber noch wenig zur Entwässerung des Mohrs ausgerichtet; denn unterhalb dieses Grundes liegt erst die eigentliche Quelle, das Grundwasser, oder der Behälter, woraus das Wasser hervorquillt. In diesem Grunde wird erst der Entwässerungsgraben angelegt, der entweder selbst bis auf die wasserhaltende Lage hineingeführt werden, oder mit derselben durch Gruben und Bohrlöcher in Verbindung gesetzt werden muß. Sobald man bis dahin eingedrungen ist, wird das Wasser mehrentheils mit erstaunlicher Gewalt hervorbrechen, und es ist daher sicherer, den Ableitungsgraben schon vorher auszustechen. Die Masse und die Gewalt des unter einem Mohre angehäuften Wassers ist zuweilen so groß gewesen, daß solches, wenn es die Borke oder Thonlage, die es einzwängte, plötzlich durchbrochen hatte, das ganze Mohr in die Höhe hob, in einem gewaltigen Strome fortführte und meilenweite Strecken damit bedeckte. Solcher Beyspiele hat man in England und Schottland verschiedene *).

Wenn

*) Man sehe die Beschreibung verschiedener schwimmenden Inseln im Art. Insel, Th. 30, S. 283 ff.

Wenn aber dem Wasser unterhalb der festen Borke, worauf das Mohr ruhet, Luft gegeben worden, und es durch einen, in dem Thone selbst fortlaufenden Graben, der ein gehöriges Gefälle hat, abgeführt wird, so wird das Mohr bald sinken, und allmählig fester und dichter werden, so daß es nach etlichen Monaten schon Pferde und Wagen da tragen kann, wo sonst kaum ein Mensch gehen konnte.

Nicht immer ist indessen ein Abfangegraben hinreichend, weil die poröse Lage, welche das Wasser enthält, von einer undurchdringlichen unterbrochen seyn kann. Es wird denn aber wieder kostspielig seyn, nach den feuchtbleibenden Stellen Nebengraben hinzuziehen.

Es ist aber nicht hinlänglich, solche Mohrgegenden auszutrocknen; sie werden deswegen oft doch so wenig Frucht als Gras tragen, weil die Pflanzen in der äußerst losen Mohrerde weder Anhalt noch Nahrung finden. Will man sie nicht mit Erlenholz anbauen, so ist das beste eine Hand hoch Sand darauf zu fahren, solchen unterzupflügen und wohl mit Mohrerde zu vermengen. Mehr sehe man hiervon indessen im Art. **Sumpf**, wo ich von dem ganzen Geschäfte der Austrocknung und Urbarmachung der unter Wasser gesetzten Ländereyen ausführlicher zu handeln gedenke.

Es ist übrigens sehr bekannt, daß die Landwirthe in Ermangelung hinlänglichen Düngers die Modererde aus Teichen ꝛc. auf den Acker und in Plantagen fahren, um damit das Land zu düngen und dessen Fruchtbarkeit zu befördern. Da man dieses auch wohl mit der Mohrerde versucht, diese hierzu aber nicht immer tauglich ist, und sie wegen ihrer ungleichen Art und Beschaffenheit nicht selten mehr Schaden als Nutzen

stiftet: so scheint es nöthig zu seyn, dem Landmann sichere und deutliche Kennzeichen anzugeben, wodurch er leicht eine untaugliche Sumpferde von einer brauchbaren unterscheiden kann *).

An den Seeküsten trift man oft die Sumpferde in morastigen Pfützen und kleinen mohrigen Reservoiren, in Marschländern, oder Meeranschlemmungen, welche in den vorigen Jahrhunderten von verfaulten See- und Flußgewächsen entstanden sind, an. Da sie aber in dieser Lage beständig angeschwemmt und von der Salzigkeit des Meerwassers gesättiget wird, so ist sie für Aecker und Plantagen untauglich. Wenn man von dieser Mohrerde etwas trocknet, und dieses auf einem Stück geglüheten Eisenblechs oder einer alten Ofenklappe versucht, so knistert und sprüht es, während es brennt, welches die Gegenwart des Kochsalzes darin deutlich zeigt. In Erlenbrüchen trift man nicht selten eine sehr feine und schwarze Morasterde an, die, wenn man etwas davon auftrocknet und sie über Kohlen auf einer aufgeglühten alten Ofenthür untersucht, sehr wenig brennt und zusammenküttet, und nach fortgesetztem Feuer blos eine röthliche Asche zurückläßt; welche ein Rest von eingemengtem Eisenvitriol ist: und weil diese in dergleichen Sümpfen beständig mit halbverfaultem Eichen- und Erlenlaube oder den Ueberbleibseln von andern adstringirenden Körpern vermischt ist, so theilt er dieser Mohrerde die sehr schwarze Staubfarbe, auch aufgetrocknet, mit. Unter Berghöckern findet sich auch oft eine solche Morasterde mit Schwefelkiesverwitterun-

*) S. Versuche und Anmerkungen über die Sumpf- oder Mohrerde, ihrer ungleichen Beschaffenheit, und ihrem Schaden oder Nutzen beym Ackerbau. In von Crell's chemischen Annalen, Jahrgang 1797 2r B. S. 207.

witterungen, von der gewöhnlich die Erde in Plantagen und Aeckern verdorben wird.

Fruchtbare Mohrerde findet sich trocken, lose und locker, ist von Farbe schwarzgrau, kittet und brennt auf einer geglühten Eisenplatte im Feuer beynahe auf, ohne Schwefelgeruch oder blaue Flamme und läßt eine geringe Quantität dunkelgraue Asche zurück. Diese Erde findet sich in Brüchen, die mit Laub und Nadelholz vermengt sind, besonders dann, wenn die Höhen, die den Saum solcher Mohre ausmachen, auch mit Laubhölzern und Nadelwaldungen besetzt sind.

In der Picardie und in Holland ist diese Art Sumpferde zuweilen mit den halbverfaulten Wurzeln von Wasserpflanzen und kleinen zerfallenen Meerschnecken vermischt, welche auch zuweilen in Schweden in Sümpfen, die von einigen weit ins Land hinein angeschwemmten Meerbuchten entstanden sind, und wenn Kalk- Kreide- oder Märgelerde darin gefunden wird, vorfallen. Eine solche Mohrerde braust oder effervescirt getrocknet mit einigen Tropfen Scheidewasser oder Vitriol-Spiritus; sie brennt im Feuer langsam, raucht und stinkt alsdann stark, und läßt eine bleichgraue kalkige Asche zurück. Man hält sie beym Ackerbau und in Plantagen am fruchtbarsten.

Morasterde, welche aus Bärenmos und abgefallenem Laube von Nadelholz entstanden, ist zwar nicht so fruchtbar, als die beyden letztgenannten Erden; wenn man sie aber in kleine Haufen zusammenwirft, und zerhauene Tannenreiser drunter bringt, und sie ein Paar Jahre faulen läßt, dann kann sie doch mit Vortheil im Ackerbau gebraucht werden, besonders auf Sandboden, wenn sie zugleich mit etwas klein gemachtem Thon als Dünger hinaufgebracht wird.

Brennt man diese Morasterde auf einem alten im Feuer aufgeglühten Ofenbleche, so küttet und brennt sie sich etwas langsam wegen der Wurzel und Stengel von Bärenmos, und hinterläßt ein wenig von einer bleichrothen Asche, welches von der in Tannenbrüchen stets herrschenden vegetabilischen Säure herrührt, die aber in hochliegendem trockenen Boden nicht schädlich ist. Die oben beschriebene fruchtbare Sumpferde kann zuweilen nach dem Brennen zu Asche auch eine röthliche oder dunkelbraune Asche geben, nachdem das übrige in Rauch und Flamme abgebrannt ist: sie ist aber deshalb nicht unfruchtbar; denn die geringe Eisenerde, welche hier die röthliche Farbe der Asche verursacht, ist dem Gedeihen der Gewächse nicht nachtheilig. So zeigen Gusmund Galeati's Versuche (Comment. Bonon. T. II. P. 2. p. 20) daß die Eisenerde in ansehnlicher Menge mit dem Nahrungssafte in die Gewächse eingehen kann, ohne im geringsten ihren freudigen Wachsthum zu hindern. Wenn man die Eisenerde in unsern Mohren nach der chemischen Theorie genauer betrachtet, so findet man, daß sie immer Eisen in Kalkform (Ferrum calciforme) ist; es sind also alle Eisenocher in unsern Mohren voraus durch Verwittern von ihren Steinarten aufgelöst, und finden sich nachdem ohne alle Vitriolsäure in den Morästen gesammlet und verborgen, woselbst sie ohne diese Vereinigung der metallischen Säure die Erde nicht unfruchtbar machen. Ohne im geringsten von einer solchen der Vitriolsäure beraubten Einmischung von Eisenerde in Sumpferde, in Ansehung ihrer Fruchtbarkeit einigen Nachtheil und Hinderniß zu erfahren, hat der Kämmerer und Ritter des königl. Wasaordens, H. Olander, in Nyland, diese Art eisenhaltiger

haltiger Moräste glücklich zu einem reichen Getreidertrag kultivirt, und zwar dadurch, daß sie bloß einmal vorher im Herbst, und darauf zweymal im Frühling aufgepflügt wurden, so, daß die Sumpferde heraufgebracht, gehörig ausgetrocknet, und zur Getreideeinsaat locker und los ward. Ja man hat auch zum Versuch $\frac{1}{3}$ Eisenocher in gewöhnlicher Gartenerde vermengt, ohne daß man merken konnte, daß der Boden davon im geringsten etwas von seiner Fruchtbarkeit, Erdfrüchte, Getreide oder andere Blattgewächse hervorzubringen, verlohren habe.

Mohraal, ein Aal aus mohrigem oder sumpfigem Wasser, welcher gemeiniglich brauner von Farbe ist, als der **Flußaal**.

Mohränte, eine kleine bunte Art wilder Aenten, mit gelben Füßen und mit einem gelben ausgezackten Schnabel, welche wie eine Schwalbe über dem Wasser fliegt, und die Fliegen wegfängt; Anas mulcaria Linn., **Fliegenänte**, **Mackänte**, **Mückänte**, **Langkragen**. Den Nahmen hat sie entweder daher, weil sie sich gern in mohrigen sumpfigen Gegenden aufhält, oder auch wegen der schwarzen Farbe ihrer Haut.

Mohrbeere, ein Nahme einer Art der Heidelbeere, Vaccinium uliginosum Linn. S. Th. 22, S. 753 fl.

In einigen Gegenden wird auch die **Mehl-** oder **Preiselbeere**, Arbutus uva ursi Linn. **Mohrbeere** genannt, und zwar, wie Herr Adelung meint, von dem Nieders. **mör**, mürbe.

Mohrdamm, ein durch ein Mohr geführter Damm. Solche Dämme werden zuerst vermittelst zweyer Gräben aufgeworfen, und werden nach und nach zu festen Wegen. Hat sich ein Damm dieser Art nach etlichen Jahren gelagert, so wird er mit Sand

gegen einen Fuß hoch überfahren, wodurch er noch mehr Festigkeit erhält.

Mohrdeich, ein gegen ein Mohr und dessen Ueberschwemmungen aufgeführter Deich.

Mohrdiemat, ein Flächenmaß in Ostfriesland, zur Ausmessung der Torfmohre; es enthält 450 Quadratruthen.

Möhre, ist zunächst ein Nahme einer Art eßbaren rübenartigen Wurzeln und ihrer Pflanzen; Daucus Carota Linn.; dann aber auch ein Nahme der ganzen Gattung Daucus *).

Diese Pflanzengattung, welche in die zweyte Ordnung der fünften Classe des Linnéischen Pflanzen-Systems (Pentandria digynia) zu den Doldengewächsen gehört, hat folgende Kennzeichen. Der gemeinschaftliche Schirm, und die besonderen sind vielstrahlig, ersterer während der Blüthe flach, und bey Reifung der Samen vertieft wie ein Vogelnest. Die gemeine und besondere Hülle sind vielblättrig, und erstere besteht aus Blättern, welche gleich breit und in Querstücke getheilt sind. Die Blüthenschirme sind unregelmäßig, die Blüthen haben kaum merkliche Blumendecken, und Blumen von fünf eingebogenen herzförmigen Blättern, von denen die äußeren besonders bey den Randblumen

*) Die gelbe Möhre heißt auch im Schwed. Morrot, im Böhm. Mrkew, und im Poln. Marchew. Der Nahme scheinet die mürbe, markige, eßbare Beschaffenheit auszudrücken; obgleich andere ihn von Mohr, Sumpf herleiten, weil dieses Gewächs einen feuchten und mohrigen Boden lieben soll, welche Eigenschaft auch das franz. Carotte anzudeuten scheint, von dem Nord-Engl. Carre, Schwed. Kaerr, ein Sumpf, Morast, und Rot, Wurzel. Allein die gelben Möhren wenigstens kommen in einem sandigen Boden besser fort, als in einem sumpfigen. Die Pastinaken, welche gern in lockerer Mohrerde wachsen, heißen in Niedersachsen auch Moorwörteln. Im Angels. und noch jetzt in einigen Gegenden Englands bedeutet Mora eine jede Wurzel, und im Angels. ist Feld-Mora, die Pastinake.

blumen größer sind. Die mittlern Blumen sind unfruchtbar. Die eyrunde Frucht besteht aus zwey, mehrentheils berstigen Samen.

1. Gemeine Mohrrübe Willd., gemeine Möhre, gelbe Möhre, gelbe Rübe. Daucus *Carota*, seminibus hispidis, periolis subtus nervosis Linn. Daucus vulgaris Clus. Caucalis Carota Roth. Pastinaca sylvestris. Camer. Pastinaca tenuifolia sylvestris Dioscoridis. Bauh. pin. β) Pastinaca tenuifolia sativa, radice lutea. Bauh. pin. Blackwell. t. 546. Ludw. t. 9. γ) Daucus sativus, radice atrorubente. Tournef. Suckow unterscheidet vier Hauptabänderungen dieser Art, nähmlich a) die gemeine gelbe Möhre; b) die goldgelbe Möhre; c) die weiße Möhre; d) die rothe Möhre, wovon besonders die beyden ersten Abänderungen für den Feld- und Gartenbau von ungemeiner Wichtigkeit sind. Sonst pflegt man überhaupt nur die wilde und die zahme oder Gartenmöhre zu unterscheiden, wo die letztere denn einige besondere Spielarten in sich faßt.

Linné begreift, wie es aus dem vorstehenden erhellet, unter diese Art zwar beyde eben genannten Hauptabänderungen, nähmlich die wilde und die zahme oder Gartenmöhre, indem er die letztere für eine bloße durch die Cultur entstandene Varietät der ersten hält, welches man auch bey Löbeln schon aus der Erfahrung angemerkt findet; von andern, insonderheit von Hr. Miller, wird aber behauptet, daß sich niemahls eine Sorte in die andere verändere.

Die wilde Möhre oder Mohrrübe findet man in allen europäischen Ländern an den Wegen, auf den Aeckern und Brachfeldern und trocknen Wie-

sen, wo sie im Julius und August blühet; die zahmen aber werden überall in den Gärten gezogen, und insgemein **gelbe Möhren** oder gelbe Rüben, von den Franzosen Carottes, von den Engländern Carots, von den Holländern Peen Karooten, in Schweden Morot, und von den Einwohnern in Crain Coreine genannt. Beyde haben eine spindelförmige Wurzel, welche bey der wilden Sorte kleiner und weiß, von härterer Substanz und schärferem Geschmack ist; die von der zahmen Sorte aber ist größer, fleischiger, angenehmer, und von einer mehr oder weniger sattgelben, bisweilen auch, aber seltener, dunkel, oder purpurrothen Farbe. Die Pflanzen sind zweyjährig, werden drey, vier bis 5 Schuh hoch, und haben einen aufrechten, zweytheiligen Stängel, und zweyfach gefiederte Blätter mit tief zerschnittenen und gezähnten Blättchen. Die allgemeinen Blumendolden bestehen oft aus vierzig, und die besondere fast aus eben so vielen Strahlen; die Blümchen sind weiß oder röthlich, und haben röthliche Staubbeutel, und insgemein ist das mittelste Blümchen einer Dolde röther, als die übrigen.

Diese ganze Pflanze hat einen besondern etwas gewürzhaften Geruch und Geschmack; die Samen sind dabey bitterlich, die Wurzeln aber süß. Diese Wurzeln werden nicht allein als eine angenehme und gesunde Speise sowohl allein, als mit andern Speisen häufig von Menschen gegessen, sondern geben auch ein gutes Futter fürs Vieh, welches Pferde, Schweine, Rindvieh und Schafe gern fressen und sehr fett davon werden; auch das Kraut, ehe es blüht, frißt das Vieh, nach der Blüthe aber nicht mehr. Wenn man den ausgepreßten Saft zu gehöriger Consistenz einkochet, so bekommt man einen süßen Syrupp; bey einer andern

dern Behandlung auch einen Branntwein; auch die getrocknete Wurzel behält ihre Süße und ihren aromatischen Geruch und Geschmack. Der gemeldete Saft dienet in der Arzneykunst als ein linderndes und reinigendes Mittel, vornehmlich in Krankheiten der Brust und Harnwege; auch hat er manchmahl Spuhl- und Bandwürmer getödtet und abgetrieben. Ein Umschlag von zerstoßenen frischen Wurzeln thut nach wiederhohlten und sichern Erfahrungen verschiedener neueren Aerzte in offenen Krebsschäden durch Linderung der Schmerzen und des Gestanks vortreffliche Dienste. Man bereitet in einigen Ländern aus den Wurzeln und Samen ein Arzneybier, welches nicht nur angenehm schmeckt, sondern auch ein gutes blutreinigendes und harntreibendes Mittel ist.

Das übrige von dem Anbau und der Benutzung dieser Pflanze wird unten ausführlicher folgen.

2. **Mauritanische Mohrrübe oder Möhre.** Daucus *Mauritanicus*, seminibus hispidis, flosculo centrali sterili carnoso, receptaculo communi hemisphaerico. Linn. Diese Art ist in Mauritanien oder Afrika, Spanien und Italien zu Hause, und ein Sommergewächs. Ihr Stängel wird in England, wo man sie in den Gärten ziehet, ungefähr drey Schuh hoch. Sie hat überhaupt viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden; aber ihr Stängel ist borstiger; ihre Blattstiele sind mit weißen Adern gestreift; und ihre Blumendolden größer. Die allgemeine Blumendolde ist nicht bis an die Basis zertheilt, sondern ihre Strahlen vereinigen sich unten in einen festen fleischigen halbkugelrunden Fruchtboden, in der Mitte einer jeden Dolde befindet sich ein unfruchtbares, fleischiges, schwarzrothes Blümchen, welches

viel größer ist, als die andern. Nach Morison sind sowohl die Blumendolden, als die Wurzeln dieser Pflanze gelb.

3. Glänzende Mohrrübe oder Möhre. Daucus *lucidus*, foliis lucidis caule hirto, petiolis laevibus. Linn. Diese Art wächst in Italien, Spanien und anderen wärmeren Ländern. Sie hat ungefähr den Wuchs, wie die erste Art, aber ist viel größer. Der Stängel ist von scharfen Streifen rauch. Die Blätter sind größer, unbehaart und glänzen, so wie auch die Blattstiele.

4. Glattsamige Mohrrübe oder Möhre, Zahnstochermöhre. Daucus *Visnaga*, seminibus laevibus, umbella universali basi coalita. Linn. Diese Art wächst in den Morgenländern, auf dem Berge Libanon, in Mauritanien und in den mittägigen Ländern von Europa. Ihre Blätter sind in schmahle feine Abschnitte zertheilt, wie Fenchelblätter, und sowohl als der Stängel glatt; die Blümchen sind röthlich, und die Samen zwar gestreift, aber nicht haarig. Die Blumendolden sind groß, und die Stiele der gemeinen Dolde, wie bey der vorhergehenden Art, mit der Basis in ein Stück zusammen gewachsen; die gemeinschaftliche Doldenhülle besteht aus dreytheiligen, die besondere aber aus unzertheilten Blättchen; die Blumenblättchen sind von gleicher Größe. Die Spanier und Morgenländer gebrauchen die dürren Stiele der Dolden zu Zahnstochern; daher man die Pflanze in den Gärten insgemein spanischen Zahnstocher nennet.

5. Französische auch levantische und languedockische Mohrrübe oder Möhre. Daucus *Gingidium*, radiis involucri planis: laciniis recurvis. Linn. Diese Art wächst in

der

der Provence und in Languedoc an den Seeküsten, auch in andern mittägigen Ländern und in der Levante. Sie ist ein Sommergewächs; ihr Stängel wird ungefähr anderthalb Schuh hoch, und ist schwärzlicht, knotig, gestreift und glatt. Die Blätter gleichen den Körbelblättern, und sind glänzendgrün; die Blümchen sind weiß, und die reifen Samen klebricht anzufühlen. Die Wurzel und das Kraut haben einen bitterlichen Geschmack, sind aber doch eßbar.

6. Stachelsamige Mohrrübe oder Möhre. Daucus *muricatus*, seminibus triglochidi aculeatis. Linn. Diese Art wächst in Mauritanien, und an den Ufern des mittelländischen Meers, und ist ein Sommergewächs oder eine zweyjährige Pflanze. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der erstern Art, oder der gemeinen Möhre, besonders in Ansehung des Stängels, der Blätter, und der Doldenhüllen, und der Dolden selbst; die Blumenblättchen aber sind von gleicher Größe, und von den Blümchen einer jeden besondern Dolde sind nur drey bis fünf fruchtbar, und die übrige alle unfruchtbar. Die Samen haben nach der Länge vier stark gezähnte Kämme, deren Stacheln an den Spitzen gelb oder roth sind. Es gibt eine Varietät mit auf dem Boden liegenden, kaum einer halben Hand breit hohen Stängeln.

Von dem Baue und der Benutzung der gemeinen Möhren, oder Spielarten von Daucus Carota Linn.

Die Hauptkunst bey Wurzelgewächsen bestehet darin: daß man sie so zu ziehen wisse, daß sie gerade wachsen, und keine Zacken bekommen. Dieses Zweck erhält man aber nur dann, wenn

der Same ächt, d. i. von solchen Wurzeln gezogen wird, die weder Zacken, noch auch nur den geringsten Nebenzweig haben, sondern fein gerade und schlank sind. Doch dieses allein würde noch nicht lauter gute Wurzeln verschaffen. Das Land muß auch tief gegraben seyn. Sobald sonst die Wurzel so tief gewachsen ist, als das Erdreich gegraben worden, breitet sie sich in lauter Zacken aus. Eben dieses thut sie, wenn das Beet nicht fein gegraben, und die Erde nicht genug zerstoßen ist. Kommt die Wurzel auf eine große und harte Erdscholle, auch dann bekommt sie Zweige. Ferner, ist noch sichtbarer Mist in dem Beet, und die Wurzel berührt ihn, auch dann geht sie in verschiedene Theile. Solches Land also, auf welches Wurzelwerk gesäet werden soll, muß a) nicht frisch gedünget, muß b) so tief, als möglich, und c) auch sehr fein und klar gegraben seyn. Uebrigens sey es von Natur so fett, als möglich ist, zu fett kann es nie seyn. Je fetter es ist, desto ansehnlicher wird das Kraut. Und je ansehnlicher das Kraut ist, desto besser sind die Wurzeln. Sonst hält man dafür, je größer das Kraut sey, desto kleiner bleibe die Wurzel. In gewisser Maße ist das wahr, und auch falsch. Ist das Beet frisch und stark gedüngt, und folglich geil, so treibt das Kraut gewaltig hoch, die Kraft des Düngers und der frischen Geile geht ganz in das Kraut, und die Wurzel bleibt klein. Ist aber das Beet wegen der besonders guten Beschaffenheit des Erdreichs, oder vom ehemaligen Dünger fett, und nicht eigentlich mehr geil, so vertheilet sich die Kraft der Fettigkeit in beyde. Das Kraut wird ansehnlich, und die Wurzeln zugleich stark.

Was aber von andern Gewächsen gilt, wenn ihr Wachsthum bey einfallender Dürre nicht gehindert werden soll, das gilt, wie von den mehrsten Wurzelgewächsen, also auch besonders von den Carotten, nehmlich: sie müssen entweder auf solches Erdreich bestellet werden, welches vor dem Winter zubereitet ist, oder, wenn dazu frisch gegraben wird, so bald, ehe die Sonne die Feuchtigkeit ausziehet, ausgesäet, und eingetreten, auch das besäete und zugetretene, oder auch umgekehrt, das erst zugetretene und dann besäete Land, klar geharket und zuletzt geschlagen werden.

Die frühen Carotten oder frühen Möhren, Frühmöhren, holländische Möhren, Carotten-Möhren, Vogelnest, Möhrenkümmel, frühe rothe Hornsche Carotten, deren Same, so wie der Same alles dessen, was Carotten, gelbe Wurzeln oder Möhren heißet, 4 Jahre aufgeht *), können zu Anfange des Märzes etwas dicht gesäet werden, weil sie, so bald sie die Dicke eines Pfeifenstiels haben, zur Speise verzogen werden, jedoch nie dichter, als daß etwa auf alle 3 Zoll eine Pflanze aufgehet. Verlangt man sie aber sehr frühe zur Speise, so müssen sie so dünne gesäet werden, daß man sie gleichsam zählen kann, und nicht enger, als daß auf jeden $\frac{1}{2}$ Fuß eine Pflanze aufgehet.

Die

*) Doch melden einige Schriftsteller, man solle lieber neuen Samen der Carotten nehmen, weil der zweyjährige selten gut sey, und derjenige gar nicht aufgehe, der über 3 Jahre alt ist. Diese Schriftsteller haben zugleich recht, und zugleich unrecht. Recht haben sie darin, daß dreyjähriger Carotten-Same nicht aufgehet, wenn er vom Anfange an von seinen Sternen abgerieben gewesen, und in einem warmen Zimmer aufbewahrt worden ist. Unrecht haben sie, weil der Carotten-Same, wenn er unabgerieben in seinen Sternen auf einem luftigen Boden hänget, gewiß vier Jahre völlig gut bleibet.

Die Winter-Carotten müssen in der ersten Hälfte des Augusts gesäet werden. Man nimmt dazu keinen Samen von den ordentlichen langen gelben Wurzeln, sondern von den frühen Carotten, die etwa eine Hand lang zu werden pflegen. Diese wachsen mehr in die Dicke, als jene, die tiefer wachsen, eben daher aber auch nicht so bald die gehörige Dicke erlangen. Diesen frühen Carotten-Samen *) säet man in ein Land, welches nicht mager, aber doch auch nicht frisch gedünget ist, oder in welchem doch wenigstens kein Mist mehr zu spüren ist. So bald sonst die Wurzeln den Mist berühren, werden sie zackicht und wachsen nicht gerade. Man streuet den Samen in fein gegrabenes und klar geharktes Erdreich aus; lässet ihn alsdenn fest eintreten **); darauf etwa einen halben Zoll tief das zugetretene Erdreich wieder aufharken; und zuletzt das Bret zuschlagen. Würde man die Wurzeln so säen, wie das Land gegraben und geharket ist, und das Zusammentreten versäumen, so würde theils der Same, besonders wenn eben eine dürre

Zeit

*) De Combe behauptet, zu den Winter-Carotten sey alter Same besser, als neuer, weil der neue im folgenden Frühjahr leichter in Samen gehe, als der alte. Ecole du Jard. Pot. Tom I. p. 241. (und nach Zeiher's Uebersetzung S. 204). Wie ungegründet dieses Vorgeben sey, wird jeder finden, der beyderley Samen einmahl zugleich säet.

**) Da das Eintreten der Carotten schon im Frühjahr so nöthig ist, so ists besonders um diese warme Zeit sehr nöthig. In andern Ländern ist jenes so gewöhnlich, daß man die ins Feld gesäeten Möhren, damit sie Feuchtigkeit behalten, entweder sogleich überwalzet, oder mit den Schuhen auf dem Acker herum läuft, oder eine Heerde Schafe ein oder mehrmahl darauf herum treibt, oder es mit Tretebretern zusammentritt, wenn der Acker geegget ist. Dieses soll zugleich das Ueberwachsen ins Kraut hindern. S. ökonom. Nachr. 4. Band S. 585. woran jedoch zu zweifeln ist.

Zeit einfiele, entweder gar nicht, oder doch so spät aufgehen, daß daraus keine Winter-Carotten mehr erwachsen könnten; theils würde sich das Erdreich den Winter über senken, und die jungen Wurzeln in der Breite eines Fingers außer der Erde zu stehen kommen, folglich weder weiter wachsen noch weiter zu gebrauchen seyn. Man wird wenn man die Carotten auf diese Weise bestellet, längst gegen Martini junge Wurzeln, die eines Fingers dicke sind, essen können. Denn stärker werden diese eben nicht *). Sie können also auch ziemlich dicht gesäet werden. Wollte man sie aber etwas dicker haben, so müßte man sie zeitiger säen, nehmlich etwa vom Anfange des Julius an. Und diese Zeit ist dazu auch wohl anzupreisen, weil es sich öfters zuträgt, daß im August kein Regen gekommen ist; folglich der Same, ohngeachtet man ihn in Betracht des dürren Erdreichs fast doppelt dick ausstreuete, schlecht aufgegangen; auch bey der Dürre des Erdreichs nicht genugsam niedergetreten werden konnte; und also die Wurzeln um die Zeit, da sie zur Speise hätten dienen sollen, zur Erde heraus standen.

„Fällt nach Aussaat der Möhren ein Platzregen, heißt es in den ökon. Nachr. 4. B. S. 585, so kann man, wenn der Same noch nicht gekeimet hat, den wieder abgetrockneten Acker übereggen, oder den Boden mit dem Karst etwas auflockern.“ Im Garten kann man alsdenn, da die Winter-Carotten durch einen starken Gewitterre-

regen

*) Damit sie nicht, wie bey trocknen Nachsommern geschiehet, zu klein bleiben, möchte es wohl gut seyn, sich in Ansehung ihrer das zu Nutze zu machen, was Elsholz S. 103. von den Carotten überhaupt bemerket, daß sie nähmlich, wenn der Grund von Natur trocken, und zugleich große Dürre einfiele, ohne Wässerung schlecht fortkommen.

regen zugeschlagen würden, dem Beete den Rust durch ein gelindes Wiederaufharken benehmen. Doch muß solches Harken so gelinde geschehen, daß die Harkenzinnen die Erde kaum fassen. Ist aber zu befürchten, daß der Same schon gekeimet, oder sind hier und da schon Wurzeln aufgegangen, so sichte oder krümele man etwa einer Linse dick feine Erde über das Beet her. Diese löset das gebundene Erdreich, und der Same kann alsdenn aufgehen. Man wird sich dieses Mittels besonders im Frühjahr, wenn die Aprilschauer die Erde gebunden, mit Nutzen bedienen, und dem Samen zum Aufgehen damit behülflich seyn können, der sonst durch das gebundene Erdreich nicht durchkommen, sondern ersticken müßte.

Achtet man es nicht, wenn gleich diese Carotten etwas dick werden, so ist das die beste Zeit zu ihrer Bestellung, sobald es im Julius oder gegen das Ende des Junius einmahl recht durchdringend geregnet hat. Wer sie aber ganz jung und zart essen will, muß sie erst im August, und zwar auf ein im Herbst vorher gegrabenes, bis zur Bestellungszeit ledig gelegenes, und so lange von Unkraut rein gehaltenes Beet säen, und darnach den Samen mit dem Karst etwa $\frac{1}{2}$ Zoll tief unterziehen. Dann werden sie gewiß im folgenden Winter nicht über der Erde zu stehen kommen.

Die Winter-Carotten sind eigentlich nur eine kurze Winterspeise und keine Frühjahrskost. Sie dienen nur in einigen der Monate zur Speise, in welchen frisches Gartengewächs selten ist, im Januar, Februar und März, ob sie gleich, wenn sie etwas früh gesäet sind, schon von Michaelis an, zur Speise zu gebrauchen sind. Im April haben sie keinen rechten Geschmack mehr, weil der Saft zum Samenschießen bereits eintritt;

gleich

gleich dem Meerrettig, welcher, wenn er im März wieder zu wachsen pflegt, nicht mehr gut zum Essen zu gebrauchen ist. Alsdenn werden sie stokkicht, und bleiben nicht genießbar *).

Man hat angerathen, man solle die Winter-Carotten mit Pferdemist bedecken, damit man sie während des Frostes, und auch unter dem tiefsten Schne zu beliebiger Zeit heraus hohlen könnte. Daß dieses nützlich sey, ergiebt sich aus folgender Stelle eines Briefes eines Gartenfreundes an den verstorbenen Lueder:

Vor etwa 12 bis 14 Jahren erwartete ich im Januar das Landgericht. Ich hatte gegen den Herbst Carotten gesäet, die eßbar waren. Damit mich der Frost um die Jahrszeit an der Nutzung derselben nicht hindern mögte, ließ ich gut ½ Fuß hoch Mist darüber zur Decke bringen, und ich erhielt meinen Endzweck; aber noch mehr als ich erwartet hatte. Der Mist blieb auf den übrigen Wurzeln liegen, und ich dachte nicht weiter daran, bis zu Anfange des May, als das Land gebraucht werden sollte. Ich fand die Wurzeln ohne Fasern und Rost auch so wohlschmeckend, als sie je auf einem Mistbeet gezogen werden mögen. Der Mist hatte verhindert, daß das Kraut nicht hervorschießen können, und man sahe nichts, als das Herz oben an der Krone. Was mich erzähltermaßen ein Zufall gelehrt hatte, habe ich nach der Zeit mit Fleiß veranstaltet, und seitdem überaus wohlschmeckende Winterwurzeln, nicht nur zum Gebrauche für den Winter, sondern auch im Frühjahr, gehabt.

Die langen gelben Wurzeln oder Möhren, auch lange Mohrrüben, gelbe Rüben, Feldmöhren genannt, welche vorzüglich für das Gesinde

*) Was de Combe (Tom. I. p. 240. und nach Zeiher's Uebersetz. S. 204) davon vorschreibt, daß man sie bey herannahendem Froste mit dürren Blättern bedecken sollte, ist unnöthig, weil sie nicht leicht erfrieren. Und was er außerdem davon vorschreibt, passet wenigstens nicht auf das deutsche Clima.

Gesinde und zum Viehfutter bestimmt sind, werden im April in kein frischgedüngtes Land, und zwar vorzüglich dünne gesäet, und man muß dafür sorgen, daß jede Wurzel, wenn sie vor dem Herbste nicht gebraucht werden sollen, $\frac{1}{2}$ Fuß Raum bekomme. Man wird sonst nie rechten Nutzen davon haben. Hat aber jede Wurzel $\frac{1}{2}$ Fuß Raum, und der Same ist ächt gewesen, so wird man nach Michaelis beym Aufnehmen eine viel stärkere Ausbeute erhalten, als man sich versprechen könnte, wenn jede Wurzel entweder die andere berührte, oder kaum ein paar Finger breit von der andern entfernt wäre. Die Bestellung ist eben dieselbe, als es bereits in Ansehung der Carotten angewiesen worden. Insonderheit aber müssen sie, wenn das Kraut etwa eines Fingers hoch ist, vom Unkraute sowohl, als von den zu dicht stehenden Wurzeln entlediget, auch hernach den Sommer über, nachdem nun das Beet von eingesametem Unkraute reiner oder unreiner ist, ein oder mehrmahl gereinigt werden. Alsdenn erfordern sie keine weitere Wartung. Nach Michaelis werden sie ausgehoben. Und um zugleich das Kraut für die Kühe zu nutzen, denen es doch um solche Zeit am Grase zum Vormähen ziemlich fehlet, kann solches acht, höchstens vierzehn Tage vorher, jedoch durchaus nicht früher, bis auf einen Zoll hoch, nach und nach abgeschnitten werden. Sonst würde es nicht recht genutzet werden können, weil es auf einmahl für das Vieh zu viel seyn möchte. Das Kraut im Sommer schon abzuschneiden, oder dieses gar einige Mahle zu thun, ist nachtheilig, wiewohl es einige thun.

S. Lueder's Briefe über die Bestellung eines Küchengartens. 1. Th. 3te Auflage. Hannover, 1778. S. 320. 154. und 375.

Den

Den Anbau der Möhren im Großen hat man vorzüglich in England zu treiben angefangen, weil dieses Wurzelgewächs zum Viehfutter und in der Haushaltung so sehr nützlich ist. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Gewächs ist in England indessen erst in den neueren Zeiten erregt worden, und ihr Bau wird nun von einzelnen vorzüglichen Landwirthen, aus nachher anzuführenden Ursachen, im Großen betrieben; außer in dem östlichen Theile von Suffolk um Woodbridge, wo er schon seit vielen Jahren allgemein gewesen. Hier lernte Young diese Saat erst recht kennen; und es ist vorzüglich seinen Nachforschungen, seinen Versuchen, Berechnungen und Belehrungen zu verdanken, daß der englische Ackerbau sich an mehreren Orten mit diesem Gewächse bereichert.

Ich will zuvörderst den Bau, so wie er von den vorzüglichsten Landwirthen in England betrieben wird, und wie er, nach den aus mannigfaltigen Versuchen gezogenen Resultaten, am vortheilhaftesten einzurichten ist, mit den eigenen Worten des berühmten Hrn Doctor Thaer's*) beschrieben, und nachher die merkwürdigsten Erfahrungen und Versuche, um den Ertrag den Werth und die Benutzung zu bestimmen, nach eben demselben anführen.

Der eigentliche Boden für die Möhren ist ein trocken liegendes, mürbes, sandiges und sandiglehmiges Erdreich. Der feste Kleyboden taugt nicht dazu. Je reicher aber jenes an Dammerde, und je tiefer es damit durchdrungen ist, desto vortheilhafter ist der Bau. Young hat aus seinen

*) S. dessen Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft. 1. B. 2te Aufl. Hannover 1801, S. 332 ff.

gesammelten Beobachtungen folgende Tabelle gezogen, um das Verhältniß zwischen dem Werthe des Landes und dem Vortheile des Carotten-Baues zu bestimmen.

Möhrenfelder bey	Landzins vom Acre			Kosten, Landzins eingeschl.			Werth des Ertrages			Werthzuwachs		
	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence	Pf. St.	Schill.	Pence
Mr. Cope	0	18	0	8	9	0	21	0	0	12	11	0
— Mellish	1	0	0	6	2	0	20	0	0	13	18	0
— Wharton	2	10	0	unbestimmt			27	9	6			
— Stobin	2	0	0	—	—	—	26	0	0	—	—	—
— Moody	2	0	0	7	9	3	22	10	0	15	0	9
— Fellowes	0	16	0	5	14	0	19	18	6	14	4	6
Garmundham	0	14	0	unbestimmt			17	0	0	—	—	—
Woodbridge	1	0	0	—	—	—	17	14	2	—	—	—
Mr. Acton	0	12	0	—	—	—	28	13	4	—	—	—
— Hilton	0	0	0	—	—	—	11	0	10	—	—	—
— Taylor	4	0	0	9	0	0	34	6	10	25	6	10
— Leeraud	1	0	0	—	—	—	17	10	0	—	—	—
— S. Mill	3	0	0	8	15	0	23	6	8	14	12	8
Im Durchschnitt	1	11	7	7	17	7	22	16	0	14	15	6

Es erhellet aus dieser Tabelle, daß der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen desto größer sey, je theurer, oder je reicher und tiefer, mürber der Boden ist. Mr. Hilton's Boden zu Feversham ist ein dunkelschwarzer, tiefer, mürber Lehmboden, daher der Acre auch vier Pf. St. Pacht thut. Dennoch ist der Boden zu Woodbridge und Saxmundham, so wie der von Mr. Fellowes und Acton zu einem sehr großen Möhrenertrage gebracht, ob er gleich an sich sehr gering ist. Der Boden zu Woodbridge bestehet aus einem dunkelrothen, und wenn er trocken, laufendem Sande, der nur wenig bindende Theile bey sich führt.

Der Vortheil des Möhrenbaues im Ganzen läßt sich aus folgender von Young gemachten Bemerkung erklären. Da er auf seinem ersten Farm wenig zum Möhrenbau sich qualificirendes Sandland hatte, so säete er im folgenden Jahre die Möhren wieder auf dasselbe Feld, jedoch nach mäßiger Düngung. Er erwartete, nach ökonomischen Gesetzen, einen Abschlag von dieser zum zweyten Mahle nach einander gebaueten Frucht, fand sich aber durch einen höhern Ertrag überrascht. Nun versuchte er es zum dritten Mahle, und erhielt noch mehr.

Die erste Saat gab nähmlich 249, die zweyte 468, und die dritte 570 Bush.

Weiter konnte er den Versuch nicht fortsetzen, da er den Farm verließ. Vielleicht wird daher auch an jenen Orten, durch den häufigen Möhrenbau, das schlechte Land immer dazu fähiger. Young selbst scheint jenen Versuch, den er in seiner experimental agriculture erzählt, bey der östlichen Reise, wo er sich über den großen Möhrenertrag des schlechten Landes wundert, vergessen zu haben. Ich selbst kenne einen Mann, sagt

Thaer, der seit 12 Jahren ein Stück Gartenland abwechselnd immer mit Kartoffeln und mit Möhren bestellet. Zu jenen düngt er, zu diesen nicht. Er findet, daß die Wurzeln mit jedem Jahre besser werden, die Kartoffeln aber im Ertrage sehr abnehmen.

Auf schwerem bindenden Kleyboden hat Young die Möhren auch versucht. Er findet aber, daß sich der Ertrag auf diesem gegen den auf leichtem Boden verhalte wie vier zu funfzehn.

Das Land muß aber vom Unkraute und besonders von Quecken möglichst rein seyn. Sie müssen daher auf eine Saat folgen, wodurch das Land vollkommen gereiniget worden. Entweder auf eine gedrillete und mit der Pferdehacke bearbeitete Frucht, oder auf gut behackte Rüben, Kartoffeln, Kohl, reinen Lein.

Mr. Stovin bestimmte eine Legde dazu, die er nach der Methode des paring and burning behandeln wollte. Weil aber sehr nasse Witterung eintrat, so konnte er dieß nicht vollführen, und das ganze Feld war mit Quecken überzogen.

Das Land wird von einigen nur einmahl um Weihnachten mit einem doppelten Pfluge, zehn bis zwölf Zoll tief, herumgebracht. Besser aber ist es, die Stoppel im Herbste zu stürzen, dann kurz vor Winter mit zwey hinter einander gehenden, oder einem zusammen gesetzten Doppelpfluge das Land einen vollen Fuß tief umzuarbeiten, es im Winter rauh liegen zu lassen; dann Ende März zu eggen und nochmahls einfach zu pflügen. Mit dieser Furche wird dann der Dünger, wenn man ihn geben will, untergebracht.

Die

Die vortheilhafteste Anwendung des Düngers zu Möhren hat Young sowohl durch eigne Versuche, als durch die auf seinen Reisen gesammelten Bemerkungen sehr ins Licht gesetzt.

Nach 9 Versuchen hat er im Durchschnitt erhalten:

Auf den gedüngten Feldern vom Acre	490	B.			
Auf den ungedüngten	260	—			
Von gedüngten also mehr	230	—			
Den Bushel zu 8 Pence gerechnet, beträgt dieß	7	Pf. St.	13	Schill.	4 Pence.
Den Dünger berechnet er zu	1	—	13	—	3 —
Man gewinnt also durch den Dünger	6	—	0	—	1 —

Wo in aller Welt, sagt er, kann der Dünger so theuer seyn, daß man ihn zu diesem Preise nicht anwenden sollte?

Man muß aber bemerken, daß hier von verrottetem, mit Erde, auch wohl mit Kalk vermischtem Dünger (compost) die Rede sey, und daß dieses also mit der Meinung der deutschen Gärtner, man dürfe unter Möhren keinen langen Dünger bringen, in keinem Widerspruche stehe.

Das Land wird nun sehr rein geegget, leicht gewalzet und wieder geegget. Dann wird der Same bey windstillem Wetter sorgfältig ausgesäet. Vier Pfund sind auf den Acre hinreichend; doch gehet man sicherer, wenn man ein Pfund mehr nimmt. Darauf wird wieder stark gewalzet und hernach mit einer leichten Egge überzogen.

In Ansehung der vorzüglichsten Bestellungszeit sind die Meinungen getheilt. Einige säen so

früh, wie es die Witterung nur immer erlaubt. Die Wurzel kann nicht lange genug wachsen, sagen sie; je früher gesäet, desto stärker wird sie werden. Andere sind für die spätere Bestellung im April: der Same liege bey kalter Witterung doch nur in der Erde, ohne zu keimen; die trocknen Frühjahrswinde verwehen ihn; das Unkraut hingegen wachse früher und überziehe den Acker, ehe sich die Wurzeln zeigen. Allgemein wird sich hierüber wohl nichts entscheiden lassen, da es von der zufälligen Witterung abhängt, ob die frühe oder die späte Saat besser gerathe. Die meisten säen gegen Ende des Märzes.

Das früh vor den Wurzeln erscheinende Unkraut macht die meiste Schwierigkeit bey diesem Bau. Das Jäten ist das sicherste, aber ein sehr mühsames Mittel dagegen. Es machen sich daher die Meisten kein Bedenken, sobald sich Unkraut zeigt, tüchtig eggen zu lassen, und dieses so oft zu wiederhohlen, als es wieder hervorkommt *). Es schadet nichts, sagen sie, daß vielleicht manche Wurzel, die eben hervorkeimen will, damit zerstöret werde; es bleiben derselben doch überflüssig. Wenn sich aber die Wurzeln mit ihrem feinen Kraute in Menge zeigen, und man sie doch nicht so deutlich vom Unkraute unterscheiden kann, daß man gleich die Hacke brauchen könnte, so scheint das Jäten unentbehrlich zu werden.

Einige

*) Ein dreistes Eggen der jungen Möhren empfiehlt neuerlichst Karl Slevogt in Denso's ökonomischen Beyträgen 7tem Hefte S. 73. Er glaubt, daß man dadurch alles Jäten und Behacken ersparen könne; worin ich ihm indessen nicht beypflichte. Wenigstens wird der Ertrag die hierauf verwandten Kosten dreyfach ersetzen. Hrn. Denso's Beyträge zähle ich übrigens unter die schätzbarsten neuen ökonomischen Schriften, da sie eigenthümliche Gedanken und Erfahrungen enthalten Thaer.

Einige haben auch mit einer Pferdehacke die Möhren gleich in eine Entfernung von 9 Zoll gesetzet. Zu diesem Endzwecke scheint indessen das Instrument, welches Reichard im dritten Theile seines Land- und Gartenschatzes, S. 11, beschreibt, brauchbarer zu seyn. Nur müßten die sogenannten Jätehäcklein breiter seyn, wie er sie angiebt.

Man muß sich ja nicht irre machen lassen, wenn die Möhren spät, nach der Mitte des May, noch nicht gelaufen sind. Sie erscheinen oft erst zu Ende dieses Monats, und manchmahl erst im Junius, wenn der May trocken ist. Wenn man nur sicher ist, guten Saamen erhalten zu haben, so bleiben sie gewiß nicht aus.

Wenn die Möhren deutlich zu unterscheiden sind, und ihr krauses Blatt haben, so ist es Zeit zum Behacken. Die Hacke muß allemahl schmahler seyn, wie die Rübenhacke. Beym ersten Behacken ist es am sichersten, die Wurzeln nur fünf bis sechs Zoll aus einander zu setzen. Beym zweyten aber, was nach vier Wochen ungefähr geschiehet, müssen sie zehn bis zwölf Zoll Zwischenraum haben.

Der reichliche Ertrag beruhet ganz auf diesem Behacken. Nichts ist hier so nachtheilig, als die Schonung überflüssiger Pflanzen. Es hält schwer bey uns, Anfängern in dieser Arbeit das Mitleid zu benehmen, was sie gegen jede frischstehende Möhre fühlen. Sie möchten sie so gern zum Verspeisen aufziehen. Aber diese Oeconomie taugt nicht, würde theils die Arbeit ins unendliche verzögern, theils aber dem Möhrenfelde nachtheilig werden. Denn unsere Gärtner haben schon die Bemerkung gemacht, daß die Möhren, von welchen man aufgezogen, vor Herbst wurmstichig

werden. Es muß daher frisch vor der Faust weggehauen werden, was dem andern die Nahrung entzieht. Man hat es auch längst bey uns erfahren, daß ein Möhrenfeld im Küchengarten, welches sehr dicht stehet, zum Wintergebrauch einen schlechten Ertrag gegeben; wogegen ein anderes, was man wegen der wenigen Pflanzen im Frühjahre umzugraben im Begriffe war, im Herbste reichlich lohnte. So bekannt dies aber auch jedem Tagelöhner ist, so weiß ich doch nicht, daß man diese Bemerkung bey uns gehörig benutzet hätte.

Zuweilen, wenn sich abermahls nach fünf bis sechs Wochen Unkraut oder überflüssige junge Wurzeln zeigen, muß das Behacken zum drittenmahle wiederhohlt werden. Dies gehet dann aber leicht und geschwind, kostet nur wenig, trägt aber zur Verstärkung der Wurzeln und zur vollkommensten Reinigung des Landes, auch auf die folgenden Saaten, sehr viel bey.

Man hat bey uns ein Vorurtheil gegen das Behacken und Schaufeln auf sandigem Boden, welches sich, wie so viele andere Dinge, angeblich auf Erfahrung, in der That aber auf ein oberflächliches und falsches Raisonnement gründet. Man entziehe dadurch, sagt man, dem Lande die Frucht; bey trocknem Wetter behackte Kartoffeln welkten augenblicklich, und so auch andere Pflanzen. Aber man beobachte doch nur genau und unbefangen entschließe sich, einige leichte Versuche anzustellen, und man wird sich bald vom Gegentheile überzeugen. Bey brennendem Sonnenscheine sieht freylich die Oberfläche eines gelockerten Feldes dürrer aus, wie die feste Borke eines andern. Jeden Morgen aber wird man sich durch das Auge und durch den Finger überzeugen können, daß

daß das gelockerte Land, die Nacht hindurch, mit ungleich mehr Feuchtigkeit beschwängert worden, als das feste. Selbst im Mittage wird man in der Tiefe von etlichen Zollen gelockertes Land feuchter finden, als gebundenes. Um sich von dem frischeren Wachsthume der Pflanzen und ihrer größeren Dauerhaftigkeit bey der Hitze zu überzeugen, behacke man doch nur die Hälfte eines sonst gleichen Feldes, auf eine schickliche Art, und lasse die andere Hälfte liegen. Man wird bald die Vorzüge des ersteren sehen. Daß man Kartoffeln und andern Gewächsen, die ihre Haarwurzeln horizontal in der Oberfläche verbreiten, durch ein tiefes unzeitiges Behacken und Anhäufen schaden könne, hat keinen Zweifel, weil man ihnen die Wurzeln zu einer Zeit abreißt, wo sie wegen Mangel an Frucht keine frische schlagen können. Bey solchen Gewächsen aber, die ihre Hauptwurzel perpendiculär in die Erde treiben, hat dieses keine Gefahr.

Daß das Behacken der Möhren ungleich mühsamer und kostspieliger sey, wie das der Rüben, versteht sich von selbst. Das Rübenland wird vorher im Frühjahre oft gepflüget, der gekeimte Unkrautssamen zerstört, und die stärkste Vegetation der Unkräuter ist nach Johannis vorbey; die Rüben wachsen dann geschwind mit ihrem Kraute empor. Die Möhren müssen hingegen am ersten im Frühjahre gesäet werden, wo alles Unkraut in Bewegung kommt, kommen sehr spät hervor, und lassen dem Unkraute einen Vorsprung von neun bis zehn Wochen.

Man läßt die Möhren stehen, bis das Kraut zu bleichen und zu verwelken anfängt. Das Kraut früher zum Viehfutter abzuschneiden, scheint nicht so nachtheilig zu seyn, als es solches für den

Kar-

Karteffelnertrag ist, wenn man ihr noch saftiges Kraut aus falscher Oeconomie zum Viehfutter brauchen will. Wenigstens wird in Nr. 134 der Ann. of agricult. S. 40 ein Versuch beschrieben, wo sie dreymahl, ohne Nachtheil, gemähet sind.

Man hat in England verschiedene sehr glückliche Versuche gemacht, die Möhren den Winter über in der Erde zu lassen, und dann im Frühjahre, wo das Futter so selten ist, zu verbrauchen. So ließ Mr. Onley die seinigen in ziemlich feuchtem Lande einen kalten Winter hindurch stehen, und fand sie im April im besten Zustande. Ann. of agricult. B. 3. S. 217.

Es ist auch bey uns bekannt, daß Möhren den Winter in der Erde oft sehr gut aushalten. Indessen bliebe es doch ein Wagestück; und einen Winter, wie der von 1794 und 1795 war, wo so oft Thauwetter und heftiger Frost abwechselten, würden sie gewiß nicht ertragen. Es ist also am sichersten, sie im Herbste auszunehmen. Dies geschieht am besten mit einer gewöhnlichen dreyzackigen Mistforke. Es wird dann der Kopf gleich abgeschnitten, der Abfall für das Vieh gebraucht und die Wurzeln nach Hause gefahren. Sie werden dann in der Scheure mit Sand verpackt, oder mit Stroh in Fiemen gebracht, wie die Rüben, oder in die Erde gegraben. In letzterem Falle dürfen aber die Gruben nicht tief seyn, und müssen durch ein auf die Möhren gesetztes und aus der Erde herausstehendes Schof Stroh etwas Luft behalten, sonst faulen sie.

Die Kosten, welche diese Cultur erfordert, belaufen sich hoch. Und wo man keinen vortheilhaften Markt und einen großen Ueberfluß hat, ist es damit noch nicht gethan. Die nützlichste

und

und einträglichste Verwendung ist zur Mastung von Rindvieh und Schweinen. Die Anschaffung dieses Viehes erfordert also wenigstens noch einen halbjährigen Vorschuß. Dies ist die Ursache, warum dieser Bau sich selbst in England noch nicht allgemeiner verbreitet hat, obgleich jeder eingestehet, daß es nichts vortheilhafteres gebe. Ersparungen sind bey diesem Artikel höchst nachtheilig. Wird ein Behacken unterlassen, oder nicht gehörig vollführt, so kommt wenig heraus.

Die Kosten sind, wie aus der oben mitgetheilten Youngschen Tabelle erhellet, verschieden. Diese Verschiedenheit beruhet, außer dem ungleichen Landzins, vorzüglich darauf: ob man geübte oder ungeübte Hacker habe. In Gegenden, wo dieser oder der Rübenbau eingeführt ist, und jeder Bursche behacket, sobald er die Hacke führen kann, sind sie viel geringer. Folgendes sind einige Kostenberechnungen.

Aus Young's experimental agriculture:

	Pf. St.	Schill.	Pence
Ein Doppelpflügen	0	7	0
Zwey gewöhnliche Pflugarten	0	6	0
Fünfmahliges Eggen	0	2	6
Samen und Säen	0	4	9
Dünger	0	18	7
Erstes Behacken	1	4	6
Zweytes Behacken	0	9	0
Drittes Behacken	0	5	6
Viertes Behacken	0	2	3
Aufroden	0	17	6
Abschneiden, Wegfahren, Auflegen	0	17	4
Landzins	0	17	0
=	6	11	11

Von Mr. Cope zu Nottingham:

Landzins	0	18	0
Landtaxen	0	5	0
Samen	0	4	0
Säen	0	0	6
Dreymahliges Pflügen	1	0	0
Zweymahliges Eggen	0	1	6
Behacken und Jäten	2	0	0
Aufnehmen, Wegfahren u. s. w.	1	5	0
Dünger	2	5	0
=	7	19	0

Ein Möhrenfeld von 1 ½ Morgen Calenb./ reicher Sandboden, kostete dem Herrn Doctor Thaer im Jahre 1796

	Morg.	Gr.	Pf.
Für zweymahl einfaches Pflügen	1	6	—
— ein Doppelpflügen	1	12	—
— viermahl zu eggen	—	24	—
— Samen	—	30	—
— Säen	—	9	—
— Walzen	—	6	—
— Erddünger	8	—	—
Zu jäten	7	8	4
Erstes Behacken	4	8	—
Zweytes Behacken	1	35	—
Drittes Behacken	1	—	—
Aufnehmen und Reinigen	6	10	—
Wegfahren	2	—	—
	35	4	4

Mit geübteren Hackern hätte er, wie er meint, vielleicht das Jäten ersparen, und auch das Hacken wohlfeiler haben können.

Nun den Ertrag! Wir finden diesen bey den Engländern bald nach dem Maße, bald nach dem Gewicht angegeben. Da aber zwey Bushel einen Centner wiegen, so lassen sich alle Angaben leicht auf Bushel reduciren.

In Young's experimental agriculture ist der Durchschnitt des verschiedenen Ertrags 345 Bush. vom Acre. Es sind aber verschiedene mißrathene Versuche auf nassem Kleyboden, die wenig eintrugen, mit aufgenommen. In Young's östlicher Reise finden wir folgende Nachrichten vom Ertrage eines Acres:

Bey	Mr.	Cope zu Arnold	440	Buſhel
—	—	Melliſch zu Blyth	800	—
—	—	Warthen zu Carhouſe	800	—
—	—	Moody zu Betford	900	—
—	—	Fellowes zu Shötterham	576	—
Um	Sarmundham		800	—
Bey	Mr.	Acton zu Branford	862	—
—	—	Taylor zu Befrons	440	—
—	—	Hilton zu Feversham	1000	—
—	—	Legrand zu Aſh	1000	—
—	—	Mill	700	—

Dies wären ungefähr im Durchſchnitt 790 Buſh.

In der Gegend von Woodbridge, wo dieſer Bau ſeit langen Zeiten häufig getrieben wird, erkundigte ſich Young vorzüglich nach dem Ertrage. Es kommen hier die Möhren in den regulären Feldwechſel. Man bauet nähmlich:

1. Rüben.
2. Gerſte.
3. Klee, oder gedrillte und behackte Bohnen.
4. Weitzen.
5. Möhren.

Alſo nur zweymahl Korn in fünf Jahren. Zu den Möhren wird nicht gedüngt, ſondern zu den Rüben. Von der Gerſte haben ſie bey dieſem Feldwechſel und ſtarker Düngung 48 bis 56 Buſh. Und doch iſt ihr Boden nur ein dunkelrother laufender Sand, der wenig bindende Theile mit ſich führt. Ein Wunder, ſagt Young, welches die höchſte Cultur und ein ſolcher Fruchtwechſel thun kann!

In Anſehung des Möhrenertrages erfuhr er folgendes:

1. Ein

1. Ein Rod giebt wenigstens $4\frac{1}{2}$ Bush. (oft auch 6 Bush.) macht vom Acre = 720 Bush.
2. Von 1 Acre werden im Durchschnitt 15 Fuder zu 40 Bush. angefahren, macht = 600 Bush.
3. Die Wurzeln wiegen im Durchschnitt wenigstens 1 Pfund; auf jedem Quadratfuße stehen ordentlich 1 Stück; 56 Pfund machen 1 Bush.; also gibt der Acre = = 776 Bush.

Der Durchschnitt, den diese Data geben, ist = = 698 Bush.

Herr Thaer ist, wie er sagt, nicht im Stande, den Ertrag seines Möhrenfeldes genau zu bestimmen. Gewiß war er aber über 600 Himten.

Um den eigentlichen Werth der Möhren zu bestimmen, hat Young sehr viele Erkundigungen angestellet, und Nachrichten gesammelt. Indessen bleibt er noch sehr unbestimmt; der Bushel wird von einigen zu sechs Pence, von einem andern zu zwey Schill. geschätzt. Zu Woodbridge wird er zu sechs bis 8 Pence verkauft. Zu diesem Preise hohlen sie aber solche Leute, die Viehmastung im Großen treiben, nach entfernten Gegenden hin, und besonders die Londoner Aufkäufer. Ein guter Landwirth verkauft sie nicht dafür. Dieser bestimmt den Werth eines solchen Artikels lediglich nach dem Vortheile, den er bey der Viehfutterung und Mastung giebt. In Ansehung der Möhren fehlt es aber noch an so genau angestellten Versuchen, wie man sie von verschiedenen andern Futtergewächsen hat. Um einen solchen Versuch zu machen, muß man einen Stapel mageres Vieh kaufen, und lebendig wägen, wie dieses in

England häufig geschiehet. Ihr Hauptfutter muß nur aus diesem einzigen Gewächse bestehen, welches man genau mißt oder wäget. Das nothwendige Nebenfutter, sammt Streuung, muß aber auch berechnet werden. Wenn das Vieh dann auf den gehörigen Grad gemästet ist, so wird es wieder lebendig gewogen und verkauft. Und nun läßt sich der Werth des Mastfutters genau berechnen, wobey jedoch auch der Dünger in Anschlag zu bringen. Man hat durch solche Versuche den Werth der meisten Futtergewächse zu einem hohen Grade von Bestimmtheit gebracht. In Ansehung der Möhren ist dieses aber wohl noch nicht oft geschehen, welches wohl daher rühret, weil die berühmten und aufmerksamen Viehmäster in solchen Gegenden wohnen, wo der Möhrenbau, des Kleybodens wegen, nicht betrieben werden kann.

Das Merkwürdigste, was Thaer über das Vorhergehende gefunden, ist von Mr. Moody zu Retfort, in Nottinghamshire, der im Winter eine große Ochsenmastung mit Oehlkuchen treibt, die er das Fuder von 20 Centner mit 4 Pf. St. 15 Schill. bezahlt. Bey der Mastnng selbst hat er keinen baaren Vortheil, wenn er alles berechnet. Aber er gewinnt in der Mastungszeit, vom Anfang Novembers bis Ende Märzes, auf jedes Stück 1 Pf. St. 13 Schill. Werth am Dünger, und bloß dieserwegen treibt er Mastung. Er fing an Carotten zu bauen, und 3 Acres ersparten ihm gerade 70 Pf. St. an Oehlkuchen. Für die Melkkühe sind die Möhren eine der schönsten Futterungsarten. Sie geben reichliche und vorzüglich schöne Milch. Young und verschiedene andere strenge rechnende englische Landwirthe behaupten aber, es sey bey jeder Winterfutterung

von

von Melkkühen offenbarer Schaden, wenn man das Pfund Butter nicht zu drey Shill. verkaufen könne. Man sollte sie daher bloß mit Stroh durch den Winter bringen, und alles übrige an das Mastvieh wenden. Mr. Harvey zu Hartleburg erzählt indessen im vierten Bande der Annals of agriculture seine Methode, Melkkühe im Winter durch Kohl und Möhren zu einem reichlichern Ertrage zu bringen, als sie im Sommer auf der besten Weide geben. Kohl allein gebe der Milch einen üblen Geschmack, aber mit Möhren verbunden, sey die Milch und Butter wie im May.

Die Mastung der Schweine mit Möhren, wird sehr häufig getrieben. Sie machen für sich sehr gute Fleischschweine; zur Speckmastung aber können sie nur als Vorbereitung dienen. Sie haben einen auffallenden Vorzug vor den Kartoffeln. Mr. Stovin giebt zu diesem Behuf den Werth eines Bush. Möhren, wenn sie gekocht werden, auf zwey Shill. an. Dies scheint übertrieben, indessen glaubt Young, daß der Versuch merkwürdig sey, und daß das Kochen ihre Mastungskraft sehr vermehre. Nach Sir J. Mills Versuchen ist der Bush. Möhren in der Schweinemastung roh 8 Pence werth.

Eine höchst merkwürdige, in England täglich allgemeiner werdende Benutzung der Möhren, ist aber die, zur Pferdefutterung. Schon lange weiß man, daß die Pferde sie gern fressen, und daß sie ihnen vortrefflich bekommen. Man hat sie auch als ein Mittel gegen den Dampf, die Druse, und manche andere Krankheiten, angerühmet. Daß sie aber eine völlig hinreichende Fütterung für die schwersten Arbeitspferde, ohne alles Korn, und, wenn man will, ohne alles Heu, ab-

geben, ist erst in den neueren Zeiten in England anerkannt worden. In Suffolk wird die schöne, untersetzige, unglaublich starke Race von Pferden, bey der schwersten Arbeit von Michaelis bis Ostern, damit unterhalten. Einige geben Heu dabey, andere nicht, sondern nur etwas Stroh, um die Zähne zu scheuren, und den Durchfall, den sie sonst dabey bekommen, zu verhindern. Hafer wird nur von sehr wenigen dabey gefüttert; die Pferde lassen ihn auch liegen, wenn sie Möhren vollauf, und sich erst daran gewöhnt haben.

Die Quantität Möhren, welche ein Pferd wöchentlich erhält, ist sehr verschieden, von 7 bis 15 Bush., je nachdem es schwere Arbeit thun muß, und ihm dabey Heu oder anderes Nebenfutter gereicht wird. So viel ist ausgemacht, daß man mit 1 Acre Möhren wenigstens eben so weit kommt, wie mit 4 Acres des besten Hafers.

Obgleich Young, nach allen seinen gesammelten Nachrichten, der Meinung ist, daß man den Werth eines Bush. Möhren bey gewöhnlichen Preisen zu 1 Schilling annehmen kann: so wollen wir ihn hier doch, nach der geringsten Berechnung, die bey den englischen Schriftstellern vorkommt, nur zu 8 Pence ansetzen. Wenn nun aber ein Acre im Durchschnitt 600 Bush. giebt, so ist der Ertrag desselben = = 20 Pf. St.
und nach Abzug der Kosten = = 8 —
reiner Vortheil = = = = = 12 Pf. St.

Welcher Bau, welcher Betrieb kommt diesem gleich! Und dann ist es eine Saat, welche das Land keinesweges erschöpft, wie dies Kartoffeln und Weißkohl, nach zuverlässigen Erfahrungen, thun. Sie verbessert vielmehr das Land von Jahr zu Jahren, macht es zum tiefen, reichen

Garten-

Gartenboden, und vertilget alles Unkraut. Insbesondere sichert sie eine reiche Gerstenärndte auf das folgende Jahr, und ein vortreffliches Kleefeld auf das dritte Jahr, in dessen untergepflügte Stoppel dann auf mittelmäßigem Boden. Weitzen vorzüglich geräth.

Und, wenn die Möhren benutzt werden, wie jedes Produkt dieser Art benutzt werden sollte, — nicht zum unmittelbaren Verkauf, sondern zur Wintermastung; welch' eine Menge von Dünger, und welche Verbesserung der ganzen Wirthschaft ist davon zu hoffen!

Obendrein ist unter allen Gewächsen keins, was dem Mißrathen weniger ausgesetzt wäre, wie dieses. Es hält sich in jeder Witterung, und leidet von keinem Insekte. Wenn der Same nur gut ist, so kann es kein Unfall weiter treffen. Und in dem einzigen Falle, daß der Samen nichts taugte, hat man doch nichts weiter, als diesen verlohren, und man hat noch Zeit genug, das Feld mit Kartoffeln oder Rüben zu bestellen.

Der Möhrenbau in Sachsen.

Der Möhrenbau im Großen und dessen anerkannter Nutzen nicht nur bey der Landwirthschaft überhaupt, sondern auch besonders als ein steigender Nahrungszweig für die geringern Einwohner in den Städten und auf den Dörfern ist in manchen Gegenden Sachsens so beträchtlich, daß er sowohl als der englische beschrieben und empfohlen zu werden verdient, zumal da die Kultur desselben vielleicht noch sicherer und vortheilhafter betrieben wird, als uns die Beschreibungen von dem englischen Möhrenbau lehren. Ich will daher jetzt einen Aufsatz aus den Oekonomischen Hef-

ten *) über die Kultur und den wirthschaftlichen und Handelsgebrauch derselben in der Gegend von Bitterfeld nach Halle und Dessau zu, und sodann auf beyden Seiten die Elbe herauf bis über Torgau mittheilen, wie dieselbe auf großen Landgütern und auch in Bauernwirthschaften betrieben wird.

Der Boden, worauf sie gedeihen sollen, muß weder zu sandiger, noch weniger steiniger Acker seyn, sondern der auf eine halbe Elle tief gutes Land hat, wenn er auch nur mankicht ist. Je besser der Boden und die Bearbeitung desselben ist, desto bessern Ertrag hat man zu gewarten. Man findet alsdann Stücke darunter, die ein Pfund und noch mehr am Gewicht haben. Doch sind die allzu großen, die, wenn sie zu dünne gesäet worden sind, erwachsen, nicht die besten zur Fütterung, weil sie hart und holzicht werden, und nicht so saftreich bleiben, wie die von der mittlern Sorte. Daher muß die Aussaat mit aller Vorsicht geschehen, daß die Rüben weder zu dick, noch zu dünne auf dem Acker zu stehen kommen. Denn im letztern Falle erwachsen sie zu groß, und im erstern zu klein; und wenn erst bey dem Jäten viele überflüssige ausgerissen werden sollen, so macht dieses nicht nur viele Mühe, sondern es gehen dann auch noch viele von denen, die man stehen gelassen hat, bey darauf erfolgender trockener Witterung verloren, weil sie locker gemacht und vom Erdreich entblößt worden sind.

Die Kultur der Möhren ist in allen diesen Gegenden das Geschäft der Handwerker, Häusler, Hausgenossen und anderer zur niedrigsten Classe gehörigen Einwohner, die selbst keinen eigenen Acker

*) Jun. 1797. S. 498 f.

Acker haben. Diese bekommen von Besitzern oder Pachtern großer Landgüter einen Strich Landes auf dem Brachacker angewiesen, der zwey oder drey Jahre hinter einander Getreidefrüchte getragen hat, und der zu diesem Gebrauche bestimmt wird. Auch thut der Bauer auf seinen Brachäckern ein gleiches, und räumt diesen Leuten einen Theil davon zum Anbau dieser Frucht ein. Besonders geschieht es mit solchen Aeckern, die durch irgend einen Umstand etwas verwildert und wüste geworden sind, und die auf einmahl wieder vom Unkraut gereiniget und gut zu Lande gemacht werden sollen. Denn da der Acker durchgehends dazu einen Spatenstich tief gegraben wird, und jeder seine Arbeit, so viel möglich, gut belohnt haben will: so wird das Land beym Umgraben sorgfältig von allen Unkrautwurzeln gereiniget. Wenn also nach jenen Anweisungen der Acker dazu nur im Herbste tief, und alsdenn im Frühjahr noch einmahl zur Saat gepflüget wird: so müssen darauf sehr viele Wurzeln zum Unkraut übrig bleiben, auch kommt der Same davon durch das wiederhohlte Pflügen wieder auf die Oberfläche herauf, so daß das Unkraut weit eher, als die Rüben, zum Vorschein kommt, und das darauf folgende Jäten weit mühsamer werden muß.

Die Aussaat kann nach dem Winter so bald vorgenommen werden, als der Acker zum Graben genugsam abgetrocknet ist, welches zuweilen schon zu Ende des Februars, gewöhnlich aber in der Mitte des Märzes geschehen kann. Verhindert es die nasse Witterung, so wird auch noch im April, jedoch mit wenigerm Vortheil gesäet, weil alsdenn, wenn Trockenheit einfällt, vieler Same nicht aufgehet. Je früher, desto besser, denn der Same muß 4 Wochen Zeit zum Aufgehen haben.

ben. Späte Fröste verursachen an der aufkeimenden Saat keinen Schaden. Nur in England, wo die Aecker mehr Feuchtigkeit haben müssen, kann die Aussaat noch später, jedoch gewiß wohl nicht, alle Monate bis zum October geschehen.

Den Samen dazu erziehen sich die mehresten kleinen Einwohner in ihren Gärten selbst, und ausserdem wird die Dresdner Metze, nachdem er schlecht oder gut gerathen ist, mit 12 bis 8 Groschen bezahlt Auf ein Dresdner Viertel Feld wird etwas über drey Metzen guter Same gerechnet. Der Same wird vor der Aussaat mit etwas klarer Asche aus einander gerieben, damit die Körner nicht zusammen hangen bleiben. Das Graben der Aecker, wie die Aussaat, verrichten die Weiber, die darin geübt sind. — Wenn etliche Schritte lang gegraben und das aufgegrabene Land genug abgetrocknet ist: so verrichten sie die Aussaat, und bringen dieselbe mit eisernen Harken oder Rechen unter, damit die Oberfläche recht klar und eben wird, Das Graben, ob es gleich mühsamer ist, hat vor dem Pflügen den großen Nutzen, daß dadurch das Land dazu in gehöriger Tiefe aufgelockert wird, und die Rüben recht lang werden können. da sie in gepflügtem Acker nur kurz und kulbicht wachsen. Es erleichtert die darauf folgende Arbeit, das Jäten, gar sehr, indem der auf dem Acker gelegene Same vom Unkraut so tief ausgegraben worden ist, daß er nicht aufgehen kann, und auch die Wurzeln vom Unkraut sorgfältig aufgesucht und herausgeworfen worden sind. Wenn die Rüben nach 8 Wochen anfangen sich am Kraute zu breiten, wird das Jäten bey trockenem Wetter vorgenommen; welches, wenn es das erstemahl durch Weiber selbst, und nicht durch bloße Kinder geschiehet, selten wiederhohlet werden

werden darf, weil der tief gegrabene Acker überhaupt nicht viel Unkraut hervorbringt. Erwächset aber wegen nasser Witterung mehr als sonst, so muß es noch einmahl geschehen. Beym Jäten werden auch die kleinen Rüben an den Orten, wo sie zu dick stehen, mit heraus gezogen, damit nicht eine die andere am Wachsthume verhindere. In solchem wohl durchgegrabenen Acker ist, wie jeder leicht einsieht, das mühsame zweymahlige Behacken, wie es in jenem erfordert wird, gar nicht nöthig. Sie wachsen nun bey gedeihlicher Witterung freudig fort, und es ist bis zum Ausgraben aus der Erde nichts weiter daran zu thun, außer daß man etwa noch im August nach einem erquickenden Regen die zu dick neben einander stehenden Rüben ausziehet, und zur Viehfütterung anwendet.

Obgleich in einem Aufsatz über den Möhrenbau in England und Flandern in den Oekonomischen Heften *) versichert wird, daß das ein- und zweymahlige Abschneiden des Krautes nichts geschadet hätte; und die Rüben am Ende eben so groß befunden worden wären, als diejenigen gewesen, die unbeschnitten stehen geblieben, so lehrt doch die Erfahrung durchgehends das Gegentheil; und diejenigen Rüben bleiben merklich kleiner, deren Kraut abgeschnitten worden ist; daher dieses nirgends geschiehet, zumal der Nutzen des Abschneidens zur Fütterung gar nicht ergiebig ist. Denn ob es wohl jung vom Rindvieh und Schweinen gern gefressen wird, so reicht es doch lange nicht an die Kleefütterung. Und überhaupt geben ein paar Metzen Aussaat, wenn das Kraut abgeschnitten wird, kaum etliche Schubkarren

*) März 1797. S. 258 ff.

voll Futter. Fällt nach dem Abschneiden trockene Witterung ein, so ist es natürlich, daß das Wachsthum der Rüben sehr leiden muß, weil sie des Krautes beraubt, nicht einmahl die Feuchtigkeit des Thaues in sich ziehen können. Das wenige grüne Futter, welches man durch das Abschneiden erhält, ist dem Gewinn an der Größe der Rüben, wenn sie ungeschnitten bleiben, gar nicht gleich zu schätzen. Und überdieß wird auch damit nichts verlohren, wenn man es bis zum Herausnehmen wachsen lässet, weil wenig davon verdorret, und alsdenn der Kopf der Rübe mit dem Kraute zugleich abgeschnitten werden muß, wenn sie in Gruben und Kellern nicht wieder auswachsen sollen. Dieses Kraut, woran ein Theil von dem Kopfe der Rübe geblieben ist, wird von dem Rindvieh und Schweinen weit lieber gefressen und ist auch viel nahrhafter.

Bey der ganzen Bestellung des Ackers thun die Eigenthümer nichts, und darin bestehet der eigentliche Vortheil des Mohrrübenbaues für die Besitzer großer Landgüter und auch der Bauernwirthschaften, denen es bey ihren übrigen Geschäften gerade an der Zeit fehlet, das mühsame Graben und Jäten durch ihr Gesinde, Hofeleute und Tagelöhner verrichten zu lassen. Es würde auch von solchen der Fleiß gar nicht darauf verwendet werden, den diejenigen doch anwenden, die ihre gethane Arbeit durch reichlichen Ertrag der Rüben gut bezahlt haben wollen. Diejenigen also, denen der Acker zum Mohrrübenbau überlassen worden ist, müssen alle Arbeit daran verrichten. Sie geben den Samen darzu, graben das Land, säen und jäten und bringen auch zuletzt im Oktober die erbauten Rüben mit gewöhnlichen Mistgabeln aus der Erde und schütten solche körbeweise auf zwey

gleiche

gleiche Haufen. Aus diesen wählt sich der Besitzer des Ackers, welchen er will und führet die Rüben, als den Zins für den Acker nach Hause, der andere Haufe verbleibet dem, der die Arbeit verrichtet hat, zu seinem verdienten Antheil.

Jeder Wirthschafter muß hier leicht einsehen, daß diese Art des Mohrrübenbaues die sicherste und vortheilhafteste ist. Denn auf solche Art erlangen große Güter zu ihrer Wirthschaft oft auf hundert und mehr Fuder Möhrrüben, worauf sie keinen Groschen haben verwenden dürfen. Eben so ist es mit dem Bauer, der ebenfalls damit einen beträchtlichen Zuwachs an nahrhaftem Futter für alle Arten des Viehes ohne den geringsten Aufwand erhält.

Der Acker wird dadurch auf etliche Jahre vom Unkraut gereiniget. Weil er aber tief gegraben und das gute Land hinunter gebracht worden ist; so muß man der von unten heraufgebrachten Erde erst die gehörige Zeit zur Verwitterung lassen, ehe mit Nutzen Getreide hinein gesäet werden kann. Es würde daher nicht wohlgethan seyn, wenn man diese Aecker, weil sie zum gewöhnlichen Brachschlag gehörrn, nach herausgenommenen Rüben noch im Herbste mit Korn oder Weitzen besäen wollte, wenn auch noch so reichlich darzu gedünget würde. Es würden wegen des vielen noch unverwitterten, so genannten todten Landes, doch noch eine ungewisse Aernte werden. Man läßt vielmehr solche Aecker zwar mit gutem Dünger befahren, und tief unterpflügen, man läßt sie aber den Winter unbesäet liegen und bestimmet sie zur Gerstensaat, die auch alsdann, zumahl wenn der Acker recht ausfrieret, sehr gut darauf geräth. Oder man säet das erste Jahr Wicken und den Herbst darauf Weitzen hinein,

hinein, der denn mehrentheils alle andere Weißenaussaat an Wachsthum übertrifft.

Hat man hohe und trockene Gärten, worin das Anpflanzen der Bäume schwer von statten gehet, so können solche Plätze nicht besser, als durch den Mohrrübenbau darzu geschickt gemacht werden. Man läßt im zeitigen Frühjahr den ganzen Rasenfleck umgraben und mit Mohrrüben besäen. Sie gerathen nirgends besser, und man hat auch nirgends weniger Arbeit mit dem Jäten, als auf umgegrabenem Rasen. Daher auch manche unfruchtbare und magere Wiesen nicht nutzbarer verbessert werden können, als wenn sie umgegraben, das erste Jahr mit Mohrrüben besäet, das zweyte gedüngt und mit Kartoffeln bepflanzt und das dritte mit Klee unter dünner Gerste besäet werden. In einem umgegrabenen Gartenfleck werden die darauf im Herbst gepflanzten Bäume das beste Fortkommen haben, und wenn mit dem Graben etliche Jahre hinter einander fortgefahren, und ein Jahr um das andere Wicken und Mohrrüben hineingesäet werden, so wird man den Garten nicht nur weit besser, als vorher am Futter nutzen, sondern auch bald die besten tragbaren Obstbäume erlangen. Klee, wie doch viele thun, ist nicht zu rathen unter junge Bäume zu säen, weil sich in den Klee bald eine Art großer Gartenmäuse einfindet, die sich von den Wurzeln desselben nähren, und wenn sich diese vermindern, sogar die Wurzeln der jungen Bäume angreifen, daß davon manche gar eingehen oder doch auf einmal im Wachsthume stille stehen.

Zur Aufbewahrung im Winter ist ein trockener Keller oder Grube nöthig, woraus man täglich die Nothdurft zur Fütterung erhalten kann. Man kann sich eine dergleichen unter einem

Schup-

Schuppen machen lassen, die etwa 4 Ellen Tiefe und die nöthige Breite hat. Die Rüben werden unter dem Schuppen an den Köpfen glatt mit dem Kräutig abgeschnitten und auf kleine Haufen um die Grube geworfen. So bald sie gut abgetrocknet sind, werden sie hinein gestoßen und andere an ihre Stelle gebracht. Die Grube wird alsdenn blos mit Bretern bedeckt, und oben auf und darneben mit Strohbunden belegt, so sind sie vor dem Erfrieren gesichert und alle Tage kann die Quantität herausgehohlet werden, die zur Fütterung nöthig ist. Bringt man sie in Keller oder Gruben in Gärten, die zu feuchte sind, so fangen sie leicht zu faulen an, und es entstehet grosser Verlust.

Die Vortheile von dem Anbau der Möhren bey der Fütterung und **Mastung des Viehes** sind in Sachsen längst anerkannt gewesen und in den Gegenden, wo dieselben im Großen erbauet werden, wird man sich der Zeit nicht mehr erinnern können, wie es in Ansehung der Kartoffel der Fall ist, wenn mit dem Anbau derselben der Anfang gemacht worden ist. Nicht so aber, was dieselben auch für einen **Nahrungs- und Handelszweig** für arme und geringe Leute abgeben.

Ein Fuder dieser Rüben ist überhaupt bey der Fütterung und Mastung des Viehes besser und nahrhafter, als zwey Fuder weißer Herbstfeldrüben. Sie können sicherer zur Fütterung und Mastung auf den Winter aufbehalten werden, als jene, weil sie, ob ihnen gleich auch die Köpfe abgeschnitten werden, damit sie nicht auswachsen können, doch inwendig viel weniger trocken und pelzig werden, daß sie nicht mehr nahrhaft bleiben. In wohl angelegten Gruben halten sich die

Mohrrüben bis in den März gut und saftreich. Dem Rindvieh, hauptsächlich den melkenden Kühen, und was gemästet werden soll, werden sie gestampft oder geschnitten zum Futter gegeben. Bey dem seit vielen Jahren dauernden Heumangel sind diese Rüben auf großen Gütern und in den Bauerwirthschaften unter den Strohhäckfel anstatt des Heues gemengt, die beste Unterstützung gewesen. Ein Rind, das abwechselnd mit Kraut und Mohrrüben gefüttert wird, kann in weit kürzerer Zeit und mit weniger Schrot fett gemacht werden, als mit weißen Rüben oder Kartoffeln; es bekommt auch viel wohlschmeckenderes Fleisch. Bey der Mastung mit Morrüben hat man noch überdieß den Vortheil, daß nicht so viel Zeit und Holz aufs Kochen verwendet werden muß, weil solche jedes Thier lieber ungekocht frißt, und überhaupt die Erfahrung lehrt, daß gekochte Gewächse nicht so gut, als rohe mästen. Für Gänse und Schafe werden sie würfelicht geschnitten und in Trögen vorgesetzt, wovon diese Thiere, ohne daß Schrot daran gemenget wird, in 5 6 Wochen schon sehr fett werden *). Giebt man ihnen aber noch Schrot dazu, so geschiehet es in weit kürzerer Zeit. Das Fett an diesen Thieren hat hernach beym Schlachten eine gelbe Farbe und ist sehr wohlschmeckend. Häusler und Hausgenossen, deren ganze Viehwirthschaft oft nur in einer Mandel junger und alter Gänse bestehet, wissen dieselben nach und nach damit so fett zu machen, daß sie aus ihrer Gänsezucht dreyfachen Nutzen ziehen. Nur muß die Mastung damit nicht viel über Weihnachten hinaus dauern, indem sie alsdenn wieder anfan-

*) Auch Tauben und Hühner fressen sie ungemein gern, wenn man sie würflich schneidet.

anfangen abzunehmen, weil ihre Begattungszeit eintritt. Die Schweine werden davon auch weit eher, als von Kartoffeln fett. Sonderlich sind sie den heranwachsenden Ferkeln und Läufern zum Winterfutter sehr gedeihlich, so daß von solchen Thieren, die dergleichen Winterkost gehabt haben, selten im Frühjahre eines nach dem Austreiben erkranken oder gar sterben wird. Sogar den Pferden und sonderlich den Fohlen gegen das Frühjahr klein geschnitten mit unter dem Futter gegeben, ist die beste Blutreinigung, und bewahrt die letztern vor dem so gewöhnlichen Kröpfen.

Was den Nahrungs- und Handlungszweig vom Mohrrübenbau betrifft: so hat sich derselbe seit etlichen Jahren gar sehr erweitert. Das erste ist der sogenannte feine **Mohrrübensaft**, der so sehr bey mancherley Krankheiten und auch zu Brühen an den Speisen empfohlen wird, und deswegen ein beträchtlicher Handelsartikel geworden ist. Zu dem feinen Saft, der eigentlich nur in Krankheiten gebraucht werden soll, werden Mohrrüben von mittlerer Größe, die recht saftig und wohl abgetrocknet sind, genommen. Nachdem sie sehr rein abgewaschen worden sind, werden ihnen die Köpfe, so weit sie grün sind, und die Schwänze abgeschnitten, in einem Stampftroge sehr klar gestampft, und endlich der Saft auf einer gewöhnlichen Obstpresse ausgepresset. Hierbey kommt aber freylich viel auf die Stärke der Presse an, weil dieser Saft nicht so leicht, als von mürbe gewordenem Obst heraus zu bringen ist. Der heraus gepreßte Saft wird alsdenn bey einem gelinden Feuer so lange gekocht, bis er zur gehörigen Syrupsdicke gelanget ist. Dieser feine Saft aus rohen Mohrrüben ist es eigentlich, der nur zum medicinischen Gebrauche angewendet werden sollte.

Von

Von einem Dresdner Scheffel Mohrrüben, die gut ausgepreßt worden sind, wird man auf 4 Kannen erhalten, wovon jede mit 5 Groschen bezahlt wird. Da nun sonst der Scheffel Mohrrüben nur 8 bis 12 Groschen gilt, so ist es immer doppelter Gewinn, wenn man daraus diesen Saft bereitet, indem man die ausgepreßten Rüben doch noch zur Fütterung übrig behält. Allein vielfältig geschiehet es, daß die schlechtere Art von Saft, deren Beschreibung nun folgen soll, zugleich mit diesem aufgekauft, mit jenem zum Handel vermischt, und er dadurch schlechter gemacht wird, als er seinen natürlichen Bestandtheilen nach seyn sollte.

Denn die andere und am meisten gewöhnliche Art, sich aus den Mohrrüben einen Saft, den man den **gemeinen Möhrensaft** nennen kann, zur Zukost zu bereiten, ist folgende: Man läßt die Mohrrüben, wenn sie gehörig gereiniget worden sind, nach zugegossenem Wasser in einem Kessel kochen, bis sie so weich sind, daß sie beym Umrühren zu einem Brey werden, bringt solche auf die Presse, und kochet alsdenn das Ausgepreßte zu einem Saft ein; welches freylich etwas längere Zeit, als jenes erfordert, weil das dazu gebrauchte Wasser erst verdampfen muß. Man gebraucht hernach im Sommer den davon erhaltenen süßen Saft in die Brocken anstatt des Syrupps und den Kindern wird es als Zukost aufs Brot gegeben.

Um denselben auch zur Zukost für das Gesinde noch brauchbarer zu machen, bringt man diesen Saft noch zu einem wohlschmeckenden Mus, das so leicht niemand verschmähet. Man sammelt nähmlich im späten Herbst, wenn die Hahnbutten völlig reif sind, und anfangen weich zu werden, davon so viele, als man habhaft werden kann.

Man

Man kochet z. B. einen halben Scheffel derselben unter fleißigem Umrühren aus, und schäumet während des Kochens die oben aufschwimmenden Hacheln sorgfältig ab. Wenn alles von Hahnbutten abgekochet ist, werden durch klare Siebe die Kerne abgesendert. Nun wird zu den Hahnbutte eine gleiche Quantität ausgepreßten Saftes von Mohrrüben gebracht, und dieses aufs neue zusammen bis zu einem starken Syrupp gekocht, womit denn ein wohlschmeckendes Mus zur Zukost bereitet ist. Denn die allzu große Süßigkeit des Möhrensaftes wird durch den etwas herben Geschmack der Hahnbutten gemildert. Fast jede geringe Familie auf dem Lande, welche Gelegenheit hat, Mohrrüben zu bauen, bereitet sich dieses Mus auf den Winter, sonderlich in den Jahren, wo es an Pflaumen gemangelt hat, und es ist unstreitig eine sehr gesunde Zukost.

Noch einen vortheilhaften Gebrauch des ausgepreßten Mohrrübensaftes wissen alle Bauernweiber auch dadurch zu machen, daß sie damit ihre zu Markte zu tragende Winter- und Frühjahrsbutter verschönern. Sie schaben etliche recht dunkelgelbe Mohrrüben ab, und reiben selbige auf einem Reibeisen klein, drücken alsdenn den Saft davon durch ein reinliches Tuch aus, und nehmen von diesem Safte etwa ein Nößel zu zwanzig Kannen Sahne, und gießen solchen zugleich mit in das Butterfaß. Dieser Zusatz macht die Butter, die sonst vom Strohhäcksel ganz weiß aussieht, so gelb, als mitten im Sommer bey vollem Grase. Er giebt ihr auch einen süßern Geschmack, der außerdem bey der Strohfütterung ins Herbe fällt. Dabey verursacht er an der Butter selbst, wenn selbige noch so lange aufbehalten wird, keine nachtheilige Veränderung, als

wenn derselben, wie von den Holländern geschiehet, auf eine andere Art die gelbe Farbe gegeben wird.

Man hat auch schon in den Jahren, wo es gänzlich am wilden Obste zum Essig mangelte, Versuche angestellt, sich den nöthigen Essig zur Hauswirthschaft auf dem Lande zu verschaffen, die nicht vergeblich gewesen sind. Man stampfet die Mohrrüben sehr klein, wie man mit dem wilden Obste zu thun pfleget, gießt verhältnißmäßig Wasser darauf, und läßt solche auswässern. Alsdenn wird das abgezapfte Wasser in Gefäße gebracht, die man eine Zeitlang in mäßiger Wärme liegen lässet, bis es zum Gähren kommt. Es wird zwar kein so scharfer Essig, wie vom wilden Obste, jedoch ist er zu den gewöhnlichen Speisen unter den Landleuten brauchbar. Die Schärfe desselben würde auch unstreitig verstärkt werden können, wenn man mehrere Mohrrüben dazu nähme, damit das Wasser recht süsse würde; denn je süsser das Wasser, desto stärker der Essig. So ist es auch mit dem Obstessig.

Endlich wird wohl keine Erdfrucht von den Kindern auf dem Lande häufiger roh gegessen, als die Mohrrüben, und die Erfahrung lehrt, daß ihnen der tägliche häufige Genuß nicht im mindesten schadet; da sie sich hingegen von weißen Rüben, wenn sie deren viele essen, gar bald übel befinden. Auch werden dieselben zu einem Brey gekocht, und mit Eyern und Sahne vermischt zu einem Aufguß auf die Kuchen gebraucht.

So mannichfaltig ist der Nutzen einer Erdfrucht bey der Landwirthschaft und in der Haushaltung, die fast in jedem Boden wächset, der einen Spatenstich tief gutes Land hat, und die man in Sachsen noch in weit größerer Menge in

der

der Brache erbauen könnte und würde, wenn die Sömmerungsfelder auf der Brache nicht von Alters her so eingeschränkt worden wären. Es ist selten ein Jahr, worin sie ganz mißrathen sollten und die Arbeit daran vergeblich wäre. Das meiste kommt darauf an, daß man auf eigenen erbauten Samen hält und nicht durch Kauf von Fremden damit betrogen werde. Es beschäftigen sich insonderheit solche Menschen mit dem Anbau derselben, die außerdem weder säen noch ärnten können. Sie verschaffen sich damit selbst und andern ein wirthschaftliches Produkt, das sehr grossen Einfluß auf einen gut zu unterhaltenden Viehstand hat, das ein sehr gesundes und nahrhaftes, auch leicht zu erhaltendes Winterfutter hergiebt, und welches man doch kaum in ökonomischen Schriften, weil es einheimisch ist, des Anführens würdiget. Wenn man berechnen sollte, was in den zehn Jahren von 1786—96 bey dem beständigen Heumangel, nur in Sachsen noch durch die Mohrrüben zur guten Unterhaltung des Viehes ausgerichtet worden ist: so würde man wohl zugeben müssen, daß der stärkere Anbau derselben vielen andern, so sehr angepriesenen ausländischen Futtergewächsen vorzuziehen wäre. Und dieß um so viel mehr, da noch hierbey dieses in Betrachtung kommen muß, daß darin geringe Leute auf dem Lande noch für sich einen so ergiebigen Nahrungszweig finden, und sie nunmehr dieses Produkt weit besser, als ehemals bezahlt bekommen.

Denn es ist nunmehr eine bekannte Sache, aus diesen Rüben einen Zusatz zu dem so vielen unentbehrlich gewordenen Getränke des Kaffees, wie von den Cichorienwurzeln zu bereiten. Es war wohl ganz natürlich, da von der Cichorienwurzel so viel Rühmens zu diesem Gebrauch ge-

macht wurde und diese immer noch theuer bezahlt werden mußte, daß man auf den Gedanken gerieth, Versuche zu machen, ob Mohrrüben nicht eben auf diese Art zu einem Kaffeepulver zubereitet werden könnten. Man machte den Anfang damit und fand bald mehr Geschmack an der Süßigkeit der Mohrrüben, als an dem herben und bittern der Cichorien. Es ist zwar bisher, sonderlich im Reichs-Anzeiger darüber gestritten worden, ob ein solches Getränk von gebrannten Mohrrüben und etwas Kaffee der Gesundheit nicht schädlich seyn möchte, aber darüber noch keine deutliche Erörterung geschehen. Indessen hat sich doch diese Art des Kaffees schon weit ausgebreitet, daß es den Mohrrübenerbauern zu nicht geringem Vortheil gereichet. Denn da vor 16 Jahren der Dresdner Scheffel solcher Rüben 6 höchstens 8 Groschen galt, wird er nun in Städten, wohin viele zu diesem Behuf zum Verkauf gebracht werden, gern mit 10—12 Groschen bezahlt und dieser steigende Preis kommt den armen Leuten zu Gute, die sich mit dem Anbau derselben abgeben. Denn was auf großen Gütern und in Bauernwirthschaften davon gewonnen wird, das weiß man noch vortheilhafter bey der Viehzucht anzuwenden. —

Ich füge übrigens hier noch die von dem Herrn Bergen gegebene Anleitung zum Möhrenbau im Großen, mit einigen berichtigenden Anmerkungen des Herrn Leibarztes Dr. Thaer's bey, aus welcher man sehen wird, wie sehr dieser gründliche Landwirth den Möhrenbau schätzt und empfiehlt, obgleich er ihn noch nicht zu der Höhe gebracht hat, wie andere. Er sagt *):

Die

*) S. Joh. Crist. Bergen's Anleitung zur Viehzucht, oder vielmehr zum Futtergewächsbau und zur Stallfütterung

Die gelben Wurzeln, gelben Rüben, Möhren, werden wohl überall in Gärten gebauet, und in so fern sie von Menschen nicht verzehret werden, dem Vieh verfüttert. Anbau und Nutzen würden also bekannt genug seyn, als daß es einer weitläuftigen Ausführung bedürfte. Indessen ist doch verschiedenes dabey auszusetzen, und man erlaube, mich in dieser Absicht einige Augenblicke verweilen zu dürfen. Der Nutzen, besonders bey Melkkühen, ist zu beträchtlich, als daß ich die Fehler nicht rügen, und dieses nützliche Product dem Schlendrian zu minderm Gebrauch überlassen sollte.

Arten davon.

Es giebt zwey Arten: eine von Ansehn gelblichere, im Geschmack herbere, die lange Schwänze und viele Stacheln hat; und eine die von Ansehn röther, im Geschmack süßer, von oben bis unten fast gleich dick, und glatt ist. Die Vorsicht erfordert also, die letzte Art zum Anbau zu wählen, die überhin, ihres fast cylindrischen Wuchses wegen, auch in der Quantität besser ist.

Anbau im Großen.

Ein milder, trockner, etwas melirter, gut verarbeiteter, und in guter Düngung befindlicher Sandacker ist den gelben Wurzeln am angenehmsten, nichts aber widriger und schädlicher als ein frisch gedüngter Boden *). In diesem werden sie vom Roste angefressen oder eisermalig, im Wachsthume gestöret, weniger schmack- und nahrhaft, und also auch von wenigerer Nützlichkeit. Das Düngen muß ein Jahr vorher geschehen, und darnach schon eine andere Frucht gewachsen, oder mit andern Worten: der Dünger muß aufgelöset, mit der Ackererde gänzlich vermischt, und in so feine Bestandtheile übergegangen seyn, daß er kaum weiter mehr als Pflanzennahrung enthält. In Gärten, wo man gewöhnlich ein Jahr um das andere düngt, und auf den fri-

terung des Rindviehes; mit Anmerkungen von Albr. Thaer. Berlin, 1800 S. 235 ff.

*) Dies ist gegen die allgemeine Erfahrung der Engländer und gegen die meinige. Je stärker ich mit kurzem Miste dazu gedünget habe, desto besser und selbst desto schmackhafter sind meine Möhren gewesen. Ohne Dünger möchte ich sie gar nicht bauen, weil sie dann die viele Arbeit zu kärglich bezahlen würden. Th.

schen Dünger wohl doppelte und dreyfache Früchte erbauet, kommen die Wurzeln allemahl in den ungedüngten Theil. Beym Anbau im Großen bringt man sie also in das Gerstenfeld, oder, wenn auf die Güte des Ackers Verlaß ist, in die Brache. In jenem Falle wird eine Gersten-, in diesem allenfalls eine Winterärnte verlohren; der Verfolg wird aber zeigen, wie sehr man dafür schadlos gehalten werde. Der Acker muß vor Winters gestürzt, und im Frühjahr noch zwey bis dreymahl verarbeitet, die erste Arbeit aber gut und tüchtig gemacht werden; je tiefer alsdann gepflüget worden, desto länger werden die Wurzeln. Zum Glück kommt die empfohlene Art den etwanigen Gebrechen des Ackers und der Bestellung zu Hülfe, indem sie dasjenige in der Dike zu gewinnen sucht, was sie in der Länge nicht erreichen kann *).

Der öftern Ackerbearbeitung halber, die zur Vertilgung des Unkrautes schlechterdings nöthig ist, kann man nicht eher als in der letzten Hälfte des Aprils säen, wozu eine trockene und stille Witterung gewählet wird. — Von den Handgriffen dabey schweige ich, da sie überall bekannt, und beym Feldbau eben so als beym Gartenbau beschaffen sind **). Eine vielleicht weniger bekannte Sache aber kann ich nicht übergehen. Man säet nähmlich mit den Wurzeln zugleich Mohn; welcher da er über der Erde wächset, jenen nicht schädlich wird, weil sie in der Erde wachsen. Von einem Morgen habe ich einst so vielen Mohnsamen erhalten, daß daraus zwanzig Pfund des besten Oehls gepreßt, und dieses selbst auf den Tafeln von Excellenzen und Gnaden dem Provenceröhl vorgezogen wurde ***).

War-

*) Auf einem flachen Boden rathe ich sie nicht zu bauen. Ich lasse dazu immer doppelpflügen, d. h. einen Pflug, der tiefer geht, dem ersten in derselben Furche folgen. Th.

**) Auf das Säen kommt viel an, damit nicht mehrere zusammenhängende Samen auf einen Fleck fallen: Geschieht dies so müssen die neben einander stehenden Pflanzen durch Aufziehen früh vereinzelt werden, oder sie bleiben sämmtlich Krüppel. Th.

***) Dann kann man aber auch von den Möhren keinen erheblichen Ertrag erwarten. Th.

Wartung.

Nächst der frischen Düngung ist den Wurzeln nichts mehr zuwider als das Unkraut; und gleichwohl erfolget, der guten Beackerung ungeachtet, nichts gewisser als dieses. — Indem der Same fast vier Wochen in der Erde liegt, und noch vier Wochen lang nur ein schwaches Kraut treibt, so bedienet sich das Unkraut dieser Schwäche, und überziehet den ganzen Acker mit Heereskraft. Nichts als ein wiederhohltes Jäten kann die jungen Pflanzen vor Uebermacht und Verderben schützen. Dies pflegt in der Mitte des Junius zum erstenmahl, und etwa vier Wochen später zum zweytenmahl nöthig zu seyn; also gerade zu einer Zeit, wo man in großen Wirthschaften, der Heuärnte wegen, alle Hände voll zu haben, und alle Nebengeschäfte hintenan zu setzen sich berechtiget glaubt. — Allein die den Wurzeln zu widmende Arbeit hindert das Hauptgeschäft so wenig, daß sie im Gegentheil dasselbe noch begünstiget. Gemeiniglich werden die zum Heuen erforderlichen Leute, es mögen nun Dienstboten oder Taglöhner seyn, Abends vorher bestellet. Sie finden sich am Morgen ein; ein stark gefallener Thau oder ein kleiner Regen lassen aber die Arbeit nicht zu, oder wenn der Regen anhält, hofft man gegen Mittag auf Sonnenschein. Um die Leute nicht aus einander gehen, oder einen guten Nachmittag ungenützt verstreichen; gleichwohl alle Hände bis dahin nicht müssig seyn zu lassen, ist man oft um Arbeit verlegen. Diese findet sich auf dem Wurzelacker, wobey eben die regnigte Witterung vortheilhaft wird. — Ueberdem ist es bey großen Wirthschaften von besonderem Nutzen, wenn das Ganze so eingerichtet ist, daß die Witterung auf den Fleiß des Wirths nicht immer Einfluß haben, und er auch bey der ungünstigsten arbeiten könne. Was dabey gewonnen wird, ist so gut Gewinn, als was bey der besten zu erreichen steht. — Mit kleinen Wirthschaften hat es eben die Bewandtniß; Frau, Magd und Kinder sind ebenfalls zur Heuärnte eingerichtet. — Wo aber weder bey großen noch kleinen Wirthschaften Wiesen vorhanden — freylich da ist man auch nicht an die Heuarbeit gebunden. Man hat andere Beschäftigungen, die jedoch selten nützlicher als das Wurzeljäten seyn möchten; oder man arbeitet gleich

dem geschäftigten Müssiggänger, das ist, man thut im Grunde gar nichts *).

Aernte.

Wenn das Jäten zum zweyten Mahle gehörig geschehen, so wachsen die Wurzeln ohne fernere Aufsicht bis Michaelis fort, da sie denn ausgegraben werden. Zur Erleichterung dieser Arbeit wird das Kraut vorher abgemähet und dem Rindvieh gegeben; der Mohn aber, im Fall man welchen darunter gesäet hat, wird schon drey bis vier Wochen früher abgeschnitten, weil er um so viel früher reift. Das Verfahren beym Aufgraben ist bekannt, ich bemerke also nur, daß die Wurzeln, wie die Kartoffeln und alle Erdgewächse, gehörig abtrocknen müssen, bevor sie zum Aufheben in Keller gebracht, oder in die Erde gegraben werden.

Nutzen bey der Viehzucht.

Der Anbau der gelben Wurzeln erfordert, was das Jäten und Ausgraben betrifft viele Zeit und viele Menschenhände: der Nutzen aber ist auch so beträchtlich, daß dieses Erforderniß kaum in Betracht kommt. — Sie sind allen Vieharten, von der Taube bis zum Pferde, gleich angenehm und wohlschmeckend. Was aber dem Vieh am besten schmeckt, ist ihm auch am nährendsten. Besonders empfehle ich sie für die Melkkühe. Ihre Farbe theilen sie der Milch und Butter mit; und diese erhält zugleich einen sehr angenehmen, der gewöhnlichen Maybutter nichts nachgebenden Geschmack. Man kann also diese Erstlinge des Frühlings und der grünen Nahrung der Kühe auch mitten im Winter haben.

Von einem Calenbergischen Morgen zu 120 sechszehnfüßigen Quadratruthen habe ich eher 110 bis

*) Wenn man Leute hat, die gute Augen haben und im Behacken geübt sind, so kann man das Jäten ganz ersparen. Fehlen diese, so muß man die kostspielige Arbeit des Jätens einmahl daran wenden. Nie lasse ich aber ganz rein jäten, sondern nur das größere und das dichter um die auf 1 Fuß Entfernung auszusetzenden Pflanzen stehende Unkraut wegziehen; den Jätern aber auf dem Fuß die Hacker folgen, wodurch die Arbeit wenigstens um die Hälfte verringert wird. Zwey Mahl lasse ich aber nie jäten; dagegen wohl dreymahl behacken, welche Arbeit mit jedem Mahle leichter und sauberer wird. Auf Düngung und aufs Behacken beruhet der Ertrag lediglich. Th.

bis 120 Himten geärndtet *); welches, auf hiesiges Land- und Kornmaß reduciret, von einem Magdeburgischen Morgen 64 bis 70 Scheffel beträgt. — Drey Scheffel geben den Melkkühen mehr und bessere Milch als zwey Scheffel Gerstschroot. Man rechne jedoch die Aernte von einem Morgen nur zu sechszig Scheffel, und in der Fütterung zwey Scheffel für einen Scheffel Gerste, so müßte man darauf dreyßig Scheffel Gerste geärntet haben; welches von fünf Morgen, auch in gutem Boden, kaum möglich ist. — Die Kosten des Anbaues betragen freylich, viel aber doch nicht viel mehr, als die Benutzung des Mohnsamens ausmacht. Provenceröhl gilt gewöhnlich zwölf Groschen das Pfund. Zwanzig Pfund Mohnöhl, welches eben so gut ist, sind also zehn Thaler werth; und auf zehn bis zwölf Thaler möchten die Kosten des Jätens und Aufgrabens, wenn alles genau berechnet, und im Tagelohn bearbeitet wird, höchstens zu stehen kommen.

Solchen Wirthen, die nach dem gemeinen Sprichworte nicht bloß aus der Hand in den Mund haben; die also die Kosten des Jätens und Ausgrabens eine Zeitlang, und so lange vorschießen können, bis sie solche durch die verbesserte Milchnutzung wieder erhalten; denen es gleich ist, ob sie Gerste oder Butter verkaufen; und die endlich, des weniger geärnteten Gerstenstrohes wegen, keinen Strohmangel befürchten dürfen; rathe ich immer zum Anbau der Wurzeln in der Art, daß sie wenigstens einen Theil ihrer Kühe, wenn sie frischmelkend geworden, damit abwechselnd füttern; sich dadurch viele und delicate Butter zu einer Zeit, wenn es daran zu gebrechen pfleget, verschaffen; und theils selbst verspeisen, theils zu einem, den gemeinen Preisen um die Hälfte übersteigenden Werth verkaufen mögen **).

*) Weniger als 400 Himten habe ich nie vom Morgen geärndtet. Oft aber 600 Himten. Eine Aernte von 376 Himten auf einen halben Morgen habe ich bey einem Freunde gesehen. Vergl. Annalen der Niedersächs. L. 1. Jahrgang 4tes Stück S. 302. Einen solchen Unterschied macht die Art der Kultur. Th.

**) In Ansehung der Güte der Milch und Butter übertrifft die Möhrenfütterung jede andre im Winter. Die Butter kommt, wenn sie gehörig bereitet wird, der Maybutter gleich.

Zur Vergleichung des Nutzens den man von den Möhren und andern Wurzelgewächsen als Viehfutter haben kann, dient folgender Versuch über die Möhren- und Rübenfütterung an Schweinen und Ochsen. Von W. C. Woodbine, Esq. auf Packsfield bey Rainham in der Grafschaft Norfolk, in England *).

(Aus dem Englischen **).

Fünf Morgen Landes, die ich nach einer Weitzenärndte auf die gewöhnliche Weise zugerichtet, gepflügt und geegt hatte, und die zum Rübenbau bestimmt gewesen waren, besäete ich im Frühjahr 1779 mit Möhren. Im Oktober drauf fing ich an, sie auszugraben. Meine Arbeitsleute bekamen 5 Schillinge und 3 Stüver für die Last ***) von 84 Scheffeln für das Ausgraben, Kräutigabschneiden, Zusammentragen und Aufladen.

Am 12. Oktober stellte ich bey meiner Schweinewirthschaft 30 Stück auf, die in gutem Stande, und, so viel sich nach dem äußerlichen Ansehn urtheilen ließ, an Größe und Gewicht einander ziemlich gleich waren, indem ich beschlossen hatte, ein Experiment mit Fütterung derselben mit bloßen Möhren zu machen, um zu sehen, wie weit sie dabey in einer gesetzten Zeit am Gewichte zunehmen würden. Ich band ein Schwein mit den Beinen, fand es am Gewicht 8 Englische Steine (den Stein von 14 Pfund) schwer; und nachdem ich meine Schweine vier Wochen lang gefüttert hatte, wog ich das gedachte Schwein wieder, und fand, daß es um 3 Stein und 1 Pfund schwerer geworden war †). Die 30 Schweine wurden hierauf an die Viehhändler für den Londoner Markt unter dem Preise verkauft, weil sie nicht

*) S. ökonomische Hefte. März 1801. S. 265—267.

**) S. Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by A. Young. Vol. V. pag. 260 ff.

***) Die Englische Last hält im Getreide 2 Weys oder Tonnen = 4000 Pfund.

†) Dieses Schwein nahm um 24 bis 25 Pfund an Schwere zu, welches, das Pfund nur zu 4 Stuver gerechnet, 8 Schill. oder wöchentlich 2 Schill. für sein Futter betrug. Es gedieh folglich bey bloßen Möhren sehr gut.

A. Young.

nicht mit Körnern gefüttert worden waren. Ich stellte aber nunmehr 80 andre auf, und mengte Erbsen unter die Möhren, wodurch sie ein derberes Fleisch bekamen, und deßhalb besser bezahlt wurden. Also ist dieß eine Mästungsart, die ich andern Landwirthen noch mehr als mit bloßen Möhren empfehlen muß, ob ich gleich mit meinem Versuche mit bloßen Möhren völlig zufrieden zu seyn Ursache hatte.

Im gegenwärtigen Jahre stellte ich wiederum 30 Schweine auf, und fütterte sie drey Wochen lang bloß mit Kartoffeln. Eins davon wog ich am 26. Oktober, und fand, daß es 10 Stein und 4 Pfund am Gewicht hatte. Drey Wochen hernach wog ich es abermals, und es fand sich, daß das Thier um nicht mehr als 8 Pfund schwerer geworden war. Woher dieser große Unterschied rühren mag, kann ich nicht erklären. Auch denke ich nicht, daß mein Versuch mit den Kartoffeln völlig so beschaffen gewesen ist, daß Andre sich darnach richten dürften.

Im November 1782 stellte ich 20 große Ochsen auf, die ich im East-Riding der Grafschaft York mager eingekauft hatte, und gab ihnen Rüben zu fressen. Sie verzehrten Tag für Tag 144 Scheffel Rüben, bis zu Anfange des Februars 1783; jeder Scheffel wog 3 Stein und 9 Pfund, oder überhaupt 51 Pfund; macht in allem auf den Tag 7344 Pfund.

Mithin kommen auf jeden Ochsen täglich 367 Pfund.

Ich hielt genau Rechnung über die Fuder von jedem Morgen Landes, und fand, daß der Morgen 20 Fuder gab, 32 Scheffel.

Summe des Gewächses der Rüben von jedem Morgen = 32,640 Pf.

Vor dem Erfrieren hat der Prediger J. Forby zu Fincham, in der englischen Landschaft Norfolk, seine Möhren seit vielen Jahren durch folgendes Verfahren gesichert: Gleich nach Michaelis gräbt er, bey trockner Witterung, die Möhren mit einer gemeinen Mistgabel aus, und bringt sie an der Ecke des nähmlichen Stück Landes, in dem sie gewachsen sind, auf folgende Art in einen Haufen. Sechs Zoll hoch über der Fä-

che des Ackers wird etwas Erde 2 und 1 halben Fuß breit und etwa 60 oder 30 Fuß lang, wie es die Menge der Möhren erfordet, aufgeworfen. Auf diese Erdlage wird eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, dann wird auf allen Seiten eine Reihe Möhren mit ihrem auswärts gewandten Kräutig darauf geordnet, so daß die Schwänze der Möhren von der einen Seite über die Schwänze derer von der andern Seite zu liegen kommen, bis der Umfang etwa 2 Fuß breit mit Möhren bedeckt ist. Den kleinen Möhren schneidet man das Kräutig ab, und steckt sie zwischen beyde Reihen mitten hinein, damit sie die beyden Seiten dadurch zusammen halten, in dem sie die Last mehr nach der Mitte hin drücken, daher die großen Möhren der beyden Reihen nicht leicht auseinander fallen können. Auf 2 oder 3 Reihen Möhren über einander wird immer wieder eine dünne Lage dürres Stroh gelegt, und so fährt man fort, sie etwa 4 Fuß hoch über einander zu bauen. Zuletzt bedeckt man das Kräutig sorgfältig mit dürrem Stroh, und legt etwas Schilf- oder Riedgras, wie eine Strohhaube, darauf. Ist man damit fertig, so hängt man eine andere, mit der ersten parallellaufende Linie an, und läßt zwischen beyden nicht mehr Raum leer, als daß ein Mensch dazwischen durchkommen kann. Sind nun alle Möhren auf diese Art aufgelegt, so füllt man die Mittelgänge mit dürrem Stroh an, und verwahrt die Aussenseite mit aufgesetzten und durch Hordenpfähle fest angedrückten Strohbündeln, damit der Wind nicht das Stroh oder das Dach wegführen kann. Auf solche Art halten sich die Möhren in jedem Froste.

Siehe

Siehe Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by A. Young, Vol. XI. p. 328 — 330.

Was den Gebrauch der Möhren in medicinischer Hinsicht betrifft, so verdient die Wurzel, wegen ihrer seifenartigen Eigenschaft unter die ausmilchenden und reinigenden Arzeneyen gezählt zu werden. Schon in alten Zeiten hielt man sie wider die Elephantiasis für wirksam [1]). Wenn man Harnblasensteine in den Saft oder Abkochung dieser Wurzel wirft, so wird etwas, doch sehr wenig, von ihnen aufgelöst; daraus folgt, daß sie denen, die mit dem Stein geplagt sind, zuträglich ist [2]). Nüchtern gegessen sollen sie wider die Fadenwürmer der Kinder wirksam seyn [3]). Wider die Schämmchen im Munde der Kinder, ist es heilsam, dieselben mit einer Abkochung, oder dem ausgepreßten Safte der gekochten Möhren, mit etwas hinzugesetztem Rosenhonig zu pinseln, oder wider innerliche Schwämmchen zuweilen einen Theelöffel voll niederschlingen zu lassen [4]). Auch kann man durch eine Abkochung von ihnen, mit etwas Violensyrup vermischt, den Speichelfluß in den Pocken unterhalten [5]).

In den neuern Zeiten haben sich die Möhren, als Breyumschlag angewandt, wider bösartige Geschwüre sehr berühmt gemacht. Frische Möhren nehmlich werden geschabt, auf einer Reibe zerrieben, und, nachdem man mit der Hand den Saft aus ihnen gepreßt, auf einem Teller oder in einer Pfanne heiß gemacht, damit sie zu Brey werden

1) Aretaeus Cur. diut. cap. 2.
2) Lobb on diſſoluents of the ſtone p. 94.
3) Roſenſt. Bfkd. p. 353. v. d. Boſch. epid. verm. p 352.
4) Roſenſt. a. a. O. S. 25. Darel Soken ap. p. 78.
5) Roſenſt. a. a. O. S. 144.

werden, den man auf das Geschwür legt, so daß er allenthalben, gleichsam als ein Pflaster, wohl anschließt; damit er nicht abfalle bedeckt man ihn mit warmer Leinwand und befestigt ihn mit einer Binde. Alle 12 Stunden wiederhohlt man dieß, und jedesmahl reiniget man das Geschwür mit ausgezupfter Leinwand. Diese Versuche sind zuerst von dem gelehrten Gothaischen Leibarzt Herrn Sulzer gemacht, und von einem Freunde von ihm, aber ohne sein Vorwissen in Journ. de medic. T. 24. p. 68. eingerücket worden; daselbst ihnen auch Heilkräfte wider krebsartige Geschwüre beygelegt werden; der berühmte Erfinder aber hat dem Herrn Hofr. Murray aufrichtig gestanden, daß er nie eine vollkommne Heilung letztgenannter Geschwüre durch den Möhrenumschlag habe bewirken können. Daß aber dadurch die Schmerzen gestillt, der zu großen Eiterung und dem Gestanke Einhalt gethan, die harten Ränder erweicht, und eine Heilung bösartiger Geschwüre bewirkt wird, soll gewiß seyn. An einem andern Orte wird behauptet, daß ein solcher Umschlag bey wahren krebsartigen Geschwüren viel Nutzen geschafft hätte. Gegen einen Krebs der männlichen Ruthe, wider welchen der Schierling vergeblich gebraucht worden, hat vorhingedachter Umschlag, und Malztrank, weil man Scharbock vermuthete, vielen Vortheil verschafft; eine gänzliche Heilung aber konnte man nicht dadurch bewirken [1]). Beyde letzterwähnte Hülfsmittel zugleich angewandt, haben bey einer Frau ein großes um sich fressendes Geschwür am Fuße, das sie schon 3 Jahr gehabt, binnen 4 Monaten geheilt [2]). In einer Zeit von

2 Mo-

1) Gipson in med. Obs. et Inquir. T. 4 p. 178.
2) a. a. O. S. 116.

2 Monaten hat man ein fressendes krebsartiges Geschwür in der rechten Schambuge geheilt [1]). Eine Frau, aus deren Verwandschaft schon viele am Krebse gestorben waren, hatte einen offenen Krebs in der Brust, gegen den man vorher ohne Nutzen den Schierling gebraucht hatte, gab, als man ihr den Möhrenumschlag auflegte und zugleich die Wunde mit einer Schierlingsabkochung auswusch, die beste Hoffnung, die aber durch einen plötzlichen Tod vereitelt ward [2]). Man hat auch in Frankreich viele krebsartige Geschwüre der Lippen und des Gesichts durch dieß Mittel geheilt [3]). Der berühmte Schmucker [4]) hingegen beklagt sich, daß er durch dieses Mittel beym Krebs weder den Gestank, noch die Schmerzen mildern, noch die Jauche in ein gutes Eiter, und überhaupt keine Reinigung des Geschwürs habe bewirken können. Gegen frische Brandschäden sollen die zerstoßnen Möhren ein schnellhelfendes Mittel seyn.

Der Same ist rundlich, sieht aschgrau aus, ist rauh, hat sägenartige Flügel, riecht stark und gewürzhaft, und enthält ein wesentliches Oehl. Er wird vom Aretäus [5]) und vielen Andern für ein wind- und harntreibendes Mittel gehalten; wovon auch seine Kräfte, die er wider den Stein haben soll, abhangen, wider welchen man ihn oft nützlich, hauptsächlich wenn er mit Bier gekocht, gefunden hat [6]). Er giebt ein angenehmes,

1) S. 191.
2) Nicolson T. 4. S. 263.
3) Haulsterck Rec d'observations T. 2. p. 561.
4) Chir. Wahrnehm. T. 2. S. 15.
5) Curat. acut. T. 2. c. 6.
6) Helmont lith c. 7. §. 14. p. 46. c. 1. §. 19. p. 6. Boyle util. phil. exper. exerc 4. Charleton lithiat p. 176.

mes, nach Citronen schmeckendes Getränk [1]. Auch noch neuerlich hat man in England durch den wäßerichten Aufguß, von ohngefähr 6 oder 7 Samendolden, die man in einen gewöhnlichen Theetopf that [2]; wie auch durch das Möhrenöhl, in verschiedentlicher Mischung, wider diese Krankheit Nutzen geschafft [3].

Aus dem Safte der Möhren hat Markgraf Syrupp verfertiget, aber Zucker konnte er aus demselben nicht erhalten [4]. Den aus der gekochten Möhre, ausgepreßten und eingedickten Saft, kann man recht gut statt des Zuckers, Syrups oder Honigs an die Speisen gebrauchen [5]. Die Art ihn zu verfertigen wird unten gezeigt werden. In Thüringen weiß man auch diesen Saft vortheilhaft zu erhalten [6]. Wider den Husten, Schwindsucht und Würmer der Kinder ist er zu empfehlen [7]. Sie können ihn auf Brot essen, oder täglich einige Mahl einen Löffel voll davon einnehmen. Diesen Möhrensaft, oder Möhrenmus, wie einige ihn nennen, macht man aus den besten saftigsten gelben Möhren, worüber der Absatz Möhrensaft oder Mohrensyrupp nachzusehen ist.

Von der Zurichtung der Möhren in der Küche.

Eine gewöhnliche Möhrenvorkost. Die Möhren werden hierzu geschabt und geschnitten, mit halb Wasser und halb Fleischbrühe zum Feuer

1) Lewis M. m. p. 251.
2) Berliner Samml. T. 1. S. 595.
3) S. 598.
4) Mem. de l'ac. de sc. de Berl. 1747. p. 87. und in seinem chem. Schriften Th. 2, S. 85.
5) Leipz. Samml. T. 4. S. 706.
6) Hamb. Magaz. Vol. 8. S. 616.
7) A. a. O.

er gesetzt, und darin weich gesotten. Zuletzt aber macht man die Brühe mit gebranntem Mehl oder geriebener Semmel seimig, und würzt es mit Zwiebeln Pfefferkraut und Muskatenblüthen.

Ebendieselbe noch anders. Die sauber zubereiteten und geschnitenen Möhren werden in Butter gedämpft, mit einer Zwiebel und etwas grüner Petersilie und Pfefferkraut, nebst einem Löffel Mehl und guter Fleischbrühe; dann würzt man sie mit etwas Pfeffer, Kümmel und Salz, und thut noch etwas Mehl darein, daß es dicklich wird.

Möhren mit einer Sahn-Sauce. Man schabt und schneidet die Möhren klein, und übersiedet sie in Wasser. Hierauf läßt man sie, wenn sie abgeseihet worden sind, in Butter passiren, füllt hernach Bouillon darauf, würzt es mit Pfefferkraut, und läßt es also damit durchdämpfen. Zuletzt quirlt man noch einige Eyerdotter mit Sahne, thut einen kleinen Löffel Mehl, etwas Zucker und Muskatenblüthen darein, und gießt es auf die Möhren, und läßt es unter beständigem Umrühren aufkochen.

Möhren mit kleinem Spargel. Man bricht das Eßbare von kleinem Spargel in zwey oder drey Stücke, brühet ihn, und seihet das Wasser davon ab. Dann schneidet man kleine Möhren in Plätzchen, brühet sie ebenfalls etwas ab, und legt sie zu dem Spargel in einen tiefen Tiegel. Hernach röstet man klein gehackte grüne Petersilie in Butter, thut sie dazu, und würzt es mit Pfeffer, Cardamom, Muskatenblüthen und Butter, gießt Fleischbrühe darüber, und läßt es recht mit einander aufkochen, thut vor dem Anrichten noch ein Stückchen Butter daran, und giebt es hernach auf den Tisch.

Gebackene Möhren. Wenn man die Möhren abgeschabt oder übersotten hat, so werden sie in einen solchen Teig oder Klare, wie man gewöhnlich zum Spargel oder Artischocken macht, eingetunkt und in Butter abgebacken. Dieses Gericht ist bey einem Soupee recht gut zu gebrauchen, und kann sehr geschwind zubereitet werden.

Gefüllte Möhren. Wenn man sie rein geschabt und sauber ausgehöhlt hat, so siedet man das Ausgehöhlte, vermischt es dann mit geriebener Semmel, schlägt einige Eyer dazu, thut zerlassene Butter, oder gehackten Speck darein, würzt es mit Muskatenblüthen, Ingber und Pfeffer, und füllt die Möhren damit. Endlich röstet man sie in Butter bräunlich, gießt etwas Fleischbrühe darauf, und thut etwas in Butter geröstetes Brot daran, so ist es fertig.

Möhrengemüse mit Milch. Man sieder sie ganz, treibt sie alsdann auf einem Reibeisen thut in Mehl umgewendete Butter in eine Casserole, gießt süsse Sahne dazu, schüttet Muskatenblüthen, Pfeffer und Salz darein, rührt es zu einem Muße, thut noch eine Hand voll geriebene Semmel dazu, und garnirt alsdann dieses Gemüse mit Bratwurst, Carbonade u. d. gl.

Möhren mit Mandeln. Die Möhren werden geschabt, geschnitten, alsdann gebrühet, und wenn das Wasser wieder abgeseihet worden ist, klein gehackt. Während dessen werden auch Mandeln abgezogen und klein gehackt. Dann thut man beydes in eine Casserolle, gießt süsse Sahne darauf, läßt es mit einander kochen, thut ein Stück Butter darein, und bestreut es endlich beym Anrichten mit Zucker und Zimmt.

Möhren auf englische Art zugerichtet. Man schabet die Möhren auf das sauberste ab,

thut

thut sie in den Topf, und wenn sie weich und gut geworden sind, nimmt man sie heraus, und reibet sie in einem reinen Tuche. Alsdann schneidet man sie in Streifen auf eine Schüssel, und gießet etwas zerlassene Butter darauf. Wenn die Möhren jung sind, so können sie innerhalb einer halben Stunde gekocht seyn.

Ein Möhreneyerkuchen. Man schabt die Möhren vorher ab, und schabt sie dann bis auf den Kern recht fein, kocht das Geschabte weich und treibt es endlich durch ein Sieb. Dann thut man einige Hände voll geriebene Semmel, Zucker und Rosenwasser dazu, schlägt hinlänglich Eyer darein, daß der Teig seine gehörige Dicke erhält. Endlich schüttet man alles wohl vermischt in heisse Butter, giebt unten und oben Feuer, und läßt es gar backen. Man giebt diesen Eyerkuchen entweder trocken und mit Zucker bestreut auf den Tisch, oder man macht eine beliebige süsse Sauce darüber.

Möhrensuppe. Vorher schneidet man sauber gereinigte Möhren, Sellerie und Petersilienwurzeln in Scheiben, und passirt sie mit einigen Schinkenscheiben in Butter, thut noch etwas Mehl oder geriebene Semmel dazu, füllt Bouillon darauf, und läßt es damit durchkochen, thut etwas Zwiebeln und Muskatenblumen daran, und schüttet noch eine Hand voll fein geriebene Möhren dazu. Wenn nun alles gut durchkocht und weich ist, so treibt man es durch ein Sieb, thut noch etwas grüne Petersilie dazu, und giebt sie bald darauf auf den Tisch, weil sie sonst, wenn sie zu lange kocht, gerinnt.

Ebendieselbe mit Milch. Die Möhren werden hierzu gerieben, oder auch wohl nur in Scheiben geschnitten, nebst geriebener Semmel in andert-

halb oder zwey Quart Milch, die eben im Sieden ist, geschüttet und damit klar gekocht. Hierauf treibt man die Suppe durch ein Haarsieb, setzt sie wieder zum Feuer, würzt sie mit Muskatenblüthen, Salz und Ingber, thut ein Stückchen Butter darein, und zieht sie mit einigen Eyerdottern ab, gießt sie über gebratene oder geröstete Semmelschnitte, und giebt sie auf den Tisch.

Möhrentorte. Wenn die Möhren gekocht und die Haut davon abgezogen ist, so werden sie auf dem Reibeisen klein gerieben. Dann rührt man sechs Eyer eine Stunde lang immer nach einer Seite zu, thut Zucker und Zimmt, wie auch eine Hand voll gestoßene Mandeln dazu, feuchtet alles noch mit Rosenwasser an, und schüttet die geriebenen Möhren dazu. Die Fülle thut man alsdann in eine Torte, welche von gutem Blätterteige zubereitet worden ist, macht von dem nähmlichen Teige ein Gegitter darüber, und läßt sie langsam ausbacken.

Ebendieselbe noch anders. Man stößt ein halbes Pfund abgezogene Mandeln mit Rosenwasser klein; schabt sodann die Möhren, und reibt sie recht klar. Dann wiegt man von jedem ein Viertelpfund ab, und reibt es zusammen eine Viertelstunde lang ab; thut dann fünf Eyer und ein Viertelpfund Zucker dazu, und rührt es noch eine halbe Stunde unter einander.

Endlich mischt man zu Schaum geschlagenes Eyerweis nebst einer Hand voll geriebener Semmel dazu, füllt es in die Form, und beobachtet alles, was bey dieser Art von Bäckerey zu beobachten ist, und beym Anrichten bestreut man die Torte mit Zucker und Zimmt.

Möhrentrank. Man thut einen Löffel voll von dem Möhrensafte unter ein Glas Wasser, und rührt es unter einander.

Sonst werden die Möhren auch noch auf verschiedene Weise in Verbindung mit anderen Gartengewächsen zubereitet, z. B. mit jungen Erbsen, mit Bohnen, mit Kartoffeln ꝛc. wie es vielleicht jeder Köchinn bekannt ist.

Von der Zubereitung eines Syrupps aus Mohrrüben, oder des sogenannten Möhrensaftes.

Es ist oben, S. 751 und 752, zwar schon etwas von der Zubereitung des Möhrensaftes gesagt worden; die Wichtigkeit dieses Gegenstandes macht es nöthig, hiervon noch etwas ausführlicher zu sprechen.

Obgleich alle Arten von den sogenannten gelben Wurzeln oder Möhren zur Verfertigung dieses Syrupps gebraucht werden können, so sind doch die langen Karotten allen andern vorzuziehen, weil sie weit mehr Saft haben, und dieser Saft wegen ihres sehr weichen Fleisches mit geringerer Mühe abgesondert werden kann. Unter diesen aber sowohl als unter andern, sind zur Verfertigung des Syrupps jederzeit die größesten auszuwählen; denn man hat durch gemachte Versuche gefunden, daß funfzehn Stück solcher Wurzeln, welche sechs Pfund gewogen, ein volles Quartier Saft, und aus diesem, nach geschehenem Einkochen, $\frac{1}{3}$ Quartier Syrupp gegeben haben; die ausgeworfenen kleinen Wurzeln hingegen, welche wegen Mangels der Nahrung nicht zu ihrer gewöhnlichen Größe heran wachsen können, sind nicht so reich an Saft, und also zur Verfertigung des Syrupps um so weniger anzurathen, da sie, wo

nicht mehr, doch eben so viele Mühe und Kosten verursachen, als die großen, und nur wenig Syrupp geben.

Die beste Jahrszeit zur Verfertigung dieses Syrupps ist der Herbst, weil die Wurzeln alsdenn ihre völlige Größe erlangt haben. Auch wählt man am vortheilhaftesten solche Wurzeln, welche eben frisch aus der Erde gezogen worden, denn die Erfahrung hat gelehret, daß die, welche einige Zeit über der Erde gelegen, sehr bald ausgetrocknet waren, und dadurch den mehrsten Saft verlohren hatten, so, daß sie bey dem Auspressen die Mühe und Kosten, durch den erhaltenen Syrupp, nicht bezahlten.

Wenn man nun nach solcher Vorschrift eine beliebige Quantität Wurzeln zum Syrupp ausgewählt hat: so wird 1) von selbigen das lange Kraut abgeschnitten, doch in solcher Länge, daß die Wurzeln selbst durch den Schnitt nicht beschädigt werden. Das Fleisch der gelben Wurzeln besteht nähmlich aus lauter kleinen nach der Länge laufenden Röhrchen, welche mit Saft angefüllt sind, und wenn diese Röhren geöffnet werden, so fließt schon von selbst ein Theil Saft heraus. Wenn man also die Wurzeln vor dem Waschen zu tief abschneidet, so werden diese Röhren nicht allein geöffnet, sondern der Saft wird durch das in selbige eintretende Wasser noch mehr aufgelöset, und fließt in großer Menge heraus. Aus eben der Ursache darf man vor dem Waschen auch die Schwänze von den Wurzeln nicht abschneiden, weil dadurch ebenfalls einige Saftröhren geöffnet werden, durch welche etwas Saft verlohren geht. Darnach wird der ganze Vorrath, entweder auf einmahl, oder auf verschiedene Mahle, in einem ziemlich geräumigen Gefäß, unter genugsamen Was-

ser

ser von der anklebenden Erde völlig gereinigt, und so lange frisches Wasser darauf gegossen, bis es nicht mehr trübe wird. Dieses Waschen kann vermittelst eines abgestumpften Besens am leichtesten verrichtet werden.

Einige rathen, die Wurzeln nach geschehenem Abwaschen, noch zu schaben oder zu schälen, welches andere hingegen widerrathen, und zwar aus der Ursache, weil dadurch vieler Saft verlohren gehe. Dieses ist auch nicht ungegründet. Wollte man aber diesen Verlust an Saft, der nicht so sehr beträchtlich seyn kann, und die aufs Schaben zu wendende Zeit nicht achten, um einen bessern Syrupp zu erhalten: so wäre diese Methode vorzuziehen, und insbesondere alsdenn, wenn die Wurzeln vor dem Auspressen gekocht werden sollen; denn die äußere Haut hat, so wie die grüne Schale, welche sich am obersten Ende der Wurzel bey dem herausgewachsenen Kraute befindet, einen bittern Saft, welcher durch das Kochen völlig aufgelöset wird, und der Süßigkeit des Syrupps schadet. Doch ist dieser Nachtheil nicht so erheblich, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt werden, weil sich alsdenn dieser bittere Saft nicht so gut auflösen kann.

So rathen auch einige, den Kern heraus zu nehmen, weil dessen Saft zu wässerig sey, und einen wilden Geschmack verursache, aber dieses kann im Ganzen nicht so viel ausmachen, als die dagegen zu rechnende Mühe des Ausschneidens des Kerns.

2) Werden von den so gereinigten Wurzeln die etwa auslaufenden dünnen Aeste, oder sogenannten Schwänze, und an dem obern Ende derselben die grüne Schale völlig weggeschnitten. Es ist nothwendig, daß die Schwänze,

welche größten Theils aus der äußern Haut und dem Kern bestehen, auch die grüne Rinde weggeschnitten werden, weil beyde bittern Saft haben.

3) Ist zu unterscheiden, ob die Wurzeln ungekocht ausgepreßt werden sollen, oder ob sie vor dem Auspressen erst gekocht werden.

Sollen die Wurzeln vor dem Auspressen erst gekocht werden, so zerstößt man sie in einem reinen Troge mit einem gewöhnlichen Stoßeisen ziemlich klein *), schüttet einen Theil davon in einen Kessel, gießt so viel Wasser darauf, als nöthig ist, um das Anbrennen zu verhindern, und kocht sie unter fleißigem Umschütten und Umrühren (denn sonst würden sie anbrennen), bis sie sich mit den Fingern zerdrücken lassen. Nun sind sie bis zum Auspressen fertig, und die noch ungekochten können während des Pressens ebenfalls gekocht werden. Einige gießen bey dem Kochen mehr Wasser zu, und schütten solches nachmahls weg, dieses ist nicht rathsam, weil viel Saft dadurch verlohren geht.

Sollen sie aber ungekocht ausgepreßt werden **), so reibt man die nach Nr. 1. und 2. zubereiteten Wurzeln auf einer Reibe, wie man den

*) Einige lassen die schon zerstoßenen Wurzeln noch einmal waschen, welches aber sehr nachtheilig ist, weil dadurch der größte und beste Theil des Safts verlohren geht.

**) Diese Art hält man für die beste, weil durch das Kochen der in der äußern Schale befindliche bittere Saft und viele grobe Theile der Wurzeln mit aufgelöset werden, welche letztere sich durch das Abschäumen nicht gänzlich wieder absondern lassen, und also der Süßigkeit und Dauer des Syrupps nachtheilig sind. Auch muß das zugegossene Wasser nicht allein mit vielem Holzaufwande wieder verkochen, sondern es läßt die bey sich führenden erdichten, oder andere feste Theile zurück, welche sich mit dem Syrupp vermischen, und seine wahre Güte vermindern. Werden die Wurzeln aber ungekocht ausgepreßt, so ist alles dieses nicht zu befürchten.

den Meerrettig zu reiben pflegt, und preßt die so geriebenen Wurzeln aus.

Statt dieses langwierigen Reibens wird von einigen auch eine andere Methode vorgeschlagen: Man thut die Wurzeln ganz oder zerschnitten in einen leinenen Beutel, und bricht sie in selbigem unter einer starken eisernen Flachsbreche. Um den herauslaufenden Saft nicht zu verlieren, setzt man ein Gefäß unter die Breche, worin selbiger aufgefangen wird, und die so gebrochenen Wurzeln preßt man hernach völlig aus.

Dieser Vorschlag scheint indessen nur eine bloße nicht genug geprüfte Theorie zu seyn, und ist vielleicht noch nie mit Vortheil versucht; denn es würde nicht allein vieler Saft dabey verlohren gehen, sondern der Beutel möchte sehr bald zerstoßen werden. Indessen ist das Reiben eine sehr beschwerliche und langwierige Arbeit, und es wäre einem Hauswirth, der jährlich eine beträchtliche Menge Wurzeln zum Syrupp nützen will, lieber die Methode anzurathen, deren man sich in den Rheinländern zur Zerquetschung der zum Wein oder Essig bestimmten Aepfel bedient.

Es wird ein Trog verfertigt, der etwa acht Fuß lang, und anderthalb Fuß breit ausgehauen ist, und in solchen ein runder Stein wie ein Schleifstein hin und her gerollet, welcher die untergeschütteten Wurzeln genugsam zermalmt, ohne daß von dem Safte etwas verlohren geht. Die Größe des Steins ist ungefähr drittehalb bis drey Fuß im Durchmesser und drey Viertel Fuß dick, und die krumme Fläche desselben wird wie ein Mühlstein gereift gehauen.

Um diesen Stein im gedachtem Troge gehörig hin und her rollen zu können, ist durch selbigen eine eiserne Welle gemacht, die mit ihren En-

den, wie mit einem Paar Walzenzapfen, in zwey, nicht gar starken Seitenhölzern von ungefähr sechs Fuß lang eingelegt ist; diese sind an jedem Ende mit einem Queerholze verbunden, dessen beyde etwas überstehende Enden abgerundet sind, und zur Handhabe dienen, an welcher zwey Personen mit nicht gar großer Kraft den Stein im gedachten Troge hin und her ziehen können.

Wollte einer nur wenig Syrupp machen, und zu Anschaffung des Steines die Kosten nicht verwenden, der lasse nur einen Trog von beliebiger Größe, und aus einem harten Stück Holz einen Stößer verfertigen (in dem untern Ende des Holzes werden nur zwey Reifen geschnitten, welche sich durchkreutzen), mit selbigem kann man die Wurzeln, so klein als nöthig ist, zerstampfen. Beyder Arten bedient man sich zur Zerquetschung der Aepfel, und diese Methode ist gewiß besser, als das Reiben, weil dadurch die Saftröhren der Wurzeln völlig zerdrückt werden.

4) Wenn die Wurzeln auf eben gedachte Art entweder gekocht, gerieben, oder sonst zerquetschet und zermalmet werden, so füllt man etwas davon in einen kleinen leinenen Beutel, preßt es unter einer Wachs- oder Honigpresse aus, und fährt damit so lange fort, bis der ganze Vorrath ausgepreßt ist; man kann zwey solche Beutel machen, damit man unter dem Auspressen des einen, den andern wieder anfüllen könne. Auf die in der Presse zurück gebliebenen Theile oder Treber gießt man Wasser, damit sie nicht sauer werden, und bewahrt sie auf zum Futter für die Schweine. In Ermangelung einer solchen Presse bedient man sich eines Tubbens, in dessen Boden ein Loch ist. In solchen legt man einige Tonnenstäbe, oder andere dergleichen Hölzer, und auf selbige etwas

was Stroh, damit der Saft dadurch frey ablaufen kann; hierauf legt man den Beutel mit den dazu vorbereiteten Wurzeln, und auf diesen ein gereiftes Bret, welches man mit Steinen genugsam beschwert. Hierdurch wird der Saft eben so gut ausgepreßt, als unter einer ordentlichen Schraubenpresse. Wenn die Wurzeln vor dem Auspressen gekocht worden, so muß der Saft vor dem Einkochen durch ein Haarsieb gelassen werden, welches gleich beym Auspressen geschehen kann, wenn man den Saft gleich aus der Presse durch das Haarsieb in das untergesetzte Gefäß laufen läßt.

In Ermangelung einer Schraubenpresse bedient man sich auch folgender weniger kostbaren Presse mit gleichem Nutzen: Man läßt einen Trog etwa zwey Fuß lang und einen Fuß breit aushauen, und zwar auf der einen Seite etwas tiefer als auf der andern, auf der tiefsten Seite wird ein Loch schräge durch den Boden gebohrt, durch welches der ausgepreßte Saft abläuft, unter den Trog aber ein Paar Klötze gelegt, oder vier Füße gemacht, damit unter denselben ein Gefäß zu dem heraus laufenden Safte gesetzt werden kann. In diesen Trog legt man ein gereiftes und durchlöchertes Bret, und auf solches den Beutel mit den Wurzeln; auf diese wird ein Klotz, welcher genau in den Trog paßt, gelegt, und die Presse zugedrückt. Das Zudrücken geschieht folgendermaßen: Man läßt in einem Stender, wo die Presse ihren Platz haben soll, in gleicher Höhe mit derselben ein Loch schlagen, ungefähr drittehalb Zoll lang und breit, in dieses schiebt man das stärkste Ende eines etwa neun Fuß langen Hebebaums, so, daß solcher fest auf dem Preßklotze liegt, und drückt das andere Ende desselben nieder, hierzu wird wenig Kraft erfordert, und

man kann ein Kind dazu gebrauchen, auch ein nicht sehr schweres Gewicht daran hangen.

5) Der ausgepreßte Saft, in welchen man, wenn man will, noch klein geschnittene frische Citronenschalen einwerfen kann, wird alsdenn in einem Kessel oder Topfe auf schwachem Feuer so lange gekocht *), bis ungefähr $\frac{2}{3}$ eingesotten sind, oder der Syrupp so dick ist, als man verlangt; welches man mit ein wenig auf einem zinnernen Teller kalt gewordenen Syrupp versuchen kann **); die Zeit des Kochens läßt sich nicht genauer bestimmen, nur daß alsdenn weit weniger Zeit erfordert wird, wenn die Wurzeln ungekocht ausgepreßt worden.

Während des Kochens schäumet man (besonders wenn die Wurzeln vor dem Auspressen gekocht worden) den Saft ab, und wenn er aufsteigt, hindert man solches mit der Schaumkelle; auch muß man den schon etwas verdickten Saft fleißig umrühren, weil er sonst sehr leicht anbrennt, und dadurch seinen süßen Geschmack verliert; das Anbrennen wird auch durch das Einwerfen einiger großen reinen Glasscherben in etwas verhütet, weil selbige durch das Kochen auf dem Boden des Kessels in beständiger Bewegung erhalten werden.

Je stärker der Saft eingesotten wird, desto besser ist der Syrupp, man muß sich aber hüten, daß er nicht allzu stark verkocht, weil er alsdenn zu hart, und zum Gebrauche untüchtig wird.

6)

*) Zu Ersparung der Feuerung kann man in einem kleinen Kessel, sobald ein Beutel voll ausgepreßt ist, anfangen zu kochen, und den Saft, wie man ihn auspreßt, hinzu gießen.

**) Wenn der Syrupp kalt wird, so verdickt er sich sehr, und man kann aus der Ursache an dem kochenden Saft nicht sehen, ob er dick genug ist.

6) Wenn der Syrupp stark genug eingekocht ist, läßt man selbigen in hölzernen oder irdenen Gefäßen kalt werden, und bewahrt ihn in neuen Steintöpfen, die mit Blase oder Papier wohl verbunden werden müssen, an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf. Ist er gut, so kann er sich wohl zehn Jahre halten, und wird von Jahre zu Jahre besser.

In der Gegend um Quedlinburg und andern nahe angränzenden Gegenden ist dieser Syrupp schon lange Zeit unter dem Nahmen Möhrensaft bekannt gewesen, und wird daselbst an allen zu versüßenden Speisen, welche eine dunkle Brühe haben, statt des Zuckers gebraucht, welchem er an Süßigkeit völlig gleich kommt. Von vielen wird er auch statt Butter auf dem Brote gegessen.

Branntwein aus Möhren.

In dem Taschenbuche für Gutsbesitzer, herausgegeben von G. Brieger, 1797. S. 22. wird ein vortheilhaftes Verfahren angezeigt, wie man Branntwein aus Möhren erhalten kann, welches seines Nutzens wegen bekannter zu werden verdient. Die im Herbst ausgegrabenen frischen Möhren wogen, nach abgeschütteltem gröbsten Schmutze, 2112 Pfund. Man ließ sie auf einem Boden, einer Tenne, oder unter einem luftigen Schuppen drey Tage lang welken, wodurch sie am Gewicht etwas verlohren; dann schnitt man von den Wurzeln die dünnen Spitzen und Fasern und das grüne Kraut ab, und kochte diese ganze Quantität Möhren mit 126 Quart frischen Brunnenwassers, etwa drey Stunden lang, zu einem Brey, indem man die mürbe gekochten Möhren mit einem großen Holze im Kessel zerrieb. Nun wird

aus

aus den Möhren der Saft ausgepreßt, und dieser Saft, nebst der Brühe, darin man die Möhren gekocht hatte, mit etwas Hopfen gekocht, und nach fünfstündigem Knochen ins Kühlfaß gethan. Nachdem diese Brühe bis zum 66 Gr. Fahrenh. oder 15 Gr. Reaumür abgekühlt war, gab man der ganzen Masse 6 Quart Hefen. Sie gohr in einem mäßig warmen Zimmer 48 Stunden lang, und war nun bis auf 58 Gr. Fahrenh. oder 12 Gr. Reaum. abgekühlt, da denn die Hefen zu Boden fielen. Hierauf nahm man 48 Quart noch ungegohrnen Möhrensaft, von derselben Bereitung, erwärmte dieselbe und goß sie in die bereits gegohrne Möhrenbrühe, da sie abermals auf 66 Grad stieg und von neuem anfing, 24 Stunden lang zu gähren; und als sie nun auf 58 Grad wiederum gefallen, und die Hefen zu Boden gesunken waren, faßte man alles auf vier halbe Orhofte, welche Operation eine neue Gährung, während 3 Tagen, auf den Fässern zuwege brachte. So lange die Gährung vor sich gieng, mußte die Luft im Brauhause auf dem 44. und 46. Grade oder 6 Grad Reaum. von Wärme erhalten werden, welchen Grad der Wärme man bey kalter äußerer Witterung durch Heizen zu erhalten suchte. Die gegohrne Flüssigkeit destillirte man, und sie lieferte 200 Quart Vorbrand, welcher, nach einem nochmahligen Ueberziehen, 48 Quart starken Spiritus lieferte, welches gewiß eine sehr ansehnliche Quantität ist, indem 10 Pfund Möhren 1 Quart Vorbrand und 1 halbes Nößel Spiritus geben. Die Ueberbleibsel der ausgepreßten Möhren wogen noch 672 Pfund, welche, nebst dem abgeschnittenen Kraut und den Spitzen der Möhren, so wie auch 456 Quart Spülig, den Schweinen zu einem guten

ten Futter dienen, welches bey Berechnung des Nutzens auch mit in Anschlag gebracht zu werden verdient. Da ein Morgen Landes gewiß 16000 Pfund Möhren liefert: so würde man daraus 1000 Quart Vorbrand und 240 Quart starken Spiritus erhalten, wobey sich also ein Morgen Landes, der mit Möhren besäet wird, höher verinteressiret, als beym Fruchtbau; besonders verdient dieser Vorschlag befolgt zu werden, wenn Mangel an Getreide vorhanden ist.

S. Busch's Almanach oder Uebersicht der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten ꝛc. von Ostern 1796 bis Ostern 1797. oder zweyter Jahrgang. Erfurt bey Keyser 1798. 8. S. 575 ff.

Eben diese Vorschrift befindet sich auch in

Hochheimer's allgemeinem Haus- und Kunstbuch ꝛc. II Th. Leipzig 1797. 8. S. 98—89. III. Th. Leipzig 1800. S. 693—95.

Diese Anleitung Branntwein aus Möhren zu brennen, welche von dem vor einigen Jahren in Halle verstorbenen berühmten Joh. Reinh. Forster, Prof. der Naturgeschichte herrührt, und in noch mehreren Schriften abgedruckt ist, hat indessen an dem Herrn G. F. Wehrs in Hannover einen Prüfer gefunden, der manches dagegen einwendet, und dessen Berichtigungen man nicht übergehen kann. Er sagt *);

Das neue Substitut, welches Herr D. J. R. Forster im 38sten Stück (dieses Magazins von dem Jahre 1790.) zum Branntweinbrennen vorschlägt, sind die bekannten gelben Wurzeln, Möhren, Mohrrüben, oder Carotten (Daucus Carota. Linn.).

So wie es die Pflicht eines jeden guten Patrioten ist, seine Kenntnisse seinen Mitbürgern mitzutheilen, wodurch sie sich wichtige Vortheile in ihrer Wirthschaft verschaffen können, eben so sehr ist es Pflicht, dergleichen neue Vorschläge erst gehörig zu prüfen, und zu untersuchen, ob sie auch würklich den gerühm-

*) S. Hannov. Magaz. 1790. Col. 1529 ff.

gerühmten Vortheil gewähren; das Resultat davon aber früh genug seinem Mitbürger bekannt zu machen, ehe er noch durch seine Versuche im Großen in Schaden gesetzt ist.

Herr D. Forster giebt in obigem Aufsatze eine umständliche Anweisung, wie man den Carotten-Branntwein verfertigen müsse. Er sagt, daß 2112 Pfund vom Schmutze gereinigter Carotten 200 Quart Vorbrand geliefert haben, von welchem man nach einem nochmahligen Ueberziehen 48 Quart starken Spiritus erhalten, mithin hätten 10 Pfund Möhren ein Quart Vorbrand, und ein halbes Nössel Spiritus gegeben.

Der vom Herrn Forster gethane Vorschlag, aus Carotten Branntwein zu brennen, ist nicht neu. Noch kürzlich machte die Gesellschaft der Künste und des Ackerbaues in London bekannt, daß sie Versuche angestellt, aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, und daß diese Versuche gut ausgefallen wären. Eben diese Gesellschaft zeigte schon im Jahre 1775 ein gleiches von den Carotten an, und im Frühjahre 1773 wurde diese Nachricht der Landwirthschaftsgesellschaft in Celle von einem ihrer Mitglieder des engern Ausschusses mitgetheilt. Nach selbiger werden aus 20 Bushel Carotten (ungefähr 25 Himten) drey Gallons (oder 13 Quartier) Branntwein gewonnen, der so gut und wohlschmeckend seyn soll, wie Rum aus Zuckerrohr.

Der Anzeiger hat so, wie Herr Förster, der Landwirthschaftsgesellschaft nur die Vortheile des Carotten-Branntweins, nicht aber auch zugleich die dabey eintretenden Schwierigkeiten, und die den Gewinnst weit übersteigenden Unkosten angezeigt; und dieserwegen scheint es, als habe er entweder gar keine, oder nur Versuche im Kleinen gemacht.

Die Rechnung soll jetzt nach seiner eigenen Angabe, und zwar nur so niedrig wie möglich gemacht werden. Aus 15 Himten Carotten, sagt er, können 13 Quartier Branntwein gezogen werden. Wenn der Himten Carotten also nur ganz geringe wenigstens zu 3 mgr. gerechnet wird, da er doch im Durchschnitt vier, fünf, sechs mgr. kostet, so betragen

gen

gen 25 Himten	2 Rthlr.	3 mgr.	
Den Arbeitslohn schlage ich nur ganz gering an zu	—	13	—
Für Malz, welches dabey unentbehrlich ist, rechne ich	—	9	—
Für Geste zum Fermentiren	—	6	—
Für Blasenzins	1	—	—
Für Feuerung	1	—	—

Dreyzehn Quartier würden also zum allerwenigsten kosten 5 Rthlr. beträgt das Quartier 13 mgr. 6$\frac{6}{13}$ pf., wäre also gegen gegenwärtigen guten Kornbranntwein (der den von Carotten verfertigten doch immer an Geschmack und Stärke übertrift) beynahe 7 mgr. theurer, mithin würde der ganze Versuch zu weiter nichts dienen, als eine Sache unnöthiger Weise zu verschwenden, die zu einem nützlichern Gebrauche da ist. Ich will nicht einmal der Unkosten des großen kupfernen Gefäßes, worin 25 Himten Carotten eingekocht werden können, erwähnen, denn man könnte dagegen einwenden, daß man den Satz verringern könne, obgleich alsdenn wieder auf der andern Seite die Unkosten der Feurung und der Arbeitslohn erhöhet werden würden, anderer Inconvenienzien nicht einmahl zu gedenken, die einem Jeden, der nur ein wenig in der Oekonomie bewandert ist, schon bekannt sind.

Es ist möglich, fast aus jeder Frucht Spiritus zu ziehen; ja man kann auch aus dem Blute eines jeden Thieres dergleichen erkünsteln; aber die mehrsten Versuche dieser Art, laufen alle mit dem aus Kieselsteinen Gold zu machen, auf eins hinaus.

Weit vortheilhafter wie zum Branntweinbrennen, können wir unsere überflüssigen Carotten zur Bereitung eines Syrups nutzen, dessen Verfertigung uns Grotjan in seinem immerwährenden Gartenkalender von 1765. Seite 277 bis 280, die cobarger Auszüge vom Jahre 1752. Nr. 35. und mehrere lehren. Auf dem Eichsfelde, in Langensalze, in und um Quedlinburg, im Mecklenburgischen u. s. w. macht man dergleichen Carottensyrup, und gebraucht ihn nicht nur in der Haushaltung zur Versüßung der Speisen, sondern ißt ihn auch statt Butter oder Zwetschenmußes auf Brot geschmiert.

Funfzehn Wurzeln, welche ungefähr sechs Pfund wiegen, geben vollkommen ein Quartier Saft; dieser kocht in drey und einer halben Stunde, und der übrig bleibende Syrup beträgt ½ Quartier.

Daß sich an den gelben Saatmöhren, welche man den Winter über im Keller aufbewahrt, oben in den ausgeschlagenen Kronen, ordentlicher Möhrensame erzeugen solle, der, wenn er auf gut bereitetes Land gesäet wird, aufgehet und gute Möhren hervorbringt, wie es im Reichsanzeiger 1794 Col. 939 behauptet wird, ist wahrscheinlich eine Täuschung, die durch irgend eine flüchtige Beobachtung veranlaßt seyn mag. Man findet im Frühlinge an den Stängeln und Blättern verschiedener Kräuter und Gartengewächse, welche den Winter über gelegen und gemodert haben, ein kleines Pilzgewächs, das erst weiß, dann bräunlich, und endlich braunschwarz wird, und etwas größer als der gewöhnliche Kohlsame ist, ja wohl einen Durchmesser von 1 bis 1½ Linien erlangt. Dieses kleine Gewächs, welches Dickson Sphaeria Brassicae, Tode aber Sclerotium Semen nennt, haben Unkundige schon oft für wahren Kohlsamen angesehen, und einige wollen es auch ausgesäet und Kohlpflanzen davon erhalten haben. Wie wenig man in diesem Versuche aber glücklich zu seyn Hoffnung habe, ergiebt sich aus der einfachen Bemerkung, daß dieses kohlsamenähnliche Gewächs auf allen Arten von faulenden Kräutern, wo man es findet, immer ganz gleich gestaltet ist. Ich habe es wenigstens an Karteffelstängeln, Kohlstrünken ꝛc. immer ganz gleichförmig gefunden. Wie läßt sich nun vermuthen, daß alle diese Gewächse, die sonst doch so verschieden sind, ganz gleiche Samenkörper hervorbringen sollten? — Ich wünschte in dieser Hinsicht zu wissen, wie der Same,

den der Einsender jener Anfrage in dem Reichsanzeiger an den Möhren gefunden hat, beschaffen gewesen? Sehr wahrscheinlich werden es eben diese kleinen Pilze gewesen seyn; denn daß sich der so ausgezeichnet gestaltete Möhrensame bloß durch Fäulniß der Blätter sollte bilden können, wird kein Naturforscher glauben, so viele Beyspiele von sich fortpflanzenden Bulben und Knollen an lebendigen Gewächsen ihm sonst auch bekannt sind. —

Gelbe Möhren im Winter auf ein Artischockenbeet eingegraben, halten die Mäuse von den Artischockenpflanzen ab. S. im Art. Cynara, Th. 8, S. 491.

Dieselben um und neben Eicheln mit eingegraben, sollen die Mäuse ebenfalls von den Eicheln abhalten. S. im Art. Eiche, Th. 10, S. 238.

Zur nähern Kenntniß des Möhrenbaues, besonders des englischen, und der Benutzung der Möhren sind noch nachfolgende Abhandlungen zu empfehlen.

Ueber den Möhrenbau in England und Flandern. Aus dem Englischen von Lord Findleder. S. Oekonomische Hefte für den Stadt- und Landwirth. VIII B. III Heft März Leipzig 1797. S. 258—264.

Etwas von Möhren. Ein Schreiben an Arthur Young, von dem Prediger Carl Onley. Aus den Annals of Agriculture and other useful Arts, collected and published by A. Young. Vol. XII. p. 169 ff. S. Oekonom. Hefte. XIII. B. VI h. oder Decemb. 1799. S. 561—63.

Gesammelte Nachrichten über den Nutzen des Möhrenbaues zum Futter für Pferde und anderes Vieh. Aus The present State of Husbandry in Scotland. By Mr. Robert Wight, of Ormstown, East Lothian, Scotland; und Annals of Agriculture pp. by Young. Vol. I. p. 359 f. V. II. p. 124 f. und p. 137 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 539—548.

Bemerkungen über die Möhren. Vom Hrn. Mouron zu Calais. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. III. p. 8 f. S. Oekonom. Hefte. Jun. 1799. S. 548—551.

Ueber Möhrenbau und Werth der Möhren; von F. P. Eliot Esq. auf Shenstone Moß bey Litchfield. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IV. p. 414 ff. S. Oekonom. Hefte. Jan. 1800. S. 60—72.

Möhrenbau. Von dem Prediger Carl Onley zu Stisted-Hall. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. V. p. 414 f. S. Oekonom. Hefte. Febr. 1800. S. 166—171.

Ueber den Möhrenbau. Schreiben des Predigers Carl Onley an Arthur Young. Aus den Annals of Agriculture pp. Vol. IV. p. 652 ff. S. Oekonom. Hefte. Jul. 1800. S. 60—66.

Sonst gehören außer den schon genannten Schriften über den Anbau der Möhren auch insbesondere noch folgende hierher:

Oekonomische Nachrichten. IV. S. 577 ff.

Schriften der Berner Gesellschaft. 1767. II. S. 131 ff.

Möhre (Busch-), ein Nahme des gemeinen Kälberkropfs, Chaerophyllum sylvestre Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 11.

— (Carotten-), s. oben, S. 717.

— (cretische), ist ein Nahme der Gebirgs-Hirschwurz, Athamantha cretensis Linn.

— (Erd-), ein Nahme, welchen einige der Pflanzengattung Altragalus Linn., welche sonst Tragant heißt, beylegen. S. im Artikel Altragalus, Th. 2, S. 619.

— (Feld-), s. oben, S. 721.

— (französische), s. oben, S. 714.

— (frühe), s. oben, S. 717.

— (Früh-), s. eben daselbst.

— (Garten-), s. oben, S. 711.

— (gelbe), s. eben daselbst.

— (gemeine), s. eben daselbst.

Möhre (gemeine gelbe), s. oben, S. 711.
— (glänzende), s. oben, S. 714.
— (glattsamige), s. eben daselbst.
— (goldgelbe), s. oben, S. 711.
— (holländische), s. oben, S. 717.
— (Klingel- oder Klingen-), s. Zuckerwurzel, im Art. Merk, Th. 89, S. 61.
— (lange gelbe), s. oben, S. 721.
— (languedockische), s. oben, S. 714.
— (levantische), s. oben, S. 714.
— (mauritanische), s. oben, S. 713.
— (Nadel-), ein Nahme des langsamigen Kerbels, Scandix Pecten Linn. S. im Art. Kerbel, Th. 37, S. 27.
— (rothe), s. oben, S. 711.
— (Schnabel-), ist eben so viel als Nadelmöhre. S. hier oben.
— (stachelsamige), s. oben, S. 715.
— (weiße), s. oben, S. 711.
— (wilde), s. eben daselbst.
— (Winter-), s. oben, S. 718.
— (zahme), s. oben, S. 711.
— (Zahnstocher-), s. oben, S. 714.

Möhrenbau, s. oben, S. 715 fl.

Mohrenbauch, der Nahme einer Schnecke, welche zu den Porcellan-Schnecken gehört; Cypraea Caput serpentis Linn.

Mohrenbinde, oder Mohren-Turban, der Nahme einer Art Schnecken, welche Linné Murex Morio nennt.

Möhrenbranntwein, s. oben, S. 781. Hier will ich noch einige literärische Nachweisungen hinzufügen.

Hannöverisches Magazin 1773. Col. 978 fl.
Schwedische Abhandlungen. XXXVIII. S. 266.
Braunschweigische gelehrte Beyträge. 1773. Col. 207—216.

Sprenger's Calender. 1777. S. 39.
Die Hausmutter. IV. S. 69.
Nachrichten für den Nahrungsstand. I. S. 26.
Anzeige der leipziger ökonom. Societät. Michaelis-Messe 1788. S. 56.
Gothaische Handlungszeitung. 1790. S. 300.
Gren's Journal der Physik. II. B. 1790. 2. H. S. 163.
Piepenbring ökonomische Nützlichkeiten. III. S. 27.
Von Mons. In Crell's Annalen der Chem. 1795. 9. St. S. 294.

Mohrenbreme, der Nahme einer Breme, welche bey Linné Tabanus Morio heißt. Man findet sie in der Barbarey.

Möhrenbrey, s. im Art. Möhre, oben, S. 754.

Möhrenessig, s. im Art. Möhre, oben, S. 754.

Möhreneyerkuchen, s. im Art. Möhre, oben, S. 771.

Mohrenflügel, der Nahme eines Schmetterlings, Papilio Ancaea Linn.

Möhrengemüse, s. oben, S. 770.

Mohrengrau, s. unter Grau, Th. 19, S. 787.

Mohrenhuhn, der Nahme einer Art Fasane, welche von den Mohren auf der Insel Masambique zu uns gebracht worden; Phasianus Morio Linn.

Mohrenjahr, s. im Art. Jahr, Th. 28, S. 604.

Möhrenkaffee, s. im Art. Möhre, oben, S. 755.
Vom Möhrenkaffee geben auch folgende Schriften einige Nachricht:
Leipziger Intelligenz-Blatt. 1779. S. 37.
Hannov. Magaz. 782. 37. St. Col. 589.
Gothaisches Wochenbl. 2r Jahrg. S. 89.
Leipziger Magaz. 1781. S. 340.
Schubart ökonom. cameral. Schriften. I. S. 112.
Oekonom. Portef. III. S. 248.
Wittenb. Wochenbl. 1796. 19. St.

Möhrenkoch, in den Küchen, ein Koch, d. i. eine aufgelaufene Speise, welche aus zerriebenen gelben

Möh-

Möhren, Eyern, Semmel und Butter bereitet wird. S. im Art. aufgelaufener Koch, Th. 2, S. 736.

Mohrenkopf, eine im gemeinen Leben übliche Benennung verschiedener Arten Thiere, welche einen schwarzen Kopf haben. So wird ein weißes Pferd oder Eisschimmel, welches einen schwarzen Kopf und schwarze Füße hat, ein Mohrenkopf genannt. Eine weiße Taube mit einem schwarzen Kopfe führt gleichfalls diesen Nahmen, so wie auch eine Art Blaukehlchen oder vielmehr Grasmücken, welche eine schwarze Platte auf dem Kopfe hat; Motacilla atricapilla Linn., in einigen Gegenden auch Mönch, Schwarzkopf ꝛc.

Möhrenkuchen, oder Carotten-Kuchen. Reibet rein geschabte Carotten oder gelbe Mohrrüben auf einem Reibeisen recht klar, und da sie viel Wasser oder Saft bey sich haben, müssen sie in einer Pfanne oder Kasserolle ganz trocken abgerühret werden. Schlaget hierauf fünf Eyer dazu, und haltet mit dem Rühren so lange an, bis sie ganz treuge sind. Schüttet sie nun in eine Reibesatte, rühret sie darin glatt ab, und thut etwas über dem Feuer zergangene nicht sehr gesalzene Butter, nebst zehen Eyern, unter stetem Umrühren, dazu. Nehmet ferner noch zehen Eyerdotter, etwas in Milch eingeweichte, und wiederum wohl ausgedrückte Semmel, und rühret dieses nebst drey Viertelpfund Zucker eine gute Viertelstunde unter einander. Schüttet endlich diesen Teig in einen zubereiteten blechernen Reif, setzet ihn in einen Ofen, oder in eine Tortenpfanne, daß er gemächlich abbacken könne.

Je süßer und röther die Carotten oder Mohrrüben sind, desto lieber sind sie zu Kuchen zu nehmen. Man muß sie nach dem Abschrapen nicht

ins Wasser werfen, damit ihr Süßes nicht ausgezogen werde.

Wenn man will, kann man auch Korinthen und fein gehackte Mandeln, nebst Zimmt, unter den Teig ganz zuletzt mengen, damit die erstern Gewürze nicht klein gerieben werden.

Weil die Mohrrüben, wenn sie groß und süße geworden sind, eine sehr wenig geachtete Speise in den meisten Häusern abgeben, so wird der Carotten-Kuchen nur in die dritte Klasse der Kuchen gesetzet; ob er schon werth wäre, daß er, um seines guten Geschmacks und seiner Dienlichkeit halber, den Kuchen vom zweyten Range zugezählet würde. In solchem Range wird er von vielen gegessen, die seine Bestandtheile nicht wissen. Sobald man ihnen aber Carotten oder Mohrrüben nennet, so verliert er gleich seinen Rang. Uebrigens aber kann dieser Kuchen sowohl warm als kalt gegessen werden.

Mohrenkümmel, s. unter **Kümmel** Th. 55, S. 28. und **gemeine Möhre**, oben, S. 711.

Mohrenland, ein jedes Land, welches von Mohren, d. i. sowohl von ganz schwarzen, als auch von braunen Menschen bewohnt wird. In engerer Bedeutung und ohne Plural pflegte man ehedem **Aethiopien** nur **Mohrenland** zu nennen, welche Benennung aber wegen der Vieldeutigkeit des Wortes **Mohr** jetzt veraltet ist.

Möhrenmus, s. oben, S. 752 und S. 768.

Mohrenmütze, eine Art Taucher mit einem schwarzen Kopfe und Halse und einer oberhalb weißen Haube, welche sich in Nordamerika aufhält; Mergus cucullatus Linn.

Möhrenöhl, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 767.

Mohren-Papillon, ein Tagschmetterling, welcher im

im Linnéischen Systeme den Nahmen Papilio Phereclus führt und in Amerika gefunden wird.

Mohrenpfeffer, s. unter **Pfeffer**.

Möhrensaft, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 751. 752. 768. und S. 773.

Mohrensalbey, s. **ungarische Salbey** in S. Es ist Salvia Aethiopis Linn.

Möhrensame, von der medicinischen Kraft desselben, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 767.

Mohrenschwarz, eine gedämpfte schwarze Farbe, welche neben dem Braunen auch ein wenig Blaues in ihrer Mischung hat. S. Prange's Farben-Lexicon, S. 538 und Taf. 31. n. 49--64.

Möhrensuppe, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 771.

Möhrensyrupp, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 768. 773 und anderwärts, wo vom Möhrensafte die Rede ist.

Mohrentaube, eine weiße Taube mit einem schwarzen Kopfe, s. im Art. **Mohrenkopf**.

Möhrentorte, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 772.

Möhrentrank, s. daselbst, S. 773.

Mohren Turban, s. **Mohrenbinde**, oben, S. 789.

Möhrenworkost, s. im Art. **Möhre**, oben, S. 768.

Mohrenwachs, so nennt man diejenigen Wachstafeln, welche sich oben im Stocke befinden, und eine braune ins schwarze fallende Farbe bekommen.

Mohrenwasserhuhn, s. unter **Wasserhuhn**.

Mohrenweitzen, so nennen einige die Pflanzengattung Melampyrum; s. **Kuhweitzen**, Th. 54, S. 697.

Mohrenzopf, Plica polonica, s. **Weichselzopf**.

Mohrerde, s. im Art. 3 **Mohr**, oben, S. 705.

Mohrfahrer, so heißt in und um Bremen ein Schiffer, welcher den Torf aus dem Mohre die Weser herauf nach der Stadt führet.

Mohrgras, eine Art **Riedgras**, welche in den

Mohren und Sümpfen wächst; Carex caespitosa Linn

Mohrgrund, ein mohriger Grund.

Mohrhirse, richtiger **Mohrenhirse**, eine Art des Honiggrases, Holcus Sorghum Linn. S. im Art. **Gras**, Th. 19, S. 742. Nach Herrn Adelung belegt man auch einige andere Arten der Gattung Holcus mit diesem Nahmen, nähmlich Holcus saccharatus, H. Halepensis und H. bicolor Linn.

Mohrhirsenbrot, s. in dem eben genannten Artikel, S. 744.

Mohrig aus Mohr oder Sumpf bestehend, Mohr enthaltend. **Ein mohriger Boden.**

Möhringie, Moehringia, eine Pflanzengattung, welche in die zweyte Ordnung der achten Classe des Linnéischen Systems, Octandria digynia gehört, und wovon bis jetzt nur eine Art, M. muscosa, bekannt ist, welche in den Alpen des südlicheren Europas wächst aber klein und unbedeutend ist.

Mohrische Figuren, in der Baukunst, s. **Arabesken**, in den Supplement-Bänden.

Mohrische Münze, Cypraea Moneta, eine etwa einen Zoll lange **Porcellan-Schnecke**, die besonders auf den Maldivischen Inseln häufig gefunden und von da in ganzen Schiffsladungen verführet wird, um einigen mohrischen Völkern als Scheidemünze zu dienen.

Mohrländereyen, Gegenden, die ganz oder zum Theil aus Mohrgründen und Sümpfen bestehen. S. 3. **Mohr** und **Sumpf**.

Mohrmeier, in einigen niedersächsischen Gegenden, ein Meier, welcher in einem Mohre wohnt.

Mohrmeise, 1. in einigen Gegenden ein Nahme der **Sumpfmeise**, welche auch das **Mohrvögelchen** genannt wird. S. im Art. **Meise**, Th. 88, S. 26.

2. An andern Orten führt die Schwanzmeise diesen Nahmen. S. daselbst, S. 29.

Mohrpflanze, Pflanzen, welche in mohrigen und sumpfigen Gegenden wachsen, und nachdem sie verfaulet sind, den Torf liefern. S. unter Torf.

Mohrquappe, eine Art des Kabliaus, welche im Dänischen Moerquabbe, oder Krollquabbe genannt wird; Gadus Mustela Linn.

Mohrrübe, ein Nahme der angebaueten Spielarten der gemeinen Möhre; andere legen der ganzen Möhrengattung diesen Nahmen bey. S. den Art. Möhre, oben, S. 710 fl.

Mohrrübenbau, Mohrrübenbranntwein, Mohrrübenbrey, Mohrrübenessig ꝛc. ꝛc. s. **Möhrenbau, Möhrenbranntwein** ꝛc. ꝛc. oben, S. 789. fl.

Mohrschnepfe, eine allgemeine Benennung aller derjenigen Schnepfen, welche sich gewöhnlich in Sümpfen und Mohren aufhalten, und wohin die Doppelschnepfe, Himmelsziege, Haarschnepfe, und Rietschnepfe gehören, zum Unterschiede von den Waldschnepfen.

Mohrseide, Eriophorum Linn. s. Flachsgras im Art. Gras, Th. 19, S. 750 fl.

Mohrstein, Moraststein, s. Modererz, oben, S. 586.

Mohrtorf, s. unter Torf.

Möhrung, so heißt im Oesterreichischen ein Canal zur Ableitung eines Mohres oder Moraste.

Mohrvogel, 1. eine im Niedersächsischen übliche Benennung eines Wasserhuhnes, Fulica Linn. Engl. Moorhen. S. Wasserhuhn. 2. Die braune Grasmücke wird von einigen das Mohrvögelchen genannt; vielleicht wegen ihrer braunen Farbe. 3. In andern Gegenden führet die Mohrmeise diesen Nahmen.

Mohrvogt, im Niederſ. der Vogt, oder Aufſeher eines Torfmohrs.

Mohrwaſſer, eine Art des Sumpfwaſſers, welches über einem mohrigen oder torfigen Boden ſtehet, **Bruchwaſſer**; zum Unterſchiede von dem **Moderwaſſer**. — Durch zufällige Ausgrabung ſehr gut erhaltener menſchlicher Körper im Torfmohr, wo ſie, allen Umſtänden nach, Jahrhunderte gelegen, hat man entdeckt, daß das Mohrwaſſer beſſer, wie alle andere koſtbare Arten zu balſamiren, dienen könne, Mumien zu bereiten. Die näheren Umſtände ſind indeſſen noch nicht gehörig ins Licht geſetzt worden. Aus eben dieſem Grunde hat man den Verſuch gemacht, das Mohrwaſſer zum Gärben des Leders anzuwenden, wovon in den Supplement-Bänden das weitere nachzuſehen iſt.

Mohrweitzen, ſ. **Mohrenweitzen**, oben, S. 793.

Mohrwurz, ſ. **Paſtinak**.

Mohur, der Nahme einer Münze in Calcutta in Bengalen. Man hat daſelbſt **Gold-Mohurs**, à 16 Sickca Rupien, 1 Sickca Rupie à 12 Annas. Ein **Viertel-Gold-Mohur** iſt $3\frac{1}{8}$ Grän ſchwer, und gilt 4 Silber-Rupien.

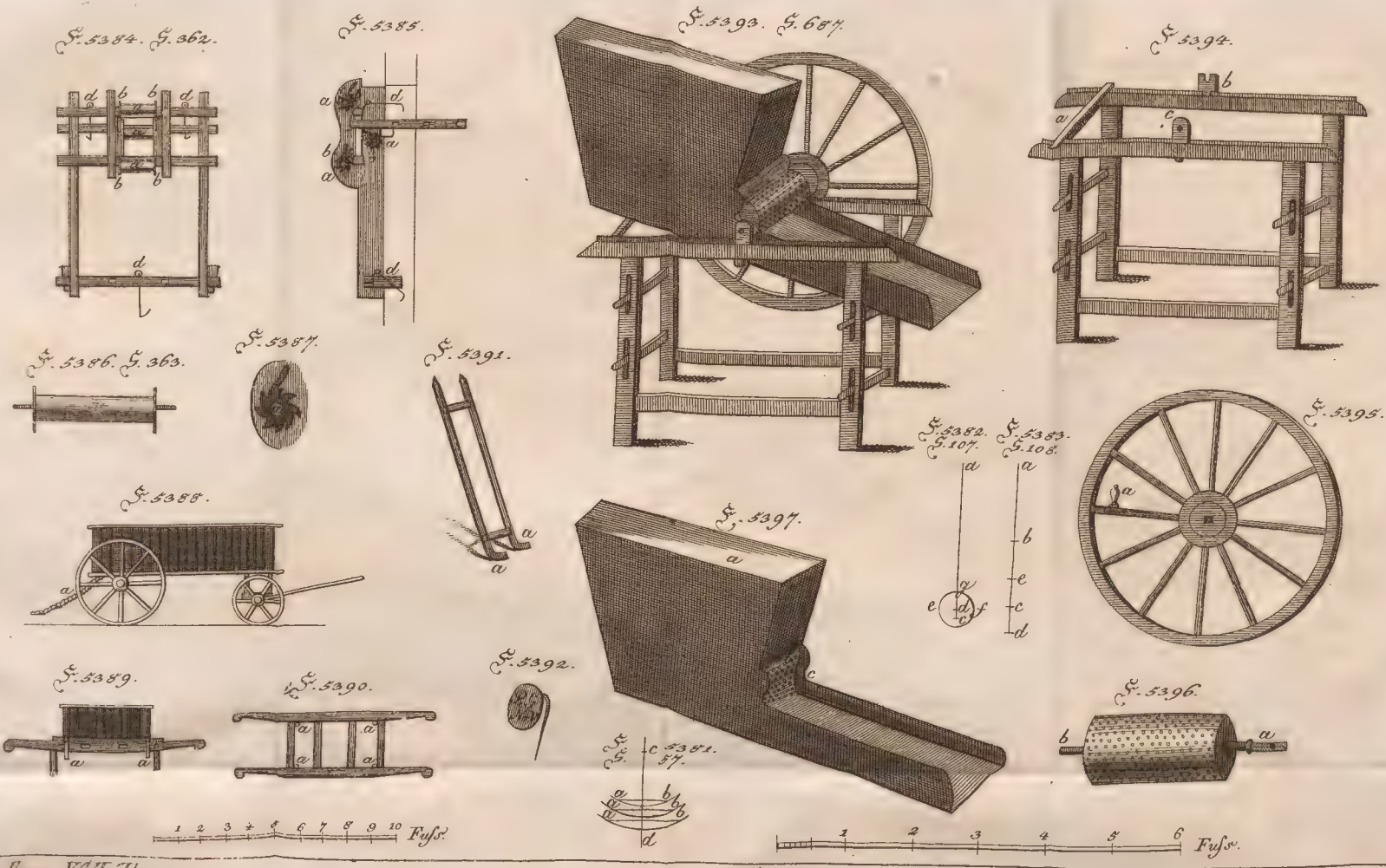
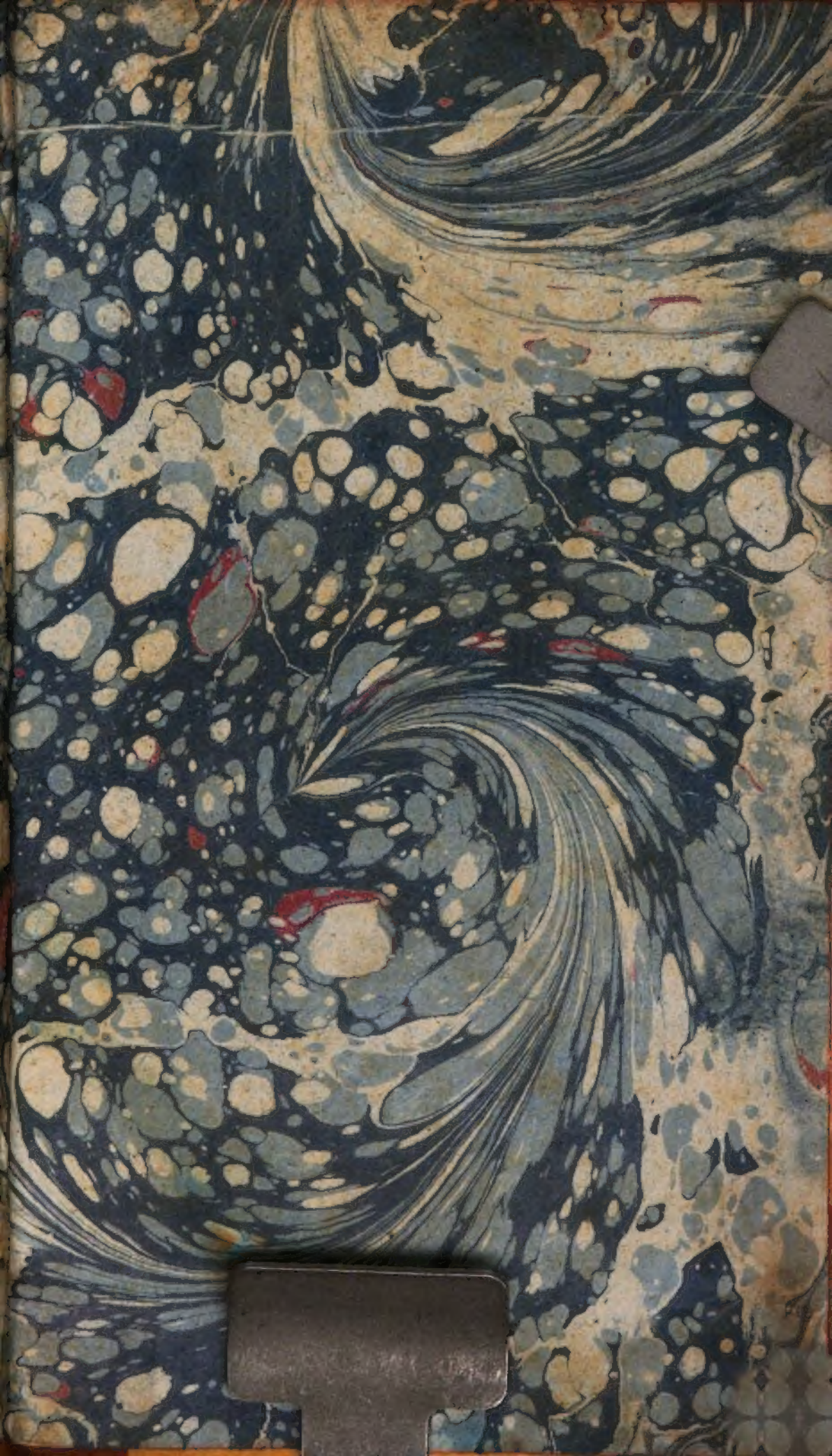
S. Journal für Fabrik, Manufactur ꝛc. Auguſt, 1797. S. 120 und Tab II. wo ein Viertel-Gold-Mohur mit arabiſchen und perſiſchen Buchſtaben abgebildet iſt.

Ende des zwey und neunzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

Die Tabellen werden, nach Anweiſung der darauf befindlichen Seitenzahlen, im Buche ſelbſt befeſtigt.



Oec. Enc. XCII Th.